Staatl. Bibliothek
Regensburg
85

Hist. pol. I 292/4

Bemerkung.

1. Jedes Mitglied, welches ein Buch mit sich ... Hau..., ist für dasselbe haftbar.

... Buch darf länger als 8 Tage behalten wer... und ... jedes Mitglied verpflichtet, nach Verlauf ... selben ... nach Hause mitgenommene, in reinlich und ... erhalten ... Zustande in das Lesezimmer zurückzubringen.

1679

Bibliothek-Ordnung.

…es Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist …, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurück… oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nach…

…r dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur … gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. …ten.

…es Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder …em Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden … und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des … oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein … der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

…rlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

SBR069026457368

3021

Populäre
Weltgeschichte

vom

Anfange der historischen Kenntniß bis zur Gegenwart.

Zweite Auflage.

GEWERBS=VEREIN.

Vierter Band.

Leipzig,
Theodor Thomas.

[ca. 1846]

G 72/998

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt des vierten Bandes.

Dritte Abtheilung.

Geschichte des Mittelalters. Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung von Amerika.

Seite

I. Fortsetzung des Abrisses der Geschichte des chinesischen Reiches.
Die vier Dynastien während dem Nan=pe=tschao . 1
Die Sui und die Tangs 7

II. Fortsetzung der Geschichte des ost= und weströmischen Reichs.
Gratian, Beherrscher des weströmischen, und Valens des oströmischen Reichs 19
Einfall der Hunnen in Europa 20
Gratian und Valentinian II. herrschen im weströmischen und Theodosius im oströmischen Reich . . . 24
Honorius im weströmischen und Arcadius im oströmischen Reich 32
Theodosius II. im oströmischen Reich 42
Valentin III., Kaiser im Abendlande 46
Marcianus, Kaiser im Morgenlande 52
Die Kaiser bis auf Romulus Augustulus 58
Odoacer erobert Italien 62
Theodorich der Große 65
Anastasius, Kaiser im Orient 67
Justinus 70
Justinian 72
Totilas 84
Justinians Nachfolger 91

III. Die deutschen und nordischen Völker.
Ende des fünften Jahrhunderts 98

Seite

IV. Stiftung der fränkischen Monarchie.
Chlodowig 104

V. Mahomed 111

VI. Fortsetzung der Geschichte der Franken.
Die Majores Domus (Hausmeyer) 120

VII. Die Araber erobern Spanien 123

VIII. Das Reich der Longobarden und das griechische Kaiserthum 128

IX. Verbreitung des Christenthums in Deutschland.
Bonifacius, Apostel der Deutschen 134
Pipin bemächtigt sich des fränkischen Throns . . . 137
Karl der Große 139
England bis zu diesem Zeitraum 150
Ludwig der Fromme 151
Lothar, Karl der Kahle und Ludwig III, der Stammler. Zunehmende Macht der Päpste bis 879 . . . 158
Die Normänner fallen in Frankreich ein. Alfred der Große in England 166
Verfall des fränkischen Reichs. Deutschland 878—954 170

X. Das deutsche Kaiserthum.
Von Heinrich dem Vogelsteller bis Heinrich III. . . 180

XI. Die nordischen Reiche Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland 195

XII. Frankreich 206

XIII. England und Dänemark, Spanien und Arabien 209

XIV. Das griechische Kaiserthum.
Trennung der griechischen und lateinischen Kirche . . 218

XV. Die Päpste 227
Die Normänner erobern England 232
Kaiser Heinrich IV. und Gregor VII. 235
Wilhelm der Eroberer und Philipp I. von Frankreich 247
Heinrich V. 254

Seite

XVI. Die Zeiten der Kreuzzüge 262
Konrad III. und Lothar II., Beide erwählte Kaiser. Die Päpste Innocenz II. und Anaclet 274
Der zweite Kreuzzug 279
England unter Heinrich II. (Plantagenet) 280
Kaiser Friedrich I. Barbarossa 285
Dritter Kreuzzug. Saladin. Friedrichs I. Tod. Richard. Heinrich VI. 299
Die nordischen Reiche Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland 304
Italien und die pyrenäische Halbinsel 316
Innocenz III.; Johann ohne Land; der vierte Kreuzzug. Errichtung der Inquisition 322
Kaiser Friedrich II. Die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. 333
Konrad IV., der heilige Ludwig, Heinrich III. von England, Ende der Kreuzzüge. Rudolph von Habsburg. Konradin von Schwaben wird hingerichtet . . . 340

XVII. Die sicilianische Vesper, Spanien, Frankreich, England, Schottland und der Kirchenstaat bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts 373

XVIII. Begebenheiten in Asien bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Dschingis-Chan 394

XIX. Die Kaiser Adolph von Nassau, Albrecht I. und Heinrich VII. 402

XX. Frankreich, England, die Schweiz, der Kirchenstaat und Neapel bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts 418

XXI. Ludwig V. von Bayern, Günther von Schwarzburg und Karl IV., deutsche Kaiser 441
Karl V. von Frankreich; Peter von Castilien; Ende Eduards III. 469
Das Papstthum im vierzehnten Jahrhundert; vierzehnjährige Kirchenspaltung durch zwei Päpste; Begebenheiten in Frankreich und England 478
Die deutschen Kaiser Wenzeslaus und Ruprecht . . 490

Seite

XXII. Begebenheiten im funfzehnten Jahrhundert.
England und Frankreich; Kirchenversammlungen zu Pisa, Kostnitz und Basel; Johannes Huß, Karl VII. von Frankreich; Johanna d'Arc, Johanna II. von Neapel 501

XXIII. Die nordischen Reiche Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Preußen (vom dreizehnten bis zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts) 525
Das Haus Hohenzollern 539
Ungarn und Böhmen 546

XXIV. Das Ende des griechischen Kaiserthums; die Osmanen; Eroberung von Konstantinopel 556

Dritte Abtheilung.

Geschichte des Mittelalters.

Von der großen Völkerwanderung bis zur Entdeckung von Amerika.

(375 bis 1492 nach Chr. Geb.)

I.

Fortsetzung des Abrisses der Geschichte des chinesischen Reiches.

(Von 400 bis ungefähr 900 nach Christi Geburt.)

Wir sind bei der Geschichte von China da stehen geblieben, wo die achte Dynastie der chinesischen Herrscher und das Nan-pe-tschao oder das Reich von Süden und Norden und mit ihm die mittlere Geschichte China's beginnt.

Die vier Dynastien während dem Nan-pe-tschao.

Liu-yu, als Kaiser Kao-tsu-vuti, den wir schon kennen und dem der schwache Kong-ti die Herrschaft abgetreten hatte, war der erste Regent der achten Dynastie.

Die Unruhen hatten während der Herrschaft der Tsin nicht aufgehört; unter der Regierung der ihnen folgenden Dynastien war es noch weit schlimmer. Das Reich wurde zerstückelt. Bei der Thronbesteigung der Dynastie der Song zählt man in Nordchina allein sechs Königreiche, die bald alle den Yuen-uwey, die zu den Tartaren gehören, unterthan sind. Diese theilen sich in der Folge, und bilden zwei Reiche, welche man das Nan-pe-tschao nennt.

Die achte kaiserliche Dynastie war Zeitgenosse der ersten merovingischen Könige; sie begann mit dem Jahre 420 unserer Zeitrechnung. Liu-yu, als Kaiser Kao-tsu-vuti genannt, regierte nur kurze Zeit. Seine Klugheit und Mäßigung, seine Milde gegen Bedürftige und seine Strenge gegen die Betrüger und Priester, welche sich von der Leichtgläubigkeit des Volkes zu mästen suchten, hätten ihn zu einem guten Regenten gemacht, wenn ihn eine falsche Politik hinsichtlich der Tsin nicht zu sehr ungerechten Handlungen und Grausamkeiten verleitet hätte. Obgleich seine Herrschaft schon hinlänglich befestigt war, hielt er sich doch erst dann für sicher, als der letzte Kaiser ermordet war, den er tief zu betrauern vorgab.

Bei der Nachricht von dem Tod des Kao-tsu-vuti bestieg dessen Sohn Chao-ti den Thron. To-pa-sse, Fürst von U-wi, wollte auf Kosten des mittäglichen China's sein Reich vergrößern; nachdem er sich Lo-yangs bemächtigt hatte, scheiterte aber sein Vorhaben an den festen Plätzen, welche Mao-te-tso und andere Offiziere des Kaisers gut vertheidigten. Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens kostete dem To-pa-sse, der vor Kummer starb, das Leben. Allein dessen Nachfolger, To-pa-tao, der, nachdem er einen großen Theil der Tartaren unterjocht hatte, eben so siegreich gegen die Hias war, erhob sich zu einem gefürchteten Nebenbuhler des mittäglichen Reiches, mit welchem die Hias ein Bündniß schlossen, das aber ihren Untergang nicht verhindern konnte.

Ein anderer Sohn Kao-tsu's, Uen-ti, verordnete im Jahr 435 die Zerstörung aller Tempelthürme, welche fremde Sektirer in sehr vielen Dörfern erbaut hatten. Auf der andern Seite jagte sie To-pa-tao, nachdem er einen Monat lang die Lehren eines ihrer berühmtesten Gelehrten gehört hatte, alle aus seinem Staate. Dieser Befehl wurde mit großer Strenge vollzogen, besonders nachdem man bei dem Eindringen in einen

Tempel dieser Sektirer ihre Bonzen angetroffen hatte, wie sie sich daselbst den ausschweifendsten Vergnügungen überließen, welche ihnen ihr eigenes Gesetz verbot, und dabei einen großen Waffenvorrath fand. To=pa=tao sagte nun, daß diese Menschen einem Staate höchst gefährlich seien und verfuhr ohne alle Schonung gegen sie; dennoch sah sie die kommende Generation wieder im Lande.

Im Jahr 449 brach endlich der Krieg zwischen den beiden großen Staaten, welche sich in China theilten, mit großer Erbitterung aus; allein bald darauf werden die Regenten der beiden Staaten ermordet, und die innern Unruhen zwingen zur Einstellung der äußern Feindseligkeiten, jedoch nur für den Augenblick. Dem neuen Monarchen, U=ti, gelingt es, auf kurze Zeit und durch friedliche Mittel, den Einfluß der Großen unschädlich zu machen. Auch der Herrscher von U=wi sucht in seinem Reiche die Ruhe wieder herzustellen und nöthige Reformen zu bewerkstelligen; er will in allen seinen Staaten den Wein verbieten, als die Hauptursache des Uebels, welches die meisten Unordnungen hervorbringt und politische Streitigkeiten unterhält. Allein vergeblich; selbst die Religion würde die Chinesen nicht dazu bringen, den starken Getränken zu entsagen, und sie trinken besonders sehr viel Reis= und Hirsebranntwein und andere Liqueure, von denen sie kein Mensch abbringen kann. Nachdem U=ti eine Rebellion glücklich bezwungen und 3000 Menschen in einer mit Sturm genommenen Stadt hatte niedersäbeln lassen, führte er den Gebrauch wieder ein, daß ein kaiserlicher Arm die Felder bepflügen muß, deren Produkte dem Chang=ti dargebracht werden.

Kao=ti, der Gründer der Dynastie Tsi, bestieg 480 den Thron, auf dem er jedoch nur zwei Jahre saß und dann starb. Sein Tod war ein großes Unglück für das Reich, denn er hatte alle Eigenschaften eines trefflichen Regenten. Er hatte mit dem Herrscher

von U-wi einen Krieg zu bestehen. Diese Dynastie konnte sich nur 23 Jahre erhalten, und hatte während dieser Zeit mit fortwährenden Unruhen zu kämpfen.

Leang-u-ti, den man als den Gründer einer neuen Herrscherfamilie betrachtet, gehörte eigentlich zur Familie der Tsi. Er verordnete neue Ceremonien und Feste zu Ehren des Confucius, nachdem einige Jahre vorher To-pa-hong, Herrscher von U-wi, ähnliche gestiftet hatte. Dieser, statt einen seiner Großen, einen Verschnittenen, für betrügerische Handlungen und begangenen Unterschleif mit dem Tode zu bestrafen, wie es die Gesetze verlangten, verordnete, daß man ihm, so lange er lebe, den Titel eines Fürsten des Betrugs beilegen solle.

Bald entzündete sich der Krieg wieder zwischen den beiden Staaten, die ziemlich von gleicher Stärke waren; allein das Heer derer von U-wi war kampfgeübter, weil es öfters mit mehreren Tartarstämmen im Krieg gewesen, welche U-wi bedrohten. Dieser Umstand war jedoch für das Reich im Süden vortheilhaft, dessen Truppen in der Vertheidigung fester Plätze geübter waren, in welchen sie meistens lagen. Die Prinzessin Hu-chi war jetzt mit der höchsten Macht in U-wi bekleidet, allein sie war der Sekte des Fo so sehr zugethan, daß sie sich sogar vorgesetzt hatte, in ein Kloster zu gehen. Die Ho-chang benutzten ihre Frömmigkeit, um sie zum Bau eines Tempels zu bereden, in welchem 1000 von ihnen reichlich unterhalten werden sollten, und dem sie neun pyramidenförmige Thürme geben wollten, die 900 Fuß Höhe haben sollten. Einer der Prinzen machte ihr eine Vorstellung, um sie von diesen Dingen abzubringen, und sagte unter Anderm in derselben, daß seit dem kürzlich erfolgten Tode eines der Häupter der Ho-changs, das vieler Verbrechen überwiesen worden war, man schon 500 Tempel erbaut habe, um diese Betrüger zu befriedigen, deren Absicht keine andere sei, als im Wohlleben auf

Kosten der Leichtgläubigkeit zu schwelgen und ihre Tage im Müßiggange und fauler Ruhe hinzubringen. Diese fromme Regentin aber ließ sich in ihrem Glauben nicht irre machen, vergiftete dagegen den eigenen Sohn, um ihre Herrschaft und Macht zu erhalten; endlich aber kam sie in einer blutigen Revolution um, welche ihr abscheuliches Leben herbeigeführt und zum Ausbruch gebracht hatte. Der Kaiser Leang-u-ti aber ging noch weiter, als sie, zu Gunsten der Pagoden und ihrer Priester; ja er zog sich nach elf Jahren sogar in ein Kloster zurück und nahm die Regeln der Ho-changs an, was die Großen des Reichs für eine Erniedrigung und für ein allgemeines Unglück ansahen. Der Monarch aber hatte sich ganz in die Hände dieser Pfaffen gegeben, welche ihm erst dann erlaubten, das Kloster wieder zu verlassen und die Zügel der Regierung zu ergreifen, nachdem er ihnen eine große Summe Goldes gegeben hatte, worauf er nach dem Willen des Volkes von Neuem die Zügel der Regierung ergriff. Aber es dauerte nicht lange, so verfiel der blödsinnige Regent wieder in die nämliche Schwäche, und mußte sich abermals durch große Summen von den unverschämten Pfaffen, die sein Gewissen ängstigten, los und sündenfrei kaufen. Diese Unverschämtheit der Bonzen brachte zwar alle vernünftigen Menschen gegen sie auf, gab ihnen aber auch zugleich die Mittel in Händen, sich Anhänger zu machen und mehr Schwachköpfe in Kontribution zu setzen, wobei sie der einfältige Kaiser immer in Schutz nahm. Unter einem so schwachen Fürsten hätte das Reich bald seinem Untergange entgegen gehen müssen, allein als einer der besten Feldherren China's, Kao-hoan, der die Absicht hatte, Leang-u-ti zu entthronen und ihn seiner Neigung gemäß für immer in einer Pagode einzusperren, eine Niederlage erlitt, verkürzte jener aus Kummer seine Tage, bevor er sein Projekt ausführen konnte. Allein bald darauf gelingt es seinem Lieutenant

Heu-king, sich der Hauptstadt und des Kaisers zu bemächtigen; er läßt aber doch das Reich bestehen und die Herrschaft an Leang-u-ti's Erben übergehen, nachdem der Kaiser bald darauf aus Gram starb.

Der Herrscher von U-wi suchte vergeblich aus diesem Unfrieden Vortheil zu ziehen. Im Norden von China wüthete damals ein Krieg zwischen zwei mächtigen halb barbarischen Völkerstämmen. Eine Horde derselben zeigte sich im Jahr 545 drohend an China's nördlichen Grenzen, während deren Gegner von dem mächtigen Chan von Tu-kiueh, Muhan genannt, der von dem kaspischen Meere bis zu der Nord- und Ostsee seine Herrschaft ausdehnte, geschwächt wurden. In Europa haben wir keine Begriffe von der Eroberung solcher weiten Räume.

Im Jahr 557 stürzte ein gewisser Yu-uen-kio, der vorgab, von dem Kaiser Chin-nong abzustammen, die Dynastie der To-pa vom Thron, auf welchem er sich selbst nur kurze Zeit erhalten konnte. Dasselbe Jahr sah auch noch das Ende der kaiserlichen Familie des Le-ang.

Tchin-pa-sien, Gründer der Dynastie der Tchin, ließ den Kaiser King-ti umbringen, nachdem er ihn noch vorher gezwungen hatte, ihm die Krone abzutreten. Diesem Usurpator, der nicht ohne glückliche Eigenschaften war, folgte sein Sohn Uen-ti; dieser würde sich jedoch nicht lange auf dem Thron erhalten haben, obgleich er Talente und Verstand hatte, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Eintracht, welche zwischen den Tsi und den Tche-u bestand, und die sich beide um ein Bündniß mit dem oben erwähnten mächtigen Chan Muhan bemüht hatten, zu stören. Dieser Eroberer hatte nicht Zeit gehabt, ernstliche Angriffe gegen China zu unternehmen, sonst würde es diesem Lande gewiß schlimm ergangen sein. Er theilte sein ungeheures Reich unter seine beiden Söhne und starb 572. Erst im Jahre 582 überschritten die Tu-kiueh die große

Mauer, 400,000 Mann stark; dennoch hatte dieser Einfall keinen großen Erfolg.

Nach dem Tode des Sohnes des Tchin-pa-sien wurden Versuche gemacht, die Familie des Le-ang wieder auf den Thron zu bringen. Als aber der Kaiser Fuen-ti sah, daß der Prinz Tche-u den Fürsten Tsi fast vernichtet hatte, wollte er mit dem Sieger theilen und begehrte zwei Provinzen: allein die Truppen, welche er abgeschickt hatte, seiner Forderung Gewicht zu geben, wurden geschlagen, und der Prinz Tche-u würde jetzt schon ganz China unter seine Herrschaft gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte, als er gegen die Tu-kiueh marschirte, um deren Vordringen ein Ziel zu setzen. Zehn Jahre später wagte es ein Prinz von Sui, Yang-kien, Aehnliches zu unternehmen, und stellte 500,000 Mann in das Feld. Sein Feldherr, Ho-ju-pi, ging über den Kiang, und der Kaiser zitterte in seiner Hauptstadt, die auch bald darauf genommen wurde. Man zog den Monarchen aus einer Cisterne, in der er sich mit seinen Weibern und seinem Sohne aus Furcht versteckt hatte. Der Regent von Sui ist jetzt Herr des ganzen Reiches, und mit ihm beginnt 590 die zwölfte Dynastie der Chinesen.

Die Sui und die Tangs.

Zwölfte und dreizehnte Dynastie.

Jetzt ist China unter einem Scepter vereinigt. Yang-kien, der den Namen Tsu-uen-ti annimmt, scheint durch seine Thaten den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen zu verdienen. Indessen war er, wie chinesische Geschichtschreiber versichern, ein harter und jähzorniger Regent, der weder Wissenschaften noch Bücher liebte, sehr mißtrauisch war und nur in der List und Schlauheit sein Heil suchte. Von den vielen

Kollegen und zahlreichen Schulen, die seit 6—700 Jahren errichtet waren, ließ er nur das einzige kaiserliche bestehen. Die Vereinigung des ganzen Reiches unter einem Scepter machte das Land nicht viel glücklicher, die Mißvergnügten suchten fortwährend seine Ruhe zu stören, und nur wenig alte Mißbräuche wurden abgeschafft; jedoch hatte es das Gute, daß die benachbarten Völker, besonders die Tartaren, dasselbe nicht mehr anzugreifen wagten und sogar Gesandte schickten, ihre Ergebenheit zu versichern. Nicht so der Herrscher von Corea, der sich ziemlich feindselig zeigte; eben so die Tu-kiueh, welche den Chinesen durch ihre fast jährlich wiederholten Einfälle und ihre Räubereien viel zu schaffen machten.

Yang-kiens Sohn, Yang-ti, der seinem Vater in der Regierung folgte, und den man häufig den chinesischen Sardanapal nennt, liebte eben so sehr die Pracht, als sein Vater die Einfachheit geliebt hatte. Zwei Millionen Menschen mußten auf seinen Befehl an der Verschönerung und Vergrößerung der Stadt Lo-yang arbeiten, und einen Palast erbauen, zu dem nur Steine, Marmor und Holz verwendet wurden, welche aus den entferntesten Gegenden herbeigeschafft werden mußten. Um deren Herbeischaffung zu erleichtern, ließ er entfernt liegende Flüsse durch fast endlose Kanäle verbinden, und noch jetzt zieht man großen Nutzen durch diese Communication. Allein diese Arbeiten kosteten vielen Tausend Menschen das Leben, welche mit unmenschlicher Härte behandelt wurden. Er ließ auch zwei neue Wälle oder Mauern an den Grenzen der nördlichen Provinzen aufführen. Zugleich ließ er es sich große Summen kosten, um fremde und weit entfernte Völker zu vermögen, ihm ihre Huldigung darzubringen; allein dafür hatte er das Vergnügen, ganz China zu zeigen, wie sehr man auch im Ausland seine Macht fürchtete und rühmte, und daß er gewissermaßen auch Herr der ganzen Tartarei sei. Damals

zählte man in China an 9 Millionen Familien, wie dessen Geschichtsschreiber anführen, welche immer eine Bevölkerung von 100 Millionen Seelen ausmachen konnten.

Der König der Inseln Lieh=u=Kie=uh hatte die Verwegenheit, die Zahlung des Tribut zu verweigern; Yang=ti sandte sogleich eine zahlreiche Flotte ab, ihn zu seiner Pflicht zurückzubringen; doch erkannten sich diese Inseln erst weit später förmlich für tributpflichtig von China.

Yang=ti versammelte ein ungeheures Heer, um sich Corea zu unterwerfen, was ihm aber in zwei Feldzügen mißlang, das zweite Mal hauptsächlich wegen Mangels an Lebensmitteln. Die dritte Expedition wollte er nun in Person befehligen. Einer seiner Höflinge suchte ihn jedoch vergeblich davon abzuhalten, indem er ihm vorstellte, daß ein so kleiner König als der von Corea seines erhabenen Zorns und seiner höchst eigenen Bemühungen gar nicht würdig sei. Der König vertheidigte sich aber mit sehr viel Muth und Umsicht, und zu gleicher Zeit bedrohten Rebellen die Hauptstadt Lo=yang selbst. Der Kaiser eilte nun schnell nach China zurück, das Heer verlassend, und die Rebellion ward durch den Tod des Hauptes der Anführer bald beendigt. Jetzt wollte Yang=ti um jeden Preis Corea unterwerfen, und es gelang ihm auch diesmal, die Truppen des Königs zu schlagen, der nun um Frieden bat. Da sich aber derselbe seinem Verlangen gemäß nicht zu ihm begeben wollte, so würde er sogleich den Krieg von Neuem begonnen haben, wenn die Unzufriedenen im eigenen Reiche den Kaiser nicht zu schaffen gemacht und ihn verhindert hätten, sich abermals zu entfernen. Er widmete sich nunmehr den Wissenschaften und dem Emporkommen der Kultur des Landes. Auf einer Reise in die nördlichen Provinzen wäre er beinahe von zwei Tartaren gefangen worden, wenn ihn die List eines jungen Menschen, Sohn des Li=

yuen, der bald darauf die Dynastie der Tang gründete, nicht gerettet hätte. Yang-ti war von der Leidenschaft, mit einem großen Pomp und Gefolge zu reisen, befallen, was unermeßliche Summen kostete und viele Mißvergnügte machte, welche zur Ausführung ihrer rebellischen Absichten sich den Beistand fremder Horden erbaten. Niemand wagte es, den Kaiser von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen, so sehr fürchteten selbst seine treuesten Diener seinen wüthenden Jähzorn, in welchem er ohne Ausnahme opferte, was ihm in den Weg kam.

Li-yuen, der Vater des jungen Menschen, Li-chi-min genannt, der, 16 Jahre alt, schon den Yang-ti von der Gefahr des Gefangennehmens befreit hatte, erregte jetzt, von eben diesem Sohne unterstützt, einen Aufstand und machte außerordentliche Fortschritte. Auch seine Tochter, Li-chi, war ihm dabei sehr behülflich, und vereinigte mehr als 10,000 Streiter unter ihrer Fahne. Nachdem er sich zum Herrn von Tchang-nyan gemacht hatte, rief er den jungen Yang-yeu zum Kaiser aus und erklärte sich selbst zum Regenten des Reiches, indem er dem Yang-ti nur den Titel eines ersten Kaisers ließ. Li-chi-min befestigte durch neue Siege die Macht seines Vaters noch mehr, und schon in den folgenden Jahren wurde der Thron förmlich an den Usurpator Li-yuen abgetreten, der unter dem Namen Kao-tsu Kaiser ward, während der alte Regent sich den Weibern und dem Weine ergab. Er kam in einem Aufruhr in seinem Palaste um und die Mandarinen ernannten an seine Stelle einen gewissen Yang-tong, der nach wenig Monaten gezwungen war, den Giftbecher zu leeren, und vor seinem Ende den Himmel noch auf den Knien bat, ihn doch ja nicht mehr als Kaiser auf die Welt kommen zu lassen.

Kao-tsu, der nun Alleinherrscher war, und viel Unglück durchgemacht hatte, regierte, durch Erfahrung klug gemacht, mit viel Vorsicht. Sein Sohn Li-chi-min

trug sehr viel zur Beruhigung des Reiches bei; er hatte nicht nur einen Mitbewerber um den Thron, den furchtbaren Quang-chi-tchong, überwunden, sondern auch ein großes Tartarenheer gänzlich vernichtet. Im Jahr 624 waren die Tangs in ganz China anerkannt. In seinem Alter erlangte jedoch eine fanatische Sekte, die über 100,000 Mitglieder beiderlei Geschlechts zählte, einige Macht über den schwach werdenden Kao-tsu und verleitete ihn zum Aberglauben.

Der Neid der Brüder Li-chi-mins war auf dem Punkt, eine abermalige Theilung des Reichs zu veranlassen. Auf dessen besonderes Ersuchen hatte der Vater seinen ältern Bruder zu seinem Nachfolger bestimmt; da er aber sah, daß man damit umging, den jungen Helden zu vergiften, so beschloß er, ihm die Kaiserstadt selbst mit einem großen Gebiete abzutreten, um ihn vor Gefahren sicher zu stellen. Allein seine Brüder ruhten nicht und hatten wiederholt versucht, ihn zu tödten, wurden aber selbst die Opfer ihrer abscheulichen Absichten, und Kao-tsu ernannte noch bei seinen Lebzeiten den Li-chi-min zum Regenten. Dieser, als Kaiser auch Tai-tsong genannt, begann mit sehr wohlthätigen Reformen, indem er 3000 Weiber aus dem Palast jagte; man hatte deren unter mehreren Kaisern mehr als 10,000 daselbst gesehen. Unter den vielen Kebsweibern waren nur drei Königinnen, deren Söhne thronfähig waren, obgleich die Kinder der Kaiserin noch den Vorzug vor ihnen hatten, wenn es besondere Umstände nicht anders bestimmten. Allein ein Regent aus dem Hause Tchin hatte einmal fünf Kaiserinnen zu gleicher Zeit ernannt. Ein gewöhnlicher Chinese darf aber nur in dem Fall ein Kebsweib nehmen, wenn seine Frau unfruchtbar ist.

Die Tu-kineh glaubten, daß die Feste, welche man dem neuen Kaiser zu Ehren veranstaltet hatte, eine günstige Gelegenheit zu neuen Einfällen seien, und zeigten sich, 100,000 Mann stark, an der Grenze. Aber

die Festigkeit des jungen Herrschers machte ihre Pläne scheitern und sie zogen sich zurück, ohne daß Blut geflossen wäre. Man beschwor beiderseits den Frieden und opferte dabei ein weißes Pferd, weil der Kaiser selbst zugegen, und das alsdann Gebrauch war.

Tai-tsong regierte mit viel Weisheit, übte beständig seine Truppen, belohnte Beamte, Gelehrte und Offiziere reichlich, wenn sie sich auszeichneten, ließ sich das Wohl des Volkes angelegen sein, und handhabte strenge Gerechtigkeit. Er erließ ein Gesetz, welches verordnete, daß ein zum Tode verurtheilter Mensch nicht eher hingerichtet werden dürfe, bevor man dem Kaiser drei Tage hinter einander das Urtheil vorgelesen habe und ohne daß seine Richter diese drei Tage nüchtern zugebracht hätten. Dieser Kaiser stiftete auch eine große Bibliothek und umgab sich mit Räthen und Mandarinen, deren Rechtschaffenheit und Kenntnisse über allen Tadel erhaben waren. „Habt ein Vaterherz für das Volk," wiederholte er ihnen täglich, „denn seiner Arbeit verdanken wir die Kleider, die wir tragen, und die Speisen, die uns nähren; alles Unglück des Staates entsteht nur aus der Unzufriedenheit und dem Mißvergnügen der Völker." Da er fand, daß es viel zu viel Große und Mächtige im Reiche gab, so ließ er nur den Würdigsten und Verdienstvollsten ihren Rang und setzte alle Andern drei Stufen tiefer. „Ich bin nur das Haupt aller Familien," sagte er, „und kann nicht zugeben, daß die Einen von dem Schweiße der Andern leben. Wer nur ein Amt bekleiden will, damit es ihn gemächlich ernähre, ist dessen nicht würdig. Ueber uns ist Hoang-tien (der erhabenste Himmel), der Alles sieht, was wir thun, und Alles weiß, was wir denken."

Im Jahre 629 war Tai-tsong, trotz des Friedensvertrags, doch genöthigt, ein Heer gegen die Tukiueh zu senden, welches vollkommen siegreich heimkehrte; zwölf Jahre später fielen Tartaren in das Land,

wurden aber übel heimgeschickt. Damals soll China, nach seinen Geschichtschreibern, von Osten nach Westen an 700 Meilen breit und von Süden nach Norden an 1400 lang gewesen sein, die ihm zinspflichtigen Länder, welche zum Theil jetzt Rußland unterworfen sind, mit einbegriffen. Um das unermeßliche Reich besser regieren zu können, hatte es Tai-tsong in zehn Tao (große Provinzen) eingetheilt.

Vom König von Corea beleidigt, marschirte er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen dieses Land, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln und Munition unverrichteter Sache wieder heimkehren, was ihn sehr traurig machte. Als er sich immer schwächer fühlte und sein Ende herannahen sah, setzte er für den Unterricht seines Sohnes weise Lehren und Instruktionen auf, und gestand in denselben offenherzig alle die von ihm selbst begangenen Fehler und daß auch er nicht ohne Schwäche gewesen sei. Allein er verdiente vollkommen die allgemeine Theilnahme, die man ihm erwies, und die bei seinem Tode in einen großen Schmerz der Völker ausbrach, und wenig Regenten hat es gegeben, die diesem chinesischen Titus glichen.

Leider war dies nicht mit seinem Sohne der Fall, der die erhaltenen Lehren schlecht befolgte, obgleich er sich Kong-tseh-tais-seh, d. h. Großmeister der Lehren, nannte. Ein abscheuliches Weib wußte ihn völlig zu beherrschen und seine natürliche Gutmüthigkeit zu untergraben. Dennoch geschah unter seiner Herrschaft, was zwei früheren Kaisern unmöglich war, nämlich Corea zu überwinden. Li-tsi, der erste Feldherr seines Jahrhunderts, besiegte im Vereine mit noch einem Feldherrn die Coreer 688; dagegen war man auf den entgegengesetzten Grenzen um so weniger glücklich und verlor ein großes Gebiet. Die böse Kaiserin U-heu, welche nach dem Tode des alten Kao-tsong

noch mehr Macht an sich riß und kühner wurde, ließ Alle tödten, welche ihr im Mindesten im Wege waren, und kleine, durch ihr Verfahren erregte Aufstände benutzte sie, um Ströme von Blut zu vergießen. Sie hatte sogar die Frechheit, sich mit den priesterlichen Gewändern, die bei den Ceremonien des höchsten Opfers dienten, zu schmücken, was bis jetzt nur der Kaiser selbst hatte thun dürfen. Bald erklärte sie sich für eine Tochter des Fo und sagte, sie sei vom Himmel selbst gesandt, um über die Menschen zu herrschen. Allein ungeachtet dieser hohen Sendung gelingt es ihr nicht einmal, das Reich ihrem Enkel zu hinterlassen, sondern noch während ihren Lebzeiten setzte man den wirklichen Thronerben, den sie in ein düsteres Gefängniß hatte sperren lassen, wieder in seine Rechte ein. Allein Tchong-tsong, eben so schwach wie sein Vater, gestattete seiner Gattin, Uei-chi, in die Fußstapfen der alten Kaiserin zu treten, die sich ihm aber selbst so verhaßt machte, daß er endlich damit umging, ihr die zugestandene Macht wieder zu nehmen. Sie aber vergiftet ihn und kommt sodann selbst in einem Aufstande um. Indessen erhielt sich diese Dynastie noch lange auf dem Throne, jedoch ganz ruhmlos, und die ewigen Intriguen der Weiber, Großen und Verschnittenen machen den Hof eben so ehrlos, als die Regierung schwach. Eine Zählung, die man unter dem Kaiser Hioen-tsong vornahm, gab das Resultat, daß mehr als zehn Millionen zahlreiche Familien in beinahe 2000 Städten wohnten, und daß das Reich an 800,000 Mann Truppen in das Feld stellen konnte.

Im Jahre 763 fielen die Tu-fan, 300,000 Mann stark, in China ein, verheerten fast alle Provinzen und plünderten sogar die Hauptstadt. Die Annalen des Reiches berichten, daß die Verwüstung so groß war, daß man beinahe 36 Millionen Menschen weniger in China zählte, als zehn Jahre früher; indessen mag wohl

eine furchtbare Epidemie dabei mitgewirkt und das Ihrige zu dieser unglaublichen Verminderung gethan haben.

Im Jahr 780, unter der Regierung des Kaisers Te-tsong, hatten nestorianische Priester, die schon 145 Jahre früher in China, mit asiatischen Bonzen verwechselt, eingedrungen waren, und die sich selbst klüglich Bonzen von Ta-tsin (Rom oder Palästina) nannten, ein christliches Monument in der Provinz Chen-si errichtet, welches man im Jahr 1625 wieder aufgefunden und ausgegraben hat. Diese Priester hatten unter Tai-tsong und Kao-tsong die Erlaubniß zur Erbauung einiger christlichen Kirchen erhalten und werden in den chinesischen Annalen Bonzen, aus Westen gekommen, genannt, wie alle Priester, die sie für Götzendiener halten.

Einer der Kaiser, Hien-tsong, ließ sich von indischen Bonzen einen Trank eingeben, der ihn unsterblich machen sollte. Als er die zweite Dosis davon genommen hatte, starb er an demselben in der Blüthe seines Alters. Sein Sohn, hierdurch nicht klüger gemacht, nahm vier Jahre später dasselbe Mittel der Unsterblichkeit und starb daran in seinem dreißigsten Jahre. Noch mehrere Kaiser fielen als ein Opfer dieses tödtenden Trankes der Unsterblichkeit, und die listigen Bonzen wußten sich immer so gut aus der Schlinge zu ziehen, daß ihr Kredit dadurch nicht gemindert wurde und alle Einfaltspinsel zufrieden waren.

Die Verschnittenen hatten wieder einen solchen Einfluß erlangt, daß der Kaiser Uven-tsong, der die ungeheuren Mißbräuche abstellen wollte, und doch nichts gegen sie zu unternehmen wagte, seine Zuflucht zu Vergiftungen zu nehmen für gut fand; Andere wollte er ermorden lassen, allein diese Mittel dienten nur dazu, ihre Gewalt noch mehr zu befestigen, und der Kaiser mußte sich wieder unter das Joch der Verschnittenen fügen, das jetzt noch viel härter und unausstehlicher als früher war. Nach seinem Tode verfügten sie zum

Nachtheil seines Sohnes über das Reich und gaben es seinem Bruder. Dieser verfolgte, verbrannte und ächtete viele Bonzen, besonders die von Ta-tsin. 44,000 Pagoden von den verschiedensten Kulten wurden niedergerissen und der Erde gleichgemacht, die Bildsäulen eingeschmolzen und über 250,000 Mönche und Nonnen wurden säkularisirt und mußten wieder in die Welt ohne alle Hülfe und sehen, wie sie sich fortbrachten.

Indessen ging die regierende Familie ihrem Untergange entgegen. Der junge Kaiser Hi-tsong war ganz in den ehrgeizigen Händen einiger Großen und Verschnittenen. Von allen Seiten brachen gefährliche Aufstände aus. Einer der Aufrührer, der am meisten zu der Erniedrigung der Tangs beitrug, Hoang-tsao, bemächtigte sich Tchang-ngans und ließ sich zum Kaiser ausrufen. Das Blut floß in allen Straßen und er sagte höhnisch: „Diese Blutströme sind nöthig, um die Kaiserstadt rein zu waschen." Allein man vergoß auch das seinige, ohne daß jedoch die Ruhe im Reiche wieder hergestellt wurde. Mehrere Aufrührer suchten Theile desselben an sich zu reißen und es zu zerstückeln. Der eine, Kao-pien, verwüstete Ssutchuen, ein Anderer, Tsin-tsong-kiuen, verheerte Ho-nan und Chan-tong, und ein Verschnittener hielt die kaiserliche Person unter seiner Zuchtruthe. Thu-mei, ein Großer, wollte den Prinzen Li-yun zum Kaiser machen.

Nach einer 15jährigen unglücklichen Regierung starb Hi-tsong, ohne Söhne zu hinterlassen. Die Großen wollten den Li-pao zu seinem Nachfolger machen, der allerdings nicht ohne Fähigkeit war; allein der Verschnittene Yang-fu-kong behauptete, daß der Kaiser auf seinem Sterbebette einen andern seiner Brüder zu seinem Nachfolger bestimmt habe, der auch den Thron unter dem Namen Tchao-tsong bestieg. Dieser mußte, nachdem er drei Jahre lang in der größten Abhängigkeit

von diesem Verschnittenen regierte, endlich dessen offenbare Rebellion bezwingen.

Ein mit dem Hofe und seiner tollen Wirthschaft mißvergnügter Offizier von niederem Range hätte im Jahre 894 beinahe die kaiserliche Familie vom Throne gestürzt, die sich nur mit der äußersten Mühe noch dreizehn Jahre auf demselben erhielt und diese Frist nur der Tapferkeit und Festigkeit des Li-ke-yong zu verdanken hatte, den der Kaiser nicht liebte, der aber die Rebellen niederschlug und verfolgte, und dessen Sohn Li-tsim-hiu noch glücklicher in seinen Unternehmungen war.

Einige Gewaltstreiche, die sich der Kaiser Tchao-tsong erlaubte, als er sich auf der Jagd betrunken hatte, gaben dem Verschnittenen Lieu-ki-chu einen Vorwand, sich seiner Person zu bemächtigen, um ihn seiner kaiserlichen Würde zu entsetzen, ohne daß es jedoch schien, als wollte er sich an der übrigen Familie des Kaisers vergreifen. Seine Absicht ging dahin, einen ganz jungen Prinzen unter seiner unumschränkten Vormundschaft zu haben, und nach Lust und Gefallen in und mit dem Reiche schalten zu können. Tchao-tsong fand jedoch bald Hülfe, mehrere Personen nahmen sich seiner an und stritten sich sogar um die Ehre, ihn zu befreien. Allein wüthende Bürgerkriege waren die Folge dieser Versuche, welche Haß und Rache entflammten und Vertilgung und Verheerung verbreiteten.

Der Kaiser wurde in Fong-siang belagert, wo ihn Li-men-tchin und die Verschnittenen vertheidigten oder vielmehr festhielten, und die Lebensmittel waren in der unglücklichen Stadt so selten, daß man das Pfund Menschenfleisch mit schwerem Gelde aufwog und verkaufte.

Der Kaiser, durch Tchu-veng endlich befreit, wechselt nur sein Joch; sein Befreier, der fürchtet, daß man ihm denselben entführen möchte, läßt seine Garde

tödten, und giebt ihm nun eine ihm ganz ergebene; zugleich läßt er die Stadt Tchang=ngan der Erde gleich machen und führt den Monarchen nach Lo=yang ab. Bald darauf wird der unglückliche Fürst ermordet und sein 13jähriger Sohn folgt ihm auf dem blutigen Throne. Auf Tchu=vengs Befehl werden dessen andere Söhne alle erwürgt, der damit endigt, sich selbst die Krone aufzusetzen, nachdem er auch den Letzten der Tangs in Jahresfrist hatte tödten lassen. Dieser grausame Wütherich hatte indessen mit entsetzlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihn fast alle Statthalter der Provinzen und die Großen den Gehorsam versagten. Es entstanden sogleich mehrere unabhängige Königreiche, und die furchtbarste Verwirrung, in deren Gefolge die blutigsten Metzeleien und Bürgerkriege waren, herrschte im ganzen unglücklichen Reiche, dessen Fortbestehen jetzt wieder eben so problematisch und zweifelhaft war, als tausend Jahre früher nach dem Falle der Thsine.

So standen die Sachen in China beim Beginn des zehnten Jahrhunderts. Wir kehren nun wieder zur Geschichte des römischen Reiches zurück und werden den Faden der chinesischen erst später wieder ergreifen, wenn wir in der übrigen Geschichte an diesen Zeitpunkt gekommen sein werden.

II.

Fortsetzung der Geschichte des ost- und weströmischen Reichs.

Gratian, Beherrscher des weströmischen, und Valens des oströmischen Reichs.

375 Jahre nach Christi Geburt.

Gratian, der älteste Sohn des Valentianus, war schon in seinem neunten Jahre zum Mitkaiser ernannt worden und jetzt sechzehn Jahre alt. Der Dichter Ausonius, sein Erzieher, hatte ihn mehr zur Frömmigkeit und den Wissenschaften angehalten, als mit den, einem Regenten nöthigen Kenntnissen und Pflichten bekannt gemacht, was dem Dichter auch wohl nicht gut möglich gewesen sein mag. Uebrigens besaß er bei sehr guten Eigenschaften auch eine unvergleichliche Schwäche, welche ihn, durch seine Umgebungen verleitet, große Ungerechtigkeiten und Fehler begehen ließ. Das Heer gab ihm seinen Bruder, Valentianus II., zum Reichsgehülfen, ein vierjähriges Kind, das er wie seinen Sohn liebte. Gratian fing seine Regierung mit einer schreienden Ungerechtigkeit an. Er ließ zu Karthago den berühmten Comes Theodosius hinrichten, der eben in Afrika die Empörung eines maurischen Königs gestillt, vorher Großbritannien gerettet, sich bei allen Gelegenheiten als die beste Stütze des Reichs bewiesen hatte, und die Ehre seiner Triumphe noch durch das Verdienst der Bescheidenheit erhöhte.

Valens machte den Orient unglücklicher, siegte zwar über die Gothen und erlangte auch Vortheile über die Perser, wurde aber bald übermüthig und grausam. Haß und Verschwörungen blieben nicht aus. Theodorus, einer seiner Sekretaire, ein ehrwürdiger und geliebter Mann, ließ sich von einigen Wahrsagern täuschen, die ihm die Krone verhießen, und wurde das Opfer seiner thörichten Leichtgläubigkeit. Diese Verschwörung gab zu schrecklichen Hinrichtungen Gelegenheit. Die Unschuldigen starben mit den Schuldigen.

Einfall der Hunnen in Europa.

Dieses furchtbare Volk, von dem ein Geschichtschreiber erzählt, daß es einer Vermischung des Teufels mit Zauberinnen seinen Ursprung verdanke, und von dessen Dasein man in Europa bis jetzt nichts wußte, war in China schon über 2000 Jahre vor Chr. Geburt bekannt. Die Hunnen bewohnten an der nordischen Grenze von China einen Strich Landes von 500 Meilen, von Westen nach Osten bis zu den mantsewschen Tartaren, und 300 Meilen von Norden nach Süden bis an Tibet und die große chinesische Mauer. Diese Hunnen waren von einem gräßlichen und wilden Ansehen; lebten von rohen Wurzeln, oder vom Fleische, das sie auf den Rücken ihrer Pferde mürbe geritten hatten; betrachteten jede verschlossene Wohnung als ein Grab; irrten mit ihren Heerden über Berge und durch Wälder herum; führten ihre Familien auf Wagen bei sich; waren fast immer zu Pferde, und fochten nie zu Fuße; hatten eine bewundernswürdige Geschicklichkeit mit dem Bogen zu schießen, selbst im Fliehen; wußten von keinen Ehegesetzen; kannten keine andere Tugend, als unerschrockene Tapferkeit und seltene Treue in Haltung ihrer Zusage; begingen beständige Streifereien auf dem Gebiete ihrer Nachbarn, und suchten mit großer Begierde Länder zu erobern, die von der Natur mehr

begünstigt waren, als ihre Wüsteneien. Die chinesischen Kaiser hatten die große, etwa 400 Meilen lange Mauer erbaut, um sich vor ihren Anfällen in Sicherheit zu setzen. Kurz, sie waren das schrecklichste Produkt der Tartarei.

Unter ihnen entstanden innerliche Kriege, in welchen die nordischen Hunnen überwunden wurden und nach den westlichen Gegenden flüchteten. Viele Horden vereinigten sich in der Gegend Sibiriens. Da nun herumziehende Völker, welche die abendländische Tartarei überfielen, sie gegen Süden verjagten, gingen sie über die Wolga. Sie griffen die Alanen an, die um den Palus Mäotis wohnten, ihnen gleich eine nomadische Nation, die zwar aus besser gebildeten und nicht so wilden, aber doch barbarischen Völkern bestand, welche ihre Feinde, nachdem sie dieselben getödtet hatten, schunden, und von der Haut, die sie ihnen sammt dem Kopfe abnahmen, Stalldecken für ihre Pferde machten. Die Alanen zerstreuten sich, einige diesseits, andere jenseits des Dons, und nach Andern gegen die Donau. Das weitläufige Land zwischen der Wolga und dem Don ward von den Hunnen eingenommen; aber sie blieben daselbst nicht lange.

Voll Begierde nach neuen Eroberungen, setzten sie über den Don, hieben die Alanen und Barbaren in der Nachbarschaft nieder, oder zwangen sie, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie vertrieben darauf die Ostrogothen jenseits des Borysthenes (des Dniepers) und des Dniesters. Endlich griffen sie die Visigothen an, und jagten sie bis an die Donau zurück.

Die Gothen, deren König Hermannrich seine Eroberungen von der Donau bis zum baltischen Meere ausgebreitet hatte, wurden von Schrecken überfallen, indem sie sich die Hunnen als Ungeheuer vorstellten, welche kämen die Menschen zu verschlingen, und dachten deshalb darauf, einen Zufluchtsort gegen ihre Wuth zu suchen. Fast 200,000 Visigothen fanden sich am

Ufer der Donau ein, und beschworen die Römer, ihnen den Uebergang zu erlauben und sie zu Unterthanen des Reichs aufzunehmen, das sie mit ihrem Blute wider alle Angriffe zu vertheidigen versprachen. Man schickte zum Kaiser, um dessen Befehle einzuholen. Valens, dem der Gedanke schmeichelte, Herr einer ganzen kriegerischen Nation zu werden, und dem es nicht einfiel, daß aus diesen neuen Unterthanen gar leicht die fürchterlichsten Feinde werden könnten, ließ ihnen, doch mit der Bedingung, daß sie jenseits der Donau, vor ihrem Uebergange über den Fluß, ihre Waffen ausliefern sollten, in Thracien Ländereien anweisen, sich daselbst niederzulassen. Aber die Römer ließen sich mehr angelegen sein, ihre neuen Freunde bei dem Uebergange zu berauben, als sie zu entwaffnen. Die Barbaren machten sich die verderbliche Gewinnsucht ihrer Schutzherren zu Nutzen, und behielten fast alle ihre Schwerter und Wurfspieße, oder erkauften dieselben vielmehr gern mit Aufopferung aller ihrer übrigen Habseligkeiten.

Nicht lange darauf stellten sich auch die Ostrogothen, nachdem sie einige Zeit in der Gegend um den Dniester sich gelagert hatten, mit demselben Gesuche an der Donau ein. Man fand es endlich bedenklich, eine solche Menge gefährlicher Gäste aufzunehmen, und schlug ihnen das Begehren ab. Aber während die römischen Truppen sich von der Donau entfernten, um die zuerst angekommenen, die man weiter von dem Flusse entfernen wollte, zu begleiten, gingen die übrigen ohne Hinderniß über den Fluß, der damals den Römern zur besten Vormauer wider dieses gefahrdrohende Volk diente. Da die Barbaren nun einmal im Reiche aufgenommen waren, so hätte man mit aller Klugheit ein wachsames Auge auf sie haben, nicht aber durch Ungerechtigkeiten sie zum Zorne reizen sollen. Lupicinus, Comes von Thracien, that gerade das Gegentheil. Er verhinderte sie, Lebensmittel anzukaufen,

setzte sie in Wuth, und gebrauchte nicht die geringste Vorsicht, um sie im Zaume zu halten. Unter Fritigerns Anführung überschwemmten die Gothen ganz Thracien, beraubten Städte und Felder, tödteten die Einwohner und setzten die Römer in großen Schrekken. Zur Vergrößerung ihrer Macht ließen sie die Hunnen und Alanen, von denen sie aus ihrer Heimath waren vertrieben worden, einladen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, und den Raub zu theilen; denn eben durch dergleichen Verbindungen mehrerer Nationen mit einander wurden die Barbaren mächtig.

Valens schloß Frieden mit dem Sapor, um Thracien persönlich zu vertheidigen. In dem irrigen Glauben, daß die Gothen das Reich beschützen würden, hatte er den größten Theil der alten Truppen entlassen, statt der Soldaten, welche die Städte und Provinzen liefern sollten, einen Tribut ausgeschrieben, mit einem Worte, er hatte sich des nothwendigsten Beistandes beraubt. In der Eile zusammengerafftes Kriegsvolk machte sein Heer aus, dennoch kam es jetzt vornämlich auf Muth und Kriegszucht an.

Er kam zu Konstantinopel an, dessen umliegende Gegenden bereits von den Barbaren angegriffen waren. Gratian, der Ueberwinder der Allemannen, zog einher, ihm persönlich beizustehen; aber Eifersucht und Eitelkeit hielten ihn ab, dessen Ankunft zu erwarten. Er wollte die ganze Ehre des Sieges haben. Die Schlacht bei Adrianopel täuschte schrecklich seine Hoffnung. Fritigern gebrauchte List und Tapferkeit mit so glücklichem Erfolge, daß er unter den Römern ein großes Gemetzel anrichtete. Valens fand hier seinen Tod. Die Umstände seines Todes sind unbekannt; man sagt, er sei verwundet worden und wäre in eine Strohhütte geflüchtet; die Gothen aber hätten diese Hütte in Brand gesteckt, ohne von seinem dortigen Aufenthalte zu wissen. Man erzählt auch, die Bürger Antiochiens, die ihn haßten, hätten schon zuvor

zur Gewohnheit gehabt, ihm mit den Worten zu fluchen: „Möchte doch Valens lebendig verbrennen!" Das Zutreffen dieses Fluches mit dem Feuer der Strohhütte war schon hinreichend, dieser Erzählung Glauben zu verschaffen, weil sie so sehr das Gepräge des Wunderbaren an sich trug.

Da die Gothen keine Begriffe von der Belagerungskunst hatten, so waren alle ihre Angriffe auf Adrianopel, Perinthus und Konstantinopel vergeblich. Sie streiften weit umher. Nachdem sie noch andere Barbaren mit ihren Horden vereinigt hatten, verbreiteten sie die Verheerung auf der einen Seite bis in Achaja, und auf der andern bis in Pannonien.

Gratian und Valentinian II. herrschen im weströmischen und Theodosius im oströmischen Reich.

379 Jahre nach Christi Geburt.

Gratian sah sehr gut ein, daß er ohne die kräftige Hülfe eines tüchtigen Mannes mit der schwierigen Verwaltung des Reiches nicht fertig werden würde. Er richtete deshalb seine Augen auf den Sohn jenes unglücklichen und trefflichen Feldherrn, den er so ungerechter Weise hatte hinrichten lassen. Der junge Theodosius war nach dem Tode seines Vaters nach Spanien, seinem Vaterlande, geflüchtet, wo er sich durch sein Betragen eben so sehr in Liebe als in Achtung setzte. Man rief ihn zurück, und vertraute ihm das Kommando der Truppen an. Er schlug ein Heer Gothen und Sarmaten nahe bei der Donau. Der Kaiser nahm ihn darauf zum Reichsgehülfen an, und trat ihm den Orient ab, dem er noch einen ansehnlichen Theil von Illyrien, Dacien, Mösien und ganz Griechenland hinzufügte, Länder, welche von den Barbaren verwüstet worden waren.

Im zweiten Jahr seiner Erhebung ließ sich Theodosius taufen und sodann die Beförderung der christlichen Religion ernstlich angelegen sein. In einem Gesetze an das Volk zu Konstantinopel verordnete er, daß alle Unterthanen die katholische Lehre von der Dreieinigkeit bekennen und alle, die sich nicht dazu bequemen würden, den schimpflichen Namen der Ketzer führen und, wie er sagte, erwarten sollten, „daß sie die göttliche Rache und auch die seinige treffen werde.“

Er verbot den Heterodoxen alle Zusammenkünfte, selbst in Privathäusern; wenn sie gleichwohl dergleichen halten würden, so erlaubte er den Katholiken, Gewalt wider sie zu gebrauchen. Er erklärte die Abtrünnigen und Manichäer für unfähig, ein Testament zu machen, oder die Vermächtnisse anzutreten, die ihnen in Testamenten sollten ausgesetzt werden. Er ging so weit, daß er die Manichäer, die er besonders verabscheute, sogar der Todesstrafe würdig erklärte. Er berief viele Kirchenversammlungen schnell nach einander, um die Glaubensartikel festzusetzen, die schon durch zahlreiche Entscheidungen bestimmt waren.

Indessen verbot er auch den Beamten, die nach den Provinzen geschickt wurden, sich daselbst ein Vermögen zu erwerben oder Geschenke anzunehmen, und traf die besten Verfügungen, um die Unterthanen vor den Bedrückungen der obrigkeitlichen Personen zu schützen.

Gratian seinerseits reizte die Heiden durch Gewaltthätigkeit zum Unwillen. Der in dem Versammlungsorte des Senats aufgerichtete Altar der Siegesgöttin ward abgebrochen, die Einkünfte des Pontifex maximus wurden eingezogen, die Privilegien der Priester und Vestalinnen vernichtet. Vergebens reichten die heidnischen Senatoren eine Gegenvorstellung ein. Auf Anrathen des heiligen Ambrosius, Bischofs zu Mailand, der den gänzlichen Umsturz des Götzendienstes zu bewirken hoffte, versagte er den Abgeordneten der Heiden sogar das Gehör, und dadurch, daß er den

Titel eines Pontifex maximus, der immer mit der kaiserlichen Würde verbunden gewesen war, ausschloß, erbitterte er die Gemüther noch mehr.

Der Feldherr Maximus, der in Britannien befehligte, empörte sich und wurde von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen, er zog durch das nördliche Gallien, und stieß auf das Heer des Gratian. Dieser wurde von seinen Soldaten verlassen, und nahm mit der größten Eile die Flucht nach den Alpen. Alle Städte versagten ihm die Aufnahme; er verkleidete sich, um seinen Feinden zu entrinnen, fand aber allenthalben Verräther, und kam durch Meuchelmord um.

Der Bruder des Gratian, der zugleich sein Mitkaiser war, hatte noch nicht das dreizehnte Jahr erreicht, und seine Mutter Justina regierte in seinem Namen. Bei dem elenden Zustande des Reichs durfte man an keinen Krieg denken. Valentinian schloß deshalb einen Vergleich mit Maximus, durch welchen dem Letzteren Gallien, Spanien, Großbritannien zufallen, und er im Besitz der übrigen Provinzen bleiben sollte. Theodosius selbst erkannte die ungerechte Erwerbung der höchsten Gewalt zum Vortheil eines Tyrannen an, weil er nicht im Stande war, ihn zu entthronen, und mit den Barbaren zu kämpfen hatte.

Trotz der vielen zur Begünstigung des Christenthums herausgegebenen Edikte dauerten die innerlichen Kriege zwischen der alten und neuen Religionspartei noch immer in dem Staat fort.

Nichts konnte mehr den völligen Sieg des Christenthums verhindern, als die unglücklichen Spaltungen der Christen selbst; Justina, Valentinian's II. Mutter, die ihn ganz beherrschte, eine eifrige Arianerin, brachte ihm gar leicht ihre Irrthümer bei. Sie wollten den Arianern eine Kirche in Mailand verschaffen. Der Kaiser bat den Bischof darum, aber Ambrosius that sie in den Bann, und die Meisten ent-

fernten sich. Der Verschnittene Galligonus, kaiserlicher Großkämmerer, machte im Namen seines Herrn dem Prälaten die bittersten Vorwürfe. „Wie," sagte er, „du unterstehst dich, dem Kaiser ungehorsam zu sein? Ich werde dir den Kopf abschlagen." Ambrosius anwortete: „Schlage zu, ich bin zum Sterben bereit, du wirst dem Amte eines Verschnittenen gemäß handeln, und ich dem Amte eines Bischofs." Von der Zeit an betrachtete ihn Valentinian als seinen Feind. Als die Herren des Hofes den Kaiser baten, nach der Kirche zu gehen, um sich mit dem Bischofe auszusöhnen, sagte er: „Ich glaube, wenn Ambrosius es euch befähle, so würdet ihr mir Hände und Füße binden, und mich ihm auf Gnade und Ungnade überliefern." Maximus nahm sich der Katholischen an; die Verfolgung hörte auf, weil man ihn fürchtete.

Dieser Thronräuber hatte sich immer für die Religion sehr eifrig gestellt. Gleich vom Antritte seiner Regierung an war sein Hof zu Trier mit Bischöfen angefüllt, deren Zulauf seine Empörung zu rechtfertigen schien. Dem Zeugnisse eines Kirchenschriftstellers damaliger Zeit zufolge, entehrten dieselben ihre Würde durch ihre Schmeichelei. Aber der heilige Martin von Tours hielt auf die Ehre des Bischofthums. Er erschien nie anders vor dem Maximus, als wie es einem wahren Diener Gottes geziemt zur Beförderung der Wohlfahrt der Menschen und der Ehre der Religion; als ein Muster der Geduld und Liebe zeigte er durch sein Beispiel, wie man die Irrenden zur Wahrheit führen müßte.

Maximus machte neue Entwürfe, seine unrechtmäßig erworbene Gewalt zu vergrößern. Er verbarg sie unter der Maske des Religionseifers und der Heuchelei. Er bedrohte den Valentinian mit Krieg, wenn er fortfahren würde, den Arianismus zu begünstigen. Ein eitler Vorwand, um die Staaten desselben anzufallen. Ambrosius ward als Unter=

händler zu diesem eifrig katholisch-gesinnten Fürsten abgeschickt, erbitterte aber denselben nur noch mehr, weil er mit den Bischöfen, welche ein Bluturtheil wider die Sekte der Priscillanisten betrieben hatten, keine Gemeinschaft haben wollte. Plötzlich ging Maximus über die Alpen. Der junge Kaiser flüchtete zum Theodosius. Dieser griff zu den Waffen. Er vermehrte sein Heer mit einer Menge Barbaren, die zwar zu Beschwerden abgehärtet, aber auch immer zu Verrätheeien geneigt waren. Er erfocht in Pannonien zwei Siege über den Maximus, der vielleicht mit seinem zahlreichen Heer unüberwindlich gewesen wäre, wenn er die Klugheit gehabt hätte, hinter den julischen Alpen stehen zu bleiben. Maximus ward verfolgt, bei Aquileja ergriffen und enthauptet.

Theodosius gab dem jungen Valentinian den ganzen Occident wieder. Während eines dreijährigen Aufenthaltes in Italien regierte er für ihn als ein Vater oder Vormund. Eben damals ließ er die Ausrottung des Heidenthums seine angelegentlichste Sorge sein. Nach seiner Zurückkunft in Rom ermahnte er die Senatoren, seine Religion anzunehmen.

Theodosius erlaubte auch, die Denkmale des Götzendienstes abzubrechen, doch mit Beibehaltung der Statuen zur Verzierung der Stadt. Er ließ deswegen allenthalben strenge Befehle ausgehen und Theophilus, Bischof von Alexandrien, führte dieselben mit einer Heftigkeit aus, die Empörung erzeugte.

In einem kaiserlichen Gesetze (im Jahr 392) ward einem Jeden verboten, den Götzen selbst in dem Innersten seines Hauses Opfer und Gaben darzubringen, u. s. w.

Theodosius ordnete Inquisitoren zur Aufsuchung der Ketzer an. Er vertrieb die Manichäer als ehrlose Leute aus Rom und befahl, daß nach ihrem Tode ihre Güter unter das Volk vertheilt werden sollten. Der Papst Siricius, der eben so streng ver-

fuhr, verbot, irgend Einen, der dieser Ketzerei zugethan gewesen war, zum Abendmahle zuzulassen, und verordnete, daß, im Fall sie sich wahrhaftig bekehren würden, sie in Klöstern eingesperrt, daselbst zu harten Bußübungen angehalten, und nicht anders, als nur auf dem Todtenbette das Abendmahl empfangen sollten.

Das schreckliche Blutbad, welches Theodosius zu Thessalonich anrichten ließ, stempelte ihn zu einem abscheulichen Wüthrich.

Thessalonich, die Hauptstadt Illyriens, war mit einem unbändigen und auf Schauspiele erpichten Volke angefüllt. Der Statthalter daselbst hatte einen Wagenlenker des Cirkus, der einer Dame Gewalt hatte anthun wollen, in Verhaft nehmen lassen. Weil er diesen zur Zeit, da derselbe zum Wettfahren gebraucht werden sollte, nicht in Freiheit setzen wollte, ward er in einem Aufruhr ermordet, der noch vielen andern angesehenen Personen das Leben kostete. Als der Kaiser solches erfuhr, überließ er sich den Aufwallungen seines Zorns. In einer Kirchenversammlung zu Mailand ward er zwar von den Bischöfen besänftigt, oder stellte sich doch so, allein Rufinus, sein Liebling, ein gewandter Hofmann, der mit seiner Heuchelei den Symmachus täuschte, und sogar die Freundschaft des heiligen Ambrosius gewonnen hatte, ermunterte mit seinen Anhängern den Kaiser, ein Beispiel zu geben, und er befahl die Thessalonicher hinzurichten. Dieser grausame Befehl ward nur zu gut ausgeführt. Man versammelte die Einwohner zu einem Schauspiele in dem Circus, überfiel sie mit dem Schwerte in der Hand, und hieb sie ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes nieder; 7000, wie einige Schriftsteller berichten, und nach Andern gar 15,000 Menschen, die ohne Zweifel größtentheils unschuldig waren, mußten der unmenschlichen Rache zum Opfer dienen.

Der heilige Ambrosius versagte dem Kaiser den Eintritt in die Kirche; und da dieser sich auf das

Beispiel Davids berief, so antwortete Jener: „Hast du dem David in seiner Sünde nachgeahmt, so ahme ihm auch in seiner Buße nach." Theodosius widersetzte sich nicht. Durchdrungen von Reue, brachte er acht Monate in der Eingezogenheit zu und bat nun auf's inständigste, daß er wieder mit der Kirche möchte ausgesöhnt werden.

Der Bischof verlangte, daß er, um den künftigen Ausbrüchen seines Zornes zu wehren, in einem Gesetze verordnen möchte, daß die Todes- und Confiscations-Urtheile nie vor dem 30. Tage nach ihrer Ankündigung vollstreckt werden sollten. Ambrosius nahm darauf den Kaiser wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf, und ordnete seine Bußübungen an. Während derselben enthielt sich Theodosius aller Kleidungsstücke und Zierrathen der Kaiserwürde.

Das Volk zu Antiochien empörte sich wegen einer außerordentlichen Auflage, die für die Decennalien des Kaisers eingefordert wurde. Man feierte nämlich unter diesem Namen das zehnte Jahr seiner Regierung auf Kosten der ohnehin schon zu sehr gedrückten Völker. Die Aufrührer gingen so weit, daß sie die Bildsäulen des Theodosius und seiner Familie niederrissen und beschimpften. Obschon die obrigkeitlichen Personen die Thäter mit der größten Strenge behandelt hatten, so beschloß er doch in der ersten Hitze, die Einwohner unter die Ruinen der Stadt zu begraben, die Stadt aber ihres Gebietes und ihrer Privilegien zu berauben und sie in Zukunft nur als einen bloßen Flecken anzusehen. Flavian, Bischof zu Antiochien, warf sich ihm zu Füßen, bat um Gnade, machte die Gründe der Religion geltend, und bewirkte den Unglücklichen Begnadigung.

Im Occident, wo jetzt der 19jährige Valentinian herrschte, von dessen Regierung man sich viel Gutes versprach, brach eine Empörung aus, die ihm

das Leben kostete. Argobast, von Geburt ein Franke, ein Feldherr, der sich durch seine Dienste ehrwürdig gemacht hatte, und von Theodosius selbst mit dessen Vertrauen beehrt ward, nahm plötzlich aus eigener Gewalt den Titel eines obersten Feldherrn an. Valentinian wollte ihn dieser Würde entsetzen; er aber sagte mit vielem Trotze: „Ich habe diesen Titel nicht von dir, und werde ihn auch wider deinen Willen zu behaupten wissen.“ Argobast merkte bald, daß er sein Leben nicht, ohne ein Verbrechen zu begehen, erhalten könne; er ließ daher den Kaiser ermorden, der damals erst 20 Jahre alt war, und setzte an seine Stelle den Eugenius, in dessen Namen er selbst das Reich zu beherrschen gedachte.

Eugenius hatte in der Redekunst Unterricht gegeben, war darauf Secretair bei Valentinian geworden, hatte sich in die Freundschaft des heiligen Ambrosius einzuschmeicheln gewußt, aber auf dem Throne war er nur wie eine Erscheinung.

Eugenius kam als Beherrscher des Occidents in Italien an, und willigte nach einiger Weigerung in die Wiederherstellung des Heidenthums. Die Tempel wurden geöffnet, und die Anbeter stürzten in Menge hinzu.

Theodosius besiegte ihn jedoch bei Aquileja. Eugenius ward in Fesseln zu ihm geschleppt, und er sprach ihm das Todesurtheil. Der flüchtige Arbogast, der sich verfolgt sah, sicherte sich durch Selbstmord vor einer schimpflichen Hinrichtung. Der Kaiser ließ den Uebrigen Gnade widerfahren und starb im folgenden Jahre, dem 50. seines Alters. Er hatte das Reich unter seine beiden Söhne, den Arcadius und Honorius, getheilt, und Jenem den Orient, Diesem den Occident angewiesen.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Honorius im weströmischen und Arcadius im oströmischen Reich.

Diese beiden Fürsten, deren Erziehung nur schlechte Früchte gebracht hatte, waren an Geist und Talent noch weit jünger, als an Alter. Sie traten die Herrschaft zu einer Zeit an, in welcher selbst tüchtige Männer Mühe gehabt haben würden, die schwere Last der Regierung zu tragen. Ihre Minister, Frauenzimmer und Verschnittenen herrschten in ihrem Namen, und das von allen Seiten erschütterte Reich erbebte zu gleicher Zeit unter den Drangsalen einer schlechten Staatsverwaltung und unter den Schlägen einer unzähligen Menge auswärtiger Feinde. Arcadius war erst 17 und Honorius sogar erst 10 Jahre alt. Die beiden Minister Rufinus und Stilicho, Jener bei dem ersten, und Dieser bei dem letzten Kaiser, mißbrauchten zeitig die Gewalt, die Theodosius ihnen übertragen hatte. Rufinus, ein Gascogner von Geburt, hatte sich zu Ende der vorigen Regierung durch den Sturz zweier verdienstvoller Männer zur Präfektur des Orients erhoben. Er war ehrsüchtig und fähig, seinem Interesse Alles aufzuopfern.

Stilicho, seinem Ursprunge nach ein Vandale, und ein Anverwandter der kaiserlichen Familie, glich dem Rufinus an Ehrsucht und Ungerechtigkeit, war aber bedachtsamer, prachtliebender, hatte größere Talente, und zeigte mehr Größe, selbst wenn er nach niedrigen und eigennützigen Absichten handelte. Unter diesen beiden Ministern war Alles feil, und Aemter und Bedienungen wurden auf eine so verschwenderische Weise vermehrt, daß man allein an kaiserlichen Agenten, deren Zahl Julianus auf 17 herabgesetzt hatte, auf 10,000 zählte; man kann hieraus von dem Uebrigen nach Verhältniß urtheilen.

Rufinus fürchtete den Stilicho, welcher behaup-

tete, daß Theodosius ihm die Regierung beider Reiche übertragen habe. Und noch eifersüchtiger war er auf den Eutropius, einen niedrigen Verschnittenen, der über das Gemüth des Arcadius ein großes Ansehen behauptete und den Kaiser sich mit der Eudoria vermählen ließ, da Rufinus demselben seine eigene Tochter zur Gemahlin bestimmt hatte.

Um die Macht des Stilicho zu paralysiren und sich dem Arcadius unentbehrlich zu machen, veranlaßte Rufinus die Barbaren heimlich zu einem Einbruche in das Reich. Alsbald gingen die Hunnen über den Don, stiegen den Kaukasus herab, verheerten Armenien, Kappadocien, Cilicien und Syrien, und machten Antiochien zittern. Zu gleicher Zeit gingen die Gothen unter Alarichs Anführung über die Donau, und breiteten sich in den Provinzen zwischen dem adriatischen Meere und Konstantinopel aus. Rufinus begab sich in ihr Lager, um mit ihnen in Unterhandlungen zu treten, und beredete sie, sich von dieser Stadt zu entfernen.

Stilicho hatte bereits durch seine Geschicklichkeit, seine unermüdeten Sorgen die Barbaren im Occident zum Frieden genöthigt. Er richtete sogleich seine Waffen wider den Alarich, und erreichte denselben in den Ebenen von Thessalonich mit einem zahlreichen Heere, das aus den Völkern des Eugenius und Theodosius bestand. In dem Augenblicke des Treffens erhielten diese Letzteren, welche dem Arcadius zugehörten, plötzlich Befehl, sich von den andern Truppen zu trennen, und nach Konstantinopel zurück zu kehren. Rufinus hatte diesen Befehl gegeben, um die Fortschritte seines Nebenbuhlers aufzuhalten.

Stilicho hielt sie nicht ab, sondern schickte sie unter Anführung des Gainas, eines muthigen gothischen Befehlshabers, den er zum Vertrauten seiner rachgierigen Entwürfe entschlossen fand, zurück. Das morgenländische Heer trennte sich mit Schmerzen von

dem abendländischen. Arcadius ging, in Begleitung seines Ministers, der an demselben Tage zu seinem Reichsgehülfen erklärt werden sollte, den ankommenden Truppen außerhalb der Stadt entgegen, ihre Huldigung anzunehmen.

Auf ein von Gainas gegebenes Zeichen wurde Rufinus im Angesicht des Kaisers von den Soldaten ermordet. Der Verschnittene Eutropius nahm dessen Stelle ein, und bereicherte sich von seinem Raube, um, wie er, eine Geißel des Volkes und des Staates zu werden.

Nach dem Rückzuge des Stilicho, denn da sein Heer auf die Hälfte war verringert worden, hatte er keine Schlacht wagen können, fiel Alarich in Griechenland ein, eroberte Athen und verwüstete den Peloponnes. Obschon dieses Land zum morgenländischen Kaiserthum gehörte, so eilte doch der tapfere Stilicho herbei, ohne erst die Einwilligung des auf's Neue im Arme der Weichlichkeit eingeschlummerten Arcadius zu suchen, griff die Gothen an, und hielt sie in den Wäldern Arcadiens dergestalt eingeschlossen, daß sie daselbst hätten umkommen müssen, wenn dieser eben so wollüstige, als tapfere Feldherr sich nicht, statt die erkämpften Vortheile weislich zu benutzen, seinen Ausschweifungen überlassen hätte. Alarich machte von seinen Fehlern Gebrauch, entwischte und nahm alle seine Beute mit sich; nach Einigen soll Stilicho den Alarich mit Willen haben entwischen lassen.

Eutropius, der vorher aus Haß gegen den Rufinus es mit dem Stilicho gehalten hatte, ward jetzt aus Eifersucht sein Feind, ließ ihn für einen Feind des Reiches erklären, und zwar aus dem Grunde, weil er die Barbaren in Griechenland angegriffen hatte, das er doch selbst ihren Räubereien preisgab. Noch begnügte er sich nicht mit dieser Beschimpfung, sondern er hatte auch die Niederträchtigkeit, mit dem Ala-

rich einen Vergleich zu schließen, und ihm das Kommando des morgenländischen Illyrien, wozu auch Griechenland gehörte, zu verschaffen.

Eutropius herrschte nun fast unumschränkt, und ließ sogar ein Gesetz ergehen, wodurch das Interesse des Ministers dem des Kaisers vorangesetzt wurde, und Verrath an dem Minister straffälliger als an dem Monarchen selbst erschien. Arcadius beehrte ihn mit dem Titel eines Patricius, und ernannte ihn darauf zum Konsul; denn seitdem das Reich getheilt war, setzte jeder Kaiser einen Konsul ein, der eine für den Orient, der andere für den Occident.

Honorius glich seinem Bruder. Beide Kaiser machten sich verächtlich und viele ihrer Unterthanen zur Empörung geneigt. In Afrika unterstand sich der Comes Gildo, ein alter Wollüstling und ein grausamer Bösewicht, das römische Joch abzuschütteln.

Er ward aber besiegt und gab sich selbst den Tod. Der Verschnittene Eutropius ward immer anmaßender, er trieb zuletzt die Unverschämtheit so weit, daß er der Kaiserin Eudoria drohte, sie aus dem Palaste zu jagen. Die stolze Frau erpreßte darauf durch Klagen, Bitten und Thränen von ihrem Gemahle den Befehl zu seiner Gefangennehmung. Eutropius flüchtete in eine Kirche. Der Bischof Johann Chrysostomus versagte der kaiserlichen Wache den Eingang, und der Kaiser selbst beschwor die Soldaten, sich nicht an dem Tempel zu vergreifen. Eutropius entwischte aus demselben zur Nachtzeit, ward aber ergriffen und auf ewig aus dem Reiche verwiesen.

Gainas wünschte seinen Tod. Eudoria verlangte ihn eifrigst. Es ward dem Vertriebenen daher ein seltsamer Prozeß gemacht. Man beschuldigte ihn nämlich des Eingriffes in die Rechte der kaiserlichen Gewalt, aus dem Grunde, weil er sich bei den Festen seines Konsulats kappadocischer Pferde bedient habe,

die doch blos zum Gebrauche des Kaisers bestimmt waren.

Unter diesem nichtigen Vorwande verurtheilte man ihn, als ob es ihm an Verbrechen gemangelt hätte. Er wurde enthauptet. Befreit von diesem gebieterischen Beherrscher, fand Arcadius einen andern in seiner Gemahlin, die jetzt unumschränkt herrschte.

Gainas empörte sich bald darauf, wurde jedoch durch Ertheilung des Konsulats beschwichtigt, da er aber eine besondere Kirche für die Gothen, welche Arianer waren, verlangte und nicht erhielt, griff er wieder zu den Waffen, wurde jedoch geschlagen und 7000 seiner Soldaten in einem Tempel verbrannt; er flüchtete sich hierauf über die Donau, wo er im Kampf gegen die Hunnen blieb.

In Illyrien riefen Alarichs Soldaten diesen zum König der Visigothen aus, und er machte sich an deren Spitze nach Italien auf. Schon waren Venetien und Ligurien verwüstet, und Rom zitterte. Stilicho ließ die Mauern der Stadt ausbessern, beruhigte den Honorius, der Mailand verlassen und nach Gallien entweichen wollte, brachte ein Heer zusammen, und betrog den Alarich, indem er den Gothen im Namen des Kaisers Wohnplätze jenseits der Alpen versprach, und gleichwohl ihn bei Polentia (dem jetzigen Flecken Pollenza in Piemont) plötzlich angriff.

Der König der Visigothen vertheidigte sich mit so vieler Geschicklichkeit und Unerschrockenheit, daß der Sieg unentschieden blieb. Im Vertrauen auf einen neuen Vertrag, nahm er seinen Rückweg nach den julischen Alpen. Eine neue Treulosigkeit des Stilicho brachte ihn in große Lebensgefahr, konnte ihn aber nicht überwinden. Verlassen von seinen Soldaten, welche Hunger und Verführung durchzugehen bewog, kehrte Alarich, voll Abscheu über die Verrätherei und Rache sinnend, nach Illyrien zurück.

Zu eben dieser Zeit verlegte der furchtsame Honorius seinen Hof nach Ravenna, einer sehr gut befestigten Stadt, von wo man leicht nach Epirus kommen konnte, und die von nun an die Residenz des abendländischen Kaiserthums wurde.

Bald darauf ging ein anderer Anführer der Gothen, Radagaisus, an der Spitze von 200,000 Mann über die Donau und überfiel Italien. Der Aberglaube hatte über die Römer, die noch dem Götzendienste ergeben waren, so viele Gewalt, daß sie sich dieses Angriffes wegen Glück wünschten. In der Einbildung, daß die Götter jetzt ihre umgestürzten Altäre rächen würden, schmähten sie das Christenthum, welches sie das Verderben der Staaten und die Geißel der Welt nannten. Sie sahen sich aber in ihrer Hoffnung getäuscht. Radagaisus belagerte Florenz, aber ohne Vorsicht und Kriegskunde; Stilicho, der sich durch die Hunnen und einen gothischen Feldherrn verstärkt hatte, griff ihn an, überwand ihn, nahm ihn gefangen und verurtheilte ihn zur Enthauptung.

Kaum war Italien befreit, als ein gewaltiger Einfall barbarischer Völker, Alanen, Vandalen und Sueven, die römische Macht in Gallien bedrohte.

Diese drei Völker, zu denen sich auf dem Wege noch eine Menge Hunnen, Sarmaten u. s. w. gesellten, gingen nahe bei Mainz über den Rhein. Da sie keine römische Besatzung antrafen, so verbreiteten sie sich, wie ein ausgetretener Strom, allenthalben umher, bis zu den pyrenäischen Gebirgen. Die Allemannen und Burgunder folgten ihnen nach, und ließen sich, diese in Helvetien und nachmals in den Ländern der Sequaner und Aeduer, jene hingegen an den Ufern des Rheins von Basel bis Mainz nieder. Die britischen Truppen, die von dieser Flut der Feinde in Schrecken gesetzt wurden, und keine Hoffnung auf Beistand vor sich sahen, machten einen schlechten Soldaten, Namens Constantinus, zum Kaiser, der in Gallien dafür

erkannt ward, dessen Sohn Constans sich Spaniens bemächtigte, und welchen Honorius zum Reichsgehülfen anzunehmen gezwungen wurde.

Alarich wandte sich zu derselben Zeit mit seinem Heere nach Italien, und verlangte wegen seiner Reise und Kriegszurüstungen eine Entschädigungssumme. Der Kaiser war damals zu Rom; man berathschlagte sich im Senate, was zu thun sei: die Meisten waren für den Krieg, Stilicho aber bewirkte den Entschluß, ihn 4000 Pfund Gold auszuzahlen. Ein Senator rief, wie ehemals Cicero: „Das heißt nicht einen Frieden, sondern einen Vergleich zur Sclaverei schließen." Stilicho behauptete, Alarich verlange durchaus nichts Unbilliges, da er sich zum Dienst des Honorius drei Jahre lang in Epirus aufgehalten habe.

Ein gewisser Olympius überredete den Kaiser, daß Stilicho die Krone an sich reißen wolle, daß er die Barbaren in das Reich gelockt habe, daß sein im Heidenthume erzogener Sohn die Hoffnung der Heiden sei, und daß man schon Münzen mit dem Bildnisse des Vaters und des Sohnes schlage.

Beide wurden mit List gefangen und enthauptet.

Bereichert von dem Raube des Stilicho, herrschte Olympius als unumschränkter Regent, und schaltete mit Allem zum Besten seiner Geschöpfe.

Die römischen Soldaten hieben, um das Maß der Unmenschlichkeit voll zu machen, die Weiber und Kinder der Barbaren, die dem Stilicho ergeben gewesen waren, nieder. Von diesen liefen gegen 30,000 Mann nach Alarichs Lager, um sich unter seine Fahnen zu stellen. Weil der heilige Augustinus bei dem Olympius über die Gewaltthätigkeiten der Heiden und Ketzer Beschwerde geführt hatte, so erklärte man dieselben zu allen Aemtern unfähig. Die Katholiken wurden in den Besitz aller Kirchen gesetzt und alle heidnischen Feierlichkeiten abgeschafft.

Nach der Hinrichtung des Stilicho merkte Ala-

rich wohl, daß man ihm die versprochene Geldsumme verweigern würde. Um eben so gerecht zu scheinen, als sich die Römer treulos bewiesen, ließ er darum anfragen. Da er abgewiesen wurde, so marschirte er mit seinem Heere vorwärts, und stand bald vor den Thoren Roms. Er machte sich zum Herrn von der Tiber, hungerte die Stadt aus, und stürzte sie in die äußerste Noth. Vergebens erwartete man Hülfsvölker. Ravenna schien unermeßlich weit entfernt zu liegen. Endlich schickte man Abgeordnete an den Feind. Man erbot sich zur Uebergabe, wenn Alarich nicht zu schimpfliche Bedingungen verlangte; „sonst," sagten die Abgeordneten, „verlangt das römische Volk nichts, als eine Schlacht." Diese Prahlerei brachte den Alarich zum Lachen, der seinerseits alle Schätze Roms forderte. „Was lässest du denn den Einwohnern?" erwiederten sie. „Das Leben," antwortete er. Man vereinigte sich dahin, daß Rom ihm 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und die Kinder der vornehmsten Bürger zu Geißeln geben sollte. Auf diese Friedensbedingungen, die der Kaiser bestätigte, nahm er seinen Abzug.

Jetzt mußte man auch Großbritannien, das beständig von den Picten und Scoten verwüstet wurde, aufgeben, und schrieb den Briten, sie möchten sich selbst vertheidigen.

In Gallien war Constans, ein Sohn des unrechtmäßigen Kaisers Constantinus, damals daselbst im Kriege mit Gerontius, dem besten seiner Feldherren; denn die Wuth der bürgerlichen Kriege gesellte sich zu so vielen anderen entsetzlichen Drangsalen. Die Alanen, die Sueven und Vandalen machten von der Uneinigkeit der Römer Gebrauch, gingen über die Pyrenäen und verheerten Spanien mit Feuer und Schwert.

Nachdem sie ausgewüthet hatten, wurden sie jedoch menschlicher, überließen sich dem Ackerbau, und behandelten die Einwohner mit Milde. Spanien ward unter

seinen neuen Herren, die man anfangs als wilde Ungeheuer betrachtet hatte, beinahe glücklich. Man hat sie alle mit dem Namen der Vandalen belegt, und diesen Namen zuweilen gar den Saracenen gegeben. Weil Gerontius ihre Unternehmung erleichtert hatte, ließen sie den Römern die Landschaft diesseits des Ebro, die man Neu-Castilien nennt, von Toledo an, nebst den Königreichen Arragonien und Valencia bis zu der alten Stadt Sagunt.

Indessen hatte sich Alarich in Toskana gelagert, und erwartete daselbst die Erfüllung der Friedensbedingungen, womit man ihn jedoch hinhielt, er erschien nun abermals vor den Thoren Roms, zwang die Römer, dem Honorius zu entsagen, und dagegen den Attalus, den Präfekt der Stadt, einen Mann, von dem man nichts besorgte, zum Kaiser anzunehmen. Attalus, der so stolz als schwach an Verstand war, näherte sich, in Begleitung des Königs der Gothen, der Stadt Ravenna. Honorius zitterte, und ließ ihm die Theilung des Reiches anbieten. Attalus antwortete, daß er es ganz verlange. Bald darauf machte er so grobe Fehler, daß Alarich die Geduld verlor, ihn des Diadems beraubte, und die Unterhandlungen mit dem Honorius erneuerte.

Aber Sarus, ein gothischer Feldherr, der dem König feind und dem Kaiser ergeben war, vernichtete das Friedensgeschäft dadurch, daß er während der Unterhandlungen die Gothen angriff und unter denselben ein großes Blutbad anrichtete. Alarich wurde dadurch höchst aufgebracht, belagerte Rom zum dritten Male, drang hinein, und gab die Stadt der Plünderung und der Verwüstung preis. Er hatte immer dieser äußersten Gewaltthätigkeit auszuweichen gesucht; als er endlich darin willigte, befahl er doch seinen Soldaten, das Blut derer, welche nicht Widerstand leisteten, nach Möglichkeit zu schonen, den Frauen keine Gewalt anzuthun, und kein dem Gottesdienst gewidmetes Ge-

bäude zu verbrennen. Zwei große Kirchen wurden zu unverletzlichen Zufluchtsörtern bestimmt, allein es war unmöglich, die Wuth der Soldaten im Zaume zu halten. Die Gassen und Häuser waren mit Blut überschwemmt, und die Flammen richteten große Verwüstungen an; doch wurden die Kirchen und die öffentlichen Gebäude verschont, und viele Römer von Alarich gerettet. Nach dieser Verwüstung machte er Anstalt, seine Eroberungen weiter auszudehnen, allein er starb in Calabrien. Seine Gothen begruben ihn auf eine sonderbare Weise. Sie leiteten den Lauf eines kleinen Flusses ab, machten in dem Bette desselben eine Grube, in welche sie Alarichs Leichnam mit einer reichen Beute legten, brachten darauf das Wasser wieder in seinen natürlichen Gang, und tödteten die Gefangenen, die daran gearbeitet hatten.

Sein Schwager Ataulphus führte nun die Gothen im Jahr 409 nach Gallien und Spanien, wo er ein westgothisches Reich gründete. Er verlangte die Hand der Placidia, des Honorius Schwester, die Alarich als eine Gefangene weggeführt hatte. Er trat deswegen mit dem Honorius in Unterhandlung, ward hintergangen, und verheerte Gallien. Er eroberte Narbonne und Toulouse, gewann durch sein gutes Betragen die Zuneigung der Prinzessin und vermählte sich mit derselben. Man überließ ihm endlich einen Strich Landes diesseits des Ebro; bald darauf wurde er ermordet. Sterbend trug er seinem Bruder auf, die Placidia dem Kaiser zurückzuschicken und mit demselben in Freundschaft zu leben. Gerade um dieselbe Zeit überließ Honorius auch den Burgundern einen Theil der von ihnen eroberten Ländereien in Gallien.

Die morgenländischen Angelegenheiten zeigen uns nur traurige Gegenstände, sowohl für die Kirche als für den Staat. Eine zweimalige Landesverweisung des heiligen Johannes Chrysostomus, Bischofs zu Konstantinopel, des beredtesten Mannes und eines

der tugendhaftesten seiner Zeit, verursachte in dieser Stadt aufrührerische Bewegungen. Der fromme Prälat warf sich zum Sittenverbesserer der Geistlichkeit, der Mönche, des Volkes und des Hofes auf, und das brachte ihm Feinde in allen Ständen. Die Kaiserin Eudoxia, eine gebieterische und rachsüchtige Frau, beherrschte den schwachen Arcadius. Chrysostomus wurde angeklagt, daß er in seinen Predigten sie mit dem Namen der Jesabel bezeichnet habe.

Eudoxia ließ ihn in einer unvollständigen Versammlung von Geistlichen verurtheilen, und der Kaiser verbannte ihn. Auf das Geschrei des Volkes mußte man ihn wieder zurückrufen, und sein Eifer ward nur desto muthiger. Es erfolgte eine zweite Landesverweisung. Chrysostomus lebte verwiesen noch drei Jahre und starb im Jahre 407; Eudoxia war bereits im Jahre 404 gestorben. Arcadius starb im Jahre 408, und überließ das Reich dem jungen Theodosius, seinem Sohne, einem Kinde von sieben Jahren.

Theodosius II. im oströmischen Reich.

408 Jahre nach Christi Geburt.

Der Oberste der Leibwache Anthemius übernahm die Reichsverwaltung für das kaiserliche Kind. Isdegerdes, König von Persien, warf sich zum Protektor des Theodosius auf. Uldinus, König der Hunnen, trieb seine Streifereien bis nach Thracien und wollte sich unter keiner andern Bedingung zurückziehen, als bis man ihm einen von ihm selbst bestimmten Tribut zahlte. Er wurde angegriffen und verschwand.

Anthemius ließ die Mauern Konstantinopels, deren Umfang zu klein geworden war, wieder aufbauen. Er hielt auf die Beobachtung der Gesetze wider die Ketzer, und suchte gleichwohl den Mißbräuchen derselben vorzubeugen.

Pulcheria, Theodosius II. Schwester, die zur Augusta ernannt wurde, übernahm, 15 Jahre alt, die Regierungsgeschäfte, und herrschte als eine Fürstin von vieler Erfahrung. Sie ließ die Erziehung ihres Bruders ihre angelegentlichste Sorge sein. Aber Theodosius hatte wenig Verstand, und war feig und unfähig, sich mit großen Angelegenheiten zu befassen. Sein Palast wurde eine Art von Kloster, in welchem er mit seiner Schwester, von Anbruch des Tages an, Gebete sang.

In sehr strengen, zum Besten der Religion ausgefertigten Gesetzen wurden alle Heiden von Aemtern und Bedienungen ausgeschlossen; Alle, die man bei Götzenopfern betreffen würde, zum Verluste ihrer Güter und zur Landesverweisung verurtheilt; zugleich aber befohlen, daß alle zum Götzendienste bestimmte Tempel oder anderweitige Oerter entweder zerstört, oder zu christlichen Tempeln eingeweihet, und Alle, welche sich widersetzen würden, mit dem Tode bestraft werden sollten.

Weit mehr noch als Pulcheria hatten die Verschnittenen Einfluß auf den schwachen Theodosius. Fast alle Gesetze und Verordnungen waren ein Werk derselben. Er unterzeichnete dieselben, ohne sie zu lesen, und versicherte gleichwohl seiner Schwester, daß er Alles lese. Um ihm die Augen zu öffnen, überreichte sie ihm zur Unterschrift ein Papier, in welchem er seine Gemahlin zur Sklaverei verurtheilte. Er unterzeichnete das Blatt nach Gewohnheit, ohne den Inhalt zu untersuchen. Umsonst zeigte ihm Pulcheria dieses. Diese Erfahrung beschämte ihn, aber besserte ihn nicht.

Ueber alle Begriffe groß war des Theodosius Aberglauben. Ein Mönch, dem er ein gewisses Gesuch abgeschlagen hatte, wurde darüber so aufgebracht, daß er im Weggehen sagte: „Ich thue dich in den Bann.“ Der Kaiser zitterte vor diesem lächerlichen Bannfluche, und versicherte, daß er keinen Bissen zu sich nehmen würde, bis der Mönch ihn von dem Banne

losgesprochen hätte. Er bat einen Bischof auf's angelegentlichste, ihm diese Gunst zu erwirken, und enthielt sich, der Gegenvorstellungen des Bischofs ungeachtet, aller Speise, bis der unverschämte Mönch ihm die gesuchte Absolution ertheilt hatte.

An Aufständen fehlte es auch nicht; die Christen in Alexandrien machten sich des wüthendsten Aufruhrs schuldig, der diese unruhige Stadt in Bewegung setzte. Die Juden wohnten daselbst in großer Menge, und machten eine Partei gegen die Christen. Man zankte sich wegen eines Tänzers; denn die Liebe zu den Schauspielen erregte oft eben so mörderische als eitle Streitigkeiten.

Eine sehr gesittete und unterrichtete Heidin, Hypatia, welche mit dem besten Erfolge philosophische Lehrstunden hielt, kam in den Verdacht, gegen den heiligen Cyrillus zu handeln, und ward daher ein Abscheu in den Augen des schwärmerisch-unsinnigen Volkes. Einige Wüthende überfielen sie, unter Anführung eines Geistlichen, auf öffentlicher Straße, und schleppten sie in eine Kirche, wo sie dieselbe lebendig schunden, zerschlugen, in Stücke zerrissen und die verstümmelten Glieder öffentlich verbrannten.

Diese Greuel blieben unbestraft, denn man bestach die Verschnittenen. Im Jahre 421 vermählte sich Theodosius mit der berühmten Athenais; ihr Vater hatte sie, zur besseren Versorgung seiner übrigen Kinder, enterbt, weil, wie es in dem seltsamen Vermächtnisse ausdrücklich hieß, die Verdienste, wodurch sie sich über ihr Geschlecht erhebe, ihr mehr als hinreichenden Unterhalt verschaffen würden. Sie kam nach Konstantinopel, um sich Gerechtigkeit zu verschaffen. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand und ihre Sitten bezauberten die Pulcheria und den Theodosius. Der Fürst heirathete sie. Bisher war sie, wie ihr Vater, heidnisch gewesen. Jetzt ließ sie sich taufen, und erhielt den Namen Eudoxia.

Abdas, Bischof in Persien, hatte einen Sonnentempel in Persien verbrannt, und weigerte sich, denselben wieder aufzubauen, obschon es der König befahl, der den Christen die freie Religionsübung zugestand; Viele nahmen nun ihre Zuflucht zu den Römern, was Veranlassung zum Krieg gab.

Nach einigen Feldzügen, in denen die Römer glücklich waren, thaten sie selbst Vorschläge zum Frieden. Derselbe wurde (422) auf 100 Jahre geschlossen, aber die Religionsfreiheit, um welche Abdas die Christen gebracht hatte, bei weitem nicht ganz hergestellt.

Im Occident war dem Ataulphus dessen erklärter Feind Sigerich gefolgt, der die Kinder desselben hinrichten ließ, und nur sieben Tage regierte. Der eben so kluge als tapfere Wallia, den die Visigothen hierauf zum Könige wählten, schloß mit dem Feldherrn Constantius einen Frieden, in welchem er sich verpflichtete, die Placidia auszuliefern und zum Vortheile des kaiserlichen Dienstes zu fechten, unter der Bedingung, daß ihm 600,000 Maß Getreide unentgeldlich ausgeliefert würden. Er schlug in der That die Vandalen und Alanen.

Zur Belohnung wurde ihm nun Aquitania, Secunda und Novempopulania (Poitou, Sanitoge, Perigord, Bordelais, Agenois, Angomuois und Gascogne) und noch außerdem Toulouse, das er zu seiner Hauptstadt machte. Diese Länder zusammengenommen wurden Gothien genannt, und von den Gothen 88 Jahre lang bis zum feindlichen Einfalle des Chlodowig beherrscht.

Den meisten Geschichtschreibern zufolge ließen sich die Franken zwei Jahre hernach (420) unter ihrem Könige Pharamond in demjenigen Lande nieder, das zwischen Mastrich und dem Zusammenflusse der Maas und Waal liegt. Aber Pharamond selbst ist noch ein historisches Problem. Die Meisten halten Clodio für den Stifter der französischen Monarchie

(438). Mit mehrerem Rechte verdient Chlodowig die Ehre, der wahre Stifter derselben genannt zu werden, weil alle Nachrichten vor seiner Zeit in's Fabelhafte fallen.

Nach vielen dem Reiche wider die Barbaren geleisteten nützlichen Diensten erhielt Constantius endlich die Placidia, des Kaisers Schwester und Ataulphus Wittwe, zur Gemahlin. Er führte das Ruder der Reichsangelegenheiten seit zehn Jahren; aber er sowohl als seine Gemahlin strebten nach dem kaiserlichen Titel, der ihnen auch beiderseits von dem unbeerbten Honorius beigelegt ward. Doch Constantius starb noch in demselben Jahre, und Placidia, die sich mit ihrem Bruder überworfen hatte, erhielt Befehl, Ravenna zu verlassen, und nahm ihre Zuflucht zu dem jungen Theodosius.

Valentinian III., Kaiser im Abendland.

Im Jahre 423 starb endlich Honorius und Theodosius dachte jetzt auf die Wiedervereinigung beider Kaiserthümer unter seinem Scepter. Aber Johannes, des Honorins Staatssekretair, nahm den Purpur, gab den Sclaven die Freiheit, um aus denselben Soldaten zu machen, und ließ durch den Feldherrn Aetius die Hunnen um Beistand bitten. Der Kaiser merkte nun wohl, wie nöthig es sei, das Reich getheilt zu lassen. Er ernannte den Valentinian, Sohn des Constantius, einen Prinzen von fünf Jahren, zum Cäsar oder, wie es jetzt hieß, Nobilissimus, und die Mutter desselben, Placidia, zur Augusta. Er ließ sie mit einem Heere abgehen. Johannes ward nach einer zweijährigen Regierung gefangen genommen und enthauptet, und Valentinian III. zum Kaiser ausgerufen, der mit Abtretung des occidentalischen Illyrien sich mit des Theodosius Tochter vermählte.

Die Eifersucht zweier Feldherren im Occident führte großes Unheil herbei. Aetius, der die Barbaren in Schrecken setzte, war eifersüchtig über den Bonifacius, Comes in Afrika, und suchte ihn als Aufrührer darzustellen. Bonifacius wurde verurtheilt und rief die Vandalen aus Spanien nach Afrika, die nun daselbst unter der Anführung des Königs Genserich Alles mit Feuer und Schwert verheerten. Bonifacius ward wieder in sein Amt gesetzt; weil er aber die Barbaren nicht zum Rückzuge bewegen konnte, griff er sie mit bewaffneter Hand an und ward geschlagen. Außer Cirtha und Karthago behielten die Römer nichts weiter in Afrika, wo die Vandalen ihre Frevel ungestraft begingen.

Jetzt empörte sich Aetius und ward zwar vom Bonifacius überwunden, brachte aber in dem Handgemenge diesem eine tödtliche Wunde bei, an welcher derselbe bald darauf starb, und Aetius kam wieder zu Gnade und Würden. Gallien war beständig durch Fehden heimgesucht. Die Visigothen brachen den mit den Römern geschlossenen Frieden und belagerten Narbonne, doch ohne Erfolg, weil diese Stadt von den hunnischen Hülfstruppen auf's tapferste vertheidigt ward. Clodio, König der Franken, eroberte Cambray, Tournay und Amiens (438); und man ließ ihm die eroberten Länder, weil man ihn nicht daraus vertreiben konnte. Die Franken plünderten Trier zum vierten Male und bemächtigten sich Kölns. Genserich blieb in dem ruhigen Besitze der besten Provinzen Afrika's, und breitete daselbst mit Eifer den Arianismus aus. Allenthalben hörte man von Blutvergießen, von Empörungen und Zergliederung des Reichs.

Im Orient unterhielt die Schwäche und Unfähigkeit des Theodosius neue theologische Kriege. Nestorius, Bischof zu Konstantinopel, lehrte, daß in Christo eben sowohl zwei Personen, als zwei Naturen wären, und daß Maria nicht eine Gottesgebärerin,

sondern blos eine Mutter Christi wäre. Dieser Prälat, der früher ein Verfolger der Ketzer gewesen war, zog sich durch diese Spitzfindigkeiten eine Verfolgung zu, unter der er erlag. Er hatte die Gunst des Kaisers, obschon Pulcheria sich wider ihn erklärte. Zur Entscheidung der Streitfrage ward zu Ephesus eine Kirchenversammlung gehalten, in welcher der heilige Cyrillus von Alexandrien den Vorsitz führte. Gleich in der ersten ward er, als Stifter einer neuen Ketzerei, verurtheilt und seiner Bischofswürde entsetzt. In einer andern Kirchenversammlung, die Johann von Antiochien, dessen Ankunft man zu Ephesus nicht hatte abwarten wollen, veranstaltete, entsetzte derselbe dagegen den heiligen Cyrillus und den Bischof zu Ephesus ihrer Würden. Die gegenseitige Erbitterung wuchs immer mehr. Endlich bestätigte Theodosius den Ausspruch der Kirchenversammlung zu Ephesus. Nestorius ward des Landes verwiesen, aber der Nestorianismus wurde dadurch nicht ausgerottet.

Der Kaiser befahl im Jahre 435, die Bücher der Nestorianer öffentlich zu verbrennen; er verbot bei Confiskation aller Güter, diesen Neuerern einen Aufenthalt zu Versammlungen einzuräumen, und setzte nachmals auf die Uebertretung dieser Anordnung sogar die Todesstrafe.

Theodosius ließ auch ein Gesetzbuch verfertigen, in das nur die Gesetze und Urkunden der christlichen Kaiser, sammt den Edikten, Rescripten, Verordnungen und Entscheidungen des Staatsraths aufgenommen wurden; und er setzte bei Bekanntmachung dieses Gesetzbuches fest, daß im ganzen Reiche blos nach diesen Gesetzen gerichtlich sollte verfahren werden. Valentinian III. nahm den Codex für den Occident an, und die Gesetze, die man demselben nachmals beifügte, wurden Novellen genannt.

Theodosius hatte einen der Ersten seines Hofes, den Paulinus, in Verdacht, von der Kaiserin beson-

ders begünstigt zu werden, er ward auf seinen Befehl hingerichtet; und Eudoria, die dadurch ihre Ehre auf's empfindlichste gekränkt glaubte, erhielt Erlaubniß, den Hof zu verlassen und nach Jerusalem zu gehen. Sie hatte einen Priester und einen Diakonus dahin mitgenommen. Der Kaiser war auch auf diese Geistlichen eifersüchtig, und der Comes Saturnius, dem er seine Rache übertrug, ließ sie ohne alle gerichtliche Untersuchung auf's schimpflichste hinrichten.

Eudoria ließ den Saturnius meuchelmörderisch tödten. Sie ward darauf ihres Hofstaats beraubt. Zum Privatstande zurückgebracht, widmete sie den Rest ihrer Tage guten Werken. Inzwischen griffen die Barbaren immer weiter um sich. Genserich hatte Karthago eingenommen. Ob er schon, als er seinen afrikanischen Feldzug begann, kein einziges Schiff hatte, und obschon seine Vandalen von dem Seewesen nichts verstanden, so hatte er doch gleich durch sein erstaunenswürdiges Talent eine furchtbare Seemacht zusammengebracht, wodurch es ihm bereits gelungen war, Sicilien mit Schrecken und Verwüstung zu erfüllen. Der Verschnittene Chrysaphus bildete sich ein, ihn überwinden und ihm die eroberten Länder wieder abnehmen zu können.

Genserich aber wußte sich nicht nur zu behaupten, sondern schrieb sogar Gesetze vor und mußte als Souverän anerkannt werden. Bald fielen die Barbaren von allen Seiten in das Land.

Die schrecklichsten unter allen waren die Hunnen, die damals von Bleda und Attila beherrscht wurden, zwei Brüder, die an Ansehen einander glichen und an Tapferkeit mit einander wetteiferten. Seit sechs oder sieben Jahren hatten sie den Theodosius zu einem schimpflichen Frieden gezwungen, kraft dessen er sich verpflichtete, die Ueberläufer auszuliefern, jährlich einen Tribut von 700 Pfund Gold zu erlegen (das Doppelte von dem bisher bezahlten Tribute), und den

Feinden der Hunnen keinen Beistand zu leisten. Nach diesem Friedensschlusse hatten die beiden Brüder in der Tartarei sich fast bis zur Grenze von China ausgebreitet, und die Strenge des Klima's hatte die Grausamkeit ihrer Truppen noch vermehrt. Stolzer und unternehmender als je, kamen sie nach Europa zurück, verachteten die Römer als feige Leute, brachen unter einem Vorwande den geschlossenen Frieden, gingen über die Donau, plünderten Obermösien, drangen bis Naissus und darauf in Thracien vor, und ließen allenthalben die Spuren ihrer Grausamkeit, verwüstete Städte und Haufen erschlagener Leichname, hinter sich zurück. Ein neuer Vergleich vermochte ihrer Wuth blos auf einige Jahre Einhalt zu thun.

Attila, ein schlauer Staatsmann, und bei aller Hitze ein kluger Feldherr, begabt mit eben so vielem Verstande als Ehrsucht, war, um allein zu herrschen, ein Mörder seines Bruders Bleda geworden, und breitete nun seine Herrschaft über unermeßliche Erdstriche, auf der einen Seite bis zur Ostsee und auf der andern bis zum indischen Meere, aus. Von China wurden ihm Gesandte geschickt, und dem römischen Reiche drohte er den gänzlichen Untergang. Er war zwar ohne Religion, wußte aber den Aberglauben des Volkes sehr zu nützen. Er gab vor, wunderbarer Weise einen Degen gefunden zu haben, den die Scythen früher als ein Bild ihrer Gottheit verehrt hatten. Man stand in dem Wahne, daß er bei seinen Unternehmungen auf besondern Antrieb des Kriegsgottes handle, und dieses machte seine Soldaten noch tapferer und grausamer.

Theodosius gab ihm den Titel eines Feldherrn der Römer. Attila nahm denselben an, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihn nicht hindern sollte, die Römer feindlich zu behandeln, sobald sie seinen Forderungen kein Genüge leisten würden; und daß er Könige zu Sklaven hätte, die erhabener wären,

nicht nur als die Feldherren des Reiches, sondern auch als die Kaiser selbst.

Bald darauf wurden Illyrien, Thracien, Dacien und Mösien auf's Neue verwüstet, 70 Städte von den Hunnen erobert, und zwei Heere geschlagen. Man erkaufte nochmals den Frieden für 6000 Pfund Gold, und für einen jährlichen Tribut von einem Drittheil dieser Summe. So vieles Geld konnte nicht anders als durch Bedrückungen, Plackereien und Gewaltthätigkeiten zusammengebracht werden, und die Beamten, welche die Auflagen eintrieben, waren gewissermaßen ärger als die Barbaren. Die reichsten Familien verarmten, und viele Bürger tödteten sich aus Verzweiflung oder starben vor Hunger.

Je mehr man dem Attila gab, desto größere Forderungen machte er. Auf den Rath des Chrysaphus entschloß sich Theodosius, den Attila ermorden zu lassen. Man versprach dem Edecon, des Attila Gesandten, große Schätze, wenn er dieses schändliche Unternehmen ausführen wollte. Edecon versprach solches zum Scheine, reiste in Begleitung einer kaiserlichen Gesandtschaft ab, und entdeckte dem Attila den wider ihn gemachten Anschlag. Attila verstellte sich, empfing die Gesandten auf einem hölzernen Stuhle, redete mit ihnen in seinem gewöhnlich standhaft entschlossenen Tone, begegnete ihnen inzwischen mit Güte, und gebrauchte alle mögliche Maßregeln, um die Verätherei der Römer an's Licht zu bringen.

Nachdem der wider sein Leben gemachte Anschlag hinlänglich erwiesen war, schickte er Abgeordnete an den Kaiser, mit dem Befehle, ihm zu sagen: „Attila und Theodosius wären Beide von gleich edler Abkunft; Theodosius aber hätte sich seines Adels dadurch unwürdig gemacht, daß er durch Auszahlung eines jährlichen Tributs des Attila Sklave geworden wäre; er wäre in der That ein niederträchtiger treuloser Sklave, der seinen Herrn durch Verrätherei zu

ermorden suche; und Attila würde ihm sein Verbrechen nicht eher vergeben, als bis ihm der Verschnittene des Theodosius zur gerechten Bestrafung ausgeliefert würde.

Attila ließ sich indessen durch Geschenke und Demüthigungen erweichen.

Theodosius starb endlich nach einer 42jährigen Regierung, ohne sich einen andern Ruhm, als den Namen eines Schönschreibers erworben zu haben, denn er schrieb in der That eine schöne Hand.

Marcianus, Kaiser im Morgenlande.

Da Theodosius II. nur eine einzige Tochter hinterließ, die mit dem abendländischen Kaiser Valentinian vermählt war, so hätte dieser ihm in der Regierung folgen müssen; allein der schwache Prinz saß stille. Pulcheria bemächtigte sich des Thrones und machte einen glücklichen Soldaten, Marcianus, zu ihrem Gatten und Kaiser. Dieser, damals 55 Jahre alt, stellte sich als ein Beispiel der Mäßigung und der Gerechtigkeit dar, und gab verschiedene Gesetze, von denen manche die Erleichterung seiner bedrückten Unterthanen zum Zwecke hatten.

Im Occident fuhr Valentinian fort, durch Auflagen und Verschwendung das Volk immer mehr zu erbittern, wozu noch die Plünderungen der Feinde kamen. Placidia starb, und ob sie gleich ihre großen Fehler hatte, so ward doch nach ihrem Tode Alles weit ärger.

Da die Briten keine Hülfe gegen die Pikten und Schotten vom Kaiser erwarten konnten, so wandten sie sich an die Sachsen, welche an dem Ausflusse der Elbe wohnten, die aber sammt den Angeln gar bald ein Land unterjochten, zu dessen Rettung sie herbeigeeilt waren. Auf den Trümmern der Freiheit dieser Insulaner erhob sich die Heptarchie. Diese bestand in einer

Verbindung der Königreiche Kent, Sussex, Westsex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia. Diese sieben Königreiche wurden erst von Egbert, einem Zeitgenossen Karls des Großen, in eine einzige Monarchie verwandelt.

Der furchtbare Attila drohte jetzt den Occident schwer heimzusuchen.

Genserich, der sich mit dem Theodorich, König der Visigothen, überworfen hatte, und demselben gern zu schaffen machen wollte, ersuchte den König der Hunnen, Gallien zu überfallen, und dieser fand dazu gar leicht einen Vorwand.

Honoria, Tochter der Kaiserin Placidia, die jetzt aus Zwang eine Nonne geworden war, hatte mit dem Attila einen heimlichen Briefwechsel unterhalten, ihm die Ehe und die Uebertragung aller ihrer Ansprüche auf die Krone versprochen, und sogar ihm einen Ring zum Unterpfande geschickt. Attila ließ diese Prinzessin und die Hälfte des Reiches, als das ihr gebührende Erbtheil, abfordern. Valentinian antwortete, Honoria sei schon vermählt, und habe überdies kein Recht auf das Reich, welches nur für männliche Erben wäre. Attila trat zu gleicher Zeit mit den Römern und mit den Visigothen in Unterhandlung, und wußte als ein Mann, der sich eben so gut auf eine Staatslist als auf den Gebrauch der Waffen verstand, seine Absicht, beider Völker Untergang, sehr geschickt zu verbergen.

An der Spitze eines Heeres von 500,000 Mann, unter denen sich eine Menge Völker unter Anführung ihrer eigenen Könige befanden, Gepiden, Rugier, Turcilinger, Ostrogothen u. s. w., zog Attila längs der Donau her, und ging über den Rhein. Die Drangsale, die Gallien zwischen dem Rhein, der Seine, der Marne und der Mosel auszustehen hatte, sind über alle Beschreibung. Das ganze Land ward ausgeplündert,

die Städte wurden durch Feuer zerstört und die Felder mit Leichnamen bedeckt.

Aetius war mit einem kleinen Heere nach Arles gegangen. Es gelang ihm, den König der Visigothen zu überzeugen, daß beiden Völkern eine gemeinschaftliche Gefahr drohe, und Attila sie zu theilen suche, um sie zu vernichten. Theodorich vereinigte sich nicht nur mit den Römern, sondern das Heer des Aetius ward auch von Meroveus, dem König der Franken, von den Burgundern, den Amoricis und andern Völkern verstärkt. Er beschleunigte seinen Zug, überfiel den Attila, als derselbe sich der Stadt Orleans bemächtigte, und zwang ihn, sich nach den Niederlanden zurückzuziehen.

Voll Wuth über diese Beschimpfung, und voll Entschlossenheit sich durch eine Schlacht zu rächen, machte Attila Halt in den Ebenen von Champagne (nach Einigen in dem Gebiete von Troyes, nach Andern in der Gegend um Chalons). Hier kamen beide Heere mit gleicher Wuth zum Handgemenge. Man rechnet die Zahl der Erschlagenen auf 160,000; Jornandes nennt sogar 252,000. Theodorich kam um, Attila gerieth in Lebensgefahr und ließ zum Rückzuge blasen.

Die Wagen des Heeres machten, wie es bei den Barbaren gewöhnlich war, eine Art von Festungswerken aus. Innerhalb derselben stellte Attila seine Truppen nach allen Seiten. Da die Feinde sich also einem Hagel von Pfeilschüssen zu sehr bloßgestellt sahen, so hielten sie sich ruhig, entschlossen, ihn durch Hunger zu zwingen. Man erzählt, Attila habe von den Sätteln seiner Pferde einen Scheiterhaufen errichten lassen, um, im Falle er zur Verzweiflung sollte gebracht werden, sich selbst darauf zu verbrennen. Aber Aetius, der ohne Zweifel besorgte, daß die gänzliche Niederlage der Hunnen die Visigothen und Franken nur desto furchtbarer machen möchte, beredete die Häupter dieser Nationen zum Rückzuge.

Alsbald machte sich Attila auf den Weg, und ob er schon von den Römern verfolgt wurde, kam er doch glücklich in Pannonien und darauf in seinen Staaten an. Diese Schlacht, und so mancher vorher erlittene Verlust, denn er schonte das Blut seiner Soldaten keineswegs, hatten seine Heere größtentheils aufgerieben.

Inzwischen fing man kaum an, Luft zu schöpfen, als er auf's Neue mit verstärkter Macht nach Italien vorrückte. Schrecken und Bestürzung verbreiteten sich allenthalben. Aetius, anstatt die Alpen zu vertheidigen, rieth dem Kaiser zur Flucht und wollte selbst das Beispiel geben, aber man verwarf diesen entehrenden Entwurf. Der Kaiser, der sich in Rom eingeschlossen hielt, ließ alle Länder jenseits des Po ohne Vertheidigung, in der Hoffnung, daß sich die Barbaren mit dieser Beute begnügen würden. Schon hatten die Hunnen die Hauptstadt der Vindelicier (das jetzige Augsburg) geplündert, gingen über die julischen Alpen, belagerten und eroberten Aquileja mit stürmender Hand, und zerstörten Alles in Venetien und Ligurien. Zu Mailand fand Attila ein Gemälde, das den Kaiser auf einem goldenen Throne sitzend darstellte, und zu seinen Füßen eine Menge erschlagener Hunnen. Attila ließ diese Vorstellung auslöschen, und dagegen sich selbst auf den Thron malen, vor ihm den Kaiser, beladen mit einem Sacke voll Gold, den derselbe vor seinen Füßen ausschüttete.

Während dieser Verwüstungen flohen die Bewohner von Venetien und Aemilien nach den Inseln des adriatischen Meeres, und bauten sich daselbst Hütten, aus welchen die in der neuen Geschichte so berühmte Stadt Venedig erwuchs.

Mit einigen von Marcianus erhaltenen Hülfstruppen hieb Aetius verschiedene Abtheilungen der Hunnen nieder, die er zu überfallen im Stande war. Durch diese kleinen Vortheile wurden die Schreck-

nisse des Krieges nicht vermindert. Valentinian ließ den Attila durch Gesandte um Frieden bitten. Leo der Heilige, ein eben so seiner Tugenden als seiner Talente wegen ehrwürdiger Papst, übernahm, in Begleitung zweier anderer Abgeordneten, dieses Geschäft, wußte die grausame Seele des Attila zu besänftigen, und es gelang ihm, denselben von Rom abzuhalten und so diesen Sturm abzuwenden. Es wurde ein Stillstand geschlossen, und ein gewisser Tribut bewilligt. Der Sieger ging zurück, wiewohl mit der Drohung, Italien auf's Neue zu überfallen, wofern man ihm nicht die Prinzessin Honoria, sammt Allem, was derselben zugehörte, überschicken würde. Er starb im folgenden Jahre. Man hat ihn die Geißel Gottes genannt, und die Römer verdienten diese Geißel.

Er hinterließ viele Söhne, die durch Zwiespalt und innerliche Kriege sein weitläufiges Reich zu Grunde richteten; eine gewöhnliche Folge großer Eroberungen. Der König der Gepiden empörte sich, und bald nachher die übrigen Vasallen. Sehr blutige Kriege entkräfteten diese Barbaren. Sie errichteten viele kleine Staaten in Illyrien, Mösien, Dacien und Klein-Scythien (bei dem Ausflusse der Donau), und wurden Bundesgenossen des Reiches, das sie zerstückten. Die Ostrogothen, die Unterthanen des Attila waren, erhielten bei dieser Theilung das Meiste. Marcianus überließ ihnen ganz Pannonien, Ober-Mösien bis Noricum, und von Dalmatien an bis zur Donau.

Valentinian III. waren seine Laster eben so verderblich, als die Waffen der Barbaren. Indem er sich einer dummen Trägheit und unwürdigen Ausschweifungen überließ, hatte er die Gemahlin des Maximus geschändet, eines erlauchten und mächtigen Bürgers, der dieser kränkenden Beleidigung wegen Rache athmete. Aetius allein vermochte noch den Staat und das Reich zu retten; aber Maximus machte denselben,

durch Hülfe des Verschnittenen Heraclius, eines Aufruhres verdächtig, und Valentinian tödtete ihn mit eigener Hand. Er fragte nachmals einen seiner Kriegsbefehlshaber, ob er nicht wohlgethan habe, sich von dem Aetius zu befreien, und dieser erwiederte: „Es kommt mir nicht zu, die Rechtmäßigkeit deiner Handlungen zu beurtheilen, aber ich glaube, daß du dir deine rechte Hand mit der linken abgehauen hast.“ Welche Verbrechen auch der Ehrgeiz diesem Feldherrn eingeflößt hatte, so erfuhr man doch bald in der That, daß ohne ihn das Reich verloren war.

Maximus, den nun nichts mehr aufhielt, ließ den Valentinian ermorden und sich zum Kaiser ausrufen. Die Bürde der höchsten Gewalt drückte ihn gewaltig. Alles ekelte ihn an, und Alles setzte ihn in Schrecken; seine Regierung mußte wie ein Traum vergehen. Er hatte die Eudoxia, Valentinians Wittwe, gezwungen, ihm ihre Hand zu geben. Um ihre Liebe zu gewinnen, versicherte er dieselbe, daß er, blos aus Zärtlichkeit gegen sie, ihren Gemahl, den Valentinian, habe ermorden lassen. Die Kaiserin war ergrimmt, und ließ den Genserich bitten, zu ihrer Errettung herbeizueilen, unter dem Versprechen, ihn selbst in Rom einzuführen.

Der König der Vandalen schiffte seine Truppen ein, Maximus ward auf der Flucht ermordet. Genserich kam an, und übergab Rom der Plünderung. Er bemächtigte sich unermeßlicher Schätze, der heiligen Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem, die Titus nach Rom gebracht und Alarich aus Ehrfurcht unberührt gelassen hatte; der Hälfte der prächtigen Decke von dem Tempel des Jupiter Capitolinus, die aus vergoldetem Erze verfertigt war, und einer Menge Bildsäulen. Auch nahm er viele Vornehme als Gefangene mit, unter denen sich Eudoxia selbst mit ihren beiden Töchtern befand. Marcianus verlangte die Kaiserin zurück, was ihm aber nicht gewährt

wurde; denn das Reich war zu schwach, als daß Genserich von demselben hätte Befehle annehmen sollen.

Maximus hatte nur drei Monate regiert. Avitus, seiner Herkunft nach ein Gallier, der in seinem Privatstande sehr hochgeachtet wurde, nahm nach ihm den Purpur und herrschte nur ein Jahr. Der Comes Ricimer, ein Abkömmling eines Fürsten der Sueven, verachtete diesen neuen Kaiser, der sich durch sein unordentliches Leben verächtlich machte, brachte eine Empörung zu Stande, griff den Kaiser in der Gegend von Placentia an und machte ihn zum Gefangenen.

Avitus wollte, aus Furcht hingerichtet zu werden, nach seinem Vaterlande entfliehen, starb aber auf dem Wege. Der Thron blieb mehrere Monate unbesetzt. Er konnte für diejenigen, die mit Ueberlegung nach Hoheit strebten, nur wenig Reize haben.

Seit dem Theodosius bewies sich der einzige Marcianus des Thrones würdig, ob er sich gleich aus Mangel an Einsichten mancher Fehler schuldig machte. Er starb im siebenten Jahre seiner Regierung. Pulcheria war vier Jahre vor ihm gestorben.

Die Kaiser bis auf Romulus Augustulus.

Von jetzt an wird die Geschichte immer dunkler und verworrener. Aspar, Feldherr der orientalischen Truppen, von Geburt ein Alane und dem Arianismus zugethan, wollte unter dem Namen eines Andern herrschen, da er nicht hoffen konnte, die Krone für sich zu erhalten. Auf seinen Betrieb ward Leo, ein bloßer Tribun, zum Kaiser gewählt, und darauf von dem Patriarchen zu Konstantinopel gekrönt. Er ist der Erste von allen Herrschern, der sich von einem Bischofe krönen ließ.

Im Occident machte Ricimer, der den Avitus vom Throne gestoßen hatte, gleichfalls einen neuen Kaiser, den er zu beherrschen gedachte, und

betrog sich nicht weniger in seiner Hoffnung. Majorianus war nicht so bald zum Kaiser ausgerufen, als er zeigte, daß er Fähigkeiten habe, selbst zu herrschen. Er machte sogleich einige Gesetze zur Wiederherstellung der guten Ordnung.

Das Reich bedurfte aber mehr eines kriegerischen Fürsten, als eines Gesetzgebers; denn die Gesetze blieben unter den Erschütterungen, die es von den Barbaren zu erdulden hatte, ohne Kraft. Die Vandalen und Mauren machten eine Landung an den Küsten Campaniens, sie wurden aber zu Sinuessa geschlagen, und Majorianus faßte den Entschluß, sie in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Doch erst mußte die Ruhe in Gallien wieder hergestellt werden, wo Theodorich II., König der Visigothen, die Völker empörte, bis an das Herz der Provinzen drang, und sich sogar der Stadt Lyon bemeistert hatte. Aegidius, der, seltsam genug, zugleich König der Franken und Feldherr der Römer war, erhielt große Vortheile über den Theodorich. Der Kaiser kam bald darauf an, schlug die Visigothen und nöthigte sie zu einem Frieden, in welchem sie ihm ihren Beistand wider die Vandalen versprachen. Er ging darauf über die Pyrenäen und wollte sich zu Karthagena einschiffen; allein Genserich, der mit Einigen auf der kaiserlichen Flotte ein heimliches Einverständniß hatte, war glücklich genug, dieselbe zu vernichten; und da jetzt der Krieg nicht mehr möglich war, kam es zu einem Friedensschlusse, der aber von den Vandalen bald gebrochen ward.

Ricimer, den es verdroß, daß ihn der Kaiser nicht wollte herrschen lassen, zettelte eine Verschwörung wider sein Leben an, wovon Majorianus das Opfer ward. Ricimer setzte den Severus auf den Thron, einen unbekannten Mann, dessen die Geschichtbücher nur einmal gedenken.

Wir übergehen viele Kriege der Barbaren, theils

unter einander, theils mit den Römern, weil sie nichts Erhebliches darstellen. Nur das ist merkwürdig, daß die Franken den Aegidius, weil er sich durch seine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, vertrieben, und dagegen den Childerich, den sie früher, um den Aegidius zum Regenten zu haben, der königlichen Würde entsetzt hatten, wieder zu ihrem Könige beriefen.

So tief auch die Römer von ihrer ehemaligen Größe herabgesunken waren, so konnten sie doch die Tyrannei eines Sueven nicht lange ertragen. Sie wandten sich an den Leo, um einen Kaiser zu erhalten. Dieser gab ihnen den Anthemius, einen Enkel desjenigen, der unter Theodosius dem Jüngern die Staatsangelegenheiten verwaltet hatte. Der Comes Ricimer vermählte sich mit einer seiner Töchter, und ließ ihm den kaiserlichen Titel, bis er es für gut finden würde, ihn wieder vom Throne zu stoßen.

Dem Kaiser Leo fehlte es an Geist und Staatsklugheit, wie allen schwachen Regenten.

Leo befahl den Heiden bei Strafe der Landesverweisung, sich taufen zu lassen; und verbot denen, die getauft waren, bei Todesstrafe alle Verehrung der Götzen. Eine erzwungene Taufe konnte doch wohl keine Christen machen.

Um den Genserich zu bekämpfen, erschöpfte er den kaiserlichen Schatz durch Kriegsrüstungen wider diesen fürchterlichen Feind, die 130,000 Pfund Gold kosteten.

Alles war aber vergeblich. Der siegende Genserich blieb bis zu seinem Tode in dem ruhigen Besitze seiner Staaten, ohne daß Jemand ihn anzugreifen wagte.

Um sich die Isaurier zu Freunden zu machen, gab Leo einem Vornehmen dieses Volks, Namens Zeno, eine seiner Töchter zur Gemahlin, erhob ihn zum Feldherrn und darauf zum Konsul und machte den stolzen Aspar auf denselben eifersüchtig. Zeno

entwich gar bald nach Sardica wegen einer wider ihn angesponnenen Verschwörung. Aspar drang in den Kaiser zur Erfüllung seines bei Uebernahme der Krone ihm gegebenen Versprechens, einen seiner Söhne zum Cäsar zu ernennen. Leo bequemte sich dazu, wiewohl ungern; er wählte Aspars jüngern Sohn, Patricius, und ließ darauf den Aspar, sammt dessen ältestem Sohne, ermorden. Patricius, mit Wunden bedeckt, rettete sein Leben durch die Flucht. Dieser Mord mußte die Regierung nur noch verächtlicher und verhaßter machen.

Weil Ricimer in Italien dasselbe Schicksal befürchtete, das den Aspar in Konstantinopel betroffen hatte, ergriff er die Waffen wider den Kaiser Anthemius. Leo schickte den Olybrius, um sie mit einander auszusöhnen.

Dieser ließ sich aber selbst zum Kaiser ausrufen und Ricimer eroberte Rom, das abermals geplündert wurde, starb jedoch bald darauf, nachdem Anthemius erwürgt worden war.

Olybrius überlebte ihn kaum drei Monate, und hatte einen gewissen Glycerius, den man kaum dem Namen nach kennt, zum Nachfolger. Das occidentalische Kaiserthum war jetzt bis auf Italien, Dalmatien und einen kleinen Theil Galliens eingeschränkt, und noch drohten die in Pannonien wohnenden Ostrogothen neue Zergliederungen. Glycerius ward vom Nepos, einem Kriegsobersten des orientalischen Kaisers, entthront und darauf Bischof von Salona.

Inzwischen starb Leo mit Hinterlassung eines Sohnes gleichen Namens, der auch bald starb, nachdem er den Zeno zum Kaiser ernannt hatte. Der barbarische Zeno, der sich mit den schändlichsten Lastern befleckte, seine Unterthanen beraubte, und den Schein einer seltsamen Frömmigkeit annahm, machte sich sogar bei seiner Schwiegermutter, der er sein Glück zu

danken hatte, verabscheuungswürdig. Sie bewirkte eine Verschwörung, Basiliscus wurde auf den Thron erhoben und Zeno entfloh nach den isaurischen Gebirgen. Letzterer kam nach zwei Jahren wieder zur Regierung, schwor, dem Basiliscus und dessen Kindern nicht das Leben zu rauben, und glaubte nicht meineidig zu sein, indem er befahl, sie Hungers sterben zu lassen (477).

Unruhe und Verwirrung herrschten demnach in beiden Reichen, aber das abendländische näherte sich jetzt seinem völligen Untergange. Eurich, König der Visigothen, hatte ganz Spanien bezwungen, nur Gallien ausgenommen, wo sich die Sueven behaupteten. Es fehlte ihm nur noch Auvergne zu dem völligen Besitze des ganzen mittäglichen Galliens bis zur Rhone, und Nepos wurde gezwungen, ihm auch diese Provinz, im Jahre 474, abzutreten. Der Kaiser, der gern das Uebrige von Gallien in Sicherheit setzen wollte, befahl dem Patricier Orestes, sich mit einem Heere dahin zu begeben. Dieser Patricier, der ehemals des Attila Sekretär gewesen war, brachte zwar Truppen zusammen, bestimmte sie aber, den Kaiser vom Throne zu stürzen. Er ging nach Ravenna; Nepos entfloh, und Orestes gab dem Reiche einen neuen Kaiser in seinem eigenen Sohne, dem Romulus, mit dem Zunamen Augustus, den man gemeiniglich wegen seiner Jugend oder zum Spotte Augustulus, Kaiserlein, nannte. Er war es, mit dem das occidentalische Reich ein Ende nehmen sollte.

Odoacer erobert Italien.

Odoacer, dessen Ursprung unbekannt ist, kam an der Spitze vieler barbarischen Völker, insbesondere der Heruler, die aus Preußen gezogen waren, und drang in Italien ein, in der Absicht, sich daselbst niederzulassen. Man behauptet, daß seine Soldaten im

Dienste des Reiches standen, und den dritten Theil der Ländereien in Italien als eine gerechte Belohnung für ihre Dienste verlangt hätten; daß die abschlägige Antwort des Orestes sie zur Empörung vermocht habe, und sie darauf den Odoacer, einen Soldaten von der kaiserlichen Leibwache, ein Mann von niederer Abkunft, aber geboren zu großen Unternehmungen, zu ihrem Anführer sollen erwählt haben. Er belagerte Pavia, wohin Orestes seine Zuflucht genommen hatte, eroberte die Stadt mit Sturm, ließ den Patricier enthaupten, eilte nach Ravenna, schenkte dem Augustulus, der schon aus eigenem Antriebe den Purpur niedergelegt hatte, das Leben, sperrte denselben in eine Festung ein, legte ihm jedoch einen ansehnlichen Gehalt bei; er eroberte nun ganz Italien, legte sich den Königstitel bei und Genserich trat ihm auch noch fast ganz Sicilien ab.

Dies war das Ende des abendländischen Reiches, ungefähr 1229 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom.

Zeno zog sich durch sein ehrloses Benehmen den Haß und die Verachtung der Ostrogothen zu, die entweder in Pannonien oder Thracien wohnten, gefährliche Bundesgenossen, und noch immer Feinde, sobald man ihnen einigen Vorwand zum Aufstande gab. Sie hatten zwei Theodoriche zu Königen, wovon der Erstere zum Unterschiede der Schielende und der Zweite Amalus hieß.

Zeno waffnete die beiden gothischen Könige gegen einander, betrog Beide und brachte Beide wider sich selbst auf. Die Provinzen wurden bis an die Thore der Residenz verheert. Er erkaufte beständig den Frieden, und wußte denselben nie dauerhaft zu machen. Nach dem Tode des Schielenden suchte er sich den Amalus zum Freunde zu machen; er legte ihm deswegen neue Ehrentitel bei, errichtete ihm eine Bildsäule und trat ihm Ländereien ab.

Zu gleicher Zeit wollte Zeno die Theologen mit

einander aussöhnen, und fachte dadurch nur das Feuer der Streitigkeiten an.

Die Regierung des Zeno war eine Kette von Unruhen und Abscheulichkeiten. Seine Schwiegermutter und seine Gemahlin schworen den Tod des Illus, seines Feldherrn der Leibwache, der ihn wieder auf den Thron gebracht hatte. Illus empörte sich und legte dem Leontinus den kaiserlichen Titel bei. Theodorich zog wider die Rebellen aus, erhielt den Sieg, und Illus und Leontinus wurden enthauptet. Der König der Ostrogothen trieb darauf die Bulgaren zurück, die ehemals an den Ufern der Wolga gewohnt hatten, jetzt sich der Donau näherten, und nachmals sich berühmt machten. Der Kaiser überwarf sich bald darauf mit seinem Erretter.

Theodorich ergriff die Waffen wider ihn, und drohte ihm in der Nähe von Konstantinopel. Man schlug ihm eine Zusammenkunft vor. Er verlangte, daß es ihm erlaubt sein möchte, Italien zu erobern. „Gelingt es mir," sagte er zum Zeno, „so werde ich mein neues Eigenthum von dir haben; komme ich aber bei der Unternehmung um, so gewinnst du dadurch, daß du den mir gebührenden Gehalt nicht länger ausbezahlen mußt." Der Kaiser willigte ein, und trat ihm seine Rechte auf Italien ab. Die Gothen haben immer behauptet, daß ihnen die Abtretung unbedingt und auf ewig geschehen sei, obschon die Römer das Gegentheil behaupten. Gewiß ist, daß das Königreich Italien den orientalischen Kaiser für seinen Oberherrn anzuerkennen schien, doch ohne in der That von ihm abzuhängen. Zeno, der eigentlich nichts als Böses gethan hatte, starb im Jahre 491 eines sehr elenden Todes, noch ehe Theodorich die Eroberung Italiens vollendet hatte. Mehrere Geschichtschreiber berichten, Zeno sei in einem Anfalle von der Epilepsie lebendig begraben worden. Man öffnete, wie sie ferner melden, noch einmal das Grab, und

fand, daß er das Fleisch von seinen eigenen Armen abgenagt hatte.

Theodorich der Große.

Theodorich ging nach Italien, besiegte den Odoacer und belagete Ravenna. Die Belagerung dauerte dritthalb Jahre. Der Hafen war verschlossen und der scheußliche Hunger nöthigte die Belagerten, Leder zu essen. Man mußte sterben oder sich ergeben.

Es kam zur Unterhandlung. Odoacer trat, mit Beibehaltung der Ehre eines Königs, dem Theodorich Ravenna und ganz Italien ab; aber der Sieger tödtete ihn wenige Tage nachher mit eigener Hand.

Italien fühlte sich unter seines neuen Herrschers Scepter wohl. Die Gothen besaßen nur den dritten Theil der Aecker, die auf's billigste vertheilt wurden, und sie mußten eben sowohl Steuern zahlen als die Römer. „In meinen Staaten," sagte Theodorich zu seinen Unterthanen überhaupt, „soll nicht die Gewalt, sondern die Gerechtigkeit herrschen."

Durch eine weise Sparsamkeit füllte er seine Schatzkammer und verschaffte sich hinlängliche Mittel zu großen Unternehmungen, ohne dem Volke beschwerlich zu werden. Der Ueberfluß war so groß, daß man 60 Säcke voll Getreide für ein Goldstück kaufte, und für die öffentliche Sicherheit wurde so gut gesorgt, daß man ohne alle Furcht Tag und Nacht reisen konnte.

Die Polizei, die Gebräuche und die Gesetze der Römer wurden beibehalten. Die Gothen waren in den wesentlichsten Angelegenheiten denselben unterworfen, da sie im Uebrigen nach den ihnen eigenen Gewohnheiten lebten.

Fast alle barbarische Nationen ließen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf einen Zweikampf ankommen. Theodorich verbannte diese Gewohnheit,

die er für abscheulich hielt. Er wollte, daß man in seinen Gothen die Menschlichkeit, verbunden mit der gothischen Tapferkeit, wahrnehmen solle.

In Ansehung der Religion befolgte er immer den ihm eigenen Grundsatz: „Ich habe keine Gewalt über die Religion, weil der Glaube frei sein muß.“ Er hielt es mit den Arianern, aber er schützte die tugendhaften Katholiken, und erhielt gute Ordnung und Frieden. Zwei christliche Diener der Religion, Symmachus und Laurentius, bestritten sich damals mit bewaffneter Hand den Bischofssitz zu Rom. Er entschied die Sache dahin, das derjenige für den rechtmäßigen zu halten sei, der zuerst und mit den meisten Stimmen erwählt wäre. Bei fortdauernden Streitigkeiten versammelte er zur Beilegung derselben Concilien, und gebrauchte seine Gewalt, um das zum Besten des Symmachus gefällte Urtheil in Ausübung zu bringen.

In einem dieser Concilien reinigte sich der Papst von den wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen, und machte aus der Schrift des Diaconus Ennodius eine Verordnung des Inhalts: „Der heilige Stuhl mache diejenigen, die darauf säßen, unfehlbar.“

Theodorich verstand sein erobertes Reich ruhig zu beherrschen und zu beglücken. Er vereinigte sich durch Bündnisse mit den Barbaren, die rings um ihn her wohnten. Er vermählte sich mit der Schwester des Chlodowig, der im Jahre 486 durch Ueberwindung des Syagrius die römische Macht in Gallien vernichtet hatte. Er gab eine seiner Töchter dem Könige der Visigothen, Alarich, zur Gemahlin; eine andere Tochter vermählte er dem Sohne des Gondebald, Königs der Burgunder, und seine Schwester dem Trasimund, König der Vandalen.

Da seines Rathes und aller seiner Bitten ungeachtet der ehrsüchtige Chlodowich den Alarich geschlagen und einen großen Theil von dessen Staa-

ten sich unterwürfig gemacht hatte, so schickte er den Visigothen ein Heer zu Hülfe, und rettete die Trümmer ihrer Monarchie.

Ibbas, Tolonik und die übrigen Feldherren kamen immer siegreich von ihren Feldzügen zurück. Ibbas nöthigte den Prinzen Dieterich, Chlodowig's Sohn, die Belagerung von Arles aufzuheben, und besetzte diese Stadt mit seinen Völkern. Tolonik führte das ihm von Theodorich aufgetragene Geschäft wider Sigismund, König der Burgunder, mit solcher Klugheit aus, daß er ohne Schwertstreich einen beträchtlichen Theil der burgundischen Länder für seinen Herrn in Besitz nahm.

Anastasius, Kaiser im Orient.

Zeno's Wittwe, Ariadne, wußte es dahin zu bringen, daß ein obskurer Unterbeamter, Anastasius, den sie liebte, ihrem Gatten auf den kaiserlichen Thron folgte. Der Patriarch Euphemius, der ihn als einen Eutychianer haßte, hatte ihn bei einer gewissen Gelegenheit aus der Kirche gejagt, dabei gedroht, ihm die Haare abzuschneiden und ihn dem Gelächter des Volkes bloßzustellen. Dieser Prälat wollte ihn nicht eher krönen, als bis er ein Glaubensbekenntniß und eine Versicherungsakte unterschrieben hatte, wodurch er sich verpflichtete, das chalcedonische Concilium aufrecht zu erhalten.

Dieses kündigte neue Unruhen in Sachen der Kirche an. Die Grünen, die Blauen und Rothen (denn die Wagenlenker des Circus und deren Anhänger unterschieden sich durch diese Farben) verfolgten sich einander mit eben solcher Wuth, wie ehemals die Parteien des Marius und Sylla, als es auf die römische Freiheit und auf die Herrschaft der Welt ankam. Anstatt diese eben so verderbliche als ausschweifende Feindschaft weislich zu ersticken, begünstigte

Anastasius eine der Parteien, und machte sie dadurch wüthender. Es entstanden gräuliche Gemetzel, in deren einem mehr als 3000 Menschen umkamen.

Der Kaiser gab jedoch auch manche gute Verordnung; er schaffte die barbarischen Kämpfe der Menschen mit wilden Thieren ab, wie auch die schändlich eingerissene Gewohnheit, die Aemter feil zu bieten. Er hatte auch die Isaurer überwältigt und bestraft; aber wider die Perser war er nicht so glücklich. Die Armenier hatten sich empört, weil man sie, ob sie schon Christen waren, zum Gottesdienste der Perser und zur Anbetung des Feuers zwingen wollte. Der Perser König Cabades stellte sie zufrieden, indem er ihnen die freie Religionsübung wieder zugestand. Nun wandte er seine kriegerische Thätigkeit gegen die Römer.

Als Anastasius eine gewisse Summe Geldes, die Cabades verlangte, verweigert hatte, griff der König zu den Waffen, und eroberte die berühmte Stadt Amida, deren sich Sapor nicht hatte bemächtigen können. Es gelang ihm, durch einen Thurm, den trunkene Mönche bewachten, oder vielmehr bewachen sollten, in die Stadt zu brechen; doch melden andere Geschichtschreiber, daß die Mönche ihm durch Verrath die Stadt geöffnet haben. Die Feldherren, denen der Kaiser das Kommando in diesem Kriege anvertraute, verursachten durch ihr Mißverständniß, daß nichts gelingen wollte. Amida ward vergeblich belagert, und man erkaufte endlich den Frieden nach einem dreijährigen Kriege, im Jahr 505, für eine große Summe Geldes. Die Feinde gaben Amida zurück. Die Stadt war nur noch auf sieben Tage mit Lebensmitteln versehen, als die Kaiserlichen die Belagerung aufhoben und diesen schändlichen Frieden erkauften.

In demselben Jahre traf das Reich ein nicht minder demüthigendes Unglück. Theodorich nahm ihm

Pannonien. Pitzia, einer seiner Feldherren, erfocht mit 2500 Mann einen vollkommenen Sieg.

Da die vielen Siege der Barbaren, die zu verschiedenen Malen bis zu den Thoren von Konstantinopel gedrungen waren, mehrere Verwüstungen besorgen ließen, so brachte der Kaiser die Aufführung einer großen Mauer zu Stande, die den plötzlichen Einfällen dieser Völker wehren sollte. Sie erstreckte sich vom schwarzen Meere bis zum Marmorameere, war 420 Stadien oder 18 Meilen lang, ungefähr 13 Meilen von Konstantinopel entfernt, allenthalben 20 Fuß breit und mit Thürmen besetzt.

Die kirchlichen Streitigkeiten nahmen indessen kein Ende, und die Bischöfe (Päpste) in Rom hatten schon angefangen, sich als höchste Wähler aufzuwerfen. Der Bischof in Rom hatte den Acacius, ehemaligen Patriarchen zu Konstantinopel, in den Bann gethan, weil er mit Prälaten, die selbst Ketzer waren oder doch in dem Verdachte der Ketzerei standen, Umgang gehabt hatte. Anastasius hatte sich mit dem heiligen Stuhle überworfen, weil er das Urtheil wider den Acacius zu unterschreiben und dem Henoticon des Zeno zu entsagen sich weigerte. Er wollte, daß des chalcedonischen Conciliums halber kein Mensch beunruhigt werden solle; aber man achtete wenig auf das, was er wollte. Anastasius ließ die Akte der chalcedonischen Kirchenversammlung, die man ihm nicht ausliefern wollte, mit Gewalt wegnehmen, zerriß sie und warf sie in's Feuer.

Die Empörungen brachen von Tag zu Tag in größere Gewaltthätigkeiten aus. Der Kaiser ward öffentlich als ein Ketzer beschimpft, seine Bildsäulen wurden niedergerissen; ein Mönch und eine Nonne, die seine Vertrauten waren, wurden mit Dolchen erstochen und ihee Leichname durch die Gassen geschleppt. Seine Strenge setzte den Pöbel nur noch mehr in Wuth. Endlich kündigte sich Vitalianus, ein Enkel

des berühmten Asparus, als einen Rächer des Glaubens an, brachte ein Heer von 60,000 Mann zusammen, erstieg die große Mauer und lagerte sich vor Konstantinopel. Somit war der erste Religionskrieg begonnen, der sich damit endigte, daß Anastasius alle wider die katholische Partei gemachten Verfügungen zurück zu nehmen versprach, und, nachdem er den Frieden um diesen Preis erhalten hatte, sein Versprechen unerfüllt ließ.

Dieser Kaiser starb drei Jahre nachher, im Jahre 518, fast 90 Jahr alt. Enige berichten, er sei vom Blitz erschlagen worden; Andere hingegen, er habe durch ein göttliches Strafgericht seinen Verstand verloren.

Justinus.

518 Jahre nach Christi Geburt.

Justinus, des Anastasius Nachfolger in der Regierung, war ein Soldat, den das Kriegsvolk erhoben hatte, der in Thracien unter den dürftigsten Umständen geboren war (er mußte in seiner Jugend das Vieh hüten) und weder lesen noch schreiben konnte, aber ein eifriger Katholik und verschmitzt genug, seine Reichskompetenten zu stürzen.

Seine Regierung war fast mit lauter Religionshändeln ausgefüllt. Er erklärte sich sogleich für die Orthodoxen.

Er befahl eine gänzliche Unterwürfigkeit unter die Aussprüche der chalcedonischen Kirchenversammlung; er schloß die Ketzer von allen Aemtern, sogar von Kriegsdiensten aus; er vereinigte die orientalische Kirche wieder mit der römischen, von der sie seit 34 Jahren, das ist, seitdem der Papst Felix den Arcadius verurtheilt hatte, getrennt war.

Ein Edikt verurtheilte die Manichäer zur Verban-

nung, und diejenigen, die man in Zukunft entdecken würde, zur Enthauptung.

Obschon Justinus, vermuthlich aus Furcht, in Ansehung der Gothen in seinem Edikte eine Ausnahme gemacht hatte, so ward doch Theodorich dadurch aufgebracht, daß man den Arianern die Religionsübung versagte, die er den Katholiken zugestand.

Theodorich forderte den Papst Johann zu sich nach Ravenna, und befahl ihm, nach Konstantinopel zu gehen und dem Kaiser zu erklären: Falls derselbe die Arianer nicht wieder in den Besitz ihrer Kirchen setzen und er ihnen fernerhin die vollkommenste Religionsfreiheit versagen würde, so werden die Katholiken in Italien nach dem Rechte der Repressalien behandelt werden. So unangenehm dieser Auftrag auch dem Papste sein mußte, so gehorchte er gleichwohl zum Scheine; aber während seines Aufenthaltes zu Konstantinopel, wo man ihn mit den größten Ehrenbezeugungen empfing (er war der erste römische Papst, den man daselbst sah), ließ er sich hauptsächlich die Vorrechte seines Bischofstuhles angelegen sein, und, statt daran zu arbeiten, daß den Arianern ihre Kirchen wieder eingeräumt würden, weihte er dieselben vielmehr zum Gebrauche der Katholiken. Bei seiner Rückkehr ließ ihn Theodorich zur Strafe in's Gefängniß setzen. Er starb in demselben, und ward als ein Märtyrer verehrt.

Theodorich wurde jetzt sehr mißtrauisch, und vermuthete, daß man nach seinem Thron trachte. Das Betragen des nach Konstantinopel gesandten Papstes vermehrte das Mißtrauen des Königs, und die Folge davon war, daß der Philosoph Boethius und dessen Schwiegervater Symmachus, beide Konsularen, hingerichtet wurden.

Man kann nicht daran zweifeln, daß Theodorich sie für schuldig gehalten; inzwischen nagte die Reue an seinem Herzen. Er verfiel in eine finstere Melancholie, woran

er im 74sten Jahre seines Alters starb. Ihm folgte in der Regierung sein Enkel Athalarich, Sohn seiner Tochter Amalasunta. Athalarich selbst war ein Kind, aber Amalasunta hatte alle Eigenschaften eines großen Königs; sie war eine einsichtsvolle, gelehrte und tugendhafte Frau, allen Geschäften gewachsen, eben so vieler Liebe als Ehrerbietung würdig.

Auch Justinus starb, während neue Kriegsunruhen mit Persien ausgebrochen waren. Er hatte so eben seinen Neffen Justinianus zum Mitkaiser ernannt, der gleich bei des Justinus Regierungsantritte den Vitalianus, dem er doch eine brüderliche Freundschaft geschworen, ermordet hatte, und der, indem er die blaue Faction begünstigte, ihn verleitete, den Gesetzen zu trotzen, öffentlich die größten Verbrechen zu begehen und mit dem Meuchelmorde sein Spiel zu treiben.

Justinian.

527 Jahre nach Christi Geburt.

Justinian war 40 Jahre alt, als er zur Regierung kam, hatte gute Kenntnisse von der Rechtsgelehrtheit, viel Liebe zu den Wissenschaften und zur Arbeit, und fand Geschmack an Neuerungen, aber mit vielen Vorurtheilen hatte er eine große Neigung zum Despotismus und viel Schwäche in seinem Charakter.

Er vermählte sich mit der Theodora, einer Theaterprinzessin, die im übelsten Rufe stand und mit Schande befleckt war. Nachdem sie zur Kaiserin war erhoben worden, trieb sie ihren Stolz so weit, daß, ganz gegen die Gewohnheit jener Zeit, selbst die vornehmsten Personen sich vor ihr auf die Erde niederwerfen und ihre Füße küssen mußten.

Justinus hatte 320,000 Pfund Gold hinterlassen, welche in kurzer Zeit durch die Verschwendung seines Nachfolgers verpraßt waren.

Justinian fügte zu den Gesetzen der vorigen Kaiser noch die Todesstrafe hinzu für Alle, die sich den Lehren der Kirche nicht unterwerfen würden. Heiden, Juden und Ketzer fluchten dem Kaiser und flüchteten von allen Seiten; Andere gingen in ihrer Wuth so weit, daß sie sich selbst ermordeten. In Phrygien zündeten die Montanisten ihre Tempel an, und verbrannten sich in denselben. 50,000 Samaritaner machten einen Aufruhr, raubten und erwürgten Alles um sich her, bis sie selbst Alle erschlagen waren. Entvölkerung der Provinzen und Haß gegen den Kaiser und das Christenthum waren die Folgen dieser Bedrückungen.

Die Gothen allein wurden nicht nach der Strenge der Gesetze behandelt. Der Kaiser ließ sogar den Arianern eine Kirche wieder erbauen; aber bei ihrer ersten gottesdienstlichen Versammlung wurden sie von einem Haufen Schwärmer angegriffen und größtentheils getödtet.

Seine Gerechtigkeit artete oft in eine grausame Strenge aus. Zwei Bischöfe, einige Priester und Rathsherren, die sich ungeheurer Ausschweifungen schuldig gemacht hatten, wurden öffentlich verstümmelt. Da dieses Beispiel ohne Wirkung blieb, so bedrohte der Kaiser lange Zeit nachher, im Jahre 554, kraft eines zur Fastenzeit bekannt gemachten Gesetzes, die Schuldigen mit den strengsten Strafen, wenn sie nicht am Osterfeste Buße thun würden. Er bestrafte einen Fluch eben so scharf, als die widernatürlichsten Verbrechen, und er verbot die Hazardspiele, weil dieselben zum Fluchen Gelegenheit gäben. Er vertrieb die öffentlichen Dirnen, und setzte Todesstrafen auf diejenigen, die man nachher entdecken würde.

Indessen machten ihm die Perser viel zu schaffen, mit denen sich das Reich im Krieg befand. Er schickte an den König der Perser einen Gesandten mit Geschenken und Friedensvorschlägen. Cabades erwie-

derte die Gesandtschaft blos mit einem stolzen Briefe, in dem er sich selbst König der Könige, Sohn der Sonne und Herrscher des Orients, den Justinian hingegen blos einen Sohn des Mondes und Herrscher des Occidents nannte. Belisar, der sich damals schon durch seine Talente und durch seine Tapferkeit bekannt gemacht hatte, schlug die Perser bei Darras im Jahre 530; im folgenden Jahre hingegen verlor er die Schlacht bei Callinicum.

Belisar ward zurückgerufen und kam in Ungnade, obgleich er an dem Verlust der Schlacht nicht schuld war.

In Armenien und andern Gegenden waren die römischen Waffen glücklich. Cabades starb voll Kummers über so manchen Verlust. Sein Nachfolger auf dem Throne, Cosrhoes, ein Prinz, den der Haß der Griechen verschrien hat, den aber die Morgenländer über den Cyrus erhoben, hatte alle Fähigkeit, diesen Verlust zu ersetzen. Er gab seine heldenmüthigen Gesinnungen bald zu erkennen. Justinian hatte die Friedensunterhandlungen erneuert. Er erklärte darauf, er würde die Waffen nicht eher niederlegen, als bis man ihm 11,000 Pfund Gold ausbezahlt, die eroberten Festungen zurückgegeben, und dem Befehlshaber der Truppen von Mesopotamien zu Konstantinopel, nicht aber in dieser Provinz, seinen Aufenthalt angewiesen hätte. Der Kaiser versprach Alles, fertigte nachher einen Gegenbefehl ab, und ward im Jahre 533 gezwungen, einen schimpflichen Frieden zu schließen.

Er hatte stets die Unvorsichtigkeit, die Faktionen des Circus dadurch an einander zu hetzen, daß er für die blaue wider die grüne, die von der Kaiserin Theodora begünstigt wurde, Partei nahm. Ganz Konstantinopel war unter die Partheien getheilt, wit welchen sich die Uebrigen vereinigt hatten. Aus ihren blutigen Streitigkeiten entstand eine der schrecklichsten Empörungen, deren je die Geschichte gedenkt. Bei den

Spielen des Circus schimpften einstens die aufgebrachten Grünen auf den Kaiser. Die Anführer dieses Tumults wurden hingerichtet; dies setzte das Volk in Wuth. Die Aufrührer verlangten die Auslieferung vier verabscheuter Minister, besonders des Tribonianus, bei dem die Rechtspflege feil war, und der später das Werkzeug der Gesetzgebung wurde. Justinian entfernte die Minister, ohne daß dadurch der schwache Kaiser den unbändigen Pöbel entwaffnet hätte. Schon dachte er an die Flucht, als die muthvollere Theodora ihn mit den Worten zurückhielt: „Daß man lebe, ist nicht nothwendig; aber es ist nothwendig, seine Ehre nicht zu überleben. Ein Regent, der, vom Throne verwiesen, ein schimpfliches Leben führt, ist schlechter als ein todter Mann. Der Thron ist ein ruhmvolles Grab." Diese so übelberüchtigte Frau hatte doch eine gewisse Größe der Seele.

Auf das Gerücht, daß der Kaiser mit seiner Gemahlin die Flucht ergriffen habe, lief das Volk nach dem Hause des Hypatius, eines Neffen des Anastasius, führte ihn wider seinen Willen heraus und rief ihn zum Kaiser aus. Plötzlich zeigte sich Justinian mit dem Evangelienbuche in der Hand, erklärte sich schuldig und sagte, daß er sich dieses Unglück mit seinen Sünden zugezogen habe, daß er die ihm zugefügte Beleidigung vergebe, und daß, wenn sich das Volk nur zur Ruhe begeben würde, kein Einziger gestraft werden solle. Durch diese Erklärung machte er sich nur noch verächtlicher und der Lärm ward größer; er begab sich zurück in seinen Palast, um den Gewaltthätigkeiten zu entgehen.

Alles würde verloren grwesen sein, wenn nicht Belisar, in Begleitung der vornehmsten Kriegsbefehlshaber und ihrer Soldaten, die Aufrührer angegriffen hätte. Das Blutbad war erschrecklich; 30,000 Menschen wurden erschlagen und gewaltige Feuersbrünste vermehrten die Schrecken dieses Tages. Hypatius

und dessen Bruder Pompejus wurden im Gefängnisse erdrosselt, und der Kaiser ließ seinen Sieg im ganzen Reiche bekannt machen.

Unter einem Fürsten, der sich die Thorheiten des Circus zu einer ernstlichen Beschäftigung machte, und der Gefahr, ein Opfer derselben zu werden, nur durch das Blutbad seiner Unterthanen entging, wurden die größten Unternehmungen entworfen und ausgeführt, weil der Zufall einige große Männer um ihn stellte. Daß Afrika erobert wurde, war ein Werk des Belisar. Seit den Zeiten des Genserich waren die Vandalen ganz ausgeartet. Es war nicht mehr das unerschrockene, nie zu ermüdende, mäßige, keusche Volk, das aus Norden gekommen war, um Alles, was ihm auf seinem Wege aufstieß, in den Staub zu treten; sondern es war eine verzärtelte Nation in einem eben so fruchtbaren, als heißen Lande, wo sich die Reize zum wollüstigen Leben mitten in dem Schoße des Luxus und der Reichthümer mehrten.

Genserich beging zwei Fehler, durch welche er seine Vandalen, sobald sie sich in ihren Sitten verschlimmern würden, einer Staatsveränderung bloßstellte. Er hatte die Mauern aller festen Städte, nur Karthago ausgenommen, schleifen lassen, weil er nämlich besorgte, im Falle des Krieges, daß die Römer sich in einer derselben festsetzen möchten. Er hatte ferner angeordnet, daß jedesmal, ohne Rücksicht auf die Erstgeburt der verschiedenen Linien, der älteste des königlichen Geschlechts die Krone erben sollte, und das konnte gar leicht Unordnungen und gräuliche Verbrechen veranlassen. Sein weitläufiges Reich, das Korsika und Sardinien, sammt allen Ländern von der Meerenge bei Cadix an bis Cyrenaica in sich begriff, war nach seinem Ableben blos ein Schauplatz von Unordnungen und Mühseligkeiten.

Hunnerich, der ihm in der Regierung folgte, ließ seine eigenen Brüder und Neffen umbringen, um

seinem Sohne den Thron zu sichern. Hilderich, Hunnerichs Thronerbe, ward von Gelimer, des Eroberers Urenkel, vom Throne gestoßen. Justinian der mit Hilderich in Verbindung stand, schrieb zu seinem Besten an Gelimer, der aber sowohl den guten Rath als die Drohungen des Kaisers verachtete. Man suchte darauf den Frieden mit den Persern zu beschleunigen, mit dem Entschluß, Afrika zu bekriegen, und dem Belisar wurde diese Aufgabe zu Theil.

Dieser Feldherr, dessen ganzes Heer in 10,000 Mann Fußvolk und 6000 Reitern bestand, ging im Brachmonate zu Schiffe und landete drei Monate nach seiner Abreise in Afrika. Wegen der strengen Kriegszucht, in welcher er sein Heer hielt, gab er sich nicht sowohl das Ansehen eines Feindes, als vielmehr eines Erretters. Er näherte sich Karthago, ohne beinahe einen Widerstand zu finden; er stieß auf den Gelimer und schlug ihn in die Flucht. Des folgenden Tages erschien er vor den Thoren der Stadt, wo man zu seinem Empfange die Straßen erleuchtet hatte, aber aus Besorgniß, daß die nächtliche Finsterniß die Soldaten zu Ausschweifungen verleiten möchte, wollte er nicht sogleich von derselben Besitz nehmen. Tags darauf hielt er seinen Einzug, wie in eine römische Stadt, ohne Tumult, ohne die geringste Gewaltthätigkeit, ohne daß einmal die Gewerbe unterbrochen wurden. Karthago war seit 95 Jahren ein Eigenthum der Vandalen.

Gelimer hatte nach Spanien geschickt und den König der Visigothen, Theudis, um Hülfe bitten lassen. Seine Gesandten, die von dem Vorgefallenen nicht unterrichtet waren, versicherten, daß ihr König im Begriffe sei, eine Hand voll römischer Straßenräuber zu zerschmettern. „Kehrt zurück nach Karthago," sagte der besser unterrichtete Theudis zu ihnen, „und erkundigt euch nach dem Zustande eurer Angelegenheiten." Mit dieser Antwort wurden sie zurückgeschickt und

kamen in dem Hafen vor Karthago an, wo sie nichts weniger als Feinde erwarteten. Man führte sie zum Belisar, der sie in Freiheit setzte, nachdem sie ihm ihre Sendung offenbart hatten.

Der König der Vandalen brachte inzwischen ein Heer zusammen, indem zu gleicher Zeit seine Emissarien die Hunnen von der römischen Armee abzuziehen sich bestrebten. Unzufrieden mit der strengen Kriegszucht der Römer und aus Furcht, daß sie in Afrika würden bleiben müssen, versprachen die Hunnen bei der ersten Gelegenheit sich zu empören. Belisar entdeckte die Verschwörung; er gewann durch Wein und Klugheit die Zuneigung der Barbaren und brachte sie dahin, daß sie ihre Untreue bekannten und festere Treue zu beweisen versprachen. Er schlug bei Tricamar ein Heer, das zehnmal stärker war, als das seine. Gelimer nahm seine Zuflucht zu unersteiglichen Gebirgen an den äußersten Grenzen Numidiens. Da das dortige Land nichts als Gerste und Roggen trug, und die Mauren das Getreide weder zu mahlen, noch zu backen verstanden, so sah er sich in den Stand der rohesten Natur zurück versetzt, und ergab sich nach dreimonatlicher Erduldung der äußersten Beschwerden. Belisar empfing ihn zu Karthago und ließ ihn, in Erwartung der Befehle des Justinian, bewachen.

Hätte sich der Kaiser von klugen Rathgebern leiten lassen, so würde er eingesehen haben, wie nöthig es zur Befestigung seiner Herrschaft in den eroberten Provinzen sei, den großen Mann in Afrika zu lassen, der so eben, innerhalb dreier Monate, die ganze Macht der Vandalen zerstört hatte. Aber zu Konstantinopel schlief der Neid niemals. Selbst die Kriegsgenossen des Helden fröhnten der Bosheit der Hofleute. Man beschuldigte ihn, daß er auf Empörung denke. Er wurde davon benachrichtigt, und da ihm Justinian die Wahl ließ, ob er in Afrika bleiben, oder nach der Re-

sidenz zurückkehren wollte, so reiste er sogleich ab, um diese Verleumdungen zu vernichten.

Man gestand ihm einen Triumph zu, eine Ehre, wovon man im orientalischen Reiche bisher kein Beispiel gehabt hatte. In seinem Gefolge war Gelimer an der Spitze der Gefangenen. Der Unglückliche wiederholte oft die Worte, die seinem Schicksale so angemessen waren: „O Eitelkeit aller Eitelkeiten! Alles ist nur Eitelkeit!" Justinian schenkte ihm eigene Ländereien in Galatien, wo er seine übrigen Tage zubrachte.

Die Mauren empörten sich, sobald Belisar zu Schiffe gegangen war. Die andern Feldherren dämpften die Unruhen erst nach vierzehn kriegerischen Jahren. Das schrecklich entvölkerte Afrika blieb bis zum Einfall der Saracenen, das ist ungefähr hundert Jahre, dem Reiche unterworfen, und selbst der Name der Vandalen wurde darin auf immer ausgetilgt. Justinian theilte Afrika in sieben Provinzen: Tingis, Mauretanien, Numidien, Karthagena, Byzanz, Tripolis und Sardinien, weil diese Insel mit zum vandalischen Reiche gehörte. Er begegnete daselbst den Arianern, wie er allenthalben den Ketzern begegnete. Er schien anfangs die Völker zu schonen, aber seine Finanzbeamten hatten sie bald zu Grunde gerichtet.

Cosrhoes schickte ihm eine Gesandtschaft, um ihm Glück zu wünschen, oder vielmehr ihm zu trotzen, indem er einen Theil der Beute verlangte, „weil," wie er sagte, „die Römer die Vandalen nicht würden überwunden haben, wenn die Perser ihnen nicht den Frieden zugestanden hätten." Aus Furcht vor einem neuen Kriege machte man dem persischen Könige prächtige Geschenke.

Den größten Theil der übrigen erbeuteten Schätze vergeudete die liederliche Theodora.

Die Eroberung Afrika's zog die von Italien nach sich. Gegen Amalasunta, die während der Min=

derjährigkeit ihres Sohnes Athalarich Italien mit Weisheit beherrscht hatte, zettelten die herrschsüchtigen Großen eine Verschwörung an. Sie ließ die Anführer derselben hinrichten, nachdem sie vom Justinian die Versicherung erhalten hatte, daß sie im Nothfalle in Konstantinopel Zuflucht finden könne. Sie hatte einen weit gefährlicheren Feind an Theodat, einem Neffen ihres Vaters Theodorich, Statthalter von Toskana, dessen Bedrückungen sie ein Ende machte und bestraft hatte. Dieser versprach dem Kaiser heimlich, ihm gegen eine Summe Geldes und eine Senatorstelle in Konstantinopel, Toskana in die Hände zu liefern. Athalarich starb, von seinen Ausschweifungen entnervt und ausgezehrt. Amalasunta, die den Theodat, den einzigen noch lebenden Prinzen des königlichen Hauses, durch Wohlthun zu gewinnen hoffte, verschaffte ihm die Krone, indem sie sich die königliche Gewalt vorbehielt. Er hatte sich eidlich verpflichtet, sich gänzlich in ihren Willen zu fügen. Bald darauf aber ließ er sie in eine Festung einsperren, woselbst man sie erwürgte.

Justinian ergriff mit vieler Begierde den Vorwand, den ihm der Tod der Amalasunta an die Hand gab, um seine Absichten auf Italien in Ausführung zu bringen. Belisar bemächtigte sich Siciliens, unterdessen Mondon, ein anderer Feldherr, Dalmatien überfiel und Salona eroberte. Der furchtsame Theodat erbot sich, gegen eine jährliche Einnahme von 1200 Pfund Gold an liegenden Gründen, sein Königreich abzutreten. Er schickte sogar den Papst Agapetus II. nach Konstantinopel, um den Frieden zu erbitten, weil aber Mondon in einem ungleichen Kampf umkam, brach er seine Zusage und stürzte sich in's Verderben.

Belisar bemächtigte sich Neapels nach einer zwanzigtägigen mörderischen Belagerung. Die Gothen, unwillig, daß ihr König nicht dem Feinde entgegen-

gezogen, riefen den Vitiges, einen Anführer von geprüfter Tapferkeit, zum König aus. Theodat nahm die Flucht, ward verfolgt und getödtet. Vitiges ließ sich von dem Papste Silverius, von dem römischen Volke und dem Senate huldigen und schickte sich an, seine Truppen bei Ravenna zu versammeln. Plötzlich sah man Belisar vor den Thoren Roms. Der Papst ermahnte die Bürger, sich durch keinen verwegenen Streich in Gefahr zu setzen. Sie unterwarfen sich, ohne einmal angegriffen worden zu sein, und Rom, das seit 60 Jahren von dem Reiche getrennt war, kehrte freiwillig zurück unter die Herrschaft der Kaiser.

Belisar wagte es, mit kaum 5000 Mann eine Belagerung von 100,000 Ostrogothen auszuhalten. Er rechnete auf den Muth und die gute Kriegszucht seiner Truppen. Kleine Heere waren stets das Werkzeug seiner Siege. Nachdem Vitiges sich der Stadt Porto an der Mündung der Tiber, die ohne Besatzung war, bemächtigt hatte, geriethen die Belagerten in große Hungersnoth. Da aber unter den Belagerern ansteckende Krankheiten einrissen und Belisar einige Verstärkung erhalten hatte, so schloß man einen Waffenstillstand auf drei Monate, der aber von beiden Seiten gebrochen wurde. Endlich hob Vitiges die Belagerung auf, weil er durch Verrätherei Ravenna zu verlieren befürchtete.

Zu der Zeit, da die Feldherren die ausgedehntesten Eroberungen machten, beschäftigte sich der Kaiser mit Glaubensangelegenheiten. Er verstand es jedoch, die Anmaßungen der Bischöfe im Zaume zu halten. Eines Tages sagte er zu dem Papste Agapetus: „Halt' es mit meiner Meinung, oder ich verweise dich nach den äußersten Grenzen des Reichs.“ Die meisten Bischöfe unterwarfen sich seinen Urtheilssprüchen um so lieber, weil er ihnen immer mehr Macht über das Volk einräumte. Die Bischöfe und Mönche wurden

frei von der Gerichtsbarkeit der Laien, in welcher Sache es auch sein mochte.

Die prächtige Sophienkirche würde ein rühmliches Denkmal Justinians sein, wenn sie nicht den öffentlichen Schatz erschöpft hätte. Als er dieselbe einweihte, verband er sein eigenes Lob mit dem Lobe Gottes und rief aus: „Salomo, ich habe dich übertroffen." Der Sophienkirche gegenüber ließ er das Bild Salomo's aufstellen, in einer Stellung, die dessen Neid und Unwillen über diesen herrlichen Tempel ausdrückte.

Belisar machte unterdessen immer große Fortschritte in Italien. Er belagerte zuletzt Ravenna, wo sich Vitiges mit dem Reste seiner Truppen eingeschlossen hatte. Die Franken boten diesem Könige eine Armee von 500,000 Mann an, wenn er ihnen einen Theil seiner Staaten abtreten wollte. Weil er sie aber bei einer andern Gelegenheit treulos befunden hatte, wollte er sich lieber mit den Römern in Traktate einlassen. Der Kaiser willigte ein, daß Vitiges alles Land jenseits des Po behalten sollte. Belisar aber wollte die Verträge nicht unterzeichnen, denn er hatte sich bereits dieses Landes bemächtigt und stand im Begriffe, das ganze Reich der Herrschaft des Kaisers zu unterwerfen.

Unterdessen waren die Magazine zu Ravenna in Brand gerathen. Da jetzt die Gothen Hungers zu sterben befürchteten, trugen sie dem Belisar heimlich die königliche Würde an; eine Folge der Bewunderung, womit er sie erfüllt hatte. „Ich bin ein Unterthan des Kaisers," antwortete er, „und kann ein solches Anerbieten nicht ohne dessen Bewilligung annehmen." Vitiges, der von diesem Schritte der Gothen Nachricht erhielt, schickte gleichfalls an Belisar und erbot sich, ihm die Krone abzutreten. Nun ergriff der große Feldherr diese Gelegenheit, dem Kriege ein Ende zu machen. Er versprach den Fein-

den für ihre Güte die völlige Sicherheit, ohne sich über das Uebrige weiter zu erklären. Man empfing ihn zu Ravenna in der sichersten Erwartung, daß er das Königreich annehmen würde; endlich enthüllten sich seine geheimen Absichten. Er hielt sein Wort, indem er den Gothen wie den Römern begegnete, aber vermöge seiner Politik, die sich schwerlich rechtfertigen läßt, bemächtigte er sich der Person des Königs und führte ihn mit sich nach Konstantinopel. Aus Eifersucht, die von intriguanten Hofbedienten immer mehr angefacht war, rief der Kaiser ihn selbst zurück, unter dem Vorwande, ihn dem Cosrhoes entgegen zu stellen, der sich zu neuen Feindseligkeiten rüstete. Vitiges ward zum Patricius ernannt.

Nochmals schlug Belisar die ihm angebotene Krone standhaft aus, der Kaiser brauchte ihn fast immer, wenn er in Noth war, er fand ihn immer seines Vertrauens würdig, und belohnte ihn jedesmal mit Undank. Nach Belisars Abreise machten sich die Gothen furchtbar, da inzwischen Cosrhoes den Orient in Schrecken setzte.

Dieser drang in Syrien ein und bemächtigte sich der Städte Hieropolis und Beröa (das jetzige Aleppo), zweier festen Plätze, bei denen er keinen Widerstand fand. Er belagerte darauf Antiochien, diese Nebenbuhlerin Roms und Konstantinopels; er eroberte die Stadt mit Sturm, übergab sie der Plünderung und legte sie in Asche, weil die Einwohner von der Höhe ihrer Mauern ihn beschimpft hatten.

Die Abgesandten Justinians kamen mit neuen Friedensvorschlägen, und ein Friede kam zu Stande, wurde aber, kaum geschlossen, von beiden Seiten gebrochen. Justinian schickte den Belisar wider die Perser. Cosrhoes gab, noch ehe er angegriffen ward, den Bitten der Lazier Raum, die, unterdrückt von dem Geize eines römischen Befehlshabers, ihn baten, sie von der Tyrannei zu befreien und sie zu

seinen Unterthanen anzunehmen. Die feste Stadt Petra konnte nicht widerstehen. Die Römer verloren also Lazien. Als einige Zeit nachher der persische König Palästina zu überfallen gedachte, gelang es dem Belisar, der fast gar keine Truppen hatte, durch eine Kriegslist ihn glauben zu machen, daß er mit einem furchtbaren Heere im Anzuge wäre; er setzte ihn dadurch in Furcht und nöthigte ihn, über den Euphrat zurückzugehen.

Jedoch ward dieser Feldherr des Kaisers, Italiens wegen, abgerufen, und Martin, sein Nachfolger, wurde mit 30,000 Mann von 4000 Persern in die Flucht getrieben.

Schon stand das Reich in Gefahr, Italien zu verlieren. Die Feldherren dachten mehr auf's Plündern, als auf die Vertheidigung des Landes. Der König der Ostrogothen, Ildebald, der anfangs nur 1000 Mann in seinem Gefolge hatte, brachte bald ein zahlreiches Heer zusammen und bemächtigte sich des ganzen Landes jenseits des Po. Er beging einige Ungerechtigkeiten und ward ermordet. Sein Nachfolger, Evarich, hatte dasselbe Schicksal, weil er des Thrones unwürdig schien.

Totilas.

Totilas, Ildebalds Neffe, ein junger Prinz, der dem Theodorich an die Seite gesetzt zu werden verdiente und im Jahre 541 zum König ausgerufen ward, erweckte seine Nation zu neuen Hoffnungen. Er schlug die Römer bei Faenza, und bald darauf Marcello, nahe bei Florenz. Er verbreitete die Unruhe bis nach Rom und Ravenna. Lucanien, Apulien, Calabrien, Neapel selbst waren gar bald unter seiner Botmäßigkeit.

Unter diesen traurigen Umständen schrieben die Feldherren, daß Italien ohne eine schleunige Hülfe verloren sein würde. Justinian ließ daher zwar

den Belisar dahin abgehen, aber mit so wenigen Truppen, daß dieser tapfere Feldherr sich genöthigt sah, zu Ravenna zu bleiben.

Inzwischen ward Rom vom Totilas belagert. Die Gothen eroberten eine Flotte, die mit Lebensmitteln aus Sicilien beladen war.

Bald lähmte der Hunger den Muth der Belagerten, vergeblich suchte Belisar Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, die jetzt schnell von den Gothen eingenommen wurde. Da aber Totilas den Besitz von Rom aufgeben mußte, weil er seine Truppen zu andern Feldzügen nöthig hatte, so wurde Belisar bald wieder Herr von Rom. Die Gothen griffen ihn wieder an, und obschon die Mauern sehr schlecht ausgebessert waren, hatte er doch das Glück, die Stadt wider Totilas zu vertheidigen, und ihn, seiner lebhaften Angriffe ungeachtet, zurückzutreiben.

Belisar verließ Italien, nachdem er daselbst fünf Jahre, sich selbst überlassen, ein Zeuge von den unglücklichen Unternehmungen des Feindes gewesen war, und sich außer Stande sah, seinen alten Ruhm zu behaupten. Er nahm aus Italien große Reichthümer, die er durch Schatzungen erpreßt hatte; Justinian hatte unterdessen den Franken die Eroberungen, die sie in Gallien gemacht hatten, die sich von den Alpen bis zur Rhone und von dem mittelländischen Meere bis zu dem Königreiche der Burgunder erstreckten, förmlich abtreten müssen. Totilas, dem es nicht weniger darum zu thun war, die Franken in sein Interesse zu ziehen, hielt um die Tochter Theodeberts, des Königs von Austrasien, an; dieser aber antwortete: „Seine Tochter solle schlechterdings einen König zum Gemahl haben, Totilas aber wäre nicht König von Italien, da er Rom nicht hätte behaupten können.“

Totilas, den der Vorwurf verdroß, der ihm von Theodebert gemacht wurde, eroberte Rom noch

einmal, besserte die Stadt wieder aus, und bevölkerte sie. Er ging darauf nach Sicilien, und kam mit reicher Beute von dort zurück. Zu gleicher Zeit ward Thracien von verschiedenen Völkerschaften bedroht; von den Lombarden, die in Pannonien und Noricum, von den Gepiden, die zu Sirmium und in Dacien, von den Herulern, die in Mösien wohnten, und besonders von den Slaven, die seit der Zeit, da Justinian den Thron bestiegen hatte, sehr furchtbar geworden waren.

Ob sie gleich anfangs in geringer Zahl angezogen kamen, so erregten sie doch durch ihre Verwüstungen und Grausamkeiten einen solchen Schrecken, daß Justinian ihnen seinen Neffen, den Germanus entgegenschickte; der Ruf dieses Feldherrn trieb sie zurück. Germanus, der den Belisar in Italien ersetzen sollte, und dessen Tugend dem Verderbnisse des Hofes widerstanden hatte, starb plötzlich. Nun gingen die Slaven von Neuem über die Donau, schlugen viele Feldherren, und wurden zwar, da sie bis auf eine Tagereise von Konstantinopel fortgerückt waren, sich zurückzuziehen genöthigt, aber kamen desto wüthender wieder zurück.

Hierzu kam noch, um das Maß voll zu machen, daß auch die Perser wieder den Krieg eröffneten. Justinian erkaufte daher einen neuen Frieden unter Bedingungen, die ihm Cosrhoes vorschrieb. Statt den jährlich zu zahlenden Geldern gab er die für fünf Jahre geforderte Summe auf einmal, um den Schein zu vermeiden, als ob er einen Tribut erlege. Zwei Mönche entschädigten ihn dadurch, daß sie Seidenwürmer-Eier und das Geheimniß, Vortheile daraus zu ziehen, nach Konstantinopel brachten. Der Preis der Seide war damals so hoch, daß man sie fast mit Gold aufwog.

Unterdessen machte Totilas Friedensvorschläge, fand jedoch kein Gehör. Dieser Held erbot sich im

Namen seiner Nation, einen Tribut zu erlegen, allen Ansprüchen auf Sicilien und Dalmatien zu entsagen, und dem Kaiser in allen seinen Kriegen zu dienen. Er stellte vor, daß, da ein Theil von Italien den Franken gehöre, die Gothen sich mit den übrigen ganz verheerten Ländereien begnügen wollten.

Vergeblich, Justinian sandte ihm den Narses, der sich vom Verschnittenen zum Befehlshaber emporgeschwungen hatte, mit einem gewaltigen Heer entgegen.

Weil die Franken, die von Treviso, Vicenza und Padua Meister waren, ihm den Durchzug versagten, nahm er seinen Weg nach Ravenna, ging nahe bei Rimini vorbei, ohne mit der Belagerung dieser Stadt Zeit zu verlieren, und richtete seinen Marsch nach Rom. Totilas zog ihm entgegen. In der Ebene von Lentagio (im Herzogthume Urbino) kam es zur Schlacht, die Gothen wurden in die Flucht geschlagen und ließen 6000 Mann auf dem Schlachtfelde. Ihr König, der sich zur Erkämpfung des Sieges alle ersinnliche Mühe, aber vergeblich, gab, ward endlich von einer Lanze durchstochen und starb bald darauf zu Capra. Ein Corps Longobarden that dem Narses vortreffliche Dienste. Man zweifelte nicht, daß diese Nation sich bald Italien unterwerfen würde. Der Sieger bemächtigte sich Roms, und belagerte Cumä, die stärkste Festung in Italien.

Die Gothen erwählten den Teja zu ihrem König, einen tapferen Feldherrn, der, ohne dem Totilas an Leutseligkeit zu gleichen, im Kriege seine Stelle zu vertreten verdiente. Mit dem Entschluß, Cumä zu entsetzen, kam derselbe bis zum Vesuv. Man lieferte eine zweite Schlacht, in welcher beide Armeen Wunder der Tapferkeit thaten. Teja, der sich in die größten Gefahren wagte, hatte schon zu verschiedenen Malen seinen Schild mit einem andern verwechselt. Er wollte jetzt, weil der seinige mit 12 Lanzen beschwert war, wieder einen neuen anlegen, als er

in dem Augenblicke, da er seine Brust entblößte, durchstochen ward. Die Gothen setzten das Treffen mit gleicher Hitze fort. Als sie endlich ihre Kräfte erschöpft fühlten, erboten sie sich, die Waffen zu strecken, wenn man ihnen erlaubte, mit ihren Habseligkeiten aus Italien wegzuziehen; wenn man ihnen nach ihren Gesetzen zu leben gestatten und sie als Bundesgenossen des Reiches behandeln wollte. Narses gestand ihnen dieses zu, um sie nicht zur Verzweiflung zu bringen.

Cumä, das von Aligern, des Totilas Bruder, vertheidigt ward, widerstand gleichwohl einem so fürchterlichen Feinde. Eine Mine, die in der Höhle der Sibylle angebracht war, stürzte Thürme und ein Thor um; dennoch war es den Römern noch nicht möglich, durchzudringen. Narses suchte unterdessen Toscana zu bezwingen. Lucca ergab sich nach einer langen Belagerung. Endlich lieferte Aligern die Schlüssel von Cumä freiwillig ab, weil er lieber unter den Befehlen der Römer, als der Franken und Deutschen stehen wollte, die, unter dem Vorwande, ihm Beistand zu leisten, Italien mit einer Armee bedrohten.

Die Anführer derselben, Bucelinus und Leutharius, wurden überwunden. Nachdem endlich 7000 Gothen in Compsa, dem jetzigen Conza, sich im Jahre 554 zu ergeben gezwungen wurden, war die Eroberung von ganz Italien vollendet. Narses blieb daselbst 13 Jahre lang Statthalter.

So fiel eine Monarchie, die von Theodorich gestiftet und von Totilas wieder hergestellt war.

Mitten unter diesen Kriegen machte sich Justinian fortwährend mit den Religionsangelegenheiten zu schaffen, und wollte seine Meinung zur allgemeinen Glaubensregel machen.

Eine lange anhaltende Pest, schreckliche Erderschütterungen, beständige Kriege, unternehmende Barbaren, die stets zum Streite gerüstet standen, und stets gedrückte unglückliche Völker, das Alles zeigt das

Gemälde der Regierung Justinians, bei allem glücklichen Erfolge der Unternehmungen seiner Feldherren. Er glaubte sich dadurch vor Einfällen sicher zu stellen, daß er die Feinde seines Reiches bezahlte; das Geld, welches er niederträchtig bei ihnen verschwendete, erregte nur immer mehr ihre Habsucht und ihre Kühnheit.

Zwei bis dahin unbekannte Völker, die Avaren und Türken, waren aus der Tartarei bis an die Grenzen des Reiches vorgerückt. Sie schickten Gesandte, um ihre Dienste anzubieten, das hieß, um eine Besoldung zu verlangen. Im folgenden Jahre (559) ward Thracien von einem Heere der Hunnen überschwemmt. Es stieg über die lange Mauer (die theils durch Erdbeben gelitten hatte, und nirgends hinlänglich besetzt war) und streifte bis an die Thore von Konstantinopel; Alles zitterte, selbst am Hofe des Kaisers.

Belisar, den man seit zehn Jahren am Hofe nicht bemerkte, schien damals die einzige Zuflucht des Vaterlandes zu sein. Man übertrug es ihm, die Barbaren zurückzutreiben, und er schlug sie fast ohne eine Kriegsmacht. Der Neid erwachte und er wurde zurückberufen. Sogleich kamen die Hunnen zurück. Der Kaiser zahlte ihnen nach Gewohnheit Geld, um ihrer los zu werden. Jedoch brachte er andere Hunnen wider sie auf, die seit langer Zeit von ihm besoldet waren, und jetzt, aus Furcht, ihren Sold zu verlieren, einen blutigen Krieg gegen die zuletzt gekommenen führten. Diese Barbaren richteten einander mit solcher Wuth zu Grunde, daß sich der Name selbst mit ihrer Macht verlor.

Mit dem unter Cosrhoes so gefährlichen Persien kam endlich ein Frieden auf 50 Jahre zu Stande, den Justinian mit einer ungeheuren Summe Goldes bezahlen mußte. Eine Verschwörung, die wider den Kaiser angezettelt war, wurde noch zu rechter

Zeit entdeckt; die Mörder wurden in dem Augenblicke der Ausführung ihres Vorhabens in Verhaft genommen. Ein Verbrechen führt das andere herbei. Drei Betrüger, angestellt von den Feinden des Belisar, beschuldigten diesen Helden einer Verschwörung. Man hielt ihn sieben Monate lang gefangen, beraubte ihn seiner Aemter, und ließ ihn jeden Augenblick sein Todesurtheil erwarten. Er rechtfertigte sich endlich und bekam die Gunst des Justinian wieder, deren er aber bald darauf durch den Tod beraubt ward. Daß Belisar mit ausgestochenen Augen, um Brod bettelnd, herumwandern mußte, ist eine Fabel.

Justinian starb endlich im 84sten Jahre seines Lebens und 39sten seiner Regierung. Er ist besonders als Gesetzgeber berühmt, obgleich die Unzahl seiner Gesetze voller Mängel ist. Als er sich entschloß, ein Gesetzbuch herauszugeben, so übertrug er dieses Geschäft dem Tribonianus, einem Hofmanne und Rechtsgelehrten, der mit der Rechtspflege Wucher trieb, und der außerdem keine so ausgebreiteten Einsichten hatte, als zu einem solchen Werke erfordert werden. Der Codex ward mit zu großer Flüchtigkeit verfertigt, und erschien im Jahre 529. Er enthielt die kaiserlichen Gesetze von des Adrian Regierung an. Mehr als 200 neue Verfügungen des Kaisers, und eine Menge Fehler, die man in der ersten Sammlung bemerkt hatte, verursachten eine zweite Ausgabe im Jahre 534, dieselbe, welche wir noch jetzt haben.

Die Digesta oder Pandekten, die innerhalb drei Jahren in Ordnung gebracht wurden, erschienen im Jahre 533. Sie machten ein ungeheures Werk aus, worin alles Nützliche aus mehr als 2000 Büchern alter Rechtsgelehrten gesammelt, verbessert und methodisch geordnet sein sollte. Der Kaiser gab den Pandekten Gesetzeskraft, und verbot alle Erklärung. In zweifelhaften Fällen sollte man sich an den Kaiser wen-

den, der allein das Recht hatte, die Gesetze zu ergänzen und auszulegen.

Endlich erschienen auch die Novellen Justinians, die in manchen Stellen seinem Codex geradezu widersprachen. Dieser Kaiser hatte auch das Konsulat im Jahr 541 abgeschafft, nachdem dasselbe über 1000 Jahre bestanden hatte.

Justinian's Nachfolger.

Justinus II., des Justinian's Neffe und Nachfolger im Reiche, ein schwacher Wollüstling, beschleunigte den Untergang des Staats durch einen unvernünftigen Stolz und durch die ungereimteste Unvorsichtigkeit. Narses verwaltete seit dreizehn Jahren die Statthalterschaft Italiens mit genugsamem Muthe, um die Barbaren im Zaume zu halten, aber vielleicht mit zu großer Strenge, um seine Statthalterschaft beliebt zu machen. Die Italiener, die immer zum Murren geneigt waren, beklagten sich, daß sie unter den Befehlen eines Verschnittenen stehen sollten, und bedauerten, daß sie nicht mehr unter der Herrschaft der Gothen ständen, von denen sie doch befreit zu werden gewünscht hatten. Die Kaiserin Sophia haßte den Narses, sie gab den Verleumdungen seiner Neider ein Gewicht. Nicht damit zufrieden, ihn aus der Gunst des Kaisers gesetzt zu haben, beschimpfte sie ihn sogar, indem sie ihm einen Spinnrocken und eine Spindel überschickte, mit dem Befehle, sich bei Hofe einzufinden um mit ihren Frauen zu spinnen. Der alte Feldherr, der durch diesen Spott äußerst aufgebracht ward, antwortete: „Ich will eine Spindel voll spinnen, die sie nimmermehr abhaspeln soll.“ Er berief die Longobarden nach Italien. So erzählt es Paulus Diaconus, ein Geschichtschreiber dieser Nation. Narses starb bald darauf aus Reue. Longinus, sein Nachfolger in der Statthalterschaft und erster Exarch zu

Ravenna, war nicht vermögend, der ungeheuren Menge von Longobarden zu widerstehen, die, gleich einem reißenden Strome, das Reich zu überschwemmen drohten.

Die Longobarden, eine von den deutschen Völkerschaften, die vermuthlich ursprünglich in Scandinaviens Schoß erwachsen waren, hatten von Justinian Pannonien und Noricum erhalten. Ihr König Alboin dachte auf die Eroberung Italiens. Weil er sich zuvörderst von seinen furchtbaren Nachbarn, den Gepiden, zu befreien suchte, so schloß er ein Bündniß mit dem Chan oder Fürsten der Avaren. Er schlug und tödtete den König der Gepiden, Cunimund, und vermählte sich mit dessen Tochter. Er ging darauf über die julischen Alpen, bemächtigte sich ohne viele Mühe der Landschaft der Venetier, die sich bis an den Fluß Adda erstreckte, machte von allen Seiten sehr schnelle Eroberungen, und theilte die eroberten Staaten in drei Herzogthümer, Friaul, Spoletto und Benevento. Pavia, das er sich nach einer dreijährigen Belagerung unterwarf, erhob er zur Residenz seines Reiches.

Die Longobarden bemächtigten sich niemals der Stadt Rom, weil man sie jedesmal mit Geld abkaufte. Das Reich behielt nichts weiter, als Ravenna, die Seestädte in Campanien, Brutien, das alte Calabrien, worin Brindisi, Tarent und Otranto waren, und Sicilien. Die Exarchen, die den persischen Satrapen glichen, beherrschten dieses Land mit unumschränkter Gewalt; doch konnten sie nach Gutdünken der Kaiser abberufen werden, und mußten denselben jährlich eine gewisse Summe bezahlen. Man konnte es leicht voraussehen, daß das Exarchat, da es sich ohne Unterstützung von Konstantinopel nicht erhalten konnte, einst in fremde Hände fallen würde.

Alboin machte sich durch seine Gerechtigkeit und Gnade eben so beliebt als ehrwürdig. Die Ueberwundenen freuten sich, unter seiner Herrschaft zu stehen, und dies ist unstreitig das größte Lob für einen Ero-

berer; aber durch einen höchst traurigen Tod ward er um die Früchte seiner Tapferkeit und Weisheit gebracht. Aus der Hirnschale des Cunimund, jenes Königs der Gepiden, welcher von seiner Hand erschlagen war, hatte er sich, nach der barbarischen Gewohnheit des Nordens, ein Trinkgeschirr gemacht, um sich desselben bei feierlichen Gelegenheiten zu bedienen. Als er einst vom Weine berauscht war, überreichte er dieses Trinkgeschirr der Königin, Rosamunde, Cunimunds Tochter, und lud sie ein, daraus zu trinken. Voll Abscheu und Wuth, dachte sie auf eine grausame Rache. Sie bat den Peridäus, einen tapfern Officier, ihr zur Ermordung des Königs seine Hand zu leihen. Da er sich nicht sogleich dazu entschließen konnte, so bediente sie sich der sonderbarsten List. Der Officier hatte mit einer ihrer Hofdamen Liebeshändel; Rosamunde vertrat in einer Nacht ihre Stelle, gab sich ihm darauf zu erkennen und sagte: „Wähle nun, ob du den Alboin tödten, oder als Opfer seines Zornes sterben willst.“ Peridäus fürchtete sich vor einer peinlichen Todesstrafe, und ermordete den König in Rosamundens Gegenwart.

Clephis, Alboins Nachfolger in der Regierung, machte sich durch seinen Geiz und durch seine Grausamkeit verhaßt, und ward, nach einer anderthalbjährigen Regierung, von einem seiner Hofbedienten erwürgt. Die Großen unter den Longobarden befreiten sich nunmehr von der königlichen Gewalt. Zehn Jahre hindurch beherrschten 36 (nach Andern 34) Herzoge als Tyrannen jeder seine Unterthanen. Doch erwählten sie nachmals den Autharis, des Clephis Sohn, zum Könige, der die Macht der Longobarden durch neue Eroberungen vermehrte. Hätten die Herzoge sich nicht einen König gegeben, so würde die Anarchie gar bald den Untergang der ganzen Nation nach sich gezogen haben.

Zu eben der Zeit, da der Kaiser Justinus Ita-

lien einbüßte, reizte sein thörichter Stolz die Perser zum Kriege, des 50jährigen Friedens ungeachtet, den Justinian für so nothwendig gehalten hatte. Er schickte Gesandte an den Khan der Türken, der auf dem Berge Altai, nahe bei dem Ursprunge des Irtis, seine Residenz hatte, um mit demselben ein Bündniß zu schließen. Er beschwor die Vertheidigung der Persarmenier und Iberier, die sich wider den Cosrhoes empört hatten, weil derselbe sie zwingen wollte, dem Christenthume zu entsagen. Als Cosrhoes die ihm schuldigen Summen abfordern ließ, antwortete er mit vielem Stolze, daß er dieselben nicht bezahlen würde; daß, wenn der persische König sein Freund heißen wolle, es wider die Freundschaft wäre, von ihm Geld zu verlangen, und daß er hoffe, den Stolz desselben zu demüthigen, und Persien von einem Tyrannen zu befreien, der die Christen verfolgte.

Der Krieg brach hierauf wieder aus (573). Cosrhoes eroberte Daras, die Vormauer des Reiches in Mesopotamien, und Syrien wurde von einem seiner Feldherrn verheert. Justinus, gebeugt von so vielen Unglücksfällen, verfiel in Raserei; Tiberius, von ihm zum Cäsar ernannt, ein Mann, der sein Glück gemacht hatte, der aber des Thrones würdig war, nahm die besten Maßregeln, um den siegenden Waffen der Perser Einhalt zu thun. Der stolze Cosrhoes ward im Jahre 576 bei Militina in Kleinarmenien überwunden; er sah sein Königreich verwüstet, und starb. Sein Nachfolger Hormisdas setzte den Krieg fort, der noch unter verschiedenen Regierungen bis zu der Zeit fortdauerte, da die Saracenen ihre Eroberungen anfingen.

Justinus starb schon 578. Er hatte das Gesetz (die 140. Novelle) Justinian's, welches Ehescheidungen verbot, wieder aufgehoben, indem er sagte: „Da die Ehe auf beiderseitige Bewilligung geschlossen wird, so muß sie auch bei veränderten Gesinnungen

wieder aufgehoben werden.“ Er setzte hinzu, er habe diese Verordnung auf Verlangen vieler Personen gemacht, um den Vergiftungen zuvorzukommen. Tiberius wurde sein Nachfolger und regierte mit Einsicht und Wohlwollen. Nothgedrungen überließ er den Avaren Sirmium, eine wichtige Stadt, und die einzige, die ihm noch in Pannonien übrig war. Ihr Khan wollte auch die ihm schuldigen dreijährigen Summen von 80,000 Goldstücken für jedes Jahr sogleich ausbezahlt haben, und man mußte, um Frieden zu erlangen, ihm solches zugestehen. Dieser Schimpf ward nicht durch den Sieg ersetzt, den der Feldherr Mauritius, nachdem er vorher von den Persern war geschlagen worden, über diesen erhielt. Tiberius ernannte diesen Mauritius zu seinem Nachfolger, und starb nach einer zu kurzen Regierung.

Mauritius, obschon ein guter Feldherr, der 582 den Thron bestieg, konnte doch den Verfall des Reichs nicht aufhalten. Die Longobarden erhielten sich unter ihren Königen Autharis und Agilulph, und die Avaren bewirkten eine Vermehrung der ihnen zu zahlenden Jahrgelder. Nach langen fortgesetzten Feindseligkeiten erbot sich der siegende Khan, die Gefangenen gegen ein Goldstück für jeden Kopf, und nachmals noch gegen eine geringere Summe auszuliefern. Weil aber Mauritius es verweigerte, wurden die Gefangenen, 12,000 an der Zahl, niedergehauen. Hierdurch, und weil er dennoch Frieden mit den Avaren schloß und den an sie zu zahlenden Tribut um 20,000 Goldstücke vermehrte, machte er sich allgemein verhaßt.

Zwei Jahre darauf fand sich Phocas an der Spitze einer Armee von Rebellen zu Konstantinopel ein, ward zum Kaiser ausgerufen, und ließ die fünf Söhne des unglücklichen Mauritius enthaupten, der selbst der Hinrichtung mit zusehen mußte und bei jedem Hiebe ausrief: „Herr, du bist gerecht, und gerecht sind deine Gerichte!“ Diese grauenvolle Scene, wovon

man bisher unter so vielen Grausamkeiten noch kein Beispiel gehabt hatte, ward mit der Hinrichtung des Vaters beschlossen.

Obschon Phocas ein Ungeheuer und von allen Arten des Verdienstes entblößt war, so schrieb doch der Papst Gregorius der Heilige an ihn in den ruhmvollsten Ausdrücken aus Interesse für den heiligen Stuhl, weil er die Rechte der römischen Kirche zu begünstigen versprach. Gregorius nahm den demüthigen Titel eines Knechtes der Knechte Gottes an, war übrigens ein sonst rechtlich gesinnter Papst.

Der persische König, Cosrhoes II., ward dem Phocas ein unversöhnlicher Feind. Die Perser durchbrachen alle Schranken. Sie bemächtigten sich sogar der Stadt Edessa, die eine authentische Versicherung von Christus zu haben behauptete, daß sie nie sollte erobert werden. Sie verwüsteten ganz Asien von dem Tigris an bis zum Bosporus. Sie drangen bis vor die Thore Chalcedons, welches blos durch die Meerenge von Konstantinopel getrennt war.

Die Grausamkeit des Tyrannen verursachte noch mehr, als die öffentlichen Unglücksfälle, einen beständigen Ausbruch von Verschwörungen. Er vergrößerte die Gräuel seiner Barbareien noch durch einen sehr barbarischen Religionseifer, indem er befahl, daß alle Juden mit Gewalt sollten getauft werden. Endlich bat Priscus, des Kaisers Eidam, gegen den er einen Verdacht gefaßt hatte, im Namen des Senats den Exarchen in Afrika, Heraclius, daß derselbe dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe kommen möchte.

Heraclius schickte darauf seinen Sohn mit einer Flotte ab. Der Hafen von Konstantinopel ward erobert. Man bemächtigte sich des Phocas, band ihm die Hände auf den Rücken zusammen und schleppte ihn so zum Sieger. Als dieser voll Unwillens ausrief: „Siehe nun, Elender, wie du das Reich beherrscht hast!" antwortete Phocas: „Beherrsche du es besser!" Alsbald

fiel der junge Heraclius über ihn her, trat ihn mit Füßen und ließ ihn auf's grausamste verstümmeln, bis man ihm endlich im Angesichte des Volkes den Kopf abhieb. Nach einer beinahe achtjährigen Regierung hatte er eben diesen Heraclius, des Exarchen Sohn, zum Nachfolger.

Auch dieser konnte den Verfall des Reichs nicht aufhalten. Die Visigothen entrissen den Römern das Wenige, was sie noch in Spanien besaßen. Die Longobarden ließen Alles für Ravenna fürchten, wo sich die Exarchen durch ihre Ungerechtigkeit immer gehässiger machten. Die Perser eroberten Jerusalem und verheerten Egypten. Die Avaren, die in den Jahren, da sie Friede gehabt, neue Kräfte gesammelt hatten, empörten sich abermals, und man mußte von ihnen den Frieden von Neuem erkaufen.

Indessen bekämpfte Heraclius die Perser siegreich, stellte sich an die Spitze seines Heeres und kriegte sechs Feldzüge hinter einander hindurch mit großem Glücke. Die Plünderung des Palastes, wohin Cosrhoes seine Residenz verlegt hatte, weil die Astrologen ihm ein Unglück in Ktesiphon, seiner Hauptstadt, geweissagt hatten, verschaffte dem Kaiser unvermeßliche Geldsummen.

Cosrhoes sah sich, nachdem er überwunden worden war, von seinem Sohne Syroes des Reiches beraubt. Dieser unnatürliche Sohn hatte die Grausamkeit, seinen Vater Hungers sterben zu lassen, und schloß darauf im Jahre 628 einen Frieden mit dem Heraclius. Kraft dieses Friedens behielten beide Reiche ihre ehemaligen Grenzen, und der Kaiser führte im Triumphe das berühmte Kreuz mit sich, das die Perser aus Jerusalem weggenommen hatten. Es war eigentlich ein Holz, das für ein Stück des Kreuzes ausgegeben ward, woran Christus gestorben war. Im folgenden Jahre brachte der Kaiser dasselbe nach Jerusalem und setzte es mit großer Feierlichkeit an seinen

ehemaligen Platz. Bei dieser Gelegenheit ward das Fest der Kreuzerhöhung eingeführt.

Unterdessen aber war das Reich von vielen andern Seiten bedrängt, und der Kaiser, statt da abzuwehren wo es galt, überließ sich der Untersuchung religiöser Irrthümer und Spitzfindigkeiten. Er erklärte sich für den Monotheismus, der behauptete, es sei nur ein Wille in Christus, weil es ihm unbegreiflich schien, daß in einer Person eine zweifache Kraft zu wollen sein könne. Diese Meinung fand viele Anhänger, weil man dadurch die verschiedenen Meinungen am besten mit einander vereinbaren zu können glaubte. Zur Begünstigung desselben machte Heraclius mit Einstimmung der Patiarchen zu Alexandrien und zu Konstantinopel seine berühmte Verordnung, Ecthesis genannt, die der Papst Johann IV. 639 verbrannte.

III.

Die deutschen und nordischen Völker

bis zu diesem Zeitpunkte.

Ende des fünften Jahrhunderts.

Die Hauptbeschäftigung der Deutschen war Krieg und Jagd. Vom Handel wußten sie nichts, außer in so weit physisches Bedürfniß eine etwaige Vertauschung nothwendig machte. Weiber und Knechte oder Leibeigene mußten die häusliche Wirthschaft, so wie die letztern auch vorzüglich den Ackerbau zur äußersten Noth besorgen. Der freie Deutsche, wenn ihn nicht Krieg oder Jagd beschäftigten, faullenzte und spielte. Sie hatten keine Buchstaben, und die Römer verzwei-

felten fast, deren tief aus dem Halse herausgegurgelten Töne mit dem römischen Alphabet ausdrücken zu können. Dieses trug bei den römischen Geschichtschreibern zur Entstellung der deutschen Wörter und Benennungen, und sogar zur nachherigen Dunkelheit in der ältesten deutschen Geschichte Vieles bei. Von Gelehrsamkeit konnte bei solchen Umständen noch keine Rede sein. Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hat Ulphilas, ein Gothe, aus den griechischen und lateinischen Buchstaben ein gothisches Alphabet zusammengesetzt, und sodann die Bibel in die gothische Sprache übersetzt.

Die Wohnungen der Deutschen waren unterirdische Hählen, oder von Baumstämmen, Schilf und Flechtwerk gemachte, mit Lett überstrichene, meistens einzeln gelegene Hütten. Sie hatten keine Städte. Sie sahen dieselben als ihrer Freiheit nachtheilige Gefängnisse an. Jeder Hausvater war unbeschränkter Herr in seinem Hause, d. h. über sein Weib, seine Kinder und Leibeigenen. Für das weibliche Geschlecht hatten sie Hochachtung, und hielten viel auf eheliche Treue. Die Leibeigenen oder Knechte waren weit besser daran, als die Servi der Römer, ob sie schon von den römischen Geschichtschreibern mit dem nämlichen Namen belegt werden. Sie konnten für sich und die Ihrigen erwerben, nur waren sie ihren Herren zu Diensten und Abgaben verpflichtet. Ursprünglich mögen sie wohl blos durch das Recht des Stärkern entstanden sein, welches bei allen wilden Völkern zwischen den Einzelnen, so wie zwischen den kultivirten Völkern selbst den Ausschlag giebt. Wahrscheinlich sind aber auch die im Kriege gefangenen Feinde, welche mit dem Leben davon kamen, von den Ueberwindern als Knechte oder Leibeigene gebraucht, auch später verhandelt oder verkauft worden.

Unter den Freien selbst war ein dreifacher Unterschied. Adelinge (Adelige), Besitzer ansehnlicher von ihren Vätern ererbter Güter, sind wahrscheinlich die-

jenigen gewesen, deren Vorfahren sich durch ausgezeichnete Kriegs- oder andere Thaten besondere Verdienste erworben hatten. Sie hatten bei den Volksversammlungen den Vorsitz und Vorrang. Aus ihnen wurden die Könige, Heerführer, Fürsten genommen.

Diesen zunächst waren die Frilinge, Freigeborne, welche zwar in Ansehung der Güterbesitzungen, besonderer Verdienste und Zahl der Leibeigenen den Adeligen nachstanden, aber doch auch bei den Volksversammlungen ihre Stimmen, auch Güter und Leibeigene hatten, und waffenfähig waren. Der Stand der Freigelassenen war wenig über jenen der Leibeigenen erhoben. Nur waren sie nicht mit dem Gute haftig, konnten nicht mehr mit demselben an Andere übertragen werden.

Tacitus erwähnt eine Menge deutscher Völkerschaften. Sie waren wahrscheinlich in ihrem Ursprunge patriarchalisch regierte Stämme, von denen ein jeder seinen besonderen Urvater, und von diesem, oder von einem Berge, Thal oder Flusse, wo sie ursprünglich wohnten, oder von sonst einem uns unbekannt gebliebenen Zufalle oder Umstande seine Benennung erhalten hatte. Unerachtet sie Sprache, Sitten und Gewohnheiten mit einander gemein hatten, so standen sie doch in keiner allgemeinen Staatsverbindung. Sie zogen, je nachdem es die Weide für ihr Vieh, ein sonstiges Bedürfniß, oder andere Absichten erforderten, von einer Gegend in die andere, und kamen häufig selbst unter einander in Krieg. Es sind folgende: Helvetier, Bojer, Trevirer, Ubier, Nervier, Vangioner, Tribocer, Nemeter, Batavier, Mattiacer, Catten, Usipier oder Usipiter, Tencterer, Bructerer, Chamavier, Angrivarier, Dulgibiner, Chasuarier, Friesen, Chaucer, Cherusker, Fosier, Cimbrer, Sueven, Semnonen, Longobarden, Reudigner, Anioner, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen, Nuithoner, Hermunduren, Nariscer, Markomannen, Quaden, Marsigner, Gothiner, Osier, Burier,

Lygier, Arier, Helveconen, Manimer, Elysier, Naharvalen, Gothonen, Rugier, Lemovier, Suionen, Sitonen, Aestier, Peuciner oder Bastarnen, Veneden, Fenner. Dabei merken aber auch die römischen Geschichtschreiber schon an, daß diese Völkerschaften auf einige Hauptstämme zurückgeführt werden können, und zwar nach Einigen auf vier (Marsier, Gambrivier, Sueven, Vandalen), nach Andern aber auf fünf (Vindelen, Istävonen, Ingävonen, Hormionen, Peuciner). Allein in welchen Gegenden jedes seinen ursprünglichen Sitz gehabt, zu welchem Hauptstamme ein jedes derselben gehört habe, läßt sich um so weniger genau bestimmen, da das nomadische Leben und die Wanderungen hierin oft große Veränderungen veranlaßten.

Nur im Kriege sowohl gegen auswärtige Völker, als auch unter sich selbst verbanden sich oft mehrere kleinere Völkerschaften oder Stämme, traten in einen Kriegsbund zusammen, und wählten sich einen Herzog (der das Heer, oder mit dem Heere zog, oder es anführte), oder Fürsten (welcher der Vorderste, oder der Erste an der Spitze des Heeres stand), und leisteten diesem militärischen Gehorsam. Die Herzoge oder Fürsten aber wählten sich aus den Tapfersten ihres Heeres eine Leibgarde (comitatus), auf deren Tapferkeit und Treue gegen ihre Personen sie glaubten sich am meisten verlassen zu können. Diese tapfern und treuen Leibgardisten (comites) der Fürsten halten Einige für Lehnsleute oder Vasallen, woran sich aber mit Grund zweifeln läßt.

Bei einem Volke, bei welchem Tapferkeit die größte Tugend, Krieg, Jagd und Spiel die Hauptbeschäftigung, und Lesen und Schreiben unbekannt war, wird man wohl keine vorzüglich gute Justizverfassung erwarten. Die Streitigkeiten unter den Einzelnen, so wie jene zwischen den ganzen Stämmen, wurden meistens durch die Waffen entschieden. Wer den Andern im Kampfe überwand, war der Tapferste, folglich der Tugendhaf-

teste, und mußte Recht haben. Wer außer einem förmlichen Kampfe einen Andern umbrachte, ihm ein Auge ausbohrte, oder eine Hand abhackte, mußte, um sich der Rache der ganzen Familie des Umgebrachten oder Verstümmelten zu entziehen, einen gewissen Vergelt (Vergelta), woraus man unschicklich Wehrgelt gemacht hat, erlegen, d. i. nach Maßgabe der für's Umbringen und für jedes Glied des Körpers mit Rücksicht auf die Verschiedenheit des Standes bestimmten Taxe eine gewisse Anzahl Pferde, Kühe oder Schafe zur Genugthuung oder Vergeltung hergeben, welche zwischen den Beleidigten und seiner Familie, oder, wenn Jener umgebracht war, unter die Familie des Ermordeten vertheilt wurden. Denn beim Mangel eines ordentlichen Staatsverbandes war Niemand als die Familie selbst dabei interessirt. Betraf der Streit blos das Eigenthum, oder die Partheien konnten sich bei Beleidigungen über den Vergelt nicht vergleichen, oder es war Zweifel über die Schuld oder Unschuld des Thäters, oder die Streitenden wollten selbst ihren Zwist in Güte beilegen, so mußten sie, in Folge des patriarchalischen Systems, denselben den Aeltesten des Volks oder Grauen (Graven, Grafen) vortragen, und von diesen nach Vernunft entscheiden lassen. Entweichung aus dem Schlachtfelde (Herisliz), Verrätherei und Ueberlaufen zum Feinde wurde mit dem Tode bestraft.

Der Religion nach waren die Deutschen Heiden, welche ähnliche Gottheiten mit andern Völkern hatten. Sie verehrten dieselben in finstern Waldungen oder Hainen, mit vieler Mysteriosität. Das Volk war von dem, was dabei vorging, nicht einmal unterrichtet, sondern blos seine Priester. Diese standen bei dem Volke in großem Ansehen und lenkten dessen Einbildung nach Belieben. Ohne sie beizuziehen, ward weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten etwas Wichtiges unternommen. Zum Wahrsagen aus dem Fluge oder Gesang der Vögel, aus dem Gang oder Wiehern der Pferde rc.

wurden auch Weiber (Allrunen) gebraucht. Wegen Verehrung der Gottheiten in den Hainen waren diese heilig und unverletzlich.

Nachdem Constantin der Große die christliche Religion angenommen, und sie dadurch bald zur herrschenden in allen zu dem Kaiserthume gehörigen Ländern gemacht hatte, ward das Christenthum auch in dem römischen Germanien eingeführt, und in den angrenzenden Gegenden des großen Deutschland durch Soldaten, römische Handelsleute und benachbarte Kolonisten wenigstens bekannt, wozu auch die in den Grenzprovinzen unter Constantin und seinen Nachfolgern errichteten Bisthümer zu Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Lorch rc. beitrugen.

Nach Constantins Eintheilung des Reichs in Präfekturen und Provinzen erhielten die in der Hauptstadt einer jeden Provinz, wo der Präses provinciä seinen Sitz hatte, wohnenden Bischöfe eine Art von Oberaufsicht über die übrigen Bischöfe der Provinz, so wie sie der Präses provinciä über die weltlichen Beamten in der Provinz hatte, und wurden von ihrem Wohnsitze Metropolitani genannt. So wurden denn auch die zu Mainz, Köln und Trier, als Hauptstädten der zur Präfektur Gallien gehörigen Provinzen Germania prima, Germania secunda und Belgica prima, residirenden Bischöfe Metropoliten oder Erzbischöfe über die übrigen Bischöfe der Provinzen. Allein in dem eigentlichen Deutschland blieb die Religion noch heidnisch.

Weil sich die deutschen Völkerschaften in dem markomannischen Kriege verschiedentlich mit einander verbunden, auch bei ihren Kriegen unter einander einige Stämme sich mehrere andere unterworfen hatten, so verschwanden nun allmälig die meisten der vormaligen Benennungen derselben, und es kommen andere bei den Geschichtschreibern vor. Nur ist der Name der Longobarden, und zwar in Italien, der Gothen in Schweden, der Friesen und Sueven aber in Deutschland selbst bis

auf unsere Zeiten noch übrig geblieben. Nebst diesen erscheinen nun noch nach dem markomannischen Kriege um's Jahr 213 die Allemannen, 238 die Franken, 286 die Sachsen, am Ende des 4. Jahrhunderts die Thüringer, und gegen Ende des 5. die Bayern. Wenn sich vielleicht schon hier und da eines der kleinen Völker zwischen diesen größern eine Zeitlang erhielt, so ward es doch bald von denselben unterjocht. Aber auch diese größern Völkerschaften standen noch in keiner allgemeinen Staatsverbindung mit einander, jedes hatte seinen besondern König, Herzog oder Fürsten und seine eigene Verfassung.

In die durch die Züge und Wanderungen der Völker von ihren vorigen einheimischen Einwohnern entblößten Gegenden des eigentlichen Deutschland, gegen Nordosten vorzüglich, rückten wahrscheinlich schon in dem 5. Jahrhunderte Slaven oder Wenden, Völker sarmatischer Herkunft aus Preußen, Polen und Rußland, ein. Durch sie wurden das heutige Pommern, Mecklenburg, Lauenburg, Brandenburg, Meißen, Schlesien, die Lausitz, Böhmen, Mähren, Krain, Kärnthen und die windische Mark bevölkert. Später sind sie durch ihre beständigen Kriege mit den Deutschen berühmt, zum Theile von diesen unterjocht und in eine Staatsverbindung gebracht worden.

IV.

Stiftung der fränkischen Monarchie.

Chlodowig.

Unter allen deutschen Völkerschaften haben sich die Franken am meisten hervorgethan, und nicht nur die

übrigen Deutschen, sondern auch mehrere benachbarte Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht. Ein Theil derselben, die Salier nämlich, hatten sich schon nach dem Rückzuge des Attila unter ihrem Könige Merovāus, von welchem seine Nachfolger Merovinger genannt werden, in Germania secunda und Belgica secunda festgesetzt, und ihre Eroberungen bis an die Somme (Somona) ausgedehnt. Unter des Merovāus Nachfolger Childerich sollen sie im Jahre 481 bis nach Anjou vorgedrungen sein. Childerichs Sohn und Nachfolger Chlodowig (Ludwig) unterwarf sich durch eine glückliche Schlacht bei Soissons gegen den römischen Statthalter Syagrius im Jahre 486 alles dasjenige, was die Römer in Gallien besaßen, und ließ den Syagrius, welcher es nach geendigtem occidentalischen Kaiserthume ganz unabhängig regiert hatte, im Gefängnisse ermorden.

Eben so ehrgeizig als tapfer, suchte er seine Macht von allen Seiten zu vergrößern, und zur Erreichung dieser Absicht leistete ihm seine Klugheit eben so viel Dienste als die Gewalt der Waffen. Die Gallier verabscheuten die römische Herrschaft, und waren dem Priesterthume sehr ergeben. Er gewann sie durch sein schonendes Betragen, durch die Ehrfurcht, die er gegen ihre Religion zeigte, und durch seine Gunstbezeigungen gegen ihre Bischöfe. Seine Vermählung mit Clotildis, Gundobalds, Königs von Burgund, Nichte, flößte ihnen Hoffnung ein, daß er das Heidenthum abschwören und sich zur christlichen Religion bekennen würde. Das Zureden dieser Prinzessin, noch mehr aber Politik und Eroberungssucht, machten ihn nach und nach dazu geneigt. Er setzte ihr nur die große Liebe der Franken zu ihrem Gottesdienste entgegen. Aber nachdem er die Allemannen bei Zülpich im Jülich'schen geschlagen, und den Sieg dem Gott der Clotildis, den er in dieser Schlacht angerufen hatte, zuschrieb, ließ sich Chlodowig von dem heiligen Remigius, Bischof

zu Rheims, taufen. Die meisten Franken folgten seinem Beispiele. Als ein glücklicher und kluger Anführer überredete er ohne Mühe jene rohen Seelen. Er äußerte von der Zeit an für die wahre Religion großen Eifer, der ihm bei Ausführung seiner Absichten sehr nützlich wurde. Die Armoriker unterwarfen sich ihm freiwillig. Durch seine Rechtgläubigkeit machte er sich bei den übrigen Galliern beliebt, weil die Burgunder und Visigothen Arianer waren. Uebrigens kann man aus der äußersten Unwissenheit der Franken leicht urtheilen, wie es mit ihrem Christenthume und mit ihrer Rechtgläubigkeit beschaffen war. Alles bestand beinahe in Worten, bei denen man nichts dachte, oder in abergläubischen Ceremonien.

Gundobald, König von Burgund, ein Mörder seiner Brüder und ein unrechtmäßiger Besitzer ihrer Staaten, gab dem ehrsüchtigen Eroberer neuen Vorwand zum Kriege. Chlodowig trat mit dem großen Theodorich, König in Italien, in einen Bund, um den Gundobald vom Throne zu stürzen. Ohne die Ostrogothen abzuwarten, beraubte er den König der Burgunder wirklich seiner Staaten, und überließ, der getroffenen Vereinbarung zufolge, dem Theodorich einen Theil der eroberten Länder. Weil es ihn aber gar bald reute, dadurch die Macht eines Nachbarn vergrößert zu haben, der ihm weit gefährlicher war, als Gundobald, so beredete er Theodorich, den vertriebenen Gundobald wieder in den Besitz seines Königreichs zu setzen. Alles wurde daher demselben zurückgegeben. Bei einer einsichtsvolleren Staatskunst würde Chlodowig keinen Krieg angefangen haben, der ihm keinen Nutzen brachte.

Mit dem Entschluß, das Reich Alarichs, Königs der Westgothen, der die Provinzen zwischen der Rhone und der Loire besaß, an sich zu reißen, wußte Chlodowig seine ehrgeizigen Absichten zu einer Religionssache zu machen. Seinem Vorgeben nach

war es eine abscheuliche Sache, daß die Ariáner in Gallien herrschten. Die Bischöfe des Landes stimmten ihm bei, obschon Alarich kein Verfolger war, und man sieht hier, daß eben sowohl bei den barbarischen Völkern, als zu Rom und Konstantinopel, die Klerisei an den Staats-Revolutionen vielen Antheil hatte. Im Jahre 507 sahen Chlodowig und seine Anhänger durch die Schlacht auf der Ebene von Bivonne unweit Poitiers ihre Wünsche erfüllt. Er tödtete den König der Westgothen, und bemächtigte sich vieler Provinzen. Gundobald, der bei diesem Feldzuge sein Bundesgenosse war, belagerte die Stadt Arles.

Es langte daselbst ein Hülfsheer von Theodorich an; denn dieser Fürst blieb bei den Gefahren, die seine Nation bedrohten, nicht müßig. Die verbündeten Könige, Chlodowig und Gundobald, wurden geschlagen, und Theodorich blieb Herr von der Provence, von der Provinz Narbonne und von einem Theile Aquitaniens.

Chlodowig entehrte das Ende seiner Regierung durch Treulosigkeit und die schrecklichsten Grausamkeiten gegen seine eigenen Anverwandten. Er erbaute zu eben der Zeit Kirchen und Klöster, ohne Zweifel, weil er sich einbildete, daß man eben sowohl nach den göttlichen Gesetzen, als nach den Gesetzen der Barbaren, alle Verbrechen mit Geld abkaufen könnte. Er starb im Jahre 511 nach einer zu Orleans gehaltenen Kirchenversammlung, bei welcher er selbst die Punkte vorschrieb, worüber man sich berathschlagen sollte.

Eine der vornehmsten Verordnungen enthielt, daß kein Laie, der nicht von Geistlichen abstammte, ohne Befehl des Königs oder Erlaubniß des Richters, in den Orden der Klerisei aufgenommen werden sollte. Constantin hatte dieselbe Vorsicht gebraucht, damit nicht die Klerisei die dem Staate zu dessen Dienst-

nöthigsten und brauchbarsten Leute entziehen möchte. Die Privilegien der Klerisei gaben dazu einen nur zu großen Reiz. Die Verordnung wurde schlecht beobachtet.

Chlodowigs vier Söhne, Dieterich, Clodomir, Childebert und Clotar, theilten sich in die väterliche Erbschaft, und die Monarchie zerfiel unglücklicherweise in vier Königreiche, das Königreich Austrasien oder Metz, Orleans, Paris und Soissons. Diese Theilung mußte nothwendig bürgerliche Kriege zur Folge haben. Die Brüder wurden ihres verschiedenen Interesses wegen Feinde, und die gräulichsten Barbareien gewöhnliche Begebenheiten. Sigismund, Gundobalds Sohn, wurde nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern auf Clodomirs Befehl ermordet; so endigte sich der Krieg zwischen diesen beiden Fürsten. Nach Clodomirs Tode wurden zwei seiner Söhne von ihrem Oheime Clotar, der sich mit Childebert vereinigt hatte, ihre Erbschaft zu rauben, mörderisch erstochen. Die Geschichte dieser Zeit ist mit Grausamkeiten, mit treulosen Handlungen oder lächerlichen Fabeln angefüllt, und interessirt nur in sofern, als sie das Gemälde alter Sitten darstellt.

Theudebert, Sohn und Nachfolger Dieterichs, König von Austrasien (Metz), machte sich durch große Talente und Unternehmungen berühmt. Bei seinen Oheimen, deren Raubsucht darauf dachte, ihn seines Königreichs zu berauben, wußte er sich in Ansehen zu setzen. Er vereinigte sich darauf mit ihnen, um das Königreich Burgund, welches ungefähr seit hundert Jahren gestiftet war, zu erobern. Nach dieser wichtigen Eroberung traf eine Gesandtschaft vom Kaiser Justinian ein, der die fränkischen Könige zu einer Verbindung wider die Ostgothen einlud. Amalasunta, Theodorichs würdige Tochter, hatte die Ostgothen im Namen ihres Sohnes Athalarich mit vieler Weisheit beherrscht. Theodat, der letzte Nachfolger, wurde während des von Belisar in

Italien geführten Feldzuges als ein unwürdiger Prinz des Thrones entsetzt. Die Barbaren nahmen und gaben die Krone, und wollten durchaus keine andere, als tapfere Könige haben. Vitiges, der statt des Theodat erwählt ward, trat mit den Franken, die schon mit dem Kaiser im Bündnisse standen, in Unterhandlung. Die Franken machten sich kein Gewissen, sein Geld und seine Anerbietungen anzunehmen. Theudebert ging mit einem zahlreichen Heer über die Alpen, griff jetzt die Ostgothen, dann die Römer an, hieb sie nieder, und kam in seine Staaten zurück. So treulos handelten diese raubsüchtigen Krieger, die sich Alles für erlaubt hielten, wenn nur ein glücklicher Erfolg ihre Ungerechtigkeiten krönte.

Viele Jahre nachher eroberte Theudebert Venedig und einen Theil von Ligurien, und zwar zu eben der Zeit, da Totilas im Jahre 547 der gesunkenen Macht der Ostgothen wieder aufhalf. Diese Eroberung des Theudebert war ohne Nutzen, weil der fränkische Fürst starb, ehe er Zeit genug hatte, sich in den eroberten Ländern festzusetzen. Unter Königen, wie er war, hätte die von Chlodowig gegründete Monarchie die benachbarten Staaten verschlingen können.

So viele durch die Theilung des Reiches veranlaßte Widerwärtigkeiten erneuerten sich durch eine ähnliche Theilung nach dem Tode Clotars, der seine Brüder und seine Neffen überlebte, und also zum Besitze der sämmtlichen Länder gekommen war. Seine Söhne Charibert, Guntram, Siegebert und Chilperich, looßten um die vier Reiche. Ob nun schon das Königreich Paris dem Charibert zufiel, so verglich man sich doch, daß die Stadt Paris, die Chlodowig zu seiner Hauptstadt gemacht hatte, ihnen Allen gemeinschaftlich zugehören, Keiner aber ohne Einwilligung der drei Andern sich dahin verfügen sollte. Ein so seltsamer Vertrag mußte noth-

wendig bürgerliche Kriege erzeugen. Alles schien sich zum Unglücke der Nation zu vereinigen. Zwei Prinzessinnen, die eher Furien als Frauen genannt zu werden verdienten, Brunehild und Fredegunde, richteten durch ihre blutdürstige Ehrsucht in Gallien eine allgemeine Zerrüttung an. Die spanische Prinzessin Brunehild war an den austrasischen König Siegebert vermählt. Fredegunde, die anfangs Chilperichs, Königs zu Soissons, Maitresse gewesen war, hatte denselben zu einer Ehescheidung vermocht, um selbst seine Gemahlin zu werden. Der gegenseitige Haß dieser beiden Königinnen, und die Gewalt, womit jede von ihnen ihren Gemahl beherrschte, verursachte unzählige Verbrechen, welche für die Völker von eben so traurigen Folgen waren, als für die königliche Familie.

Siegebert ward, da er seinen Bruder Chilperich in Dornik belagert hielt, auf Fredegundens Veranstaltung meuchelmörderisch getödtet. Diese grausame Stiefmutter opferte nachher die Kinder ihres Mannes erster Ehe auf. Brunehild, die ihrerseits auf Rache dachte, bewaffnete die Prinzen gegen einander und unterhielt das Feuer bürgerlicher Kriege. Sie fiel endlich Fredegundens Sohn, Clotarn, in die Hände; der sie als eine Verbrecherin, die sich des Todes von zehn Königen oder königlichen Prinzen schuldig gemacht habe, durch scheußliche Bestrafung hinrichten ließ.

Drei Tage lang wurde die 70jährige Fürstin mit den ausgesuchtesten Martern gefoltert, sodann auf einem Kameele zur Schau herumgeführt, und zuletzt, mit den Haaren, mit einem Beine und einem Arme an den Schweif eines unbändigen Pferdes gebunden, auf's jämmerlichste zu Tode geschleift.

Guntram, König von Orleans und Burgund, der im Jahr 593 starb, hatte, wie es sein Eigensinn oder die Umstände zu erheischen schienen, bald die

eine, bald die andere Partei genommen. Er war ein frommer Fürst ohne Einsichten, freigebig in Stiftungen, den Bischöfen blindlings folgsam, bis zur Schwäche nachgebend, wenn es auf Standhaftigkeit ankam; gewaltthätig und grausam, wenn er Güte hätte gebrauchen sollen. In den alten Chroniken wird er sehr gelobt, weil die Schriftsteller Alles, auch die Tugend der Fürsten, nach den Vorurtheilen ihrer Zeiten beurtheilen. Dieser so sanftmüthige Prinz hatte den Aerzten den Tod geschworen, falls sie seine gefährlich kranke Gemahlin nicht wieder zur Gesundheit bringen würden. Die Königin starb, und die Aerzte wurden hingerichtet. Man erzählt viele andere Unternehmungen von gleicher Beschaffenheit, aber Guntrams Andächtelei bedeckte Alles.

Um diese Zeit fand im Orient ein Ereigniß statt, welches nicht nur auf das ganze Morgenland von der größten Wichtigkeit war, sondern auch die größere Verbreitung des Christenthums in jenen Ländern verhinderte; es war dies die Gründung der Religion Mahomeds.

V.

Mahomed.

Im Jahre 570 oder 571, nach Andern 578 nach Christi, ward dem Abdallah Ben Abd Ellmotalleb, einem Araber, der zu der alten angesehenen Familie der Koreischiten, welche die Aufsicht über einen heidnischen Tempel (Kaaba) zu Mekka hatte, ein Sohn Mahomed (Muhamed, Mohamet, Mohammed, Muhammed) Ab'lkasim Ben Abdal-

lah geboren. Mahomedanische Geschichtschreiber lassen dieses Kind in gerader Linie von Ismael, dem Sohn des Patriarchen Abraham, abstammen, und erzählen, daß in der Nacht, wo er das Licht der Welt erblickte, seine zukünftige Größe durch mancherlei Wunder verkündet worden sei. — Ein feuriger Strahl, der mit ihm zugleich der Mutter Leib verließ, erleuchtete das Land auf viele Meilen ringsherum auf eine außerordentliche Weise, und das Kind soll, kaum geboren, sogleich auf die Knie gefallen sein und mit laut vernehmlicher Stimme gerufen haben: „Allah Akbar, d. h.: Gott ist groß!'es ist nur ein einziger Gott und ich bin sein Prophet!" Zugleich soll das heilige Feuer der Perser, das seit den Zeiten des Zoroaster unaufhörlich brannte, erloschen und allen bösen Geistern die Macht benommen worden sein, sich ferner in der Nähe des Himmels aufzuhalten, um daselbst zu erforschen, was die Rathschlüsse des Allmächtigen seien und damit heidnische Götzen zu belehren. Ein großer See trocknete augenblicklich aus, und der Palast des Königs von Persien stürzte sammt vier- 14 Thürmen durch einen Erdstoß zusammen. Als der Oberste der Magier, vom König hierüber befragt, die gewünschte Auskunft nicht zu geben vermochte, sondern erzählte, daß auch er wunderbare Träume gehabt, wie nämlich der Tigris Alles überschwemmt habe u. s. w., welches bedeute, daß von Arabien böse Nachrichten zu erwarten seien, ließ der König Khosru einen Vasallen, der zu Hira residirte, zu sich entbieten und demselben anbefehlen, einen berühmten arabischen Wahrsager oder Traumdeuter mitzubringen. Als dieser angekommen war, bat er sich noch die Erlaubniß aus, einen andern berühmten Wahrsager, seinen Oheim, zu Rathe ziehen zu dürfen, und das Resultat dieser Berathungen war, daß das Verlöschen des heiligen Feuers, das Austrocknen des Sees, der Umsturz des Schlosses und der vierzehn

Thürme, so wie die Träume des obersten Magiers den Untergang der königlichen Familie der Sassaniden, und die Unterwerfung der Perser, nach 14 Regierungen ihrer Regenten, bedeute.

Am siebenten Tag nach der Geburt des Wunderkindes legte dessen Großvater Abdal Motalleb demselben den Namen Mahomed, d. h. herrlich, gepriesen, bei, indem er zu dieser Feier ein großes Fest veranstaltet hatte. Kaum zwei Monate alt, verlor der Neugeborne schon seinen Vater (nach einigen Geschichtschreibern soll derselbe schon vor der Geburt seines Sohnes gestorben sein), der ihm nur fünf Kameele und eine Sclavin hinterließ. Seine Mutter, Eminet genannt, übergab ihn der Pflege mehrerer Ammen, und als sie starb, nahm der Großvater Abdal Motalleb den jetzt sechsjährigen Knaben zu sich, und verwandte eine ganz besondere Sorgfalt auf seinen Liebling. Nach zwei Jahren verlor das Kind aber auch diesen Schutz durch den Tod, und einer seiner neuen Oheime, Abu Talib, nahm sich seiner an. Mit diesem reiste er, 13 Jahre alt, in Handelsangelegenheiten nach Syrien. Ein Jahr später nahm er mit seinen neun Oheimen an dem sogenannten Kampf der Entweihung Antheil, der sich zwischen den Koreischiten und den Hewaseniten entsponnen hatte, und der siegreich für die Ersteren endete. Schon auf seiner ersten Reise nach Syrien hatte er in der Stadt Bosra einen nestorianischen Mönch, mit Namen Felix Boheira, kennen gelernt, der, wie die Mahomedaner behaupten, sogleich den dereinstigen großen Propheten in dem Knaben erkannt haben soll, indem um dessen Haupt eine glänzende durchsichtige Wolke geschwebt habe, und verdorrte Bäume, an die er sich lehnte, sogleich wieder grünten, auch soll er zwischen seinen Schultern ein prophetisches Zeichen erblickt und seinen Begleitern ganz besonders anempfohlen haben, daß das Kind ja nicht in die Hände der Juden falle,

denn es sei zu etwas ganz Außerordentlichem bestimmt. Als der Knabe herangewachsen war, soll er der schönste und zugleich der klügste Jüngling unter den Arabern geworden sein. Sein Oheim Abu Talib empfahl ihn einer reichen Wittwe, Chadidscha mit Namen, als Faktor, deren ausgebreitete Handelsgeschäfte er so sehr zu deren Zufriedenheit besorgte, und der er so sehr gefiel, daß sie ihm ihre Hand anbot und ihn heirathete. Er blieb ihr auch sehr treu und ergeben, obgleich sie 15 Jahre mehr als ihr Gatte zählte, der damals 25 Jahre alt war. Er lebte mit der Chadidscha in der glücklichsten Ehe. Auf seinen Reisen nach Persien, Syrien, Yemen u. s. w. entfernte er sich oft von der Karavane und suchte die Einsamkeit, um sich religiösen und frommen Betrachtungen zu überlassen, und jedes Jahr begab er sich im Monat Ramadan in eine Höhle auf dem Berge Horeb bei Mekka, um sich daselbst in der Einsamkeit zu dem großen Werke, wozu er sich berufen glaubte, vorzubereiten, nämlich alle Abgötterei abzuschaffen, und die Lehre eines einzigen wahren Gottes, dessen Prophet er sei, zu verbreiten. — Zuerst stellte er den Satz auf, daß die erhabene Einheit Gottes sowohl von den Heiden, als von Juden, welche den Esra als Gottes Sohn angesehen hatten, und von allen Christen verfälscht worden sei, und nahm es kraft seiner göttlichen Sendung auf sich, die Welt von ihrem Aberglauben und ihrer Unwahrheit zu befreien. — Sein Ansehen war schon so groß, daß, als die Kaaba zu Mekka durch einen neuen Bau vergrößert wurde, und sich ein großer Streit entspann, welcher von den Stämmen den heiligen schwarzen Stein auf seinen Platz bringen sollte, man ihn zum Schiedsrichter ernannte. Mahomed ließ den Stein sogleich auf ein starkes Tuch legen, und befahl nun den Abgesandten jedes Stammes, einen Zipfel desselben zu ergreifen, und so vereint den Stein an seine Stelle zu bringen,

wo er ihn dann selbst noch zurechtschob. — Einst begab er sich wieder in die Höhle des Berges Horeb, wohin er seine Gattin mitnahm und derselben daselbst entdeckte, daß ihm kürzlich hier der Engel Gabriel erschienen sei, und ihm offenbarte, daß ihn Gott zu seinem Propheten erkoren habe. Dies sei nämlich in der Nacht vom 23. auf den 24. Ramadan geschehen, welche deshalb im Koran die Nacht des göttlichen Rathschlusses genannt wird. Als der zukünftige Prophet zuerst die herrlich glänzende Gestalt des Engels Gabriel erblickte, fiel er wie geblendet nieder, als aber dieser hierauf eine Menschenfigur annahm, stieg Mahomed in seiner Begleitung bis auf die Mitte des Berges, wo er eine Stimme vernahm, die ihm zurief: „O Mahomed, du bist der Verkündiger Gottes und ich bin Gabriel!“ Der Engel sagte ihm hierauf, eine Schrift vorhaltend: „Lies!“ und als er erwiederte, daß er nicht lesen gelernt habe, fuhr Gabriel fort: „Gott, der die Menschen schreiben gelehrt, wird diesem Mangel abhelfen,“ und Mahomed konnte lesen. Sein Weib, dem er das Alles mittheilte, war zuerst von seiner göttlichen Sendung überzeugt und bekehrt, und sprach zu ihm: „Sei muthig, denn ich bin überzeugt, daß du der Prophet dieses Volkes wirst.“ Er kehrte nun nach Mekka zurück und ging siebenmal um die Kaaba herum, um sich zu seiner göttlichen Sendung zu weihen, und die Offenbarung der Verse, Ajet (ein Wunder) genannt, die er, wo es nöthig war, bekannt machte, ward ihm zu Theil. Es ist dies die unter dem Namen Koran gesammelte Schrift, das heilige Gesetz aller Mohamedaner. Jetzt fing er seine Bekehrungen zuerst bei seinen Verwandten an, unter denen er bald Gläubige fand, und nannte seine Lehre Islam, d. h. Hingebung in Gott, und ihre Bekenner Muslim. Zuerst wollte er seine Sendung den Koreischiten bekannt machen, und lud seine Oheime und deren Familien zu

einem großen Gastmahl ein; einer derselben aber, Abu Leheb, behauptete, das Vorgeben einer göttlichen Sendung sei Betrug und Blendwerk, und fast Alle verließen ihn, seinem Worte keinen Glauben schenkend. Bei einem zweiten Mahle, das er veranstaltete, und bei dem er den Ali zum Wessir seines noch zu schaffenden Reiches ernannte, erging es ihm nicht besser, ja er ward sogar verspottet und ausgelacht. Er ließ sich aber nicht abschrecken, sondern fuhr fort zu offenbaren und begann sogar öffentlich die neue Lehre zu predigen und allen Götzendienst und falsche Götter hart anzugreifen und zu verdammen, wodurch er sich eine große Feindschaft, Haß und Verfolgung von Seiten der Koreischiten zuzog. Und als ihm einst sein Oheim, Abu Talib, das Gefährliche seiner Lage vorstellte, antwortete er diesem: „Und wenn man mir die Sonne in die rechte und den Mond in die linke Hand legte, mich abzubringen, so würde ich doch das Begonnene ausführen." Indeß gelang es ihm dennoch, sich immer mehr Anhänger zu verschaffen, unter denen bedeutende und einflußreiche Personen, einer seiner Oheime, Hamsa, und der sehr geachtete Omar Ben Elchattab, waren. Allein seine Gegner wurden nur desto wüthender, und 83 seiner Anhänger mußten, um ihren Nachstellungen zu entgehen, sich nach Aethiopien flüchten, und Mahomed selbst mußte sich drei Jahre lang in unzugänglichen Gebirgen aufhalten, der Wuth der Koreischiten zu entgehen. Diese waren besonders deshalb gegen ihn aufgebracht, weil die neue Lehre sie bedrohte, der Aufsicht der Kaaba zu berauben, welche ihnen äußerst einträglich war. Sie machten sogar einen feierlichen Bund, mit Mahomeds nächsten Verwandten und Anhängern weder durch Heirath, noch Handelsvertrag ein Bündniß einzugehen; dadurch hofften sie Alles von ihm abzuschrecken. Zu seinem Unglück starb auch jetzt noch sein greiser Beschützer,

Abu Talib, und öfters entging er nur mit genauer Noth der Gefahr des Todes, und mußte sich Schimpf und Spott und Beleidigungen gefallen lassen; und zu all diesem kam auch noch der Verlust seiner Gattin, die ihm der Tod raubte.

Dennoch breitete sich seine Lehre immer mehr aus, und besonders nahmen sie viele der die Kaaba besuchenden Pilger an, die sich bekehrten und zu ihr bekannten, und diese verbreiteten sodann den Islamismus weiter und zwar bis in die entferntesten Gegenden. So kam er auch nach Medina, damals noch Yaschreb genannt, wo ihm die feindliche Gesinnung der dortigen Araber gegen die Koreischiten sehr zu statten kam, da Jene dem neuen Propheten ihre Hülfe und ihren Beistand gegen seine Gegner anboten. — Dies war der Grund, daß Mahomed, als er im Jahr 622 aus Mekka fliehen mußte, und nachdem er sich drei Tage in einer Höhle vor seinen Feinden versteckt hatte, nach Medina flüchtete. Dies war die berühmte Hedschra (Hegira), von der die Mahomedaner ihre Zeitrechnung zählen. — Das Erste, was Mahomed nach seiner Ankunft in Medina vornahm, war, daß er einen Tempel oder eine Moschee zu den gottesdienstlichen Uebungen und das Wohnhaus für sich erbaute, und dazu nahm er einen Platz, der sonst eine Stallung für Kameele, oder, wie Andere wollen, ein Begräbnißplatz war.

Jetzt nahm er in Medina die fürstliche und priesterliche Würde an, heirathete Abubekrs Tochter, Aischach, d. i. die Jungfrau, weil sie die einzige Frau war, die Mahomed als Jungfrau heirathete. Jetzt erklärte er, da seine Partei zahlreicher geworden war, den Islam mit dem Schwerte ausbreiten zu wollen. Zunächst überfiel er mit 319 Reitern eine Karavane von 1000 Mann, geleitet von Abu Sophian, Haupt der Koreischiten, im Thal Beder, und siegte. Die reiche Beute verbreitete seinen Ruhm

und gewann ihm Anhänger; doch als er 625 denselben Führer und seine 3000 Mann mit 950 Mann am Berge Ohud angriff, ward er gänzlich geschlagen, verwundet und rettete kaum das Leben. Sein Ansehen begann zu wanken, allein durch die Lehre einer unbedingten Vorausbestimmung, dadurch, daß er den Unfall den Sünden der Seinigen zuschrieb und den Gefallenen ewiges Glück im Paradies verhieß, befestigte er dasselbe wieder, und muthig hielt seine Partei zu Medina eine 20tägige Belagerung durch die Koreischiten unter Abu Sophian aus, zwang sie zum Abzug, wendete sich dann gegen den mit seinen Feinden verbundenen jüdischen Stamm Koreidha, eroberte dessen Hauptfestung, machte alle erwachsenen Männer nieder, führte die Weiber und Kinder in Gefangenschaft und vertilgte so dies Volk fast gänzlich. Es gelang ihm, nun sich immer mehr Anhänger zu erwerben, und 631 unterwarf sich ganz Arabien dem Mahomed, der nun mit 30,000, worunter 10,000 Reiter, gegen den Kaiser Heraclius nach Syrien zog, jedoch nur bis Tabuck kam, dort den Kaiser zur Annahme seiner Lehre auffordern ließ und nach Medina umkehrte. 632 unternahm er eine Wallfahrt nach Mekka, wobei er von 90,000 (nach Andern von 150,000) Gläubigen umgeben war. Bald nach seiner Rückkehr starb er zu Medina 633.

Als Mahomed starb, hinterließ er seine vorgeblichen Offenbarungen in großer Unordnung; diese Arbeit zu ordnen, war, nach dem Abu Jaafar, seinem unmittelbaren Nachfolger Abubekr vorbehalten. Die meisten Mahomedaner aber behaupten, daß weder ihr Prophet selbst, noch sonst ein Sterblicher an seiner Stelle, den Koran verfertigt habe; denn sie glauben, daß dieses Buch eines göttlichen Ursprungs, ja sogar ewig und unerschaffen sei, und daß die erste Abschrift desselben von jeher auf einer sehr großen Tafel beim Throne Gottes angeschrieben gestanden.

Die Mahomedaner nennen den Koran, wie die Christen ihre Bibel, das Buch Gottes und glauben, daß jeder Theil, ja jedes Wort desselben, vom Himmel gekommen sei. Die Mahomedaner glauben eine allgemeine Auferstehung und ein künftiges Gericht. Die Dauer des Gerichtstages wird zufolge einer Stelle des Koran 1000, nach einer andern aber 50,000 Jahre lang währen.

Das Weintrinken verbietet, die Vielweiberei erlaubt der Koran, obgleich mit gewissen Einschränkungen. Den ausdrücklichen Worten des mahomedanischen Gesetzes gemäß, kann ein Mann nicht mehr als vier Frauen haben. Der Freitag ist der Tag, den Mahomed besonders zum Dienst und zur Feier des allmächtigen Gottes bestimmt hat.

Mahomed hatte seinem Eidam Ali, weil er denselben für den Würdigsten hielt, zu seinem Nachfolger ernannt; dennoch ward Abubekr, Mahomeds Schwiegervater, vorgezogen. Daraus entstand eine gewaltige Trennung und eine unversöhnliche Feindschaft zwischen den Türken und Persern. Abubekr eroberte innerhalb zwei Jahren einen großen Theil von Syrien. Er starb ohne Vermögen.

Omar, sein Nachfolger und Nacheiferer, vollendete bald Syriens Unterwerfung. Aber größere Ehre erwarb er sich dadurch, daß er einen Bösewicht begnadigte, den Constantin, Sohn des Heraclius, abgeschickt hatte, ihn zu ermorden. In einem einzigen Feldzuge unterwarf er sich ganz Mesopotamien, während Amru, einer seiner Feldherren, Egypten bezwang. Bei seinem Ableben im Jahre 644 war bereits beinahe ganz Persien in der Gewalt der Saracenen. Im folgenden Jahr ward die Eroberung von seinem Nachfolger Othmann vollendet. Das mächtige Reich der Perser, das seit den Tagen des Crassus den Römern so fürchterlich gewesen war, erlag mit seinem

letzten Könige Isdegard III. unter den Streichen einer Nation, die ehe Mahomed kam verachtet war.

Nach der Eroberung Alexandriens wollte Amru einen Theil der Bibliothek retten. Er bat deswegen den Omar um Erlaubniß; dieser aber schrieb: „Wenn die Bücher, wovon du redest, nichts anders enthalten, als was im Buche Gottes steht, so sind sie unnütz, und stimmen sie mit demselben nicht überein, so taugen sie nichts. Laß sie daher verbrennen."

Im Jahre 636 eroberten die Araber auch Aleppo oder Haleb.

VI.

Fortsetzung der Geschichte der Franken.

Die Majores Domus (Hausmeyer).

613 Jahre nach Christi Geburt.

Nach der Hinrichtung vieler Prinzen wurde Chilperichs und Fredegundens Sohn alleiniger Herrscher und König der Franken. Er stellte die Ruhe wieder her, gewann die Zuneigung seiner Unterthanen, machte sich bei den Großen durch Vergrößerungen ihrer Macht beliebt, und überließ die Staatsverwaltung von Austrasien einem Major Domus, und die von Burgund einem andern Staatsbeamten, die von der Zeit an Vicekönigen glichen und durch stets zunehmende Gewalt sich den Weg zum Throne bahnten. Diese Kronbedienstеten, die aus Hausmeyern im Palaste

Minister der Prinzen und Herren der Regierung geworden waren, mußten unumschränkte Herrscher werden, sobald der Thron mit schwachen, ohnmächtigen Königen besetzt wurde, die unfähig waren, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen.

Die Laster, wodurch sich Dagobert, Clotar's Sohn, verabscheuungswürdig machte, die Auflagen, womit er, theils zur Befriedigung seiner Ausschweifungen, theils um dieselben nach damaliger Gewohnheit durch fromme Verschwendungen auszusöhnen, das Volk beschwerte, schwächten die königliche Macht, indem sie solche herabwürdigten. Seine beiden Söhne Siegebert II. und Chlodowig II. stifteten Klöster, und beschäftigten sich außerdem mit nichts als mit Kleinigkeiten. Die Majores Domus thaten Alles. Grimoald, Major Domus in Austrasien, unterstand sich, seinen eigenen Sohn auf den Thron zu setzen. Der unrechtmäßige Regent wurde zwar vertrieben, aber dieses verwegene Beispiel war das Vorspiel vieler ähnlicher Unternehmungen, denen freilich der königliche Name, der blos Name war, wenigen Widerstand entgegen setzen konnte.

Ohne die Einwilligung der Großen zu suchen, hatte der Major Domus Ebroin, Dieterich III., einen von Chlodowigs II. Söhnen auf den austrasischen Thron gesetzt. Die Austrasier schoren diesem Prinzen das Haar ab und steckten ihn in das Kloster. Nach dem Tode seines ermordeten Bruders Childerich kam er wieder zur Regierung. Inzwischen empörte sich das von Ebroin tyrannisirte Austrasien, und wollte Herzöge oder unabhängige Statthalter haben. Pipin von Herstall, ein Herr, der sich des allgemeinen Zutrauens würdig gemacht hatte, herrschte daselbst mit souverainer Gewalt. Dieterich, alleiniger König in Frankreich, der ihn erbittert hatte, fiel in seine siegenden Hände. Als Herrscher des ganzen

Königreichs regierte Pipin unter dem Namen eines Major Domus 27 Jahre hindurch mit eben so vieler Klugheit als Tapferkeit. Die Könige waren bunte Schattenbilder, die man zuweilen dem Volke zeigte. Der Beiname unthätig (fainéans) drückte ihre Trägheit, Schwäche und Dummheit aus. Indem er die alten Volksversammlungen, die durch den Despotismus derjenigen, die vor ihm die Würde eines Major Domus bekleideten, außer Gewohnheit gekommen waren, wieder herstellte, und besonders die ungestüme Lebhaftigkeit der Franken wider auswärtige Feinde, die er immer schlug, zu leiten wußte, blieb Pipin in dem ruhigen Besitze einer Macht, die man bis dahin in der Monarchie nicht gekannt hatte.

Nach dem Tode dieses großen Mannes kam die höchste Gewalt in die Hände seiner Wittwe Plecktrudis, deren Enkel, noch ein unmündiges Kind, Major Domus war; denn Pipin wollte ein Amt, das die Stelle der königlichen Gewalt vertrat, bei seiner Familie erblich machen. Karl Martell, Pipin's Sohn von einer Konkubine, wurde in Verhaft genommen, weil man ihn im Verdacht hielt, daß er nach der Regierung strebe. Das Volk wurde es bald müde, sich von einer Frau beherrschen zu lassen; man erwählte daher einen gewissen Raginfried zum Major Domus. Karl war unterdessen aus seiner Gefangenschaft entkommen und von den Austrasiern aufgenommen worden. Raginfried, der sich Austrasien unterwürfig machen wollte, erfuhr bei vielen Gelegenheiten zugleich mit dem Könige Chilperich II. die unbezwingliche Ueberlegenheit dieses Helden. Nach dem Beispiele seines Vaters setzte sich Karl Martell in den vollen Besitz der höchsten Gewalt. Er war derselben werth. Eine weise und muthige Regierung, beständige Siege, und mit einem Worte, der Ruhm und die Wohlfahrt des Staates waren die Richtschnur seiner Gewalt. Ohne ihn würde Frank-

reich unter das Joch der Muselmänner gekommen sein, die sich bereits zu Herren von Spanien gemacht hatten.

VII.

Die Araber erobern Spanien.

Seitdem die Westgothen in dieser römischen Provinz, die schon vorher von den Vandalen war erobert worden, eine eigene Monarchie errichtet hatten, waren daselbst im Allgemeinen die Geistlichen mehr regierende Herren, als die Könige, die daher kaum genannt zu werden verdienen. Fast alle Sachen wurden vor den Gerichtshöfen der Bischöfe abgehandelt, die in ihren Concilien oft die größten Staatsangelegenheiten entschieden. Mit den Großen des Reiches, unter denen sie den ersten Rang behaupteten, vergaben sie sogar die Krone, die mehr von der Wahl als vom Erbrecht abhing. Das Königreich war ein Schauplatz von Staatsveränderungen und Verbrechen. Die Menge der ermordeten Könige erreget Schaudern und Entsetzen. Die Barbaren nahmen, nachdem sie festen Fuß gefaßt hatten, neue Laster an, und ihre Wildheit war daher noch mörderischer; der Eigennutz mußte sie zu den scheußlichsten Verbrechen verleiten. Es sei uns genug, der vornehmsten Regierungen zu gedenken, die sich durch einige merkwürdige Begebenheiten auszeichnen.

Leuvigilt, der im Jahre 585 starb, ist berühmt theils wegen seiner Siege über die Sueven, deren Staaten er eroberte, theils wegen seiner Gewaltthätigkeiten wider seinen Sohn Hermanngild, den er aus keiner andern Ursache, als weil derselbe die katholische Religion angenommen hatte, bis in den Tod

verfolgte. Recared, sein anderer Sohn und Nachfolger im Reiche, schwur den Arianismus ab. Nun wurden die Arianer verfolgt. Dieser Verfolgungsgeist herrschte in Spanien mehr als in andern Ländern. Sisebut, der im Jahre 612 den Juden bei Todesstrafe befahl, sich taufen zu lassen, war in mancher andern Hinsicht ein kluger Fürst, der den orientalischen Kaisern alles dasjenige entriß, was sie noch an den Küsten des mittelländischen Meeres besaßen. Chintila verbannte alle Juden, und ein Concilium verordnete, daß kein Prinz den Thron besteigen sollte, ohne sich zuvor durch einen Eid zur Beobachtung der Gesetze wider dieses unglückliche Volk zu verpflichten. Es schien, als ob die Inquisition bereits aufwachsen wolle. Unter dem Recesuint war die Erwählung der Könige einer Versammlung von Bischöfen und Pfalzgrafen (Palatinen) vorbehalten. Diese Pfalzgrafen waren die vornehmsten Kronbediensteten. So verlor also das Volk eines seiner kostbarsten Vorrechte. Wamba, Ueberwinder der Saracenen, die Spanien überfielen, wurde darauf von dem ehrsüchtigen Erviges in Verhaft genommen, und im Jahre 682 des Thrones für unfähig erklärt, weil man ihm während einer, von einer Krankheit erzeugten Schwäche eine Bußkleidung angelegt hatte; eine verhaßte Unternehmung, die erste in ihrer Art, die schon in der Ferne ankündigte, was einst die Geistlichkeit zu unternehmen fähig sein würde. Eine Kirchenversammlung sicherte den Thron des Erviges.

Die Grausamkeiten und Unordnungen des Witiksa, der den Geistlichen sich zu verheirathen und den Laien so viele Beischläferinnen, als es ihnen beliebte, zu halten erlaubte, erregten im Jahre 710 einen bürgerlichen Krieg. Roderich oder Rodrigo stürzte diesen Prinzen vom Throne, und ward bald darauf von einem Volke, dem nichts widerstehen konnte, gleichfalls vom Throne gestürzt.

Mahomeds Lehre hatte sich bereits in unermeßlichen Strecken von Asien und Afrika verbreitet, der Koran schien die Welt unterjochen zu wollen. Die Saracenen, damals Herren von Mauritianien (daher sie Mauren hießen), stürzten sich über Spanien. Sie gewannen im Jahre 712 die entscheidende Schlacht bei Xeres in Andalusien, nach welcher der westgothische König auf immer verschwand. Muza, der als Vicekönig des Chalifen Walid in Afrika herrschte, brachte bald darauf die Eroberung völlig zu Stande. Nach der klugen Staatskunst dieser Sekte bot er den Einwohnern freie Religionsübung und die Beibehaltung ihrer Gesetze an, und verlangte weiter keinen Tribut, als den sie ihren Königen bezahlt hatten. Die meisten Städte nahmen ihn freiwillig auf. Die andern ließ er plündern und verbrennen.

Oppas, Erzbischof von Sevilien und Oheim der Kinder des Wititsa, erröthete nicht, für die Muselmänner die Waffen zu führen, und seinem Haß gegen Roderich sein Vaterland und seine Religion aufzuopfern; aber Pelayo, ein Held von königlichem Geblüte, der, begleitet von einer großen Menge Christen, nach den asturischen Gebirgen geflüchtet war, gründete daselbst ein kleines Königreich, worin er sich durch Tapferkeit erhielt. Sein Eidam Alphonsus bestieg nachmals den Thron, und benützte die bürgerlichen Kriege, die gar bald die Eroberer mit einander entzweiten, zur Erweiterung seines Reiches.

Indessen begrenzte sich die Ehrsucht der Mauren nicht innerhalb der Pyrenäen. Sie griffen anfangs, wiewohl ohne etwas auszurichten, den Herzog von Aquitanien, Eudo, einen Abkömmling Chlodowigs, an. Abdorrahman, ein neuer Emir oder Statthalter in Spanien, that mit einem überaus zahlreichen Heer einen zweiten Einfall und kam bis Sens. Zurückgeschlagen von dem Bischofe Ebbo, überfiel er Aquitanien, schlug den Herzog und drang bis an das

Herz des Königreichs vor. Karl Martell that der einreißenden Gewalt Einhalt. Seiner blutigen Schlacht zwischen Poitiers und Tours hatte Frankreich sein Heil zu verdanken. Abdorrahman war unter den Erschlagenen. Man schätzt den Verlust der Saracenen auf mehr als 300,000 Mann; aber dergleichen Uebertreibungen verdienen keinen Platz in der Geschichte. Der erlittenen Niederlage ungeachtet hielten sich doch die Feinde noch einige Jahre in Languedoc und Provence, bis der französische Held sie endlich gänzlich vertrieb.

Die Emire in Spanien, abhängig von den Vicekönigen von Afrika, welche sie nicht lange an ihrer Stelle ließen, bestrebten sich mehr, die Provinzen zu erschöpfen, als die Gerechtigkeit und gute Ordnung zu handhaben. Das Feuer der bürgerlichen Kriege flammte auf. Die Khalifen, die zu Damaskus residirten, waren nicht nur zu entfernt, um die Unruhen stillen zu können, sondern die Streitigkeiten, die wegen des Khalifats selbst ausbrachen, beförderten sogar die Unternehmungen der Aufrührer. Diese ansehnliche Würde, die das Priesterthum mit der königlichen Gewalt vereinigte, und bisher in dem Besitze der Ommiaden gewesen war, ward im Jahre 750 der Familie der Habbasiden zu Theil. Die Staatsveränderung war blutig und erzeugte eine andere, die den Spaniern wahre Vortheile brachte, welche sie von ihren Unterdrückern befreiten.

Der Prinz Abdorrahman, den man auch Almanzor nennt, hatte bei dem Blutbade, das den Ommiaden so tödtlich war, sein Leben gerettet, und legte in Spanien den Grund zu einem unabhängigen Königreiche. Er erfocht einen Sieg, ward zum König ausgerufen, und unterwarf sich alle Provinzen, nur diejenigen ausgenommen, die Pelayo und Alphonsus erobert, oder noch im Besitze behalten hatten. Er erwählte Cordua zu seiner Residenz, und machte diese

Stadt zu einem Sitze der Künste, der Pracht und der Lustbarkeiten. Ohne die Christen zu verfolgen, wußte er das Christenthum beinahe auszurotten, theils indem er die Würden und Gnadenbezeigungen blos den Anhängern des Mahomed ertheilte, theils indem er Mahomedaner und Christen durch das Band der Ehe vereinigte. Kein europäischer Fürst glich ihm an Staatskunst, wie kein Volk den Arabern in demjenigen gleichkam, was den Geist des Menschen ehret. Ehemals Feinde der Vernunft und der Wissenschaften, hatten sie jetzt dieselben zu vervollkommnen gelernt. Sie schritten fort in vielen Arten der Wissenschaften, während eine barbarische Unwissenheit die anderen Völker herabsetzte.

Karl Martell, der sich eben so geschickt am Staatsruder, als unüberwindlich bei Anführung der Heere bewies, und mit dem bloßen Titel eines Major Domus mehr König als irgend ein Souverain in Europa war, fuhr nach der Niederlage der Saracenen unabläßlich fort, die Ehre des fränkischen Namens zu erhöhen. Im Jahre 737 wurde durch den Tod Dieterichs IV. der Thron erledigt; dennoch regierte er unter dem Titel eines Herzogs, ohne einen König zu ernennen, und ohne selbst nach einem Ehrennamen zu streben, wodurch seine Macht um nichts vergrößert worden wäre. Er hatte Aquitanien an Harald oder Hunold, einen Sohn des Eudo, zurückgegeben, und blos sich und seinen Kindern die Souverainetätsrechte vorbehalten. Er rüstete sich zu einem Zuge nach Italien, wohin Papst Gregor III. ihn aus Staatsabsichten eingeladen und ihm das Konsulat zu Rom angeboten hatte; aber er starb im Jahre 741, noch vor Ausführung desselben. Er hatte einen seiner Söhne, Karlomann, zum Nachfolger in Austrasien, und seinen andern Sohn Pipinus Brevis zu seinem Nachfolger in Neustrien oder in dem westlichen Frankreich und Burgund ernannt. Karls Andenken

wurde von den Kirchenschriftstellern entehrt, die es diesem großen Manne nicht vergeben konnten, daß er den Großen des Reiches, um dieselben zu Kriegsdiensten in besseren Stand zu setzen, den Nießbrauch vieler Kirchenländereien zugestanden hatte. Sie vergaßen es also, daß er mit seinen Waffen sowohl die Kirche als das Königreich vor dem mahomedanischen Joche in Sicherheit gesetzt hatte.

Karlomann wurde ein Mönch, nachdem er in Deutschland seinen Muth gezeigt hatte. Seine Entfernung von der Welt machte seinen Bruder allgewaltig. Pipin strebte nach der Krone.

Der Papst beförderte seine ehrgeizigen Absichten mit großer Geschicklichkeit, weil er wider den griechischen Kaiser und die Longobarden seines Beistandes bedurfte. Hier ist es Zeit, Italien und Konstantinopel einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ihre damalige Lage war der Grund der wichtigsten Begebenheiten.

VIII.

Das Reich der Longobarden und das griechische Kaiserthum.

Alboin hatte zur Zeit Justins II., nachdem die Feldherren Justinians der gothischen Herrschaft in Italien ein Ende gemacht hatten, das longobardische Reich gestiftet. Diese neue Macht ward durch die Waffen vergrößert und durch die Weisheit vieler Fürsten befestigt. Der dritte longobardische König, Autharis, machte sein Volk glücklich, nachdem dasselbe zehn Jahre hindurch alles Elend einer zerstörenden Anarchie erduldet

hatte. Die freundlichen Zuredungen seiner Gemahlin Theudelinde, einer bayerischen Prinzessin, bewirkten seine Bekehrung zum Christenthume. Er ward ein Arianer, wie fast alle Barbaren, die das Christenthum annahmen; die Longobarden waren es gleichfalls. Indessen genossen die Katholiken eine so völlige Religionsfreiheit, daß der große Theodorich noch zu herrschen schien.

Agilulph, des Autharis Thronfolger, unternahm die Eroberung Roms. Doch Gregors Unterhandlungen und Geschenke retteten die Stadt. Theudelinde hatte den Agilulph geheirathet. Sie stand in Verbindung mit dem Papste. Was ihr bei ihrem ersten Gemahle nicht hatte gelingen wollen, das gelang ihr jetzt; sie flößte dem Könige eine Neigung für die katholische Religionspartei ein.

Rotharius übertraf den Ruhm seiner Vorfahren, indem er den Longobarden geschriebene Gesetze gab, die im Jahre 643 in einer allgemeinen Versammlung abgefaßt wurden. Er bekannte sich zum Arianismus, aber mit so vieler Mäßigung, daß die meisten Städtchen zwei Bischöfe hatten, einen arianischen und einen katholischen. Eine solche Toleranz ward sonst nirgends angetroffen.

Unter Luitprand, der im Jahre 712 König ward, bekannte sich die Nation zu den Lehrsätzen der römischen Kirche.

Immer voll Thätigkeit, suchte Luitprand bei seinem großen Muthe und eben so großer Klugheit seine eigene Größe in der Beförderung der Wohlfahrt seiner Unterthanen. Die Schwäche des byzantinischen Kaiserthums und die unglücklichen Unternehmungen dieses Hofes boten ihm dazu Gelegenheit dar. Konstantinopel war schon öfters von den Saracenen belagert worden. Nachdem ihre Flotten durch das griechische Kunstfeuer (eine Erfindung des Ingenieurs Callinicus) waren verbrannt worden, so sahen sie sich

unter der Regierung des Constantinus, mit dem Zunamen Pogonatus, genöthigt, einen 30jährigen Waffenstillstand zu schließen, in welchem sie sich zur Auszahlung eines Tributs verpflichteten. Die religiösen Streitigkeiten nahmen kein Ende und man fiel von einem Unsinn in den andern. Einige wollten die beiden Brüder des Constantinus Pogonatus krönen, weil man drei Kaiser haben müßte, wie in der Dreieinigkeit drei Personen wären. Eine lächerliche Denkart herrschte unter Justinian II., der die Unvorsichtigkeit hatte, den mit den Saracenen geschlossenen Waffenstillstand zu brechen; unter Philippicus Bardanes, der dem Monotheismus neues Leben gab und das sechste Concilium verdammte; unter Anastasius II. und Theosius III., die Beide in's Kloster gingen, und unter Leo dem Isaurier, der durch eine neue Ketzerei neue Streitigkeiten erregte.

Leo verbot im Jahre 727 die Anbetung der Bilder, von der die blinde Leichtgläubigkeit des Volkes den gröbsten Mißbrauch machte, und die es daher bis zum Enthusiasmus zu vertheidigen sich nicht enthalten konnte. Man löschte die Gemälde, zerbrach die Bildsäulen, nachdem man vergebens untersagt hatte, sie zu verehren. Es entstand allenthalben Aufruhr und Empörung. Die Priester und Mönche, denen an der Beibehaltung des Bilderdienstes gelegen war, beförderten dieselbe. Das Volk betrachtete die Bilderstürmer mit Abscheu. Selbst die Arianer hatten sich, durch Bestreitung der Gottheit Christi, den Katholiken nicht verhaßter gemacht.

Constantin V. vebot den Bilderdienst auf einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel und wollte sogar das Mönchsthum aufheben. Er war zwar glücklich im Kampfe gegen die Araber, die er mehrmals besiegte; dagegen aber verlor er das Exarchat gegen die Longobarden unter dem Aistulph, und ward von den Bulgaren geschlagen. Schon längst

war zwischen den byzantinischen Kaisern und den römischen Bischöfen, die den Bilderdienst mit Wärme vertheidigten, Mißvergnügen und Spannung eingetreten. Dazu kam der Rangstreit zwischen dem römischen Bischofe und dem Patriarchen zu Konstantinopel über den Primat, und die Trennung der abendländischen Kirche von der morgenländischen in der Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes vom Vater und dem Sohne.

Leo IV. folgte seinem Vater Constantin V. und regierte in dessen Geiste; er bevölkerte mehrere Städte in Thracien, besiegte die Araber und Bulgaren und starb frühzeitig.

Hierauf ergriff 731 die verwittwete Kaiserin Irene die Zügel der Regierung für ihren noch minderjährigen Sohn Constantinus (IV.) Porphyrogennetus, eine Weiberregierung, ohne Haltung und Kraft. Der junge Kaiser war bereits mit Karl des Großen Tochter verlobt; allein diese Verbindung ward auf Irenens Veranlassung abgebrochen. Die Bulgaren und Araber bedrohten von Neuem das Reich, so daß man die Letztern mit einem jährlichen Tribute abkaufen mußte. Auf Veranlassung der unnatürlichen Mutter ward der Kaiser, der in einem Alter von vierzehn Jahren selbst regieren wollte (796), geblendet und starb an der gefährlichen Verletzung. Irene herrschte in dieser Zeit allein und stellte den Bilderdienst wieder her, wodurch sie Verschnittene, Pfaffen, Mönche und den Pöbel auf ihre Seite brachte.

Die Italiener bewiesen sich in Vertheidigung der Bilder nicht weniger eifrig und empörten sich offenbar gegen die dawider gemachten Verordnungen. Rom, Neapel und die andern dem Reiche unterworfenen Städte fingen an, in ihren Beherrschern nichts als die Beschaffenheit verabscheuungswürdiger Ketzer wahrzunehmen. Ravenna, die Hauptstadt des Exarchats, wurde ein Schauplatz der Unruhe und der Empörung. Luitprand wußte von diesen Umständen Vortheile

zu ziehen. Er belagerte die Stadt, bemächtigte sich derselben im Jahre 728, nahm noch viele andere Plätze ein und war im Begriffe, das ganze übrige Italien zu unterjochen. Die Bannstrahlen, womit man die Bilderstürmer schlug, machten das Volk geneigt zur Abwerfung des konstantinopolitanischen Joches. Die Landschaft der fünf Städte (Pentapolis) in der Nachbarschaft von Ravenna, welche die Städte Pesaro, Rimini, Fano, Ancona und Uniena in sich begriff, hatte erklärt, die Sache des Papstes sei die Sache der Provinz, und da der Exarch und seine Anhänger im Banne wären, wolle sie sich katholische Statthalter wählen; kurz man schien bereits entschlossen, einen Anführer, das ist, einen Kaiser zu ernennen.

Obschon Rom von Herzogen regiert ward, die von den Exarchen abhingen, so hatten doch die Päpste damals in Rom schon das größte Ansehen, nicht sowohl ihrer beträchtlichen Reichthümer, sondern vielmehr der Ehrfurcht wegen, welche die Religion für den päpstlichen Stuhl einflößte, und wegen des Zutrauens, das man zu ihrer Person hegte. Der heilige Gregor hatte in vielen Staatsangelegenheiten mit Königen Unterhandlungen gepflogen und Verträge geschlossen. Seine Nachfolger theilten ihre Sorge unter diejenigen Sachen, die das Bisthum und den Staat betrafen. Es konnte nicht anders sein, nachdem die geistlichen Aemter mit irdischen Vortheilen verbunden waren. Da es den Päpsten eben so sehr darauf ankam, sich der Herrschaft der Kaiser zu entziehen, als sich den Unternehmungen der italienischen Könige zu widersetzen, so suchten sie alle möglichen Mittel zur Erreichung dieser zweifachen Absicht auf. Sie bedienten sich der List und der Religion, und wurden Monarchen.

Gregor II., der wegen eines solchen Nachbars, wie Luitprand war, in großen Sorgen stand, erklärte

sich für den Kaiser Leo und sprach die Venetianer um Hülfe an. Diese Republik, die den Schrecknissen, die Attila verbreitete, gewissermaßen ihren Ursprung zu danken hatte, hatte sich durch Muth und Klugheit sehr emporgeschwungen. Die Longobarden wurden aus Ravenna vertrieben; aber Leo bewies sich dessen ungeachtet noch immer sehr erbittert, sowohl wider den Papst, als wider die Bilder. Seine Gewaltthätigkeiten brachten die Römer zu einer Empörung, und sie erkannten nun keinen andern Herrn als den Papst.

Bei seiner fortdauernden Feindschaft wider die Longobarden bemühete sich Gregor II., Karl Martell, ihren Bundesgenossen, wider sie zu bewaffnen. Doch dieses gelang ihm nicht. Gregor III. erneuerte die Unterhandlungen, und durch vortheilhaftere Anerbietungen gewann er endlich diesen Helden; allein Karls Tod verschob die Ausführung der Unternehmung. Luitprand willigte in das inständige Verlangen des neuen Papstes Zacharias, er gab ihm sogar die zum Herzogthume Rom gehörigen vier Städte, deren er sich bemächtigt hatte, zurück und endigte im Jahre 744 in Ruhe und Frieden eine eben so lange als ruhmvolle Regierung. Sein Nachfolger Ratchis belagerte Perugia, ließ sich aber doch von dem Papst entwaffnen. Unterdessen befand sich Zacharias in Ansehung der Griechen und Longobarden beständig in einer unruhigen und gefährlichen Lage. Er suchte daher, wie seine Vorgänger, sich der Unterstützung der Franken zu versichern.

IX.

Verbreitung des Christenthums in Deutschland.

Bonifacius, Apostel der Deutschen.

Lange wollte die neue Lehre in Deutschland keine Wurzel fassen und die deutschen Völker blieben dem Heidenthum getreu. — Endlich kamen im 7. Jahrhundert vom fernen Norden, hauptsächlich von England und Irland aus, wo das Christenthum frühzeitig Eingang gefunden hatte, verschiedene christliche Lehrer nach Deutschland, um hier das Evangelium zu verkündigen, doch enthalten die Nachrichten hierüber nur Bruchstücke. So wirkte der Aquitanier Sanct Goar, wahrscheinlich noch zu Ende des sechsten Jahrhunderts, am Rhein, und zwar in der Gegend, wo jetzt noch die Stadt St. Goar sein Andenken bewahrt. Hier lebte er als Einsiedler, predigte das Evangelium, that Wunder und bewirthete die Reisenden, welche zu ihm kamen, der Sage nach durch seine Wunderkraft. Columban und Gallus, Irländer, lehrten im Anfang des siebenten Jahrhunderts unter den Franken, Bayern und Schwaben.

Diesen folgten bald noch Andere und hie und da fingen Kirchen und Klöster zu erstehen an. Unter allen früherern Verkündigern des Evangeliums in den deutschen Gauen that sich besonders der Engländer Winfried hervor, später Bonifacius genannt. Seine Bemühungen, die deutschen Heiden zu bekehren, waren so erfolgreich, daß ihm der Papst den Namen eines „Apostel der Deutschen" beilegte.

Dieser Mann war gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts in der Grafschaft Devon geboren. Schon

als Knabe von frommer Begeisterung erfüllt, wurde er in den Klöstern nach der Bildung und Denkweise jener Zeiten erzogen und las die Väter und die heilige Schrift. In einem Alter von 30 Jahren wurde er zum Priester geweiht. Nun aber fühlte er in sich einen unwiderstehlichen Drang, Heidenbekehrer zu werden. Hierzu glaubte er vor Allem sich erst eine päpstliche Vollmacht verschaffen zu müssen, wohl wissend, daß er sich dann um so mehr des Schutzes der vom päpstlichen Stuhle schon damals abhängigen weltlichen Oberen zu erfreuen haben würde. Er erhielt sie auch 718 von Gregor II., doch nur unter der Bedingung, stets im Sinne und nach dem Willen des römischen Kirchenhauptes zu handeln. Hierauf machte er sich mit Erfolg an die Bekehrung der Heiden in Thüringen, Friesland und Hessen, wo er ein Kloster in Amöneberg erbaute, in der Absicht, sich Gehülfen und künftige Lehrer zu erziehen. In Anerkennung seiner Verdienste (denn welche Mühseligkeiten und Entbehrungen hatte Winfried bisher erdulden müssen, und oft war bei der rohen Wuth der Heiden selbst sein Leben in Gefahr) empfing er jetzt vom Papste den Ehrennamen „Bonifacius" (d. h. Wohlthäter), und wurde zugleich zum Bischof der neu gestifteten Kirchen in Deutschland ernannt.

Indessen gab ihm der Papst, zu dem er zu wiederholten Malen gereist war, verschiedene Empfehlungsschreiben an die deutschen Bischöfe und Fürsten mit, unter welchen das wichtigste an Karl Martell war, der ihm auch überall Sicherheit und Unterstützung angedeihen ließ. Von Bekehrungseifer getrieben, zog Bonifacius jetzt wieder nach Hessen, wo er die Donner-Eiche bei dem Dorfe Geismar fällte, zu welcher man früherhin oftmals Wallfahrten veranstaltete. Die Hessen verehrten dieselbe als ein dem Thor, dem deutschen Nationalgott, geweihtes Heiligthum.

Die Heiden glaubten, daß der Donnergott alsbald

den Frevler, der sein Heiligthum antastete, niederschmettern würde. Als aber der Baum dennoch fiel (die Sage setzt hinzu, schon bei dem ersten Einhauen in denselben habe sich ein Wind erhoben, welcher die Wipfel der Aeste gebrochen und den Baum in vier Theile von gleicher Länge gespaltet hätte), so wurden die Zuschauer überführt, daß ihr Gott ohnmächtig sei gegen den, welchen Bonifacius predige; und in großen Schaaren eilten sie herbei, sich taufen zu lassen. Von Hessen begab sich Bonifacius im Jahre 724 oder 725 nach Thüringen, und auch in diesem Lande wurde sein Bekehrungswerk mit glücklichem Erfolge gekrönt. — Inzwischen war Bonifacius' Gönner, Papst Gregor II., im Jahre 731 gestorben, und sein Nachfolger ward Gregor III. Mit diesem trat der rastlos thätige Heidenbekehrer in dieselben freundschaftlichen Verhältnisse, wie mit seinem Vorgänger. Er wurde jetzt sogar zum Erzbischof ernannt. Um wegen Befestigung der neuen Kirchen das Nöthige zu verabreden, reiste er im Jahre 738 zum dritten Male nach Rom. Nach Deutschland zurückgekehrt, ging er nach Bayern und theilte dasselbe in vier Bisthümer ein, nämlich in Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau. Bayerns Geistlichkeit wurde dadurch zugleich von dem römischen Hirtenstabe völlig abhängig.

Auch in Thüringen und Hessen suchte Bonifacius jetzt dem Christenthume ein dauerhaftes Bestehen zu geben, indem er hier mehrere Bisthümer anlegte, welche er mit treu ergebenen Freunden besetzte; z. B. Eichstädt, Würzburg, Buraburg, und wahrscheinlich auch Erfurt. Doch die denkwürdigste seiner Stiftungen war ohne Zweifel die Errichtung des Klosters Fulda, welches, später zur Abtei, zuletzt sogar zu einem Bisthume erhoben, in Kurzem als die wirksamste Schule der deutschen Kirche emporblühte. — Durch die Erhebung zum Erzbischofe von Mainz im Jahre 745 stieg Bonifacius auf eine noch höhere Stufe des

Ansehens; aber sein regsamer Geist und sein frommer Bekehrungseifer bewogen ihn, keine Gefahr und Beschwerde achtend, noch im hohen Greisenalter sich abermals zu den Friesen zu begeben. Er schiffte sich mit einem Gefolge von Geistlichen und Mönchen auf dem Rheine ein, und gewann unter den Friesen durch seine Predigten gar bald Vieler Herzen, so daß mehrere Tausende derselben sich taufen ließen. Nun sollten sie noch gefirmelt, d. i. unter Gebet mit geweihtem Oele bestrichen und eingesegnet werden.

Der Tag zu dieser Feierlichkeit (5. Juni 755) war schon festgesetzt. Bonifacius lag mit seinen Begleitern an den Ufern eines Flusses zwischen Ost- und Westfriesland und erwartete die Ankunft der Neugetauften. Allein was geschah? Plötzlich erscheint eine heidnische Raubschaar, mit Lanzen und Schilden bewaffnet, stürzt auf ihn los, und tödtet ihn sammt allen seinen Begleitern, an der Zahl 53. Doch die benachbarten Christen rächten den Tod des verehrten Lehrers. Sein Leichnam wurde, einer früheren Bestimmung gemäß, zu Fulda beerdigt, nachdem er früher schon zu Utrecht und auch zu Mainz beigesetzt war.

Pipin bemächtigt sich des fränkischen Throns.

Der ehrgeizige Pipin, der ohne Zweifel von den Absichten des Papstes unterrichtet war, legte demselben eine Gewissensfrage vor, dergleichen man noch nie der Entscheidung Roms unterworfen hatte. Die Frage war, wer den königlichen Titel führen müsse, ein zum Regieren unfähiger Fürst oder ein Minister, der in der That die königliche Gewalt in Händen hätte und dieselbe mit Ruhm ausübte? Papst Zacharias entschied diese Frage zum Besten des Unterthans wider seinen rechtmäßigen König. Man schor dem Könige Childerich das Haupthaar ab, das heißt: man nahm ihm

die königliche Würde. Er ward sammt seinem Sohne in ein Kloster gesteckt. Pipin bestieg den Thron, und der berühmte Heidenbekehrer unter den Deutschen, der heilige Bonifacius, damals Bischof zu Mainz, einer seiner besten Anhänger, salbte ihn mit großer Feierlichkeit.

Endlich erreichten die Päpste ihre Staatsabsichten; der neue König der Franken bezahlte ihnen ihre Freundschaft mit Wucher. Aistulph, der dem Ratchis in der Regierung folgte, bemächtigte sich der Stadt Ravenna, des ganzen Exarchats und der fünf Städte, und bedrohte das Herzogthum Rom. Zacharias lebte nicht mehr. Stephan III. rief den Constantin Copronymus, der sich blos mit dem Bilderkriege beschäftigte, vergeblich um Hülfe an. Dieser Kaiser empfahl ihm Unterhandlungen mit Aistulphen und, im Falle derselbe unlenkbar wäre, sich an den fränkischen König zu wenden. Stephan reiste ab, kam in Frankreich an, salbte Pipin auf's Neue, und erklärte denselben und dessen Söhne für römische Patricier; ein Titel, mit welchem die höchste Gewalt verbunden war. Zur Vergeltung beschenkte Pipin die römische Kirche mit dem Exarchat und den fünf Städten.

Pipin ging eiligst über die Alpen. Aistulph bat um Frieden, erhielt denselben, brach ihn wieder bald nach Abzug der Franken und belagerte Rom. Pipin kam bald wieder nach Italien zurück.

Der Kaiser erbot sich, ihm die Kriegskosten zu bezahlen, wenn nur die von den Longobarden zuletzt gemachten Eroberungen an das Reich zurückgegeben würden. Jedoch Pipin antwortete, er hätte diese Provinzen nun einmal dem Apostel Petrus geschenkt, und er wollte um aller Welt Schätze willen diese Schenkung nicht wieder zurücknehmen. Aistulph, der in seiner Residenz Pavia belagert gehalten ward, ging alle Friedensbedingungen ein, die man ihm vorschrieb. Pipin setzte den Papst in den Besitz von Ravenna, Rimini,

Fano, Pesaro, Simigaglio, Comachio, Forli u. s. w., doch mit Vorbehalt der Oberherrschaft über diesen Staat, die er als römischer Patricius behauptete. Neapel, das von einem Herzoge beherrscht war, Gaeta, fast ganz Calabrien, das Land der Brutier und einige Seestädte blieben unter der Gewalt des Kaisers.

Nach einer beständigen Reihe von Siegen, nachdem er nämlich Sachsen und Slaven sich zinsbar gemacht, den Herzog von Bayern zum Eide der Treue genöthigt, und Aquitanien wieder mit der Krone vereinigt hatte, starb Pipin, eben so sehr von Fremden, als von seinen Unterthanen geehrt, im Jahre 768, im 17. Jahre seiner Regierung. Volle 16 Jahre hatte Pipin als König, überhaupt aber 26 Jahre Frankreich beherrscht. Außer seinen Söhnen Karl und Karlomann überlebte ihn noch eine eheliche Tochter Gisela, die der griechische Kaiser an seinen ältesten Sohn Leo vermählen wollte, nachher aber für den Prinzen des longobardischen Königs Desiderius bestimmt wurde. Weil man sie aber dem Ersten der Religion wegen, und dem Letzten aus Staatsursachen versagte, so ward sie eine Nonne. Niemals hatte Pipin nach einer ganz unumschränkten Herrschaft gestrebt; er brachte die vornehmsten Angelegenheiten vor die Versammlungen des Volkes, dessen Orakel er durch seine Klugheit war. Mit Einwilligung der Großen hatte er das Reich unter seine beiden Söhne Karl und Karlomann getheilt.

Karl der Große (742—814).

Wo eigentlich Karl der Große das Licht der Welt erblickte, ist sehr ungewiß und unmöglich zu erforschen, mehr als sieben Städte oder Villas werden als seine Geburtsorte genannt, unter denen Aachen, Ingelheim, Karlsburg bei München rc. Eginhard, sein Geheimschreiber, sagt selbst, daß er nichts Zuverlässiges von Karls Geburt und Jugend habe erfahren können, da

sich nichts Schriftliches vorgefunden, auch Niemand mehr gelebt habe, der hierüber hätte Auskunft geben können. So viel nur ist mit Gewißheit anzunehmen, daß das Jahr 742 das seiner Geburt war. Das fränkische Reich war unter die beiden Söhne Pipins, Karl und Karlomann, vertheilt; sie waren aber nicht lange einig, und wer weiß, wohin es gekommen wäre, wenn nicht Karlomann im Jahre 771, 21 Jahre alt, unvermuthet gestorben wäre; sein Bruder blieb nicht ganz ohne Verdacht wegen dieses plötzlichen Todes. Karl, der, sehr ehrgeizig und mit großem Genie begabt, sich jetzt frei an der Spitze eines Reiches befand, entwarf nun große Pläne, von denen er während seiner 46jährigen Regierung viele ausführte.

In Italien blieb noch immer eine Gährung zu Unruhen, die durch den gegenseitigen Haß der Päpste gegen die Longobarden unterhalten ward. Die Herzoge von Spoleto und Benevent wollten den Desiderius, Aistulphs Nachfolger, nicht für einen König erkennen. Dieser Prinz, der ihre Widerspenstigkeit den päpstlichen Ränken zuschrieb, hatte die Länder verheert, die man das Patrimonium Petri zu nennen pflegte. Er söhnte sich jedoch später mit dem Papste aus, dessen Staatsklugheit derjenigen seiner Vorgänger glich. Man hat noch Briefe von Paul an Pipin, in welchen dieser Fürst als ein neuer Moses, die Franken als ein heiliges frommes Volk, die Longobarden hingegen als Feinde der Kirche und des Glaubens geschildert werden, da doch diese Letztern, gleich den Uebrigen, katholische Christen waren. Lob und Tadel wurden so ertheilt, wie es die Vortheile erheischten.

Als nach Pauls I. Tode Constantin, Sohn des Herzogs von Neri, sich mit bewaffneter Hand des päpstlichen Stuhles bemächtigt hatte, so wehrte Desiderius einer ärgerlichen Spaltung, indem er die Wahl Stephans IV. begünstigte. Dessenungeachtet wandte sich Stephan an die Franken, um den longo-

bardischen König zum Zurückgeben einiger Kirchengüter zu zwingen. Stephan trieb seine Undankbarkeit noch weiter. Der Entwurf einer zweifachen Vermählung der beiden Brüder Karls des Großen und Karlomanns mit zwei Töchtern des Desiderius verursachte ihm die lebhafteste Unruhe. Diese zweifache Vermählung war ein Werk der Bertrade, Karls und Karlomanns Mutter, die noch eine dritte Verbindung in Vorschlag brachte, nämlich die Vermählung ihrer Tochter Gisela mit Adalgisus, des Desiderius Sohn. Er bemühte sich, die Verbindung zu zerreißen. Er berief sich nicht nur darauf, daß die beiden Prinzen bereits vermählt wären, sondern er schilderte ihnen auch die Longobarden als ein Volk, das nichts als Verachtung und Abscheu verdiene: „Wir wissen gewiß," sagte er, „daß von ihnen die Aussätzigen ihren Ursprung haben." Karl der Große ließ sich durch eine so übertriebene Beschuldigung nicht abhalten, sich mit der Tochter des Desiderius zu vermählen, wiewohl er dieselbe bald darauf verstieß, aller Wahrscheinlichkeit nach in der Absicht, sich des Reiches ihres Vaters zu bemächtigen.

Desiderius, den dieser Schimpf auf's äußerste verdroß, nahm Karlomanns Wittwe und beide Söhne, die Karl der Große ihrer angestammten Rechte beraubt hatte, in Schutz. Er suchte darauf Papst Adrian I. in sein Interesse zu ziehen; als ihm das nicht gelang, griff er die Kirchenländereien an. Nun ging Karl der Große, dessen Gesinnung Adrian kannte, schnell über die Alpen, bemächtigte sich der Stadt Verona, wo sich Karlomanns Söhne und Wittwe aufhielten, eroberte, nach einer langen Belagerung, Pavia, und machte dem longobardischen Reiche, das 206 Jahr bestanden hatte, ein Ende. Desiderius starb im Kloster. Von den ferneren Schicksalen der beiden Brudersöhne Karls des Großen schweigt die Geschichte gänzlich.

Während der Belagerung von Pavia war er nach

Rom gegangen. Die ganze Geistlichkeit kam ihm in Prozession mit den Kirchenfahnen entgegen, der Papst empfing ihn prächtig in der Peterskirche, und das Volk sang: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Bei dieser Gelegenheit bestätigte Karl der Große die Schenkung Pipins. So sagen die Geschichtschreiber. Gleichwohl ist diese wichtige Urkunde niemals weder im Originale, noch auch irgend in einer Kopie erschienen, und deshalb zweifelhaft.

So freigebig sich auch Karl der Große gegen den heiligen Stuhl beweisen mochte, so vernachlässigte er doch seinen eigenen Vortheil nicht. Mit dem Titel eines longobardischen Königs übernahm er zugleich als römischer Patricius die Souverainetätsrechte über die dem Papste zugestandenen Staaten. Man will behaupten, daß Adrian ihm das Recht, die Wahl der Päpste anzuordnen und zu bestätigen, zuerkannt habe; allein die ostgothischen Könige und die Exarchen hatten bereits als Oberherren von Rom dieses Recht ausgeübt. Nach einer Münze des Papstes zu urtheilen, scheint derselbe in Rom selbst die Souverainetät gehabt zu haben, wann aber und wie, das läßt sich nicht ergründen. Ohne Zweifel versäumte er nichts, um neue Begnadigungen zu erhalten. Auf der andern Seite ist es sehr glaubhaft, daß Karl sich seiner Eroberungen nicht werde beraubt haben.

Die Kriege wurden damals noch ohne alles System und sehr unterbrochen geführt. Man hatte weder reguläre Truppen, noch Fonds zu ihrer Unterhaltung. Ein jeder Gutsherr führte seine Soldaten herbei, und durfte nur eine gewisse Zeit dienen. Man war gemeiniglich genöthigt, nach geendigtem Feldzuge mit dem Kriege aufzuhören; die Truppen erhielten ihren Abschied und kamen, wenn es nöthig war, im folgenden Jahre wieder zusammen. So dauerte der Krieg wider die Sachsen, der beständigen Siege ungeachtet, ?? Jahre hindurch.

In Spanien herrschte damals ein arabischer Fürst, Namens Abdorrahman, ruhmwürdig; die Statthalter von Saragossa und Arragonien empörten sich, riefen Karl zu Hülfe und erklärten ihn für ihren Oberherrn.

Er ging 778 über die Pyrenäen, und unterwarf sich das ganze Land bis an den Ebro, oder ward vielmehr von den Großen, mit denen er im Einverständnisse stand, aufgenommen. Bei dem Rückmarsche von diesem Feldzuge schlug der Herzog von Gaskognien zu Ronceval seinen Nachtrab. Da ward jener Roland erschlagen, den die alten Romanschreiber so berühmt gemacht haben, und der Karls Schwestersohn gewesen sein soll.

Im Jahre 788 starb Abdorrahman, und sein Tod, der unter seinen Kindern bürgerliche Kriege verursachte, verschaffte den spanischen Christen Gelegenheit, sich zu erheben.

Schon lange waren die Sachsen mit den Franken im Krieg. Sie wurden oft geschlagen und blieben immer rebellisch. Der berühmte Wittekind, ihr Feldherr, hörte nicht auf, ihre Liebe zur Unabhängigkeit und ihren kriegerischen Muth rege zu erhalten. Im Jahr 782 erfocht er über die Franken einen vollkommenen Sieg.

Karl der Große rächte sich auf das grausamste durch das Blutbad bei Verden, wo 4500 der vornehmsten Sachsen niedergehauen wurden. Eine für Karl um so unwürdigere That, da er es nicht mit rebellischen Unterthanen zu thun hatte, sondern mit Leuten, die für ihre Freiheit und Religion fochten, und jetzt in der demüthigsten Stellung ihn um Gnade baten. Nach vielen blutigen Niederlagen unterwarf sich endlich Wittekind, ließ sich taufen, und viele tausend Sachsen folgten diesem Beispiel und nahmen das Christenthum an. So treu er auch seinen Versprechungen blieb, so war er doch selbst nicht vermögend, seine Landsleute zu einer

heilsamen Gelehrigkeit zu bewegen. So oft sie unterwürfig gemacht wurden, so oft empörten sie sich wieder.

Nach 30 kriegerischen Jahren wurden sie endlich dadurch unterjocht, daß man einige tausend Familien nach Flandern und andern Gegenden verpflanzte. Die Muthigsten nahmen ihren unversöhnlichsten Haß gegen das Joch und die Religion der Franken mit sich nach Skandinavien.

Karl nöthigte sie, bei Todesstrafe, sich taufen zu lassen, er bürdete ihnen die Bezahlung des Zehnten an die Geistlichkeit auf, den selbst die Franken zu erlegen sich weigerten; er verurtheilte diejenigen zur Hinrichtung, die nicht die Fasten halten würden; mit einem Worte, er gebrauchte unmenschliche Gewalt statt der Ueberzeugung.

Alle, die sich noch in Deutschland zu widersetzen wagten, erlagen unter dem Schwerte des fränkischen Helden. Tassilo, Herzog von Bayern, den man gezwungen hatte, die Belehnung zu empfangen, empörte sich von Neuem, und wurde seiner Länder beraubt.

Auf Karls Einladung erschien Tassilo auf dem nach Ostern im Jahre 788 zu Ingelheim gehaltenen Reichstage, ward des Hochverraths beschuldigt und zum Tode verdammt; doch milderte Karl das Urtheil dahin, daß er seiner Würden entsetzt und sammt seiner Gemahlin und seinen Kindern in ein Kloster gesteckt wurde. Die Slaven in Pommern wurden unterjocht; die Hunnen und Avaren, die sich in Ungarn niedergelassen hatten, wurden bis jenseits des Rabflusses vertrieben.

Mitten unter so vielen Kriegen beschäftigte sich Karl mit Regierungsangelegenheiten, den Gesetzen, Sitten, Wissenschaften und der Religion. Er hielt häufige Reichsversammlungen zur Berichtigung der Staats- und Kirchenangelegenheiten. Er war voll unermüdeten Eifers, Alles zu untersuchen und Alles anzuordnen. Die Kirchenversammlung zu Frankfurt, wo

der Bilderdienst verdammt wurde, bietet der Geschichte eine unterhaltende Materie dar.

Es fanden sich auf Befehl des Königs 300 Bischöfe und zwei Abgesandte des Papstes zur Kirchenversammlung ein. Frankfurt wurde ein anderes Nicäa, wo die Lehre der Kirche über die Ketzerei den Sieg erhalten sollte.

Die Päpste haßten das konstantinopolitanische Kaiserthum; sie erfuhren, wie gut sie sich unter dem Schutze Frankreichs standen; ein fränkischer Kaiser, der ihnen seine Hoheit zu danken hätte, müßte für die Erhöhung der römischen Kirche sich desto mehr bestreben. Und wirklich nahte sich die Zeit, wo Karl der Große diesen Titel erhielt.

Karl verlangte vom Papst Adrian, daß er den griechischen Kaiser in den Bann thun solle, ohne Zweifel, weil er dieses für das wirksamste Mittel zur Beschleunigung seinec Absichten hielt. Wegen der Bilder konnte der Papst das nicht mehr thun, aber was Erstaunen erregen muß, er versprach, Constantin und Irene für Ketzer zu erklären, wenn sie sich weigern würden, gewisse Kirchenländereien zurückzugeben. So wurde denn, um eines irdischen Vortheils willen, zu den geistlichen Waffen gegriffen. Leo III., der im Jahre 796 Adrians Nachfolger wurde, überschickte Karl dem Großen unverzüglich die große römische Fahne, und bat ihn, Jemand abzusenden, um die Huldigungen von den Römern entgegenzunehmen, zum überzeugenden Beweise, daß man ihm in Rom die Souverainetätsrechte zu jeder Zeit zugestanden habe. Zwei angesehene Geistliche, Verwandte des vorigen Papstes und Leo's Feinde, klagten denselben drei Jahre später nicht nur an, sondern bemächtigten sich seiner auf freier Straße, schlugen ihn und schleppten ihn halb todt in ein Klostergefängniß. Er entwischte und wandte sich zu Karl dem Großen, der ihn mit Ehre über=

häufte, nach Rom zurückbringen ließ und sich anschickte, ihm nach Italien zu folgen.

Karl kam in Rom an und hatte sechs Tage geheime Unterredungen mit dem Papste. Hierauf berief er die Bischöfe und Großen, um die wider den Letztern anhängig gemachten Klagen zu untersuchen. Die Prälaten riefen: „Der apostolische Stuhl kann von Niemanden gerichtet werden.“ Leo redete gleichwohl als ein Angeklagter, er sagte, der König sei gekommen, in seiner Sache zu erkennen, und reinigte sich von den wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen mit einem Eid.

Am Weihnachtstage wohnte Karl der Große in der Peterskirche der Messe bei. Plötzlich, mitten unter den Kirchenceremonien, setzte ihm der Papst die kaiserliche Krone auf sein Haupt, und das Volk schrie von allen Seiten: „Leben und Sieg sei Karl, dem von der Hand Gottes gekrönten, dem großen und friedfertigen Kaiser der Römer.“ Man glaubte das Kaiserthum, wovon keine Spur mehr übrig war, wieder hergestellt zu sehen; und Karl der Große betrug sich als ein Nachfolger des Augustus.

Irene, die, um allein zu herrschen, ihren Sohn Constantin entthront und getödtet hatte, trug sich ihm zur Gemahlin an, weil sie ihre Besitzungen in Italien zu verlieren fürchtete. Schon war die Vermählung beschlossen, als der Patricier Nicephorus eine Verschwörung zu Stande brachte, Irene in's Kloster steckte und den Thron bestieg; sie starb nicht lange hernach auf der Insel Lesbos. Weil auch er sich vor Karl dem Großen fürchtete, ließ er zu demselben Gesandte abgehen. Jetzt wurden die Grenzen beider Reiche bestimmt. Vermöge eines neuen im Jahre 811 geschlossenen Friedens blieben Calabrien, Sicilien, die Westseite von Neapel, Dalmatien und Venedig unter der Herrschaft der Griechen.

Der Ruf von Karls Größe verbreitete sich bis Asien. Er unterhielt einen Briefwechsel mit dem

berühmten Harun al Raschid, dem 25sten Khalifen, einem derjenigen, die zur Aufklärung und Bildung der Araber am meisten beitrugen. Nach dem Berichte Eginhards zog derselbe die Freundschaft des Königs der Franken der Freundschaft aller andern Fürsten vor. Er bewies solches dadurch, daß er Karl das heilige Grab in Jerusalem überließ, wohin sich schon damals viele Christen Andachts halber wandten. Der Patriarch von Jerusalem hatte Karl dem Großen durch einen Mönch ein Geschenk von Reliquien überschickt. Karl gab diesem Mönche auf dessen Heimreise den Priester Zacharias zur Begleitung mit, und dieser überbrachte bei seiner Rückkunft die Schlüssel zu dem heiligen Grabe, und die Fahne der Stadt Jerusalem. Unter den Seltenheiten, die Harun al Raschid dem großen Kaiser durch Gesandte als Geschenk übermachte, bewunderten die Franken am meisten eine Schlaguhr, die erste, die man im Königreiche gesehen hatte.

Auch einen Elephanten hatte Harun dem Kaiser gesandt, und so merkwürdig war die Erscheinung des ersten Elephanten wohl, den Deutschland sah, daß die Annalisten theils den Tag anführen, an welchem er, sein Name war Abulabaz (pater devastationis, der Verwüster, der Ungeheuergewaltige), in Aachen anlangte, es war der 20. Juli des Jahres 802, theils als eine Denkwürdigkeit des Jahres 810 auszeichnen, im Sommer dieses Jahres sei der Elephant des Königs Aaron zu Lippe (oder Lippenheim) plötzlichen Todes gestorben.

Von den schleswigischen oder südjütischen Königen, welche von den fränkischen und deutschen Schriftstellern mit den dänischen Oberkönigen, deren Vasallen eigentlich Jene waren, unschicklich verwechselt werden, herrschte zu Karl des Großen Zeit so gut als unabhängig, Gottfried, ein mächtiger und siegreicher Fürst. Aufmerksam auf Karls Eroberungen, die auch seinen

Staaten zu drohen schienen, griff er 810 Karls Länder, besonders mit einer Flotte Friesland an, verheerte die Insel, erpreßte 100 Pfund Silber, legte den Sachsen und Obotriten Schatzungen auf, und drohte Karl in seinem Hauptsitze zu Aachen anzugreifen. Karl rüstete sich zur Gegenwehr, aber Gottfrieds durch Meuchelmord der Seinen bewirkter Tod verhütete einen blutigen Krieg, den Jedermann erwartete. Mit Hemming, Gottfrieds Brudersohne und Nachfolger, verglich sich Karl im Jahre 811. Zwölf Bevollmächtigte von jeder Seite brachten an der Eider den Frieden zu Stande, wodurch dieser Fluß zur Grenze des deutschen Reiches gemacht wurde.

Eine von den Ursachen, die den Fall der Staaten beförderten, war immer ihre Vertheilung unter viele Prinzen. Doch das war eine eingeführte Gewohnheit, die auch Karl der Große im Jahre 806 in seinem Testamente befolgte, das er von den Bischöfen und Herren unterzeichnen ließ, und nachmals nach Rom schickte, um auch von dem Papste unterzeichnet zu werden. Kraft dieses Testamentes sollten die Irrungen, die etwa unter seinen drei Söhnen entstehen möchten, durch die Kreuzprobe beigelegt werden. Dies war einer der ungereimtesten gerichtlichen Beweise; derjenige gewann, der am längsten die Arme kreuzweise in die Höhe halten konnte. Da im Jahre 813 Ludwig, König von Aquitanien, nach dem Ableben seiner beiden Brüder, der einzige Sohn Karls war, so nahm derselbe ihn zum Mitregenten an, und befahl ihm, die Krone selbst vom Altare zu nehmen, und sich mit eigenen Händen aufzusetzen, gleich als um dadurch anzuzeigen, daß er sie allein von Gott habe. Doch bald führte die Geistlichkeit andere Grundsätze ein.

Der Ruhm des fränkischen Reiches schien mit Karl dem Großen zu ersterben, der zu Aachen, seiner gewöhnlichen Residenz, im 71. Jahre seines Alters starb. hatte 47 Jahre als König der Franken und 14 Jahre

als Kaiser regiert. Seinem Leichname erwies man die seltsame Ehre, daß man denselben in der von ihm zu Aachen erbauten Marienkirche, geschmückt mit dem völligen kaiserlichen Ornate, auf einen prächtigen Thron setzte. Er besaß ganz Frankreich, ganz Deutschland, einen Theil von Ungarn, die Niederlande, die Grafschaft Barcelona in Spanien und das feste Land von Italien bis Benevento. Zur Behauptung so weitläufiger Staaten ward ein Geist, wie der seinige, erfordert.

Er war das Wunder seines Zeitalters durch seine Talente, seine Feldzüge und seine weitaussehenden Absichten, durch seine unglaubliche Thätigkeit, durch die Weisheit, womit er regierte, selbst durch die Tugenden, obgleich man daran gar manche Flecken wahrnahm. Mitten unter den größten und wichtigsten Unternehmungen richtete er sein Augenmerk auf tausend einzelne Gegenstände. Sein Haus war ein Muster seiner guten Haushaltung, und er selbst ein Muster wahrer ungekünstelter Größe.

Er strebte nach Allem, was groß und nützlich war. Er schuf eine Seemacht, um sich den Einfällen der Normänner zu widersetzen, diesen furchtbaren Seeräubern, die schon damals das Königreich beunruhigten, und es nach seinem Ableben verheerten. Er unternahm es, vermittelst eines Kanals zwischen dem Rheine und der Donau, den Ocean mit dem schwarzen Meere zu vereinigen. Für den Handel wäre dadurch großer Vortheil entstanden; aber er blieb unausgeführt, weil dazu Kenntnisse erfordert wurden, welche die Fähigkeit aller Franken weit überstiegen. Der Kaiser berief viele Gelehrten zu sich, und errichtete in seinem Palaste eine Art von Akademie, von der er selbst ein Mitglied war. Er legte in den Kathedralkirchen und Klöstern Schulen an. Man lehrte darin die Grammatik, Rechenkunst und den Kirchengesang.

Als einst Karl die Schule selbst besuchte, und fand, daß die Kinder der Vornehmen faul waren und nichts

lernten, während die der Geringen und Armen fleißig waren, ließ er die Fleißigen alle auf seine rechte, die Faulen aber auf seine linke Seite treten, lobte die Erstern, und versprach, sie nach Verdienst zu belohnen, und schalt die Andern tüchtig aus, indem er ihnen mit erhobener Hand drohend sagte: daß ihre Geburt und ihr Reichthum nichts bei ihm gelte und daß, wenn sie sich nicht bessern würden, sie der wohlverdienten Strafe nicht entgehen sollten.

England bis zu diesem Zeitraume (827).

England fing jetzt an, eine bedeutendere Rolle zu spielen.

Nachdem die Römer Großbritannien nicht mehr zu schützen vermochten, und dasselbe verlassen hatten, war es ein Raub der Sachsen geworden, welche, von den Briten wider die Picten und Scoten zu Hülfe gerufen, ihre Unternehmung mit der Unterwerfung der Briten selbst endigten. Es war im Jahr 449, als die Sachsen, Angeln und Jüten, deren alte Wohnsitze die Länder waren, die jetzt Holstein, Schleswig und Jütland heißen, angeführt von Hangist und Horsa, auf Einladung der Briten nach Britannien übergingen.

Nachdem sie die Briten unterjocht hatten, stifteten sie die Heptarchie, die Königreiche Kent, Sussex, Westsex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Mercia, welches anfangs Middelangeln hieß. Von den Angeln erhielt Britannien den Namen England. In dem Königreiche Kent ward das Christenthum von der Königin Bertha, einer Tochter Chariberts, Königs von Paris, und Gemahlin des Königs Ethelbert, eingeführt. Damals schickte Gregor der Große den Mönch Augustin nach England, diesen Barbaren das Evangelium zu predigen. Eine Königin von Northumberland und eine Königin von Mercia folgten dem

Beispiele der Bertha. Die christliche Religion drang allenthalben durch.

Offa, der berühmteste König von Mercia, bestieg im Jahre 755 den Thron, nachdem er den König von Ostangeln ermordet und sich der Staaten desselben bemächtigt hatte. Er ging darauf nach Rom, um Lossprechung zu erbitten, und erhielt dieselbe vom Papst Adrian I. Er ordnete den St. Petersgroschen an, eine Art von Steuer, da von jedem Hause ein Groschen mußte erlegt werden, welche die Päpste von der Zeit her als einen Tribut forderten.

Die Heptarchie ging im Jahre 827 zu Grunde. Egbert, König von Westsex, der der einzige Nachkömmling der alten königlichen Familie war, verwandelte sie in ein einziges Königreich. In seiner Jugend verfolgt, hatte er an dem Hofe Karls des Großen eine Freistätte und Unterricht gefunden; daselbst hatte er die sächsische Wildheit abgelegt, um sanftere Sitten anzunehmen.

Egberts Weisheit und Tapferkeit retteten das Königreich, das von den Dänen angegriffen ward. Viele Sachsen, die vor der gottesdienstlichen und staatsklugen Grausamkeit Karls aus ihrem Vaterlande entwichen waren, hatten ihre Zuflucht zu den Dänen genommen, und ihnen Rachsucht und Haß wider das Christenthum eingeflößt.

Ludwig der Fromme (814—840).

Dieser Sohn des großen Karl hatte nichts Großes von seinem Vater an sich, sondern war ein kleinmüthiger Frömmler; ein Mönch besaß sein ganzes Vertrauen. Ein so ausgedehntes Reich zu beherrschen, war für die Kräfte eines so schwachen Königs zu viel. Einen Hauptfehler beging er, daß er die Monarchie unter seine Söhne vertheilte, und dadurch die höchste Gewalt, die durch seine Untüchtigkeit zur Regierung

schon so unkräftig geworden war, noch mehr schwächte. Er machte Pipin zum Könige von Aquitanien, Ludwig zum Könige von Bayern und seinen ältesten Prinzen Lothar zum Mitkaiser. Der König von Italien, Bernhard, Karls des Großen Enkel, ward über diese Theilung unwillig. Als König von Italien und als der Sohn von dem ältesten Sohne des Kaisers maßte er sich Rechte an, die mit Lothars Mitregentschaft nicht bestehen konnten. Seine Schmeichler bewegten ihn zu einer Empörung. Er brachte Truppen auf wider seinen Oheim, zur Schmach der Kaiserwürde, welcher seine Krone unterworfen war. Seine Truppen verließen ihn. Er ward gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Ludwig veränderte die Todesstrafe dahin, daß er ihm die Augen ausstechen ließ. Der junge Prinz starb drei Tage nachher. Um neuen Unruhen zuvorzukommen, wurden drei natürliche Söhne Karls des Großen in ein Kloster gesperrt.

Hierauf von Gewissensangst geplagt, klagte sich Ludwig bei einer Reichsversammlung, die er hielt, selbst an, und bat die Bischöfe, ihm doch zu erlauben, Buße zu thun.

Judith, eine bayerische Prinzessin und zweite Gemahlin des Kaisers, ließ allen Samen der Empörung aufkommen. Ihr Sohn Karl, der nachmals unter dem Namen Karl der Kahle König ward, schien durch die Theilung, die der Kaiser unter den Prinzen erster Ehe gemacht hatte, ganz von der Thronfolge ausgeschlossen zu bleiben. Um nun demselben auch ein Reich zu verschaffen, beredete sie Ludwig zu einer neuen Theilung. Sie bewirkte dazu sogar die Einwilligung Lothars, der mehr als einer seiner Brüder Ursache hatte, sich dieser Neuerung zu widersetzen, und den seine Gefälligkeit gar bald gereuete. Die drei Prinzen errichteten einen furchtbaren Bund wider den Kaiser. Ein Mönch von vornehmer Geburt, der früher an dem Hofe Karls des Großen in großem Ansehen gestan-

den, nun aber, nachdem er in Ungnade gefallen, mit der Regierung unzufrieden war und als ein Heiliger verehrt ward, Wala, Abt von Corvin, trat an die Spitze der Rebellen, und zog durch sein Beispiel und seine Reden eine große Menge Prälaten zu seiner Partei. Man erfand Wunder, um das leichtgläubige Volk zu empören; verleumdete die Regierung und besonders die Kaiserin, welche man eines ehebrecherischen Umganges mit dem Grafen Bernhard, einem verabscheuten Minister, beschuldigte. Ludwig zitterte vor Angst und demüthigte sich; seine Gemahlin ward in ein Kloster verwiesen, und er sah sich beinahe selbst genöthigt, die Mönchskappe anzulegen, denn dazu suchte man ihn zu bringen, und behielt die kaiserliche Würde nur durch die listigen Bemühungen eines Mönches, der die Prinzen in Zwietracht setzte. Die Mönche wurden im Occident eben das, was sie seit vielen Jahrhunderten schon im Orient gewesen waren.

Ehe die Empörung ausbrach, hatte Ludwig vier Kirchenversammlungen angestellt, und deren Beurtheilung sein und seiner Kinder Betragen, alle Mißbräuche, und folglich die ganze Reichsverwaltung unterworfen. In den Acten der parisischen Kirchenversammlung, die nur allein aufbewahrt wurden, machte man ihm übertriebene Vorstellungen von dem Ansehen der bischöflichen Würde; und man gedenkt folgender seltsamer Ausdrücke, deren sich Constantin in einer Anrede an die Bischöfe soll bedient haben: „Gott hat euch die Macht gegeben, über uns zu richten, aber ihr könnet von Menschen nicht gerichtet werden; Gott hat euch als Götter über uns gesetzt, und einem Menschen kommt es nicht zu, über Götter zu richten. Dieses ist nur eine Befugniß desjenigen, von dem geschrieben steht: Gott steht in der Gemeinde Gottes und ist Richter unter den Göttern.“ Hieraus lassen sich vielleicht die Unternehmungen der Geistlichkeit wider die Kronen am besten erklären.

Wie weit mußten sie doch bei solchen Grundsätzen ihre Kühnheit treiben, sobald es den regierenden Fürsten sowohl an Klugheit als an Muth fehlte.

So viele Beweise der Schwäche, zu denen sich noch eine allgemeine Amnestie gesellte, mußten die Aufrührer zu immer größerer Frechheit verleiten. Inzwischen wollte doch Ludwig als Gebieter handeln. Ein neues Mittel, seine Unterthanen aufzubringen. Er erklärte Judith wieder für seine Gemahlin, die, nach abgeworfenem Nonnenschleier, ihre von Rachgier gereizte Ehrsucht an den Hof zurückbrachte. Er verwies den Abt Wala, dessen Züchtigung die Schwärmerei seiner Bewunderer noch vermehrte. Er schloß Lothar von der Kaiserwürde aus; zum Besten des jungen Karl enterbte er den König von Aquitanien, der sich einer zweiten Empörung schuldig gemacht hatte, und setzte sich dadurch dem unversöhnlichen Hasse seiner unnatürlichen Kinder aus. Er machte sich sogar seinem Minister, dem Grafen Bernhard, verhaßt, indem er sich den Rathschlägen eines Mönches überließ.

Bald darauf brach der bürgerliche Krieg in volle Flammen aus. Pipin und Ludwig brachten im Elsaß ihre Truppen wider einen Vater zusammen, den sie verachteten und als einen Unterdrücker ansahen. Der Papst Gregor IV. vereinigte sich mit ihnen unter dem Vorwande, die Gemüther zu beruhigen; aber es verbreitete sich das Gerücht, daß er nur gekommen sei, um den Kaiser in den Bann zu thun. Die kaiserlichgesinnten Bischöfe machten dem Papste den Vorwurf, daß er an seinem Oberherrn zum Verräther würde; sie drohten, Bannsprüche mit Bannsprüchen zu vergelten, und ihn sogar abzusetzen, wenn er es ferner mit den Rebellen halten würde. Agobard von Lyon, der berühmteste unter den französischen Prälaten, folgte ganz entgegengesetzten Gesinnungen. Er ward nach Hofe berufen, verweigerte dem

königlichen Befehle den Gehorsam, und behauptete, daß man dem Papste gehorchen müsse.

Diese irrigen Vorstellungen gründen sich auf die falschen Dekretalen, die zur Zeit Karls des Großen gemacht wurden, um die Macht der Päpste bis in's Unermeßliche auszudehnen. Nie hat eine Betrügerei ansteckendere Folgen gehabt. Diese untergeschobenen Verordnungen, die man den Päpsten der vier ersten Jahrhunderte zuschrieb, ob sie schon mit den Sitten und der Kirchenzucht der ersten Jahrhunderte in offenbarem Widerspruche stehen, wurden als unverbrüchliche Gesetze der Kirche angesehen, vergifteten die Gesetzgebung aller Staaten, und würden noch ihre Kraft behaupten, wenn die neuere Kritik nicht ihre Unechtheit dargethan hätte. Eine Menge, zum Theil aus einer so verdorbenen Quelle von Wala und dessen Schüler, dem Mönche Ratbert, zusammengestoppelter Schriftstellen überredeten Gregor, daß er Alles zu richten berechtigt und über jeden Richterstuhl erhaben wäre. Daher athmet auch seine Antwort an die königlichgesinnten Bischöfe einen bis dahin noch unbekannten Uebermuth.

Inzwischen rückte der Kaiser mit seinem Heere den Rebellen entgegen. Er beklagte sich, daß man das päpstliche Ansehen wider ihn mißbrauche. Der listige Lothar schickte den Papst zu ihm ab, unter dem Vorwande, durch denselben einen Frieden zu ermitteln. Man weiß eigentlich nicht, was zwischen dem Kaiser und dem Papste vorging, aber das weiß man, daß Ludwig sich plötzlich von seinen Truppen verlassen sah, daß das Ausreißen bei denselben allgemein ward, und daß er sich selbst den Rebellen in die Hände lieferte. In einer tumultuarischen Versammlung wurde der Kaiser abgesetzt, und sein Sohn Lothar als Kaiser anerkannt. Der Papst kehrte hierauf nach Rom zurück.

Zur Befestigung dieser Reichsveränderung, und um

den unglücklichen Kaiser auf immer aller Macht zu berauben, gaben die Prälaten folgendes Mittel an: „Ein Büßender," sagten sie, „sei zu allen bürgerlichen Aemtern untüchtig." Ein mit der Kirchenbuße belegter König wäre folglich unfähig zu regieren. Man würde daher dem abgesetzten Kaiser die Rückkehr zum Throne auf immer abschneiden, wenn man ihn auf lebenslang öffentlich zur Kirchenbuße verdammte. Ebbo, den Ludwig aus dem Sclavenstande zum Erzbischofe von Rheims erhoben hatte, war der eifrigste Beförderer dieses schändlichen Entwurfs. In einer öffentlichen Versammlung am Reichstage hielt er eine Rede zur Beschimpfung seines Herrn, und ließ ihn sodann auf Lebenszeit zur Buße verurtheilen.

Zu Soissons in einem Kloster fand die Ceremonie der Buße in Gegenwart der Bischöfe statt. Auf einen groben härenen Rock zur Erde niedergeworfen, erklärte sich Ludwig selbst öffentlich für schuldig. Noch begnügte man sich mit diesem Bekenntnisse nicht, sondern gab ihm ein geschriebenes Beichtbekenntniß in die Hand und zwang ihn, sich, nebst andern Verbrechen, auch dieser schuldig zu bekennen: daß er während der Fasten einen Feldzug angestellt, auf den grünen Donnerstag einen Reichstag angesetzt, und wider seine Kinder Krieg geführt habe; nachdem er also Alles bekannt hatte, was man von ihm verlangte, legte er sein Wehrgehänge und die königliche Kleidung ab, zog als ein Büßender ein grobes Bußkleid an, und ward in eine Zelle eingeschlossen.

Indessen wurde Lothar bald allgemein verabscheut, seine beiden Brüder vereinigten sich wider ihn. Er führte seinen Vater mit sich nach Aachen, von da nach Paris, und gezwungen, auf seine eigene Rettung zu denken, ließ er ihn im Kloster zu St. Denis. Dahin drängten sich alsbald die Vornehmen des Reiches, um ihm als ihrem rechtmäßigen Oberherrn zu huldigen. Ludwig unterstand sich nicht,

die Huldigung anzunehmen, bevor er von den Bischöfen Lossprechung erhalten hatte.

Ludwig vergrub sich wieder in Andachtsübungen, und zwar zu einer Zeit, als die Normänner ihre gewöhnlichen Landungen und Streifereien in den Provinzen fortsetzten, und der Staat durch herrschende Unordnungen verheert ward.

Pipin starb. Die Kaiserin Judith raubte seinen Söhnen die Erbfolge zum Vortheil Karls, dem sie kurz zuvor Neustrien verschafft hatte. Lothar, der schon im Besitze des Königreichs Italien war, bekam seinen Theil von der Beute aus dem Nachlasse Pipins, und schwur, für diesen Preis den Prinzen Karl, den Sohn der Judith, zu schützen. Der König von Bayern, den es verdroß, sich von dieser Theilung ausgeschlossen zu sehen, empörte sich abermals mit bewaffneter Hand wider seinen Vater.

Verzehrt von Kummer und geschreckt durch eine Sonnenfinsterniß, die er für eine Vorbedeutung seines Todes hielt, eben da er auszog, seinen rebellischen Sohn zu bestreiten, verfiel der Kaiser nahe bei Mainz in eine Krankheit, und starb im 28. Jahre seiner Regierung. Er hatte bei vieler Gelehrsamkeit die Tugenden eines Privatmannes und Mönches, aber Regent wußte er nie zu sein.

Die Päpste, die mit großer Geschicklichkeit jede Gelegenheit zu nutzen wußten, merkten bald, wie viel sie sich über einen zu gewissenhaften und kleinmüthigen Fürsten anmaßen könnten. Stephan V., der im Jahr 816 erwählt ward, erwartete nicht die Bestätigung seiner Wahl, sondern schickte blos einige Abgeordnete mit Entschuldigungen, der Förmlichkeit wegen, an den Kaiser; er kam bald darauf selbst, den Kaiser zu krönen und zu salben, und dieser warf sich bei der Gelegenheit dem Papste dreimal zu Füßen, anstatt daß Adrian sich vor Karl dem Großen niederwarf.

Inzwischen übten doch Ludwig und Lothar die Souverainetätsrechte in Röm aus, und schickten zur Gerechtigkeitspflege ihre Beamten dahin. Die Päpste ließen ihnen auch von dem römischen Volke den Huldigungseid schwören. Jedoch mit der dem Ende beigefügten Klausel: „Der dem apostolischen Herrn (dem Papste) versprochenen Treue unbeschadet.“ Eugenius II. und Valentin wurden im Beisein kaiserlicher Commissaire eingeweiht. Gregor IV. wollte zwar die Bestätigung des Kaisers abwarten, ward ihm aber nachmals nicht weniger untreu.

Unter der päpstlichen Regierung Gregors hatten die Saracenen Sicilien unterjocht und machten das toscanische Meer unsicher. Italien ward von ihren Waffen bedroht. Weil Gregor fürchtete, daß sie sich der Tiber bemächtigen und Rom angreifen möchten, ließ er Ostia wieder aufbauen und befestigen. Die Saraçenen im Süden, die Normänner im Norden, auf allen Seiten Gefahr, innerlich aber Elend, Verwirrung, Zwiespalt, gräuliche Lasterthaten und Bürgerkriege: das war eine lange Reihe von Jahren hindurch das Wichtigste der Geschichte damaliger Zeit.

Lothar, Karl der Kahle und Ludwig III., der Stammler. Zunehmende Macht der Päpste bis 879.

Bald nach des Vaters Tod waren die Söhne Ludwigs des Frommen gegen einander bewaffnet zu sehen. Kaiser Lothar vergaß sogleich die eidlichen Versicherungen, die er zum Besten Karls des Kahlen gegeben hatte, und faßte den Entschluß, ihn seiner Staaten zu berauben; er machte zugleich ähnliche Entwürfe gegen den König von Bayern. Diese beiden jüngeren Brüder, die das gemeinsame Interesse mit einander vereinigte, erfochten über ihren älteren

Bruder einen vollständigen Sieg bei Fontenai in Burgund.

Um sich zu retten und wieder ein Heer gegen die feindlichen Brüder, Karl und Ludwig, zusammenzubringen, bewilligte er den Sachsen die Gewissensfreiheit, das Christenthum wieder abzuschwören.

Zu Aachen versammelten sich viele Bischöfe, untersuchten das üble Betragen des Kaisers, und fragten darauf die beiden Prinzen, ob sie Lothars Beispiel befolgen, oder das Reich dem göttlichen Gesetze gemäß regieren wollten. Die Antwort der Prinzen läßt sich leicht errathen. „So nehmet denn," sagten die Bischöfe, „das Reich im Namen Gottes an; wir vermahnen euch dazu, wir befehlen es euch." —

Indessen war Lothar doch wieder zu fürchten, und es kam zu einem neuen Theilungstraktat durch den berühmten Vergleich von Verdun vom Jahre 843, wodurch die fränkische Monarchie in drei unabhängige Königreiche zergliedert ward. Ludwig bekam das ehemals so genannte Ostfranken, das ist: Deutschland bis an den Rhein, nebst den drei Städten Speyer, Worms und Metz. Karl des Kahlen Antheil war das sogenannte Westfranken, das heutige Frankreich. Lothar erhielt, nebst der Kaiserwürde in Italien, den ganzen Strich Landes zwischen dem Rhein auf der einen Seite und der Rhone, Saone, Maas und Schelde auf der andern; Ludwig der Deutsche schrieb sich nun nicht mehr König von Bayern, sondern König von Deutschland.

In einer Zusammenkunft zu Mersen an der Maas, wo die drei Monarchen gemeinschaftlich ihre Vortheile wahrzunehmen bemüht waren, kamen sie dahin überein, daß die Söhne die Krone ihrer Väter erben sollten, wenn sie auch ihren Oheimen die schuldige Ehrerbietung erweisen würden.

Wenige Jahre darauf starb Lothar in Mönchskleidern im Kloster Prüm, nachdem er wenige Tage

zuvor, da ihn eine Krankheit überfiel, die Regierung niedergelegt hatte. Er hatte seine Staaten unter seine Söhne vertheilt, und in Kraft der Vereinbarung zu Mersen ward sein letzter Wille befolgt. Ludwig erhielt demnach Italien sammt dem kaiserlichen Titel, Lothar II. die Provinzen zwischen der Rhone, der Saone, der Maas, der Schelde und dem Rheine, welche nach seinem Namen das Königreich Lothringen genannt wurden. Karl erhielt das Königreich Provence zwischen der Rhone, dem mittelländischen Meere und den Alpen.

Bald herrschten Unruhen und Krieg fast allenthalben, besonders aber in den Staaten Karls des Kahlen, der ein eben so schwacher Fürst als sein Vater war. Die Normänner drangen mit Feuer und Schwert bis an das Herz des Königreichs, bis nach Rouen und sogar bis vor die Thore von Paris. Der junge Pipin, Sohn des letztern Königs von Aquitanien, der mit Gewalt zum Mönche geschoren und aus Rache ein Rebell geworden war, vereinigte sich mit den Seeräubern. Nomenojus, Herzog von Bretagne, nahm widerrechtlicher Weise den königlichen Titel an. Statt dagegen Maßregeln zu nehmen, hielt Karl Kirchenversammlungen, mischte sich in einen Streit der Mönche und Bischöfe über die Prädestination, nährte die innerlichen Mißhelligkeiten und schien den Staat den Feinden preiszugeben.

Die Geistlichkeit lag beständig mit den Großen wegen sehr weltlichen Dingen im Streit. Die führten Klagen über die Geistlichkeit, und schilderten dieselbe als die Urheber aller Unruhen, und als ein Feind der Krone.

Bald war der Geist der Empörung fast allgemein. Einige Aufrührer wandten sich an Ludwig den Deutschen, mit der Bitte, das Reich seines Bruders zu überfallen. Er kam an der Spitze seiner Truppen, und empfing von den meisten Herren die Huldigung.

Wenilo, Erzbischof von Sens, einer der vornehmsten Verschworenen, bestrebte sich am meisten, seine Unternehmung zu befördern. Karl der Kahle würde verloren gewesen sein, wenn die Bischöfe der Provinzen von Rouen und Rheims sich nicht geweigert hätten, dem Beispiele zu folgen.

Er gewann Zeit, brachte eine Armee zusammen, und vertrieb Ludwig den Deutschen.

Die Geistlichkeit und die Päpste maßten sich jetzt immer größere Gewalt an, schon hielten sie sich berechtigt, die Kronen nach Gefallen zu vergeben; indem sie dieses vermeintliche Recht auf die Salbung und Krönung der Monarchen gründeten, und diese heilige Ceremonie von den Zeiten Chlodowigs herleiteten, die zuerst zum Besten Pipins eingeführt ward.

Sergius II., der im Jahre 844 Gregor IV. in der Regierung folgte, hatte ohne Genehmigung Lothars, damaligen Kaisers, von dem päpstlichen Stuhle Besitz genommen. Lothar, den dies verdroß, schickte seinen Sohn mit einigen Prälaten und Kriegsvolk an den Papst. Der Papst führte den Prinzen an die Thüre des heiligen Peter und sagte ihm: „Ich erlaube dir, hineinzutreten, wenn du gute Absichten hast; im gegenseitigen Falle werde ich es nicht zugeben.“ Als von Ludwigs Leuten einige Gewaltthätigkeiten ausgeübt wurden, ließ er sogar die Thore Roms sperren. Man führte Klagen über ihn. Sergius ward vor eine Kirchenversammlung geladen. Er erschien und rechtfertigte sich. — Leo IV., berühmt durch den Muth, womit er Rom wider die Saracenen vertheidigte, und Benedict III., der wider den Willen des Kaisers erwählt ward, lebten mit den Königen in Eintracht.

Aber Nicolaus I., kühner als einer seiner Vorfahren, machte sich zum Richter der Könige und Bischöfe, und realisirte die Chimäre der falschen Dekretalen. Er behauptete, daß Alles, was die Päpste

geschrieben oder gebilligt haben, wahr, Alles hingegen, was von ihnen verworfen wäre, falsch sei, daß man in allen geistlichen Angelegenheiten an den Papst appelliren dürfe.

Nicolaus fand bald Gelegenheit, seine Grundsätze in Frankreich geltend zu machen. Lothar, König von Lothringen, verstieß seine Gemahlin Theutberge, die der Blutschande fälschlich beschuldigt ward. Ein Concilium zu Aachen gab ihm die Erlaubniß, sich mit Waldraden, seiner Beischläferin, zu vermählen. Nicolaus nahm sich der Sache an, und wollte den König zwingen, seine erste Gemahlin wieder zu nehmen. Papst Nicolaus befahl den Bischöfen, zu Metz mit seinen Legaten ein Concilium zu halten, den König Lothar dahin vorzuladen, und ihm das Urtheil zu sprechen. Da das Concilium, ganz wider die Erwartung des Papstes, die Ehescheidung für gültig erklärte, setzte er die Bischöfe von Trier und Köln ab, die den Auftrag hatten, ihm die Akten zu überliefern. Diese Prälaten beklagten sich deswegen bei dem Kaiser Ludwig. Der Kaiser begab sich alsbald nach Rom, gebrauchte sein ganzes Ansehen, und schien fest entschlossen, der päpstlichen Gewalt Einhalt zu thun; aber er wurde krank. Eine abergläubische Furcht bemächtigte sich seiner; er entfernte sich, nachdem er das Verfahren des Papstes gut geheißen hatte. Nicolaus ward nun noch gebieterischer. Vergebens demüthigte sich Lothar so weit, daß er versprach, nach Rom zu kommen, um sich persönlich zu rechtfertigen. Der Papst bestand darauf, daß er zuvörderst Waldraden entfernen sollte. Endlich drohte ein Legat, den König unverzüglich in den Bann zu thun, wenn er in seinem Ungehorsame beharren würde. Der König, dadurch geschreckt, unterwarf sich, rief seine Gemahlin Theutberge wieder an den Hof, und gab sogar zu, daß der Legat Waldraden mit sich nach Rom

nahm! Waldrade entwischte unterwegs und nahm bald wieder ihren frühern Platz ein. Die unglückliche Theutberge, unter der Last der Verfolgung erdrückt, bat selbst um Erlaubniß, sich von Lothar trennen zu dürfen, indem sie erklärte, daß ihre Ehe nichtig, die Verbindung mit Waldrade hingegen rechtmäßig sei; doch Nicolaus war unbeweglich.

Man kann Nicolaus I. als den Vorläufer Gregors VII. ansehen, und unter ähnlichen Umständen würde er, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieselben Ausschweifungen begangen haben. Er starb im Jahre 867.

Seine Grundsätze hatten eine solche Oberhand gewonnen, daß Adrian II., der doch weit gemäßigter dachte und den Frieden wieder herzustellen wünschte, recht viel zu thun glaubte, als er dem Könige von Lothringen erlaubte, nach Rom zu kommen, um sich entweder zu rechtfertigen oder sich der Kirchenbuße zu unterwerfen. Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche erwarteten mit Ungeduld, daß ihr Brudersohn in den Bann gethan würde, in der Ueberzeugung, daß ihnen dadurch das Recht zuwachsen würde, ihm seine Staaten zu entreißen. Lothar reiste nach Rom, und wandte alle möglichen Mittel an, den Papst zu erweichen. Er empfing von seiner Hand das Abendmahl, nachdem er eidlich versichert hatte, daß er, seit dem Verbote des Papstes Nicolaus, mit Waldraden keinen sträflichen Umgang unterhalten habe und auch in Zukunft nicht unterhalten wolle. Bei seiner Rückkehr von Rom starb er zu Piacenza.

Der Kaiser Ludwig II., Lothars Bruder, hätte von Rechtswegen sein Erbfolger sein sollen; er konnte aber sein Recht nicht mit den Waffen geltend machen, weil er mit den Saracenen zu thun hatte, die in dem Besitze von Bari und Tarent waren, und Italien verwüsteten. Adrian gedachte die Sache für ihn auszumachen, und bedrohte in dieser Absicht die

Thronräuber mit dem Bann. Karl der Kahle fiel gleichwohl in Lothringen ein. Die dortigen Großen, besonders die Bischöfe, unterwarfen sich ihm freiwillig. Sein Bruder, der König von Deutschland, theilte mit ihm diese ansehnliche Beute.

Adrian, dem Hinkmar, Erzbischof von Rheims, geschrieben hatte, daß seine Würde ihm nicht das geringste Recht auf die Regierung der Staaten geben; daß er nicht zugleich Bischof und König sein könne; daß unrecht angebrachte Bannsprüche vergebens und unwirksam wären u. s. w., schüttete seinen ganzen Zorn über den König und Hinkmar aus. Er nahm die Partei Karlomanns, Sohnes Karls des Kahlen, der Diaconus und Abt von vielen Klöstern war, sich jetzt empört und zu einem Anführer von Räubern aufgeworfen hatte. Der Papst befahl dem Könige, diesen seinen rebellischen Sohn wieder in den Besitz seiner Güter und Würde einzusetzen; er verbot zugleich den Unterthanen, unter Androhung der Verdammniß, sich Karlomann zu widersetzen. Da er sah, daß seine Drohungen nicht geachtet wurden, und da er die Freundschaft des Königs von Frankreich zu gewinnen suchte, weil der Tod des Kaisers nahe schien, schrieb er an Karl einen Brief voller Lobeserhebungen; er bewunderte seine Frömmigkeit und Weisheit, und versprach, daß er Niemand anders als ihn für einen Kaiser erkennen wolle, wenn man ihn auch durch einen Scheffel Goldes davon abzubringen suchte; bald darauf starb er.

Sein Nachfolger, Johann VIII., führte Adrians Entwurf zum Besten Karls aus. Der Kaiser starb ohne männliche Erben. Ludwig der Deutsche war in naher Todesgefahr, und seine drei Söhne mußten durch Theilung seines Reiches dasselbe sehr schwächen. Karl der Kahle, der nur einen einzigen Sohn hatte, schien zur Beschützung des römischen Hofes der Fähigste zu sein. Dies gab ihm einen unstreitigen Vor-

zug. Er ging mit einer Armee über die Alpen, und empfing die Kaiserkrone als ein Geschenk vom Papste.

Nach dem Tode Ludwigs des Deutschen wollte sich der ehrsüchtige und unbedachtsame Kaiser eines Theils der brüderlichen Erbschaft bemächtigen, und gewann nur die Schande, geschlagen zu werden. Seine drei Bruderssöhne, Karlomann, Ludwig und Karl, behielten ihr Erbtheil. Der Erste hatte Baiern, Pannonien, Kärnthen und die slavischen Reiche Böhmen und Mähren; der Zweite Sachsen, eigentlich Ostfranken, Thüringen, Friesland und einen Theil von Lothringen, und der Dritte Schwaben. Karl der Dicke bekam Allemannien und einige sonst zum lothringischen Reiche gehörigen Städte.

Unterdessen, daß Alles zergliedert und entkräftet ward, setzten die Saracenen ihre Streifereien fort; sie verheerten Comachio.

Der Papst forderte den Kaiser zum Beistande auf und ermahnte ihn, sich desjenigen zu erinnern, der ihm das Kaiserthum geschenkt habe, mit dem Zusatze: „Ich möchte sonst, wenn du mich in Verzweiflung setztest, vielleicht meine Gesinnungen ändern." Diese nur zu deutliche Drohung war von der besten Wirkung. Obschon Frankreich von Normännern überströmt ward, und obschon Karl denselben keinen Widerstand thun konnte, so unternahm er doch einen Zug wider die Saracenen. Kaum war er in Italien angelangt, als er die Nachricht empfing, daß sein Brudersohn, Karlomann, sich den Grenzen nähere, um ihm die Kaiserkrone zu rauben. Bald darauf starb er, von den Großen verrathen, 54 Jahre alt, in einer Bauernhütte.

Die Normänner fallen in Frankreich ein. Alfred der Große in England.

Unter Normännern (Männern aus Norden) verstand man die Völker des alten Scandinaviens, jetzt Schweden und Norwegen, zu welchem man noch die Bewohner Dänemarks hinzufügen muß. Von ihnen haben viele germanische Nationen, die sich im römischen Reiche niederließen, ihren Ursprung. Diese Völkerschaften behielten die Sitten der ersten Celten bei, die den Sitten der Scythen gänzlich entsprachen; einfache, harte, wilde Sitten, die aus ihnen fürchterliche Eroberer machten. Ihre Religion war ihrer Sitten würdig *).

Der vornehmste Grundsatz der Celten, und besonders der Scandinavier, war der, daß die Macht zu Allem ein Recht gebe, und der Sieg ein Beweis der gerechten Sache sei. Der Krieg war die Seele aller ihrer Unternehmungen, sie athmeten nichts als Schlachten, und um Beute zu machen, eilten sie von einer Unternehmung zu der andern. Beschwerden, Wunden, Waffen dienten gewissermaßen zum Spiele der Kinder und der Jünglinge.

Karl der Große kam den Einfällen der Normänner dadurch zuvor, daß er eine Seemacht unterhielt, womit er die Mündungen der Flüsse sichern ließ. Unter Ludwig dem Frommen verbreiteten die Normänner die ersten Unruhen in Frankreich; und unter Karl dem Kahlen richteten sie gräuliche Verwüstungen an. Ihre Flotten, die aus leichten Barken bestanden, trotzten den Stürmen des Oceans, und drangen allenthalben durch. Sie stürzten sich über die Küsten, und setzten ihre Streifereien in dem Innersten der Provinzen unaufhaltsam fort. Die Regierung

---

*) Siehe die nordische Mythologie. Bd. I. S. 381 ff.

wußte nicht das Uebel zu verhüten, und die hülflosen Unterthanen zitterten. Diese Räuber bezeichneten allenthalben ihre Schritte mit Blut und Flammen. Mit der Beute schleppten sie zugleich die jungen Kinder fort, erzogen daraus Seeräuber, und ersetzten dadurch den Verlust, den sie an Mannschaft erlitten hatten. Kaum hatten sie sich entfernt, so kamen sie mit neuer und vermehrter Stärke zurück. Sie plünderten Rouen zweimal, überfielen und verbrannten Paris im Jahre 845; verheerten Aquitanien und andere Provinzen mit Feuer und Schwert, und setzten den König in die äußerste Bedrängniß.

Als die Residenz den Barbaren zum Raube ward, hielt sich Karl der Kahle zu St. Denis verschanzt, und dachte, wie das Volk, nur auf die Rettung der Ueberbleibsel. Statt zu kämpfen, erkaufte er den Frieden, oder glaubte vielmehr mit einer Summe von 7000 Pfund Silber den Frieden zu erkaufen. Das hieß, den Feinden zur Erneuerung des Krieges die Mittel und die Lust ertheilen. Ihre Eidschwüre zu brechen, war ihnen ein Geringes. Die Wunder, welche die Mönche bewirkten, rührten sie wenig. Ein normännischer Anführer plünderte die Kirche zu St. Germain; er ward, wie die Mönchschroniken erzählen, durch ein Wunder zu Boden geworfen, und schrie, daß der Heilige ihn mörderisch erschlüge; unterdessen raubte man immerfort, und vornämlich in den Kirchen.

Zur Vollendung der Schande ordnete Karl der Kahle, als er im letzten Jahre seiner Regierung dem Papste zu Hülfe zog, in einem Kapitular eine Steuer an, die den Normännern bezahlt werden sollte. Diese Steuer bestand in einem Sou für jedes Haus der Großen; die freien Leute und die Leibeigenen wurden verhältnißmäßig geschätzt, und die Bischöfe erhielten Befehl, ihre Priester zu einem Beitrage anzuhalten. So wußte der König und die Nation sich zu vertheidigen. Die Saracenen in Spanien verstanden das

besser; sie zwangen die Seeräuber, welche sie angriffen, zum Rückzuge.

Wenn gleich England eben dieselbe Geißel fühlte, so fand es doch seine Rettung durch einen großen Fürsten. Zur Zeit Etelwulphs, Egberts Nachfolger in der Regierung, richteten die Dänen daselbst viele Verwüstungen an, weil der König aus Frömmigkeit die Regierungsgeschäfte vernachlässigte. Drei seiner Söhne regierten eben so ruhmlos. Zum Glücke bestieg Alfred, ihr jüngster Bruder, ein vortrefflicher Regent, in diesen Zeiten der Schrecknisse, im Jahre 871, den Thron. Stets bewaffnet wider die Dänen, hatte er bereits viele Siege erfochten. Weil sich aber immer neue Schwärme von Seeräubern zu den bereits vorhandenen gesellten, so verließen ihn seine muthlos gewordenen Soldaten. Er ward genöthigt, sich als ein Bauer zu verkleiden, hielt sich einige Monate bei einem Schäfer auf, verschanzte sich darauf in dem Innersten einer sumpfigen Gegend, wagte einige Angriffe auf den Feind, und erwartete eine Gelegenheit, ihn zu schlagen.

Endlich erfuhr er, daß ein englisches Heer in einem unerwarteten Treffen die Dänen geschlagen hatte. Auf diese Nachricht ging er aus seiner Freistätte hervor, spielte die Rolle eines Harfenspielers, ging sicher in das Lager der Dänen, belustigte sie, täuschte sie, untersuchte Alles, bemerkte ihren Mangel an Kriegszucht und ihr blindes Vertrauen auf ihre Stärke, entwarf seinen Plan zum Angriffe, und entfernte sich, um ihn auszuführen. Bald darauf machte er seinen Unterthanen, die ihn für todt hielten, bekannt, daß er noch lebe, und brachte einen Haufen seiner besten Leute zusammen. Man lief von allen Seiten, sich unter seine Fahnen zu stellen, und schlug die Feinde. Er dachte darauf, diese zu seinen Unterthanen zu machen, und erlaubte ihnen, sich unter der Bedingung, daß sie die christliche Religion annähmen, in den ent-

völkerten Provinzen Northumberland und Ostangeln niederzulassen. Dieses schien das Beste zu sein, was die Umstände erlaubten. Der Ackerbau und die Religion konnten die Sitten der Seeräuber mildern; sie selbst konnten Beschützer des Staates werden, der sie in seinen Schooß aufgenommen hatte, und mußten sich von Liebe und Ehrfurcht gegen einen wohlthätigen König durchdrungen fühlen, dessen Tapferkeit und Stärke sie kannten. Alle Bedingungen wurden angenommen, und England fing endlich an, sich wieder zu erholen.

Es kam vornämlich darauf an, neuen Unglücksfällen vorzubeugen, und Alfred wandte dazu die besten Mittel an. Die Herstellung der Städte, eine stehende Armee, vertheilt in den Provinzen, eine ansehnliche Seemacht in kurzer Zeit gebildet, die Engländer geübt in der bisher verabsäumten Schifffahrt, eine milde und weise Regierung, die für alle öffentliche Bedürfnisse sorgte: das waren die ersten Früchte des Friedens, das waren die Pfänder der Sicherheit und des Sieges. Im Jahre 895 erneuerte ein fürchterlicher Einfall der Dänen die Drangsale in Frankreich; aber für England war derselbe nur ein bald vorübergehendes Ungewitter; denn Alfred zerstreute die Feinde bald.

Er widmete die übrige Zeit seiner Regierung solchen Staatsgeschäften, die seines Geistes und der Größe seiner Seele würdig waren. Er vervollkommnete die Gesetze, hielt selbst auf Gerechtigkeit und ließ sie allenthalben herrschen. Zur Untersuchung der Verbrechen ordnete er Geschworne an; nach dem Berichte dieser Geschwornen, die mit dem Angeklagten gleiches Standes waren, mußten die Richter das Urtheil fällen. Er theilte das Reich in Grafschaften, und die Grafschaften in Centenen, Decenen oder kleinere Distrikte, dergestalt, daß Ordnung, Uebereinstimmung und Gehorsam leicht konnte erhalten werden. Die öffentliche

Freiheit war eine Folge von der Herrschaft der Gesetze über jeden einzelnen Bürger. Alfred wollte, daß die Engländer frei sein sollten, indem sie den Gesetzen gehorchten. Durch diese regierte er, indem er ihnen selbst Gehorsam leistete.

Die Wissenschaft, die den Verstand aufklärt, um die Sitten zu bilden, schien ihm eines der geschicktesten Mittel, seine Unterthanen glücklich zu machen. Er berief Gelehrte, errichtete Schulen, stiftete zu Oxford eine sehr ansehnliche Schule, woraus nachmals die Universität ward, und belohnte das Verdienst, wo er es fand. Er legte sich selbst auf Wissenschaften, und schrieb über die Moral. Die Künste, der Ackerbau, der Handel, nichts entging dem wirksamen Eifer, der ihn beseelte. Er streute überall den Samen des Wohlstandes und der Tugend aus; unglücklicher Weise konnte dieser Same nicht Wurzel fassen, und wurde unter den folgenden Regierungen beinahe gänzlich erstickt. Dieser König, der so sehr Bewunderung verdient und vielleicht Karl den Großen übertraf, starb im Jahre 901, im 53sten Jahre seines Alters.

Verfall des fränkischen Reichs. Deutschland 878—954.

Ludwig der Stammelnde, Karls des Kahlen Sohn, erkaufte gewissermaßen die Krone unter Bedingungen, welche die Bischöfe und Herren ihm vorzuschreiben wagten. Er ward nur dann als König erkannt, nachdem er den Ersteren versprochen hatte, daß die Klerisei in dem Besitze der Güter und Privilegien bleiben sollte, deren sie sich unter Ludwig dem Frommen erfreut hatte.

Johann VIII. hielt 878 ein Concilium zu Troyes in Champagne, um über Lambert, Herzog zu Spoleto, und Adalbert, Herzog von Toskana, die in

dem Kirchenstaate Gewaltthätigkeiten ausübten, den Bannfluch auszusprechen. Die Herzoge hatten sogar den Papst selbst gefangen genommen, der sich in dieser Bedrängniß erst schriftlich und darauf persönlich an den König von Frankreich wandte. Der flüchtige Papst ertheilte in Frankreich allgemeine Befehle, gab sich die Miene eines Beherrschers der Könige, krönte Ludwig den Stammelnden, und verlangte Truppen bei Strafe göttlicher Rache.

Ludwig des Stammelnden beide Söhne, Ludwig III. und Karlomann, die er mit seiner ersten und nachmals verstoßenen Gemahlin erzeugt hatte, folgten demselben im Jahre 879 in der Regierung. Der Herzog Boso, Karlomanns Schwiegervater, verschaffte ihnen die Krone. Sie theilten das Reich, und lebten in Eintracht; dennoch ward die Monarchie von den Unterthanen zergliedert. Ein Concilium zu Mantaille im Delphinat ertheilte, wie es ausdrücklich lautet, auf göttliche Eingebung das Königreich Arles oder Provence demselben Herzog Boso, einem ehrsüchtigen und gewandten Mann, dem seine Ränke den Papst und die Geistlichkeit gewonnen hatten. Demselben kostete es keine Mühe, an dem Hause Karls des Großen zum Verräther zu werden. Karlomann, König von Baiern, besaß Italien, und ließ sich noch einen Theil von Lothringen abtreten. Schon besaßen die Herren den größten Theil der Länder, und ein König von Frankreich besaß fast nichts.

Die beiden Söhne Ludwigs des Stammelnden wurden durch den Tod ihrer Staaten beraubt; Ludwig III. starb 882, und Karlomann 884, und nun hätte ihr Bruder Karl, genannt der Einfältige, nach dem Geburtsrechte ihnen in der Regierung folgen sollen; weil er aber erst fünf Jahre alt war, und das Reich einen König brauchte, der den Feinden die Stirn zu bieten im Stande wäre, so ward Karl der Dicke, Sohn Ludwigs des Deutschen, der schon Kaiser war

(sein Bruder, der deutsche Karlomann, der Italien mit der Kaiserwürde besaß, war schon 880 gestorben, ohne eine andere Nachkommenschaft zu hinterlassen, als seinen natürlichen Sohn Arnulph, Herzog in Kärnthen) und die Erbschaft seiner Brüder angetreten hatte, zum König in Frankreich erwählt. Er vereinigte damals das ganze französische Reich, das Königreich des Thronräubers ausgenommen, unter seinem Scepter.

Karl hatte sich sowohl durch den von den Normännern erkauften Frieden, als durch die an ihnen begangene Treulosigkeit entehrt. Unter dem Vorwande freundschaftlicher Unterhandlungen lockte er den Herzog Gottfried, Heerführer der Normänner, nach einer Rheininsel, und ließ ihn und sein Gefolge hinterlistigerweise ermorden, da er sich ihnen durch Feigherzigkeit verächtlich gemacht hatte. Wüthender als jemals stürzten sich die Normänner über Frankreich, drangen bis Pontoise vor, verbrannten diese Stadt und belagerten darauf Paris.

Diese Belagerung ist in der französischen Geschichte berühmt. Man bewies von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit. Odo, Graf von Paris, der zwei Jahre darauf den Thron bestieg, sein Bruder Robert, der Bischof Gotzlen und nachmals der Bischof Anserich, der Abt Ebolus, Gotzlens Brudersohn: diese alle zeichneten sich besonders durch ihren Patriotismus und durch ihre Herzhaftigkeit aus. Die Belagerten hielten die Belagerung über ein Jahr aus, und Karl der Dicke erschien nicht.

Von der Hauptstadt zum Beistande aufgefordert, kam er endlich mit einem zahlreichen Heere an. Fast des Sieges gewiß, fehlte es ihm an Muth, eine Schlacht zu wagen; er zog eine schimpfliche Unterhandlung vor; machte sich anheischig, den Feinden 700,000 Pfund Silber zu zahlen, und erlaubte ihnen, die Zahlung in Burgund abzuwarten, das hieß, ihre Streifereien fortzusetzen.

Die Normänner hatten aus dem Klöster zu St. Germain einen Pferdestall gemacht, und von den Mönchen 1400 Mark Silber Brandschatzung erpreßt. Die Mönche schrieben den Heiligen die Befreiung der Stadt Paris zu.

Alle Völker der fränkischen Herrschaft betrachteten des Kaisers schändliches Betragen mit Unwillen, und athmeten nichts als Empörung. Die Deutschen standen zuerst auf. Karl zog sich daselbst den Haß der Großen dadurch zu, daß er die Erblichkeit der Lehen abschaffen wollte, und den Haß der Prälaten, daß er dem Bischofe zu Vercelli, Luitward, seinem ersten Minister, der eines sträflichen Umganges mit der Kaiserin beschuldigt ward, den Prozeß machte. Luitward setzte die Mißvergnügten in Bewegung, der Kaiser ward an einem Reichstage abgesetzt und dahin gebracht, daß er von der Freigebigkeit des Erzbischofs von Mainz leben mußte; er starb im Anfange des Jahres 888. Man ernannte Arnulph, Karlomanns, Königs von Bayern, natürlichen Sohn, zu seinem Nachfolger. Italien unterwarf sich dem Berengar, Herzog von Friaul, und dem Guido, Herzog von Spoleto, die, beide von mütterlicher Seite Verwandte des Karolingischen Hauses, vorhin Freunde, jetzt Nebenbuhler waren, bewaffnet, Italien zu zerrütten. Der Graf Odo, der Paris gerettet, dessen Vater Robert der Tapfere, Herzog von Frankreich, war, der sich zu seiner Zeit gleichfalls als ein Held bewiesen hatte, ward zum König erwählt, er schien aber die Krone nur als Vormund Karls des Einfältigen anzunehmen. Diese großen Männer waren Ahnherren Hugo Capets, des Stammvaters der dritten Geschlechtsfolge der Könige in Frankreich.

Des Muthes und der Talente ungeachtet, wodurch sich der berühmte Odo auf eine sehr ausnehmende Weise auszeichnete, ward Frankreich nicht nur durch unaufhörliche ungerechte Erwerbungen der Großen,

sondern auch durch neue Zergliederungen immer mehr geschwächt. Als eine Partei zum Vortheile des rechtmäßigen Thronerben aufstand, trat Odo 897 derselben einen Theil des Reiches ab. Der Graf Rudolph ward zum König von Burgund jenseits des Berges Jura erwählt, welches Königreich Bügey, Savoyen, Genf und einen Theil von Helvetien in sich begriff. Unter Burgund diesseits des Jura verstand man das Königreich Arles, das ein Concilium dem Sohne des Boso eben so ertheilte, wie ein anderes Concilium dasselbe dessen Vater ertheilt hatte. Aus der Geschichte würde ein Chaos werden, wenn sie sich auf eine genaue Erzählung aller Unruhen einlassen wollte, die durch List und Gewalt allenthalben in dem anarchischen Staate angerichtet wurden. Beständig wurden neue Lehen der Krone entrissen.

Odo starb im Jahre 898, ohne daß er die Wunden des Staates hätte heilen können; Karl der Einfältige, der diesen Beinamen nur zu sehr verdiente, mußte durch Schwäche das Uebel nur noch ärger machen. Die Großen, die insgesammt nach Unabhängigkeit strebten, waren in ewiger Fehde wider einander; diese Gelegenheit nützten die Normänner, um im Reiche festen Fuß zu fassen. Rollo, einer ihrer besten Heerführer, welcher bereits England mit Schrecken erfüllt hatte, bemächtigte sich der Stadt Rouen, und machte daraus einen Waffenplatz. Er wurde so furchtbar, daß der König ihm seine Tochter zur Gemahlin, und mit derselben das am Meere gelegene Land, welches die Seeräuber verheerten, anbieten ließ. Ein Bischof, der in dieser Angelegenheit an Rollo geschickt ward, verlangte von demselben dagegen nichts weiter, als daß er das Christenthum annehme, und hielt ihm in dieser Absicht Himmel und Hölle vor. Das Interesse ließ dem Normann keine lange Wahl. Nachdem er seine Soldaten, die sich wenig aus der Religion machten, um Rath gefragt hatte, versprach er unter der Bedingung

den Frieden zu schließen, daß ihm noch außer der angebotenen Provinz so lange, bis dieselbe wieder angebaut sein würde, Bretagne überlassen werden sollte. Der König willigte ein, und er huldigte der Krone 912 nicht sowohl als ein Vasall, sondern als ein Eroberer. Bei der Huldigung ließ er es sich zwar gefallen, seine Hand in des Königs Hand zu legen; aber voll edlen Stolzes weigerte er sich schlechterdings, dem Könige den Fuß zu küssen. Endlich geschah doch solches an seiner Statt von einem seiner Untergebenen, und dieser betrug sich bei dieser Ceremonie so ungeschickt, daß, indem er den Fuß des Königs aufhob, dieser rücklings niederfiel.

Dieser Held verdiente der Stifter eines Staates zu sein. Die Normandie, die von den Seeräubern diesen Namen empfing, ward glücklich und blühend unter seinen Gesetzen. Er bändigte die Wildheit seines Volkes, setzte den Ackerbau an die Stelle des Plünderns, und verbannte den Diebstahl bei Barbaren, die vom Raube zu leben gewohnt waren. Auf eben diese Art hatten die Zerstörer des römischen Reiches gleich anfangs ihre Macht befestigt.

Mit dem schwachen Karl, der sich von Hagano, einem verhaßten Minister, ganz beherrschen ließ, trieben die Großen des Reiches ihr Spiel, wie die Normänner mit ihm ihr Spiel hatten. Robert, König Odo's Bruder, verursachte eine Empörung. Statt seine Truppen zu versammeln, nahm Karl seine Zuflucht zu einem Concilium, und ließ diejenigen, die sich wider ihn auflehnen würden, zum voraus in den Bann thun. Die Empörung, welche auf eine Zeit lang aufgeschoben blieb, brach endlich im Jahre 922 aus. Man nöthigte Karl, seinem Minister den Abschied zu geben, und versprach ihm unter dieser Bedingung noch auf ein Jahr Gehorsam. Aber mit dem Ablaufe von sieben Monaten verrieth ihn der Erzbischof von Rheims, der ihm in seinem Kirchensprengel

eine Freistatt gegeben hatte, und krönte Robert zum Könige. Dieser ward bald nachher in einem Treffen erschlagen. Sein Sohn, Hugo der Große, oder der Abt, hätte sich auf den Thron setzen können, aber er wollte das Reich lieber dem Herzoge von Burgund, Rudolph, überlassen. Dieser neue König erwarb sich die Liebe der Großen durch zu freigebige Verschenkung der Krongüter.

Herbert, Graf von Vermandois, lockte Karl den Einfältigen zu sich, indem er ihm seinen Schutz versprach, und nahm ihn gefangen. Er setzte ihn wieder in Freiheit, aber nur, um ihn nochmals zu verrathen, und dieses für den Preis der Grafschaft Laon, die ihm Rudolph abgetreten hatte. Karl starb noch in demselben Jahre 929 im Gefängnisse.

Unter seiner Regierung verlor das Karolingische Haus Deutschland und das Kaiserthum. Der Papst Stephan VI. hatte Guido, Herzog von Spoleto, Berengars Feind, und darnach den Sohn des ehrsüchtigen Herzogs Lambert, zum Kaiser gekrönt. Der Papst Formosus hingegen hatte Arnulph, Karlomanns natürlichen Sohn, gekrönt, nachdem derselbe sich anheischig gemacht hatte, sich Roms zu bemächtigen. Ludwig IV., Arnulphs Sohn, ein Prinz von sieben Jahren, war seinem Vater, als König von Deutschland, in der Regierung gefolgt. Ein anderer Ludwig, König von Arles, Sohn des Thronräubers Boso, hatte sich von Benedikt IV. zum Kaiser krönen lassen. Aber Berengar, der diesen Letztern zu Verona überfallen und ihm die Augen ausstechen ließ, hatte wieder den italienischen Thron bestiegen. Diese Staatsveränderungen ließen noch größere erwarten.

Die Deutschen, welche Karl den Dicken im Jahre 887 absetzten, wählten Arnulph, des deutschen Karlomanns natürlichen Sohn und Ludwigs des Deutschen Enkel, zu ihrem Könige. Demselben

folgte, als er im Jahre 899 gestorben war, in Deutschland sein Sohn, Ludwig das Kind, der noch minderjährig König ward und früh im Jahre 911 mit Tod abging. Nun kam die deutsche Krone an Konrad I. aus Franken, nach dessen im Jahre 918 erfolgten Ableben an das sächsische Haus. In Italien hatte sich, als Karl der Dicke todt war, Berengar, Herzog von Friaul, zum König ausrufen lassen; allein Guido, Herzog von Spoleto, schlug Berengar, und ward im Jahre 889 zu Pavia als König von Italien erkannt, und 891 vom Papste Stephan V. (oder VI.) als Kaiser gekrönt. Er hatte noch 894 seinen Sohn Lambert zum Mitkaiser angenommen. Gleichwohl krönte, nach Lamberts Tode, 896, Papst Formosus Arnulphen zum Kaiser. Aber die folgenden Päpste, Stephan VI. (oder VII.) und Johann IX. erkannten Guido's Sohn, Lambert, dafür. Dieser starb im Jahre 898. Papst Benedikt IV. krönte statt seiner Ludwig, Boso's Sohn, König von Provence, den Berengar blendete und nöthigte, nach Provence zurückzukehren. Berengar, der sich des Thrones bemächtigte, kam im Kriege mit Rudolph II., König von Burgund, um. Nachmals war unter mancherlei Verwirrung Italiens die Kaiserwürde so lange gänzlich verschwunden, bis sie Otto der Große wieder herstellte.

Nach dem Tode Ludwigs IV., oder das Kind, der im Jahre 911 starb, gehörte Deutschland von Rechtswegen Karl dem Einfältigen. Doch die Deutschen verachteten ihn zu sehr, als daß sie ihn für ihren König hätten erkennen sollen; und er selbst war so schwach, daß er auch nicht einmal einen Anspruch auf die Thronfolge wagte. Die Stände erwählten einmüthig Otto, Herzog von Sachsen, den Erlauchten, der sich weigerte, die Krone anzunehmen, sein Alter vorschützte und dagegen den Herzog Konrad von Franken in Vorschlag brachte. Konrad ward darauf, durch die Stimmen

der Nation, König von Deutschland. Berengar, König von Italien, ward vom Papste Johann X. im Jahre 916 zum Kaiser gekrönt. Also verlor die Nachkommenschaft Karls des Großen allmälig alle Früchte der Staatskunst und der Siege dieses Helden, weil keiner seiner Nachfolger sich seiner würdig bewiesen hatte.

Zum Unglück von Europa hatte Kaiser Arnulph die Hunnen zu Hülfe gerufen, um ihm gegen den König von Mähren beizustehen; bald war ganz Deutschland vor ihrer Raubsucht nicht mehr sicher. Ludwig IV., das Kind, unterwarf sich, um ihrer los zu werden, einem jährlichen Tribute. Nun stürzten sie über Italien, und plünderten es zu wiederholten Malen. Noch unter Konrad I., der sich gleichfalls zu einem Tribute verstand, verwüsteten sie Deutschland. Sie drangen in Lothringen und bis in Languedoc vor, verheerten das Land, erschlugen die Einwohner und schonten nichts.

Hugo der Große, der, außer vielen reichen Abteien, die Grafschaft Paris und die Herzogthümer Frankreich und Burgund besaß, verschmähete nach Rudolphs Tode den königlichen Titel. Er berief den Sohn Karls des Einfältigen, Ludwig, zurück, der den Beinamen „über's Meer" führt, weil er nach England geflüchtet war, wohin ihn seine Mutter zur Zeit der Unruhen geführt hatte. Doch dieser Ludwig war, wie so viele Andere, blos dem Namen nach König. Er wollte selbst regieren; darüber ward Hugo sein Feind, nahm ihn gefangen, und setzte ihn nicht eher in Freiheit, als bis er sich die Grafschaft Laon, die noch fast das einzige Krongut war, hatte abtreten lassen.

Um 938 machte Hugo Bündnisse gegen den König, der sich nicht von ihm regieren lassen wollte. Nach des Königs Kriegen mit diesem und andern seiner großen Vasallen kam im Jahre 942, durch Vermittlung

des deutschen Königs Otto des Großen, der Friede zwischen dem Könige und seinem mißvergnügten Vasallen zu Stande. Als nachmals der König und Hugo gegen den Herzog von der Normandie zu Felde gezogen waren, wurde Ersterer im Jahre 945 ein Gefangener der Normänner, und nachher, vermöge eines von Hugo vermittelten Vergleichs, an denselben ausgeliefert Erst damals hielt Hugo den aus normannischer Gefangenschaft befreiten König so lange gefangen, bis dieser ihm im Jahre 936 Laon abtrat.

Otto I. von Sachsen, der nach seinem Vater, Heinrich dem Vogelsteller, König in Deutschland ward, vermittelte den Frieden zwischen dem König und seinen Vasallen. Kirchenversammlungen und der Papst selbst hatten Hugo in den Bann gethan. Die lothringischen Bischöfe hatten Ludwig eine Hülfsarmee geschickt. Es wurde viele Jahre hindurch wegen des Erzbisthums zu Rheims Krieg geführt, das der Graf von Vermandois seinem fünfjährigen Sohne hatte ertheilen lassen, um es im Namen dieses Kindes selbst zu besitzen. Die Geschichte stellt hier nichts Anderes, als eine Reihenfolge von Ausschweifungen und Räubereien dar.

Ludwig über's Meer hinterließ bei seinem Ableben seinem Sohne Lothar ein bloßes Schattenkönigreich; oder eigentlich Hugo der Große wollte ihm den Titel eines Königs zugestehen, indem er sich selbst die Gewalt des Königs vorbehielt. Hugo, der sich eben so furchtbar gemacht hatte, wie ehedem ein Major Domus, starb zwei Jahre nachher. Sein Sohn Hugo Capet erbte seine Abteien, seine Würden und seine Macht. Dem Könige Lothar fehlte es nicht an Thätigkeit und Muth. Er unternahm die Wiedereroberung Lothringens. Nach abwechselndem Glück entsagte er seinen Ansprüchen auf dies Reich, das unter Kaiser Otto II. und dem Prinzen Karl getheilt blieb.

X.

Das deutsche Kaiserthum.

Von Heinrich dem Vogelsteller bis Heinrich III.

912 bis 1056.

In Deutschland war jetzt die kaiserliche Würde mit der königlichen vereint und hatte sich zu einer imponirenden Macht gebildet. — Konrad, Herzog von Franken, ward zum König erwählt, weil sich der Herzog von Sachsen die Krone verbat und ihn empfahl. Konrad starb im Jahre 919 ohne männliche Erben, nachdem er den Ständen Heinrich, den Sohn jenes Herzogs Otto, dem er die Krone schuldig war, zum Thronfolger empfohlen hatte. Die Reichsstände, die aus der Geistlichkeit, dem vornehmsten Adel und den Häuptern der Armee bestanden, wählten wirklich diesen Heinrich, den man den Vogelsteller nannte. Die Chronikenschreiber sollen ihn so genannt haben, weil man ihn bei Braunschweig auf dem Vogelheerde antraf, als man ihm seine Ernennung zum König kund machte. Dieser sonst sehr tapfere und weise Fürst machte sich die rebellischen Vasallen unterwürfig, übte die Soldaten in den Waffen, baute Festungen und Städte, versagte den Hunnen den Tribut, hieb sie nieder und setzte sein Königreich in Sicherheit. Heinrich stellte die Verbindung Lothringens mit dem deutschen Reiche wieder her, sicherte dessen Grenzen, war sehr sorgfältig im Anlegen der Städte, und ward durch diese Sorgfalt der Urheber einer wirklich veränderten Verfassung Deutschlands. Er besiegte nun auch die Böhmen, die Dalmatier, die Heveller, nahm den Normannen eine große Strecke Landes ab, und setzte in den neuen eroberten Ländern Grenz- und Markgrafen ein, wodurch die Markgrafschaft Brandenburg, Schleswig ꝛc. entstanden.

Mit den Ungarn war ein neunjähriger Waffenstillstand geschlossen; als dieser nun abgelaufen war, forderten sie wieder Tribut, aber Heinrich schickte ihnen statt dessen einen räudigen Hund. Im nächsten Jahre 933 brachen sie nun mit zwei Heeren in Deutschland ein, wurden aber von den Sachsen in Thüringen, und von Heinrich selbst bei Merseburg in einer blutigen Schlacht gänzlich geschlagen, so daß sie vor den ersten zwanzig Jahren an kein Wiederkommen mehr dachten. Obschon seine Truppen ihm den Kaisertitel gegeben hatten, so findet man doch keine Spur, daß er sich desselben bedient habe. Er starb 936 zu Memleben an der Unstrut, und wurde zu Quedlinburg in der dortigen Stiftskirche, die er gestiftet hatte, begraben.

Sein Sohn, Otto der Erste, folgte ihm in demselben Jahre durch die Wahl der Stände. Er siegte über viele Rebellen, legte Dänemark und Böhmen einen Tribut auf, und wurde der größte Regent seines Jahrhunderts.

Italien, getheilt unter verschiedene mit einander uneinige Tyrannen, zerrissen von Faktionen und beständigen Kriegen, den Verwüstungen der Saracenen unaufhörlich ausgesetzt, war das unglücklichste Land in Europa. Rudolph II., König von dem zweifachen Burgund, von dem das eine jenseits und das andere diesseits des Jura lag, hatte Berengar vom Throne gestürzt, ward dagegen von Hugo, Markgrafen von Provence, so wie dessen Sohn Lothar, wiederum von Berengar II. der Krone beraubt.

Immer unzufrieden mit ihren Königen und den Streitigkeiten der Päpste, riefen die Italiener selbst Fremde in ihr Land, um sich von den Unterdrückern zu befreien; bereueten alsdann den gethanen Schritt, wollten nicht gehorchen, und machten sich endlich Könige, wie sie das Glück gab.

Auf Verlangen der Adelheit, einer Wittwe des

Königs Lothar, die Berengar II. in dem Schlosse Canossa gefangen hielt, ging Otto im Jahre 951 nach Italien, befreiete diese Prinzessin und nahm sie zur Gemahlin. Das Königreich ließ er Berengar, nachdem derselbe ihm den Huldigungseid geschworen hatte. Er ging darauf zurück, um die Rebellen in Deutschland zu bezwingen. Rom verschloß ihm die Thore. Einige Jahre hernach wurden ihm dieselben von einem Papste geöffnet.

Johann XII. wurde, da er erst 18 Jahr alt war, zum Papst ernannt. Er war ein Enkel der Morozzia, der Beischläferin des Papstes Sergius III., und verband mit den verdorbenen Sitten seines Zeitalters einen kühnen und unternehmenden Geist. Die Tyrannei Berengars und seines Sohnes Adelbert erregten allenthalben den Geist der Empörung. Der Papst beschwor Otto bei der Liebe Gottes und der heiligen Apostel, daß er herbeieilen möchte, um die römische Kirche aus den Klauen zweier Ungeheuer zu retten, welche dieselbe zerrissen. Der König von Deutschland ließ sich dazu bewegen. Berengar und dessen Sohn wurden abgesetzt, und Otto 961 zu Mailand zum Könige von Italien gekrönt. Im folgenden Jahre krönte ihn Papst Johann XII. zu Rom zum Kaiser; dagegen bestätigte Otto die Schenkungen der fränkischen Fürsten, die für die Päpste so sehr wichtig waren.

Der Papst verband sich bald darauf mit demselben Adelbert gegen Otto, mußte aber flüchtig werden. Die Römer schworen einen neuen Huldigungseid, in welchem sie sich verpflichteten, ohne Bewilligung des Kaisers oder seines Sohnes nie wieder einen Papst zu wählen oder einzuweihen. In einer Kirchenversammlung ward dem Papste Johann, den man gräulicher Laster beschuldigte, der Prozeß gemacht. Man lud ihn zweimal vor, und er drohte dagegen mit dem Banne. Man setzte ihn ab, und wählte an seiner Statt Leo VIII., einen bloßen Laien, aber einen tugendhaften Mann

Der abgesetzte Papst verlor den Muth nicht. Er bewog die Römer zu einem Aufruhr, drang in die Stadt und hielt ein Concilium, von welchem Leo gleichfalls abgesetzt wurde. Johann's plötzlicher Tod (er ward im Ehebruch erschlagen) stillte den Aufruhr nicht. Benedikt V. ward an seiner Statt erwählt, denn die Römer hatten schon ihres Eides vergessen.

Otto, der zu Montefeltro Berengar gefangen genommen hatte, belagerte Rom und brachte diese Stadt auf's Aeußerste. Die Römer unterwarfen sich und erhielten Gnade. Benedikt stellte sich vor ein Concilium, bekannte sich für schuldig und legte den päpstlichen Ornat ab. Otto schickte den abgesetzten Papst nach Hamburg, um daselbst von dem Erzbischofe Adalgagus bewacht zu werden. Benedikt starb daselbst 965.

Leo VIII. machte mit der ganzen Geistlichkeit und mit dem ganzen römischen Volke ein berühmtes Dekret, das als ein Grundgesetz des Reiches betrachtet wird: „kraft dessen Otto und seine Nachfolger in dem Königreiche Italien auf immer die Gewalt haben sollten, ihre Thronfolger zu erwählen, den Papst zu ernennen und den Bischöfen die Investitur zu ertheilen." Mehrere päpstlich gesinnte Schriftsteller haben später die Aechtheit dieses Dekrets in Zweifel zu ziehen gesucht.

Kaum hatte der Kaiser Italien verlassen, als die Römer durch eine neue Gewaltthätigkeit Johann XIII., der nach dem Tode Leo's VIII. in Gegenwart kaiserlicher Kommissäre zum Papste erwählt wurde, vertrieben. Otto kam zum vierten Male in sein Königreich und bestrafte die Aufrührer strenge.

Er verbannte die Konsuln, ließ die Tribunen hängen und den Präfekt zu Rom mit Ruthen durch die Gassen peitschen.

Otto war im Begriffe, die Länder Apulien und Kalabrien den Griechen zu entreißen, als er einen Gesandten an den griechischen Kaiser Nicephorus

schickte, um eine Vermählung der griechischen Prinzessin Theophania mit dem jüngern Otto zu Stande zu bringen. Allein Nicephorus nahm den Gesandten sehr ungünstig auf, verwies es ihm hart, daß er seinem Herrn den Titel eines römischen Kaisers beilege, und erklärte seinen Unwillen über diese Anmaßung Otto's. Nicephorus verwarf alle von dem Kaiser Otto ihm gemachten freundschaftlichen Anträge, verband sich mit Adelbert, und versprach demselben Unterstützung. In dem nun entstandenen Kriege litten Otto's Truppen von der List der Griechen. Er aber belagerte Neapel, trieb in Apulien und Kalabrien Brandschatzungen ein und schickte viele Gefangene mit abgeschnittenen Nasen nach Konstantinopel. Mittlerweile wurde Nicephorus von den Seinen erschlagen. Sein Nachfolger, Johann Zinisces, machte Frieden mit Otto, und gestattete die Vermählung mit des Kaisers gleichnamigem Sohn. Otto starb im Jahre 973. Man nannte ihn den Großen.

Otto II. folgte, 18 Jahre alt, seinem Vater in der Regierung, der ihn aus nöthiger Vorsicht, um die Krone seiner Familie zu versichern, schon im Jahre 960 hatte erwählen lassen. Seine Jugend veranlaßte Unruhen, die er aber zu verscheuchen wußte. Rom öffnete durch neue Verbrechen seiner Gerechtigkeitspflege einen Schauplatz. Crescentius oder Cincius, Sohn der unzüchtigen Theodora, die für des Papstes Johann X. Beischläferin gehalten ward, entwarf einen Plan zur Wiederherstellung der römischen Republik, empörte das Volk und ließ den Papst Benedikt VI. in einem Gefängnisse sterben. Benedikt VI. scheint mit Genehmigung Otto's II. erwählt worden zu sein.

An seine Stelle wählte eine Partei Benedikt VII., eine andere Bonifacius VII. und eine dritte Johann XIV., den aber Bonifacius tödtete, der im nächsten Jahre 995 auch erschlagen wurde. Diese

Gräuel folgten so geschwind auf einander, daß die Geschichtschreiber in Ansehung der Namen und der Zeit nicht mit einander übereinstimmen. Der Papst des Einen ist der Gegenpapst des Andern.

Nachdem Otto Lothringen mit dem Bruder des Lothar getheilt hatte, ging er nach Rom und demüthigte die Aufrührer. Er wollte daräuf den Griechen Kalabrien nehmen, aber die Saracenen, die eben damals Bundesgenossen der Griechen wären, hieben sein Heer nieder.

Eine Reichsversammlung zu Verona berieth über die Fortsetzung des Krieges, und versicherte dem gleichnamigen Sohne des Kaisers die Thronfolge; aber noch vor dem Beginnen des neuen Feldzugs starb der Kaiser am Ende des Jahres 983 zu Rom.

Sein Sohn Otto III., der schon bei des Vaters Leben erwählter Kaiser war, folgte ihm als ein dreijähriger Prinz in der Regierung. Die Großmutter und die Mutter des Prinzen machten sich einander die Herrschaft streitig, und eine stürmische Regierung beunruhigte Deutschland. Rom sah bald neue Faktionen und Aergernisse wieder aufwachsen. Crescentius setzte daselbst mit seinem schwärmerischen Eifer für die Freiheit Alles in Flammen. Papst Johann XV. rief den Kaiser zu Hülfe. Otto erschien in Italien. Da jedoch unterdessen der Papst gestorben war, setzte er Gregor V. an dessen Stelle, und ließ sich von demselben krönen. Gregor war ein naher Verwandter des Kaisers. Crescentius ermangelte nicht, denselben zu verjagen, machte einen andern Papst unter den Namen Johann XVI., und überredete die Römer, daß sie frei wären.

Aber im Jahre 938 kam Otto nach Rom, belagerte die Engelsburg, worin der Rebell eingeschlossen war, eroberte sie mit Sturm, oder wie italienische Schriftsteller melden, durch Kapitulation und ließ den Crescentius enthaupten. Die Römer hatten ihrem Gegen-

papste die Augen ausgestochen. Gregor trieb die Rache so weit, daß er ihn auf einem Esel herumführen ließ, dessen Schwanz ihm zum Zügel dienen mußte.

Nach dem Tode Gregor's V. beförderte Otto III. den gelehrten Gerbert, der unter dem Namen Sylvester II. bekannt ist, zur päpstlichen Würde.

Eine der vornehmsten Beschäftigungen Otto's III. war der Krieg, den er bis 995 mit den Wenden führte. Die Wenden oder Slaven, die außer andern Ländern auch einen beträchtlichen Theil von Deutschland, und besonders die Länder an der Ostsee, bewohnten, waren schon zum Theil seit Karl's des Großen Zeiten und nachmals noch mehr von den Kaisern und Königen aus dem sächsischen Stamme unterjocht; aber sie lehnten sich oft wieder gegen die Regierung und das ihnen aufgedrungene Christenthum auf. Otto III. stellte die Ruhe und Ordnung bis an die Ostsee wieder her. Unter seiner Regierung hatte das Christenthum in mehr als einem Lande, besonders in Rußland und Siebenbürgen, Fortschritte gemacht. Der Kaiser starb im Jahre 1002.

Ihm folgte Heinrich II. (der Heilige genannt), 972 geboren. Er war Herzog von Bayern, seinem Namen nach der III., ein Sohn Heinrichs II. (des Kurzen) und der Gisela, einer Tochter Konrads I., Königs von Burgund. Nach seines Vaters Tode folgte er ihm in dem Herzogthume Bayern nach, und als das Reich nach dem Ableben des Kaisers Otto III. erledigt ward, rang er unter den vielen Mitbewerbern um die Krone und wurde im Jahre 1002 zu Mainz zum Könige von Deutschland ausgerufen und gekrönt; seine Gemahlin Kunigunde hingegen, die er kurz darnach genommen hatte, empfing diese Ehre zu Paderborn. Nachdem Heinrich II. seine Mitbewerber meistens durch Güte überwunden hatte, ließ er sich zu Aachen das zweite Mal krönen.

und ward auf solche Art auf den Thron Karls des Großen unter der gewöhnlichen Feierlichkeit eingesetzt. Indessen hatte sich in Italien Harduin, der Markgraf von Yvrea, zum König aufgeworfen, und wiewohl Heinrich II. wider denselben zu Hülfe herbeigerufen war, so erlaubten ihm doch die noch nicht in Ordnung gebrachten deutschen Angelegenheiten die Abreise nicht, und er schickte Otto, Herzog von Kärnthen, mit einiger Mannschaft dahin, der jedoch von Harduin in die Flucht geschlagen ward. Dieses Ereigniß forderte im Jahre 1005 Heinrich II. auf, selbst den Zug nach Italien vorzunehmen, wo bei seiner Ankunft Harduin sich in seine Festungen einschloß, alles Uebrige im Stiche ließ, und worauf sogar Pavia Heinrich II. die Thore öffnete, wo er in Gegenwart des Adels und mitten unter dem Jubelgeschrei des Volkes zum König von der Lombardei gekrönt ward. Die Feierlichkeit war kaum vorüber, als sich das Volk zu Pavia von den Anhängern Harduins sogleich aufhetzen ließ, keinen auswärtigen König zu dulden, und auch die Gelegenheit zu benutzen, um ihn aus dem Wege zu räumen. Wirklich war der darauf erfolgte plötzliche Aufstand so wüthend, daß es Heinrich II. sein Leben gekostet haben würde, wenn nicht seine theils vor den Stadtmauern gelagerten, theils in den benachbarten Dörfern gelegenen Soldaten eilends herbeigeeilt wären.

Die Stadt wurde mit Sturm genommen und die Einwohner baten demüthig um Gnade, die ihnen auch ward. Heinrich II. kehrte nach Deutschland zurück, um die Polen sowohl, als die Böhmen, die sich abermals geweigert hatten, den gewöhnlichen Zins zu entrichten, zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Im Jahr 1013 mußte Heinrich von Neuem nach Italien, wohin ihn das Betragen Harduins neuerdings aufgefordert hatte. Dieser hielt auch diesmal nicht Stand, sondern verschloß sich bei der Ankunft

des Königs wieder in seine Festungen, und erbot sich, seine Krone niederzulegen, wofern ihm die Herrschaft über Yvrea gelassen würde. So geneigt auch Heinrich II. dazu gewesen war, so verwarfen doch seine Räthe ein solches Begehren, durch welches Benehmen die Römer so geschreckt wurden, daß der Gegenpapst Gregor die Flucht ergriff, wodurch Benedikt VIII. im ruhigen Besitze des päpstlichen Stuhles blieb. Heinrich II. ließ sich hierauf in Italien huldigen, gab daselbst Gesetze heraus, brachte das Weihnachtsfest zu Pavia zu, kam sodann im Jahre 1014 nach Rom, und ward in dieser Stadt mit größter Feierlichkeit von dem Papste zum Kaiser gekrönt.

Er kehrte nach gestillten Unruhen in der Lombardei wieder nach Deutschland zurück. Auf seiner Reise nach Lothringen besuchte er Richard, Abt zu St. Vannes zu Verdun. Hier hatte er einen Anfall von Frömmigkeit und wollte sich dem Klosterleben widmen. Der Abt fragte ihn nun, ob er auch entschlossen wäre, ihm vollkommen Gehorsam zu leisten. Sobald ihm Heinrich II. dieses zusicherte, erwiederte er: „Ich befehle Euch also, in der Regierung des Reichs fortzufahren, die Gerechtigkeit standhaft auszuüben, und Euer ganzes Ansehen dazu anzuwenden, um den Völkern die Ruhe und den Frieden zu verschaffen.“ Der Kaiser gehorchte, und hielt in den polnischen Angelegenheiten zu Merseburg einen Reichstag. Im Jahr 1020 kam auf sein öfteres Ansuchen der Papst Benedikt VIII. nach Deutschland, wo dieser die Kirche des heil. Stephan zu Bamberg eingeweiht und das Bisthum, das unmittelbar dem heil. Stuhle unterworfen war, neuerdings bestätigt hatte. Allein die Hauptabsicht des Papstes war, den Kaiser zu einem neuen Zuge nach Italien zu bereden, wo die seit einiger Zeit mächtig gewordenen Griechen bald den ganzen untern Theil dieses Landes unter ihre Herrschaft gebracht haben würden. Heinrich II. brach dem-

nach mit einem starken Heere nach Italien auf, belagerte die von den Griechen erst erbaute Stadt Troja, und bezwang sie glücklich nach einem dreimonatlichen Widerstande. Während seines Aufenthaltes in Italien brachte der Kaiser die dortigen Angelegenheiten in Ordnung, mußte aber wegen einer unter seinen Soldaten eingerissenen Krankheit eilends nach Deutschland zurückkehren, wo er zu Seligenstadt eine Versammlung der Bischöfe, und hierauf an den französischen Grenzen mit dem König Robert eine Unterredung hielt, mit diesem einen Vertrag wegen Abtretung Burgunds an das Reich machte, und sodann die vornehmsten Städte in Deutschland besuchte. Er starb 1024 im 52sten Jahre seines Alters, in seiner Regierung im 24sten, nach erlangter Kaiserwürde aber erst im 11. Jahre. Sein Leichnam ward nach Bamberg gebracht und sehr prächtig in der dortigen Kathedralkirche beigesetzt; Eugen III. aber erklärte ihn in der Fol e auf das im Jahre 1052 gemachte Ansuchen der Bischöfe und Domherren von Bamberg in die Zahl der Heiligen.

Ihm folgte Konrad II., der Salier. Er erhielt im Jahre 1025 von dem Erzbischofe zu Mainz die königliche Salbung, und begab sich hierauf nach Aachen, wo er unter dem Frohlocken des Volks auf den Stuhl Karls des Großen gesetzt und seine Gemahlin Gisela von dem Erzbischofe von Köln gekrönt wurde. Er bestand auf der Vereinigung Burgunds mit Deutschland, und brachte den König Rudolph III. dahin, daß er den mit Heinrich dem Heiligen eingegangenen Erbvertrag, aller Weigerungen und Ausflüchte ungeachtet, mit ihm erneuern mußte, und wußte sich nach dessen Tode in den Besitz desselben zu setzen. Die Italiener wollten die kaiserliche Krone Andern zuwenden; als Konrad II. dieses hörte, beschloß er, nach Italien zu reisen, ließ aber zuvor seinem noch jungen Sohne Heinrich die Nach-

folge im Reiche zusichern, und traf zu Como den Papst Johann XIX. an, der ihm entgegen kam. Nachdem er zu Mailand zum König der Lombardei gekrönt war, verschiedene Unruhen gestillt, sich der Treue der dortigen Völker versichert und Mehreres in Ordnung gebracht hatte, eilte er nach Rom und empfing daselbst mit seiner Gemahlin Gisela den 26. März 1026 unter großer Feierlichkeit die kaiserliche Krone. Der neugekrönte Kaiser ging nun nach Apulien, unterwarf sich Benevent, Capua und andere Städte.

Mit den Ungarn bekam er Grenzstreitigkeiten und fiel deshalb in ihr Land ein. Aber der Herrscher dieses Volkes, König Stephan, schickte Gesandte an ihn, auf deren Unterhandlungen der Friede wieder erfolgte. Dafür kostete ihm aber die Wiederherstellung der Ruhe in Polen mehr Mühe. Miesko, der dortige Herzog, hatte seinen Bruder Otto von der Erbschaft ausgeschlossen, und sich nicht nur ganz Polen, sondern auch den königlichen Titel angemaßt. Der Kaiser unterstützte Otto, verjagte den Miesko, und theilte Polen in drei Theile, wovon er jedoch nach des Otto Tod einen Theil Miesko aus Gnaden gab, und in Schlesien Markgrafen einsetzte. Als im Jahre 1032 Rudolph, König von Burgund, mit Tode abgegangen war, nahm der Kaiser dieses ihm ehedem schon zugesicherte, und mittelst des Testamentsalso verordnete Königreich in Besitz, und ließ sich das Jahr darauf zu Peterlingen zum König von Burgund krönen, worauf Burgund mit dem römischen Reiche vereinigt wurde. Bald darnach brach der Kaiser in Gesellschaft seiner Gemahlin und seines Sohnes nach Italien auf, und ward zu Mailand von dem Erzbischofe Heribert auf das prächtigst empfangen. Als er dort die Beschwerden anhörte, und einige wider diesen Erzbischof vorkamen, forderte er ihn zwar vor; doch dieser erschien so wenig, daß er sogar erklärte, dem Kaiser stehe es nicht zu,

einen Bischof zu verurtheilen. Indem also Konrad II. den Erzbischof für den Urheber der Unruhen ansah, ließ er ihn in Verhaft nehmen, und gab ihn Konrad, Herzog von Kärnthen, in Verwahrung. Er ließ auch noch drei andere Bischöfe in's Gefängniß werfen, weil man sie beschuldigte, als ob sie dem Kaiser seine Würde nehmen und dieselbe Eudo, Grafen von Champagne, zutheilen wollten. Indessen gelang es dem Erzbischofe, zu entkommen, nach Mailand zurückzukehren und sich dort in einen solchen Vertheidigungsstand zu setzen, daß der Kaiser zwar die ganze Gegend umher verwüstete, aber von diesem Platze doch nicht Meister werden konnte, sondern sich zurückziehen mußte. Er setzte hierauf über den Po, und kam nach Parma, wo er wegen einem zwischen den Soldaten und Einwohnern entstandenen Aufruhr zur Züchtigung die Stadt in Brand stecken und einen Theil ihrer Mauern schleifen ließ. Aus Italien zurück, führte er seinen Sohn nach Burgund, wo er sich nochmals den Eid der Treue schwören ließ, und erhielt zu Goslar von den Slaven den jährlichen Zins. Ein Anfall vom Zipperlein nöthigte ihn sodann, sich etwas länger zu Nimwegen zu verweilen, von wo er nach Utrecht kam. Hier fing er an, Schmerzen zu fühlen, die ihm sein nahes Ende ankündigten; er starb am Pfingstmontage im Jahre 1039, nachdem er beinahe fünfzehn Jahre regiert hatte. Sein Eingeweide ward zu Utrecht zurückgelassen, sein Leichnam aber nach Speier gebracht und daselbst in der Kathedralkirche beigesetzt, zu welcher er den Grund zu legen befohlen, und welche nachher der Begräbnißort der Kaiser aus dem schwäbischen Hause war. Er ist der erste Fürst, der den kaiserlichen Scepter an das fränkische und schwäbische Haus gebracht hat.

Heinrich III., seines starken Bartes wegen der Bärtige, und auch seiner kohlschwarzen Haare halber der Schwarze genannt, kam 1017 zu Osterbeck in

Geldern zur Welt, und war ein Sohn Konrads II. und dessen Gemahlin Gisela. Schon bei Lebzeiten seines Vaters ward er Herzog in Bayern, und wurde auch zum König von Deutschland und Burgund gekrönt. Als er nach dem Tode seines Vaters mit 22 Jahren die Regierung antrat, ward er genöthigt, die Waffen gegen die Böhmen zu ergreifen, weil diese den jährlichen Zins ihm zu leisten sich geweigert hatten. Er erlitt zwar anfänglich eine Niederlage, schlug sie aber endlich, und brachte ihren Herzog Brzegislav zum Gehorsam. Mehr Mühe kostete es ihm, die ungarischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und er gerieth mit Obo, König von Ungarn, in einen Krieg, weil er den nämlichen Peter aufgenommen hatte, der als Mitbewerber um die Krone von diesem verjagt war. Heinrich III. fiel daher in Ungarn bis nach Preßburg ein, verheerte das Land und gab den Ungarn, weil sie den Peter nicht annehmen wollten, einen Herzog aus ihrem Geschlechte, den aber Obo bald wieder verjagte, worauf Heinrich III. diesen auf dem Throne ließ. Als er aber wieder untreu ward, zog er abermals nach Ungarn, schlug Obo an dem Flusse Raab auf's Haupt, und zwang die Ungarn, Peter für ihren König anzunehmen, der ihm auch sodann den Huldigungseid leistete. In den darauf folgenden Jahren, nachdem Peter durch einen Verwandten, Andreas, der Augen beraubt und vom Throne gestoßen war, ward Heinrich III. abermals aufgefordert, die Waffen gegen Ungarn zu ergreifen; doch als er schon seinen Zug unternahm, schickte ihm Andreas entgegen, und erbot sich nicht allein zum Gehorsam, sondern auch zu dem jährlichen Zinse, wodurch er sich unter der Bedingung besänftigen ließ, daß er, nebst dem Ersatz der Kriegskosten, ein Stück von Ungarn unmittelbar an das deutsche Reich abtreten und außerhalb Italien die Kriegszüge mitmachen mußte. Je ruhiger es um

diese Zeit in demselben aussah, desto mächtigere Parteien herrschten zu Rom, wodurch es geschah, daß drei Päpste zugleich daselbst waren. Diesen Unordnungen abzuhelfen, kam Heinrich III. nach Italien, ließ sich zu Mailand zum König der Lombardei krönen, und begab sich hierauf nach Rom, wo in einem Kirchenrathe zu Sutri die als Afterpäpste erkannten Benedict IX. und Sylvester III. abgesetzt wurden; Gregor VI. hingegen legte seine Würde freiwillig nieder, worauf dann Heinrich III. nach Rom kam, wo Suidger, der Bischof von Bamberg, unter dem Namen Clemens II. im Jahre 1047 zum Papste erwählt wurde, und nach dieser Handlung sogleich Heinrich III. zum Kaiser krönte. Künftigen Unruhen bei der Papsteswahl vorzubeugen, ward der alte Vertrag erneuert, daß ohne kaiserliche Bewilligung kein Papst eingesetzt werden sollte. Nach seiner Zurückkunft in Deutschland beschäftigte sich der Kaiser mit Vergebung der Reichslehen und mit den ungarischen Angelegenheiten, bei welchen der inzwischen auf den heil. Stuhl erhobene Papst Leo IX. einen Vermittler zu machen nach Deutschland kam, wo er zugleich Hülfe wider die Normänner suchte, die nach Allem griffen, mochte es den Griechen, der römischen Kirche, oder dem Reiche gehören. So viel Mühe sich auch immer der Papst gab, den Kaiser zu bereden, mit ihm sogleich nach Italien zu gehen, so gestatteten es doch die Umstände nicht, sondern er brachte nur deutsche Völker mit sich, mit denen er so unglücklich gegen die Normänner war, daß er selbst gefangen nach Benevent geführt, jedoch mit vieler Ehrerbietung gehalten, und hierauf wieder entlassen wurde, worauf er bald starb, und Viktor II. zu seinem Nachfolger bekam. Heinrich II. hatte inzwischen im Jahre 1053 auf dem Reichstage zu Tribur am Rhein seinen dreijährigen Sohn, der in der Folge unter dem Namen Heinrich IV. merkwürdig ward, und dem er

das Herzogthum Bayern gab, zum König von Deutschland wählen lassen. Er mußte wieder nach Italien, die dortigen Unordnungen zu stillen, wo indessen der von ihm abgesetzte und noch immer unruhige Herzog Gottfried die mächtige Wittwe des Markgrafen Bonifaz, Namens Beatrix, die Mutter der nachher so berühmt gewordenen Mathilde, geheirathet hatte, von dessen Haß gegen sein Haus und Einfluß auf Italien er desto mehr zu befürchten hatte, weil auf der andern Seite die Normänner kein Ziel und keine Schranken mehr hielten. Er schickte ihm bei seiner Ankunft Gesandte, durch die er ihn versichern ließ, daß er so wenig an Empörungen denke, daß er vielmehr im Gegentheile bereit wäre, für das Wohl des Kaisers und des Reiches das Aeußerste zu wagen. Selbst seiner Heirath wegen rechtfertigte er sich.

Er kehrte nun nach Deutschland zurück, wo er sich nach Goslar begab, das er sehr gehoben hatte und seit einiger Zeit sein Lieblingsaufenthalt war. Seine Hauptsorge ging auf die ungarischen und die noch immer nicht ganz beigelegten niederländischen Angelegenheiten. Seine Sorge vermehrte noch mehr die um diese Zeit in Deutschland eingerissene Hungersnoth, der abzuhelfen er kein Mittel unversucht ließ. Eben diese Hungersnoth verleitete auch die Slaven in der Lausitz, einen Einfall in Sachsen zu machen, denen zwar anfangs kräftiger Widerstand geleistet wurde, bis sie endlich siegten, worauf sie Alles plünderten, und nicht eher herauszogen, als nachdem sie eine ansehnliche Beute gemacht hatten. Diese höchst empfindlichen Umstände wirkten auf die Gesundheit Heinrichs III. so sehr, daß er, da man es am wenigsten glaubte, den 5. October im Jahre 1056, seines Alters im 39sten, seiner Regierung aber im 17. zu Bothfeld starb.

XI.

Die nordischen Reiche Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland

von ihrer Entstehung bis zum elften Jahrhundert.

Odin oder Othin soll der Stifter der Reiche Dänemark, Norwegen und Schweden gewesen sein. Bei den nordischen Völkern war er ein angebeteter Gott, dessen Person, wie es bei mehreren Helden und Gesetzgebern der Alten der Fall ist, vervielfältigt vorkommt. Der Letzte von Dreien dieses Namens scheint ungefähr 70 Jahre vor Christi Geburt aus den Gegenden am Tanais oder Don nach Norden gekommen zu sein. List und Klugheit halfen ihm eben so sehr als Tapferkeit zu den großen Eroberungen, die er folgendermaßen vertheilt haben soll. Seinen Freund Niord machte er zum Regenten der eigentlichen Schweden in Upland und Haimdal; einen andern seiner Freunde setzte er über die eigentlichen Dänen in Schonen; seinem Sohne Seming gab er die Herrschaft über die eigentlichen Norweger im Drontheimischen; seinen Sohn Skiold machte er zum Herrn über Seeland und die kleinen herumliegenden Inseln, und über einen Theil Jütlands. Nach demselben heißen die folgenden Könige Skioldungen, d. i. Abkömmlinge von Skiold. Dieser Prinz soll auch Leire oder Lethra angelegt haben, den nachmaligen berühmten Sitz der dänischen Oberkönige. Sein Enkel Frode, der Friedliebende, regierte in Seeland zur Zeit der Geburt Christi.

Etwa um die Mitte des dritten christlichen Jahrhunderts regierte Dan, mit dem Beinamen Miti-

latti, d. i. der Hochmüthige, König in Schonen. Durch Vermählung mit der seeländischen Prinzessin Olüfa vereinigte er mit seinem Reiche, dem ältesten Vaterlande der eigentlichen Dänen, Seeland und die Inseln. Auch scheint sein Name die Benennung Dänemark, die ein flaches Land bezeichnet, über sein ganzes Reich ausgebreitet zu haben.

Dasselbe wurde bald wieder in kleinere Staaten vertheilt. Unter deren Königen hielten sich die zu Leire für die größten und vornehmsten. Um das Jahr 650 war Ivar Widfadme, König in Schonen, ein mächtiger Fürst, der Schweden, Ost- und Westgothland, Seeland und einen Theil von Pommern und Preußen unter seiner Botmäßigkeit hatte. Seine Nachfolger, Harald Hildetar, Sigurd Ring und Regner Lodbrock, erhielten und vermehrten diese große Macht. Dennoch unterblieb die Zerstückelung des Staates nicht ganz. Unter den abgetheilten Königen, Unterkönigen und Vasallen der Krone thaten sich die jütischen, südjütischen, d. i. schleswigischen, Regenten hervor. In den Tagen Karls des Großen verdunkelten sie das Ansehen der lethraischen Könige; aber nach den plötzlichen Todesfällen der südjütischen Könige Gottfried und Hemming entstand unter den Prinzen ihres Hauses von verschiedenen Linien ein gefährlicher Erbfolgestreit. Zwei dieser Prinzen, Harald und Erich, unvermögend, ihren Gegnern zu widerstehen, suchten Schutz und Hülfe bei dem Kaiser Ludwig dem Frommen. Sie erhielten unter der Bedingung des Uebergangs zum Christenthum und der Taufe Alles, und bekamen Lehen in Friesland und Holstein. Ihr Beispiel und das Bestreben der Heidenbekehrer, welche seit Karls des Großen Zeit das Evangelium in Norden auszubreiten suchten, ließ mitten unter den Kriegen über die Erbfolge den ausgestreuten Saamen des Christenthums ungestört aufwachsen. Unter Ludwig dem Frommen war beson-

ders Anschar, Erzbischof zu Hamburg oder Bremen, eifrigst bemüht, den Nebel der Abgötterei und des Aberglaubens in Holstein, Schleswig, in allen deutschen Staaten, durch die wohlthätigen Strahlen der christlichen Religion mehr und mehr zu zerstreuen. Seine Bemühungen waren von Erfolg und von Dauer.

Gorm der Alte, der wie es scheint, um 855 den lethraischen Thron bestieg, wollte die Abhängigkeit aller Unterkönige von der Krone wieder herstellen und die Ausbreitung des Christenthums nicht länger dulden. Jenes ist ihm gelungen. Er unterwarf seinem Scepter alle kleinen jütischen Könige bis an Schleswig; aber das Christenthum vermochte er in seinen Staaten nicht zu unterdrücken. Sei es aus Haß gegen dasselbe, oder aus Gründen der Staatsklugheit, so lieferte er wenigstens den benachbarten Sachsen viele Schlachten. Auch scheint er nicht unglücklich in seinen Unternehmungen gewesen zu sein, bis endlich der deutsche König Heinrich I. gegen ihn auszog, und sich aller derjenigen Ueberlegenheit glücklich bediente, welche ihm die weitere Fortschreitung in der Kultur und die bessere Kriegskunst über die damals minder gebildeten Dänen gaben. In einer großen Feldschlacht besiegt, war Gorm genöthigt, dem deutschen König im Jahre 931 die Erweiterung der deutschen Reichsgrenze bis an die Schley, die Pflanzung einer sächsischen Kolonie in der Stadt Schleswig, und die Stiftung einer Markgrafschaft zu erlauben.

Gorm der Alte hatte von seiner Gemahlin Thyra zwei Prinzen, Knut und Harald. Knut, der Liebling seines Vaters, der schon bei Lebzeiten des Letzteren einen beträchtlichen Theil der dänischen Staaten als Unterkönig oder Statthalter regierte, starb eines gewaltsamen Todes, wie Einige meinen, von der Hand seines Bruders. Der alte König überlebte ihn nicht lange. Sein jüngerer Sohn, Harald, bestieg hierauf den Thron, ungefähr im Jahre 935. Man

hat ihn durch den Beinamen Blaatand, d. i. Blauzahn, von andern Königen seines Namens unterschieden.

Harald Blaatand fuhr fort, die Macht und das Ansehen des dänischen Reiches zu erhöhen.

Er war nicht nur sehr tapfer, sondern auch ein für die damaligen Zeiten guter Gesetzgeber der Dänen.

Die Ermordung des Markgrafen von Schleswig und der von Otto dem Großen an den König der Dänen abgeschickten Gesandten, welche von einigen seiner Unterthanen unternommen war, reizten eben sowohl den Zorn des Kaisers, als der Beistand, den der König einem unruhigen deutschen Reichsvasallen geleistet oder zu leisten Hoffnung gemacht hatte. Nach der wahrscheinlichsten Zeitbestimmung war es im Jahre 972, als Otto gegen Harald zu Felde zog, ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, in einer Feldschlacht besiegte, und dann unter der Bedingung, daß der König dem Christenthume in seinen Staaten freien Lauf lassen sollte, Frieden mit ihm schloß. Zur Versicherung des Vergleiches ließ Harald sich, seine Gemahlin Gunilde und seinen noch kleinen Prinzen Sueno oder Suend taufen. Letzterer erhielt nach dem Kaiser, der ihn aus der Taufe hob, den Namen Suenotto.

Der Friede war nicht von Dauer. Bald nach der Thronbesteigung Otto's II. nahm König Harald, vermuthlich aus Eifersucht über die Macht der Sachsen in seiner Nachbarschaft, Theil an dem Streite des Kaisers mit dessen unruhigem Vetter, dem Herzoge Hezilo von Bayern, und verheerte um 974 zu dessen Vortheile Sachsen.

Nachdem der Kaiser mehrmals wacker zurückgewiesen worden war, siegte er endlich und Harald flüchtete nach der Insel Marsey im Linfiord. Daselbst kamen endlich der Kaiser und der König zusammen und schlossen Frieden.

Zum Unglücke für das Königreich und für das

Christenthum zerstörten beides bald darauf innerliche Unruhen. Harald Blaatands Sohn, Suend oder Suenotto, verließ das Christenthum, auf welches er als ein Knabe getauft war, brachte alle Heidnischgesinnten zu seinem Vortheile auf und ergriff die Waffen gegen seinen Vater. Der alte König, der sich muthig genug vertheidigte, kam endlich auf Jomsburg um, getödtet von Palnatake, damaligem Oberhaupte der Kolonie Suend, der nicht nur das Land rings um Schleswig her, sondern auch Sachsen verheerte, und den deutschen Kaiser noch einmal zum Kriege gegen Dänemark nöthigte. Die Unruhen, welche noch zur Zeit Otto's II. anfingen, dauerten unter Otto III. fort, der siegreich in Dänemark einbrach. König Suend Tveskiäg, d. i. mit dem gespaltenen Barte, war ein mächtiger Fürst. Er war glücklich genug, England zu erobern, und starb daselbst 1016, nachdem er seinen Abfall vom Christenthum schmerzlich bereut und sich abermals dazu bekannt hatte.

Vielleicht noch früher, als Dänemark, ward das noch mehr als dieses Reich zerstückte Norwegen in einen zusammenhängenden Staatskörper vereinigt. Harald Harfager (d. i. Schönhaar), der aus dem alten Stamm der Fürsten, die man für Othins Nachkommen hält, entsprossen sein soll, unternahm und vollendete dieses große Werk 873, indem er 31 kleine norwegische Könige bezwang und einer der mächtigsten Fürsten wurde. Seine Herrschaft erstreckte sich bis Finmarken. Ein Theil der mißvergnügten Norweger flüchtete, um sich der Herrschaft Harald Harfagers zu entziehen, nach den Inseln Island und Faroë. Harald Harfager theilte sein Reich unter seine Söhne, doch so, daß der älteste Oberkönig sein sollte. Diese Einrichtung hatte die gewöhnliche Folge: Streit der Brüder und verheerenden Erbfolgekrieg. Nach mancherlei blutigen Vorfällen kam Olof Trygwason, ein Abkömmling Harald Harfagers,

zur Krone. Das Christenthum ward in Norwegen und in Island theils gegründet, theils ausgebreitet, und die Stadt Drontheim erbaut. Endlich hatte der tapfere König das traurige Schicksal, von dem dänischen König Suend Tveskiäg im Jahr 1000 erschlagen zu werden.

Als Odin nach Schweden kam, herrschte daselbst Gylfe, ein Enkel von Gore, ein Abkömmling von Forinother, der König von Jotoland und Finnland genannt wird. Von Odins Sohne und Nachfolger, Yngue, soll in Schweden das königliche Haus seiner Nachkommen den Namen der Yngliner erhalten haben, gleich wie das in Dänemark vom Skiold unter dem Namen der Skioldunger begriffen wurde. Aus dem Stamme der Yngliner war im siebenten christlichen Jahrhundert Ingiald, mit dem Zunamen Illräda, der zwölf kleine Könige durch trügerische Freundschaftseinladung zu einem Gastmahle lockte, bei welchem sie verbrannt wurden. Durch solche Grausamkeit und durch Ränke machte er sich zum unumschränkten Herrn des ganzen Reiches. Gleichwohl war es, bei dem allgemeinen Mißvergnügen der Nation, dem vorgedachten Könige von Schonen, Iwar Widfadme, ein Leichtes, ihn mit glücklichem Erfolg anzugreifen. Ingiald wählte die Todesart, wodurch er so viele Unterkönige des Lebens beraubt hatte. Er ließ, nach angestelltem Gastmahle, sich selbst, seine Tochter und alle Hofbedienten verbrennen.

Iwar Widfadme, d. i. der Weitumsichgreifende, herrschte zugleich über Schweden und Dänemark, und über noch mehrere Länder. Nach ihm herrschten seine Tochtersöhne Harald Hildetar und Randwer, und nachmals Sigurd Ring, der nach aufgehobener Theilung das ganze Iwar'sche Reich unter sein Scepter brachte. Er blühte um die Mitte des achten christlichen Jahrhunderts, und wurde der Stammvater eines Königshauses, welches nach ihm den Namen der

Sigurd'schen führte, und sich bis auf das Jahr 1060 auf dem schwedischen Throne erhalten hatte.

Sigurds Sohn, Regner Lodbrock, herrschte über Dänemark und Schweden. Nach seinem Tode bekam Ersteres sein jüngster Sohn Sigurd, Letzteres der ältere Biörn Jernsida. Damals war die Macht der Unterkönige sehr groß. Mit Dänemark war Schweden zu dieser Zeit lange im Frieden. Die Heereszüge der schwedischen Könige waren meistens gegen Osten gerichtet. Erich Edmunson, der 883 starb, unterwarf sich Finnland, Karelien, Esthland und Kurland. Dessen Enkel, Erich Segersäll, der Siegreiche, führte, nachdem er seinen Brudersohn, Styrbiörn, überwältigt hatte, einen glücklichen Krieg mit dem dänischen Könige Suend Tveskiäg. Im bessern Vernehmen mit diesem stand Erich Segersälls Sohn, Olof Skötkonung (d. i. Schoßkönig, weil er bei seines Vaters Tode ein Kind war, das im Schoße getragen wurde). Beide waren Bundesgenossen, als sie im Jahre 1000 den berühmten König von Norwegen, Olof Trygwason überwältigten.

Schon vor Olof Skötkonung hatte das Christenthum angefangen in Schweden Fuß zu fassen. Anschar, erst Mönch zu Corvey, dann Erzbischof zu Hamburg oder Bremen, dieser berühmte und um den ganzen Norden so verdiente Heidenbekehrer, hatte bereits in Schweden die Lehre des Welterlösers gepredigt; allein die Finsterniß des Heidenthums hatte die Lichtstrahlen verschlungen, die kaum Schweden zu erhellen angefangen hatten. Unter dem Könige Olof Skötkonung, der sich, seine Kinder und seinen Hof taufen ließ, schlug es tiefere Wurzeln.

Dänen, Norweger und Schweden waren es, die, unter dem Namen der Waräger, sich auch in Rußland merkwürdig machten. Dieses große Reich, das in spätern Zeiten, in tartarischer Dienstbarkeit, seine

dunkle Periode hatte, war in älteren Zeiten berühmter und mit den übrigen nordischen Reichen in mehr als einer Art der Verbindung. Bei den alten nordischen Geschichtschreibern kommt es unter dem Namen Harderyk, Holmgard, Ostergard und Austurgard vor. Die letztere Benennung führte es, weil es den Scandinaviern gegen Osten lag. Der russische Name ist hier später aufgekommen.

Nach dem Zeugnisse Herodots wohnten in einigen Gegenden Rußlands, neben andern Völkerschaften, zwischen dem Dnieper und Don Scythen; ein Name, der sonst bei den Alten oft zur Bezeichnung mehrerer wesentlich unterschiedener Nationen, oft auch von der Unwissenheit gebraucht und gemißbraucht, aber von Herodot in diesem Falle bestimmt genug angewandt ist, um eine Nation von andern sie umgebenden auszuzeichnen. Bei den nachmaligen großen Bewegungen und Heereszügen asiatischer und anderer Völkerschaften wurde ein beträchtlicher Theil des südlichen Rußlands, die heutige Ukraine und das belgorodische Gouvernement, ein Raub verschiedener derselben.

In diesen Unruhen behielten endlich die Slaven die Oberhand; dieser große Völkerstamm, welcher anfänglich an der Weichsel, am Dnieper und Don seinen Aufenthalt gehabt zu haben scheint, und in der Folge sich in unzähligen Zweigen an der Donau in Ungarn, Polen, Rußland, an der Elbe und an der Ostsee weit ausgebreitet hat. Ein Theil der Slaven soll im fünften oder sechsten Jahrhunderte Kiew, eine andere Kolonie Nowgorod erbaut haben. Im neunten Jahrhunderte wurde diese Kolonie von den Warägern beunruhigt und bei ihrer Uneinigkeit leicht besiegt. Doch Nowgorod ermannte sich, verjagte in einem allgemeinen Aufstande seine ausländischen Herren, und bildete sich zu einem unabhängigen Freistaate. Allein neue Faktionen zerstörten die Ruhe und jedes scheinbare Glück. In der Fülle der Verwirrung entschlossen sich

die Nowgoroder, aus ihren bisherigen Feinden, den Warägern, sich einen Beherrscher zu erwählen. Eingeladen durch eine feierliche Gesandtschaft, kamen drei der berühmtesten normannischen Helden, die Brüder Rurik, Sineus und Truwar, mit einem starken Gefolge in Nowgorod an. Sineus und Truwar starben im Jahre 864 unbeerbt. Rurik, der ihr Gebiet in Besitz nahm, war der Stifter eines neuen Reiches, machte die Stadt Nowgorod zu seiner Residenz, legte verschiedene Städte an, erhielt die innere Ruhe des Landes, und herrschte in Ansehen und Glück bis an seinen Tod. Seine Nachfolger beförderten durch Muth und Klugheit den Flor seines Reiches.

Während der Minderjährigkeit seines Sohnes Ighor übernahm Oleg die vormundschaftliche Regierung, ein berühmter und siegreicher Fürst, der aber seine Eroberungen nicht immer nach dem Maßstabe der Gerechtigkeit eingerichtet zu haben scheint. Er unterwarf sich 882 Kiew, und machte es zum Sitze seines Reiches. Dieses bisher unabhängige Fürstenthum ward durch ein Paar vornehme Waräger, Oskold und Dir, die mit oder vor Rurik gekommen waren, gestiftet. Olegs niedrige List beförderte ihren Tod. Er nöthigte das stolze Konstantinopel zum Tribute, schloß mit den Griechen 913 einen Handelstraktat, und starb, nach Einigen, von dem Stiche einer Schlange. Unter ihm ward der Name der Russen bekannter. Er scheint ursprünglich nur einen kleinen Theil der zu dem großen Reiche gehörigen Völkerschaften bezeichnet zu haben, und von den Griechen, denen dieser sonst nicht der beträchtlichste Theil am bekanntesten war, der ganzen Nation beigelegt worden zu sein. Auch ist dieses nicht der einzige Fall, daß ein großer Staat nach einem kleinen Theile desselben, unterschiedene vereinigte Nationen nach einer derselben benannt worden sind.

Auf Olegs Bahn ging Ruriks Sohn Ighor Rurikowitsch, der von 913 bis 945 herrschte, mit

Ruhm einher. Doch drückte er die Drewier zu sehr mit Auflagen, die, dadurch aufgebracht, ihn erschlugen. Seine schöne und staatskluge Wittwe Olghar rächte seinen Tod, verbesserte die Landesverfassung, sorgte für die Aufnahme des Handels, übergab ihrem Sohne die Mitherrschaft, nahm zu Konstantinopel die christliche Religion an, konnte aber die Einführung derselben nicht bewirken, da ihr Sohn dem Götzendienste treu blieb. Sie starb zu Kiew. Ihr kühner Sohn Swätoslaw Ighoriewitsch dachte sowohl bei ihrem Leben, als nach ihrem Tode auf Eroberungen. Er führte eine harte Kriegszucht ein, und gab selbst davon das Beispiel, besiegte viele Nationen, eroberte 80 Oerter an der Donau, ernannte Perejaslawl (Preslav oder Peristhlawa, vor Alters Marcianopel) zu seiner Residenz, focht mit abwechselndem Glücke gegen die Griechen, und ward zuletzt von dem petschenegischen Feldherrn Kura geschlagen, gefangen und getödtet.

Vermittelst einer von ihm selbst verfügten Theilung des Reiches erhielt sein Sohn Jaropelk Kiew, der andere, Oleg, das Land der Drewier, und der dritte, Wladimir, ein Sohn der schönen Maluscha, aus Lubecz am Dnieper in Klein-Rußland, Nowgorod. Auch diese Theilung hatte die gewöhnliche Wirkung: Zwist unter den Brüdern. Auf Antrieb des sonst verdienten Feldherrn Swenald, der den Oleg aus Privatursachen haßte, erschlug diesen sein Bruder Jaropolk, und nahm dessen Land in Besitz; Wladimir, der ein ähnliches Schicksal fürchtete, zerfiel darüber mit seinem Bruder Jaropolk, und raubte demselben Thron und Leben.

Nun war dieser Wladimir Swätoslawitsch, der den Ehrennamen des Großen erhalten hatte, Herr der ganzen russischen Monarchie. Hauptsächlich aus Staatsursachen, und um die griechische Prinzessin Anna oder Anastasia zu heirathen, nahm er die christliche Religion an, 988, beförderte ihre Einführung

durch Verordnungen und durch sein Beispiel, suchte die Barbarei zu verscheuchen, stiftete Schulen, begünstigte den Handel, schickte Reisende aus, die Erfindungen fremder Völker zu erlernen, und schmückte sein Reich mit neuerbauten Städten. Unter ihm ward der Gebrauch der slavonischen Buchstaben in Rußland durchgehends eingeführt. Vielleicht würden seine Anstalten für die Zukunft von unbegrenzter Wirksamkeit gewesen sein, wenn er nicht kurz vor seinem im Jahre 1015 erfolgten Tode seinen Staat unter seine zwölf Söhne vertheilt hätte.

An seinen Hof drängten sich Juden, Moslemen und Christen, Alle, um ihn zu bekehren, um sich in einem so mächtigen Glaubensbruder einen starken Schirmherrn zu erwerben. Wladimir hörte geduldig die Lehre der Moslemen an, als aber das Verbot des Weines kam, da bat er sie, zu schweigen, meinend, ihre Religion sei nicht für ihn, denn ohne die Lust des Trinkens könnten die Russen nicht bestehen. Die Juden wies er noch härter ab; denn er sagte zu ihnen: „O ihr Thoren, euch hat Gott in seinem gerechten Zorne ob eurer Sünde in aller Welt zerstreuet, und uns wollt ihr euren Glauben aufligen!" Den Christen aber versprach er mild, sich zu ihrem Glauben bekennen zu wollen, denn er nur schien ihm mit seinem gesunden Verstande am besten zu harmoniren. 988 ließ sich Wladimir zu Cherson taufen, in Gegenwart seiner Braut Anna, der Tochter des griechischen Kaisers Romanus, und Schwester der deutschen Kaiserin Theophania, Otto's II. Gemahlin.

XII.

Frankreich.

987 — 1060.

Nachdem Lothar und bald nach ihm sein Sohn, König Ludwig V., Beide wahrscheinlich an Gift, gestorben waren, ergriff der mächtige und nicht verdienstlose Hugo Capet diese Gelegenheit, sich einer Krone zu bemächtigen, die bereits auch sein Großvater Robert und sein Großoheim Odo getragen hatten.

Nach dem Rechte der Geburt gehörte sie eigentlich Karl, Herzog von Lothringen, Lothars Bruder; allein die Eigenschaft eines kaiserlichen Vasallen schien ein rechtmäßiger Vorwand, ihn davon auszuschließen. Hugo hatte es verstanden, sich die Geistlichkeit geneigt zu machen, und wurde in einer Volksversammlung zum König ausgerufen, ließ sich zu Rheims salben und krönen, und gebrauchte die Vorsicht, seinen Sohn Robert zum Mitregenten anzunehmen. Karl fiel in das Königreich, bemächtigte sich Laons, eroberte bald darauf Rheims durch Verrätherei des Erzbischofs Arnulph, seines Oheims. Aber er selbst fiel, verrathen von dem Bischofe zu Laon, in die Hände seines Thronbewerbers, und starb als Gefangener im Jahre 992.

Der Erzbischof Arnulph von Rheims hatte sich treulos gegen seinen Herrn bewiesen. Hugo ließ ihn durch eine Versammlung von Prälaten absetzen und dagegen einen talentvollen Mönch, Namens Gerbert, zu dieser Würde erheben. Die neidischen Bischöfe schrieben an den Papst Johann XV., daß die Absetzung Arnulphs ungültig wäre, weil man sie ohne Zuziehung des Papstes veranstaltet hatte. Dieser Grund schien entscheidend. Der ehrfurchtsvollen Gegenvorstel-

lungen des Königs ungeachtet, trug Johann kein Bedenken, die Prälaten der Kirchenversammlung mit dem Interdikte zu belegen. Die größere Gewalt war auf der Seite Johanns. Der Hof wollte es nicht mit ihm verderben, weil er sich wegen der Vermählung des Königs Robert mit Bertha regte. Es fand sich ein Legat ein, der im Namen des Papstes Befehle ertheilte und Concilien hielt. Arnulph erhielt das Bisthum wieder, und Gerbert wurde abgesetzt. Aber der Erste blieb, so lange Hugo Capet lebte, im Gefängnisse; und der andere, der bei Otto III., seinem ehemaligen Zöglinge, Sicherheit und Schutz fand, ward Erzbischof zu Ravenna, und zuletzt Papst, unter dem Namen Sylvester II.

Nach Hugo's Tod trat Robert die Regierung an, und wurde sogleich wegen seiner Gattin vom römischen Stuhl mißhandelt. Die Kirche hatte das Verbot der Ehen wegen zu naher Verwandtschaft bis auf den siebenten Grad ausgedehnt, um sich durch Dispensation mehr Geld verschaffen zu können; und Robert war mit seiner sehr geliebten Gemahlin Bertha im vierten Grade verwandt. Ihre eheliche Verbindung war von vielen Bischöfen genehmigt. Dennoch unternahm es Gregor V., sie zu trennen. Er befahl bei Strafe des Bannes dem König, sich von seiner Gemahlin zu scheiden. Robert wich dem abergläubigen Schrecken, ließ seine Gemahlin Bertha von sich, vermählte sich darauf mit Constantia, einer Tochter des Grafen von Arles, er erheirathete an derselben, statt der liebenswürdigen Gattin, von der er sich aus Zwang hatte trennen lassen müssen, eine Furie. Diese Ehe wurde für ihn eine ewige Quelle von Bekümmernissen und Drangsalen. Die Königin Constantia herrschte mit einem unerträglichen Stolze und wollte die Thronfolge bestimmen Sie war ihrem ältesten Sohne, dem Prinzen Heinrich, nicht gewogen, und brachte Alles auf, den König zu bewegen, daß er den jüngsten

Sohn, Namens Robert, zum Mitregenten annehmen solle. Voll Unwillens, weil ihr dieses nicht gelang, verfolgte sie die beiden Brüder, welche die aufrichtigste Freundschaft mit einander unterhielten. Sie bewirkte es sogar, daß dieselben wider ihren Vater, den sie fast ganz beherrschte, die Waffen ergriffen. Glücklicherweise kehrten sie bald wieder zurück. Welch ein Teufel dieses Weib war, beweist folgender Zug. Mehrere sogenannte Ketzer waren zum Feuertod verurtheilt worden. Constantia stand an der Kirchenthür, als diese unglücklichen Leute vorbeigingen, um nach dem Scheiterhaufen geführt zu werden. Die Königin schlug einem der vornehmsten dieser Ketzer, der ihr Beichtvater gewesen war, mit einem Stecken ein Auge aus, und freute sich dieser That, als eines Beweises ihres Religionseifers.

Heinrich I., den Robert noch bei seinem Leben hatte salben und krönen lassen, folgte demselben in der Regierung. Constantia bewaffnete ihren andern Sohn wider diesen Bruder, gegen den er sich bisher so freundschaftlich bewiesen hatte. Der König, der anfangs nach der Normandie geflüchtet war, dämpfte bald darauf den Aufruhr und gab dem Rebellen das Herzogthum Burgund. Indessen nahmen Unordnungen und Anarchie auf eine furchtbare Weise überhand, und man suchte dem schrecklichen Uebel durch den sogenannten Gottesfrieden möglichst zu steuern. Es war kein Gesetz und keine Gerechtigkeit mehr. Die Waffen entschieden Alles. Da die Bischöfe sahen, daß ihre Kirchenstrafen ohne Nutzen waren, so verwandelten sie im Jahre 1040 den Gottesfrieden in einen Stillstand. Bei Strafe der Kirchenbuße und des Bannes wurden von Mittwoch Abends an bis zum Montag Morgens alle Gewaltthätigkeiten untersagt. Das war noch zu viel. Man schränkte das Verbot auf einen kürzern Zeitraum ein, nämlich von Sonnabend Abends an bis zum Montage Morgens. Dadurch schienen denn in den übrigen

Tagen der Woche Räubereien und Mordthaten für rechtmäßig erklärt zu sein.

Dies war Frankreichs Zustand unter Heinrichs I. Regierung, welche 1060 endigte.

XIII.

England und Dänemark, Spanien und Arabien.

990 — 1020.

Nach Alfreds Tod war dessen Sohn Eduard der Alte, Beherrscher von England, fast unaufhörlich in Fehden mit Dänemark verwickelt. Seine drei Söhne, Athelstan, Eduard I. und Edred, regierten nach einander bei weniger Ruhe. Unter den Letztern traten die Benediktinermönche als Reformatoren auf, richteten ihre Angriffe wider die Klerisei und die übrigen Mönche, deren Unregelmäßigkeiten öffentlich bekannt waren, beherrschten den König ganz, veranlaßten eine Empörung wider Edwy, seinen Thronfolger, der nicht eben das System annahm, wurden noch mächtiger unter Edgar, und beherrschten das Reich unter dem Namen Eduards des Märtyrers. Der berühmte Abt Dunstan, Bischof zu Worcester und London, und Erzbischof zu Canterbury, der bei dem Rufe eines Heiligen diese drei Bisthümer zugleich besaß, war die Seele aller der Unruhen, die zum Besten der Mönche ausbrachen. Auch berief er sich auf die Ehre und den Dienst Gottes. Die große Gewalt, welche er ihnen verschaffte, diente zur Vermehrung derjenigen, welche sich der römische Hof nahm.

Das war nun freilich kein wirksames Mittel, um die Dänen, die im Jahre 991 ihre Einfälle erneuerten, zurück zu treiben. Ethelred, ein Fürst ohne Muth und Verstand, reizte ihre Habsucht, indem er ihren Rückzug erkaufte. Auf den Rath des Erzbischofs von Canterbury verwilligten die Engländer den Dänen eine Steuer oder Brandschätzung, die nachmals oft erneuert und unter dem Namen Danageld beibehalten wurde. Suend Tveskiäg, König von Dänemark, und Olof Trygwason, damals Prinz und nachmals König von Norwegen, fielen England an. Nach einem von ihnen erfochtenen Siege mußte König Ethelred ihnen das Danageld und Lebensmittel für ihr Heer versprechen. Außerdem erpreßten sie noch 16,000 Pfund. Olof Trygwason, der sich in England hatte taufen lassen, ließ sich in einen Vergleich mit den Engländern ein, den er treu erfüllte; König Suend setzte den Krieg fort, und mit vermehrtem Grimme, nachdem die feige Grausamkeit des englischen Königs am 13. November 1002 sehr viele der sich in England befindlichen Dänen umgebracht hatte. Die Angriffe wurden 1003 und in den folgenden Jahren beständig erneuert; und so wenig oft wiederholte Schatzung und Danageld, als schwache Versuche zum kriegerischen Widerstande konnten den Engländern ihre Unabhängigkeit erhalten. Endlich vollendete 1013 König Suend die Eroberung Englands und Ethelred flüchtete nach der Normandie.

Der bald erfolgte Tod des Königs Suend reizte zwar die Engländer, die Wiederherstellung des Königs Ethelred zu versuchen, aber ohne großen Erfolg. Suend hatte dem ältesten seiner Prinzen, Harald, Dänemark, dem jüngern, Knut, der nachmals den Beinamen des Großen erhielt, England bestimmt. Knut hielt sich noch nicht stark genug, der Macht zu widerstehen, welche sich zum Vortheile Ethelreds gegen ihn aufwarf. Er ging nach Dänemark und kehrte bald, in Begleitung und mit Beihülfe seines

Bruders, des dänischen Königs Harald, 1015 nach England zurück. Der unthätige Ethelred starb bald, und hinterließ seinen wankenden Thron dem würdigen Prinzen Edmund, der schon bei des Vaters Leben ein tapferer Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes gewesen war. Nach abwechselndem Kriegsglücke und mancherlei Vorfällen verglichen sich Knut und Edmund über eine Theilung; allein Edmunds bald erfolgter Tod gab dem König Knut Gelegenheit, ganz England zu gewinnen. Er schloß Edmunds Söhne und Brüder von der Regierung und Thronfolge aus. Knuts Bruder, Harald, war fast zugleich mit Edmund gestorben; und Knut war nun der mächtige Herrscher der Dänen und Briten. Zu diesen Besitzungen fügte er nachmals einen Theil von Schottland und Pommern, ganz Norwegen und einen Theil von Schweden hinzu. Er machte das Christenthum 1026 zur herrschenden Religion in Dänemark. Bei einer Wallfahrt nach Rom machte er ein Freundschaftsbündniß mit dem Kaiser Konrad II. Vermöge desselben ward des Königs Tochter Gunilde die Gemahlin des kaiserlichen Prinzen Heinrich, nachmaligen dritten Kaisers dieses Namens, und Konrad hob die Mark zu Schleswig auf, so daß nun wieder die Eyder Deutschlands äußerste Grenze ward. Er hielt ein stehendes Kriegsheer von 6000 Mann, Thinglith genannt. Auch ist er der Urheber des sogenannten Witterlagsrechts, welches eine Art von Hof= und Kriegsrecht war. Vor seinem Tode 1036 hatte dieser Prinz, dem die Geschichte den Namen des Großen beigelegt hat, noch die Betrübniß, daß Norwegen, worüber er seinen Sohn Suend zum Unterkönig gesetzt hatte, sich der dänischen Herrschaft wieder entzog.

Dieser sein Sohn Suend überlebte ihn nicht lange. Seinen Sohn Harald hatte Knut zum Könige von England, den andern, Hardeknut,

zum Könige von Dänemark ernannt. Der letzte war Knut des Großen mit der Emma, des angelsächsischen Königs Ethelred II. Wittwe, erzeugter Prinz, und wegen dieser Abkunft den Engländern so angenehm, daß er seinem Bruder die englische Thronfolge streitig machte. Haralds Tod 1039 bahnte Hardeknut den Weg zur Wiedervereinigung der britischen und dänischen Krone. Schon vorher hatte er einen Versuch gemacht, das Königreich wieder zu erobern. Ueber dasselbe herrschte damals Magnus der Gute, ein Sohn Olofs des Heiligen, und durch diesen ein Abkömmling von Harald Harfagar. Als das dänische und norwegische Heer zur Feldschlacht bereit stand, nöthigten die Feldherren und Kriegsleute beider Heere ihre Könige zum Vergleiche. Vermöge desselben sollte Jeder sein Reich bis an seinen Tod ruhig besitzen, auf den Fall des unbeerbten Ablebens Eines von Beiden aber der Andere dessen Reich, doch nur auf Lebenszeit, erhalten. Hardeknuts Schwelgereien in England beförderten seinen Tod 1041. Härte und Verachtung hatten ihn den Engländern so verhaßt gemacht, daß sie nun ferner keinem Könige aus dänischem Geblüte gehorchen wollten. Sie setzten seinen Halbbruder, Eduard den Bekenner, auf den Thron. Dessen Regierung beunruhigten der mächtige Graf Godwin und desselben ehrgeiziger Sohn Harald, der nach der Krone strebte und sie nach Eduards Tode erhielt, ohne sich ihrer lange freuen zu können.

Von Dänemark nahm, nach Hardeknuts unbeerbtem Ableben, vermöge des vorgedachten Vergleichs, Magnus der Gute, König von Norwegen, sogleich Besitz. Zu seinem Statthalter in Dänemark verordnete er Suend, den Sohn von Ulf Jarl, der unter Knut dem Großen durch seinen Uebermuth umkam, wenn er gleich der Gemahl der Astrid oder Estrithe, des Königs Schwester, war. Von dieser seiner Mutter hat Suend den Beinamen Estrith=

son erhalten. Suend Erithsons Ehrgeiz und Streben nach der Krone machten dem Könige Magnus viel zu schaffen. Doch widerstand er seinem Gegner so nachdrücklich, daß derselbe schon alle seine großen Entwürfe aufgeben wollte, als Magnus kurz vor seinem Ableben ihn selbst zu seinem Nachfolger ernannte. In Norwegen folgte dem Könige Magnus sein Vaterbruder Harald Hardraade. Suend Estrithson ist eben so sehr durch Muth, Talente und Einsichten, als durch die Menge seiner Abkömmlinge berühmt. —

Spanien, das noch unruhevoller als England war, stellt uns nur ein verworrenes Gemälde von großen Unordnungen, von kleinen Fehden und kleinen Staatsrevolutionen auf. In dem Königreiche Cordova zogen sich die Christen dadurch eine Verfolgung zu, daß sie auf den Mahomedanismus schimpften, welches in den Gesetzen bei Todesstrafe verboten war. Umsonst sagte ein einsichtsvoller Bischof, daß man diejenigen, die ohne Noth dem Mahomed fluchten, nicht als Märtyrer ansehen müsse; umsonst verbot auch eine Kirchenversammlung, die Mariana eine unrechtmäßige nennt, diese Ausschweifungen des Eifers; man sah davon noch immer unzählige Beispiele, die als heroische Thaten gerühmt wurden.

Das schwache Königreich Asturien, das von Pelayo, dem einzigen Sprößlinge der gothischen Könige, gestiftet war, wuchs durch die Tapferkeit und Klugheit Alphons III., der den Beinamen des Großen erhielt, zu einem angesehenen Staate heran. Zu gleicher Zeit stiftete Garcias Ximenes, ein Franzose seiner Abkunft nach, das Königreich Navarra, das nachmals das ansehnlichste unter den christlichen Reichen dieses Landes ward. Die Mauren oder Araber besaßen indessen noch Portugal, Murcia, Andalusien, Valencia, Granada, Tortosa und die inneren Provinzen bis jenseits der Gebirge von Saragossa und

Castilien, das ist, mehr als drei Viertel von Spanien, und zwar die fruchtbarsten Gegenden.

Unter den Mauren strebte ein Haufe nur zu mächtiger Herren nach der Unabhängigkeit. Der Souverain mußte immer seine Unterthanen bekämpfen. Aber auch unter den Christen herrschte keine bessere Einigkeit. Stets mit den Mauren im Kriege, zerrissen sie sich unter einander. Die Regierung Alphons des Großen zeichnete sich durch Verschwörungen und Empörungen aus. Seine eigene Gemahlin sogar und seine beiden Söhne waren Rebellen. Er überließ die Krone seinem ältesten Sohne Garcias, focht sogar großmüthig unter seinen Befehlen und starb im Jahre 912 mit dem Ruhm eines Helden. Man hat von ihm eine Chronik, die bis auf die Regierung des Vamba zurückgeht.

Ein anderer spanischer Held, Ramirus II., König von Asturien, erhielt im Jahre 938 bei Simancas einen berühmten Sieg über die Mauren, von denen bei dieser Gelegenheit 80,000 Mann auf dem Schlachtfelde sollen geblieben sein. Er hatte auf einer Wallfahrt nach Compostella dem heiligen Jakob versprochen, daß, wenn er Sieger würde, alle seine Unterthanen jährlich ein gewisses Maß voll Getreide an die St. Jakobskirche schenken sollten. Die Kirche ward dadurch reich, und der Name des heiligen Jakob war von der Zeit an das Feldgeschrei der Spanier. Man findet allenthalben ähnliche Begebenheiten, allenthalben hat das Vertrauen, das sie einflößten, große Wirkungen hervorgebracht.

Unterdessen gelang es doch dem tapfern Almanzor, Vicekönig von Cordova, diesem berühmten Feinde der Christen, unter denselben im Jahre 995 ein großes Gemetzel anzurichten. Er nahm im folgenden Jahre Leon mit Sturm ein, plünderte darauf Compostella, beraubte die St. Jakobskirche ihrer Schätze, und ließ die Thüren derselben auf den Schul-

tern der Ueberwundenen nach Cordova schleppen. Eine epidemische Krankheit nöthigte ihn zum Rückzuge. Die Christen, in der gewissen Zuversicht, daß der Himmel ihr Rächer sein würde, vereinigten sich endlich wieder, und schlugen den Almanzor im Jahre 998. Dieser Feldherr, der, wie man versichert, in mehr als 50 Schlachten über sie den Sieg erfochten hatte, der mit dem Muthe eines Helden Tugenden der Staatskunst verband, und die Juden und Christen mit eben der Billigkeit wie seine Muselmänner beherrschte, dieser große Feldherr fand es unerträglich, die erlittene Niederlage zu überleben, und endigte sein Leben durch Hunger.

Wenig Jahre nachher machten sich zwei Mauren nach dem Tode Hissems II., des letzten Königs von Abdorrahman's Nachkommenschaft, den Thron streitig. Die Grafen von Barcelona und Urgel, nebst drei Bischöfen, nahmen mit bewaffneter Hand die Partei des Einen wider den Andern, und die drei Bischöfe fanden in der Schlacht ihren Tod. Daß die Christen, des Religionshasses ungeachtet, sich mit den Ungläubigen vereinigten, dazu ließen sie sich ohne Zweifel dadurch bewegen, weil sie aus ihren bürgerlichen Kriegen Vortheile zu ziehen hofften, vielleicht geschah es auch, weil sie Geschmack an ritterlichen Thaten fanden, und aus Liebe zu Abenteuern, welche ihnen die Saracenen mit ihrem Beispiele einflößten.

Von dem Anfange des 11. Jahrhunderts an ward das Königreich Cordova durch die Herrschaft sehr vieler Herren zergliedert, die, unter Begünstigung der Unruhen, sich eigenmächtig den königlichen Titel beilegten. Toledo, Valenzia, Saragossa, Sevilla, Orihuelas und fast alle großen Städte hatten ihre unabhängigen Könige. Aus den Provinzen wurden Königreiche. Die Zahl der Königreiche ward immer größer, selbst unter den Christen. Ein Sancho, König von Navarra, mit dem Beinamen der Große,

weil er viele maurische Plätze eroberte, hatte die Unvorsichtigkeit, seine Staaten unter seine vier Söhne zu vertheilen. Nun gab es Könige von Leon, Könige von Navarra, Könige von Castilien und Könige von Arragonien. Diese Könige, die alle aus einem Geschlechte abstammten, begegneten einander feindselig; eine natürliche Folge der vielen Theilungen. Mit einem Worte, die alte spanische Geschichte ist um so weniger interessant, und um so viel dunkler, je mehr sich der königliche Stamm in Zweige abtheilte, die sich einander durchflochten. Man sieht fast nichts Anderes, als einen verwirrten Haufen von Verbrechern, welche die Zwietracht anderswo mit größerem Aufsehen hervorbringt.

In der That verdient es unsere Aufmerksamkeit, daß, da das Volk allenthalben unterdrückt und sclavisch gehalten ward, der Adel von Arragonien, um sich wider den Souverain eine desto mächtigere Partei zu machen, dem Volke dieses Königreichs große Vorrechte verschaffte. Die Ricos Hombres, die von dem Volke erwählt wurden, bildeten ein Tribunal, das der Krone sehr gefährlich ward. Den Vorsitz in demselben hatte der Groß-Justitiarius. Dieser nahm den Eid von dem König entgegen, setzte ihm ein bloßes Schwert auf die Brust, und sagte dabei: „Wir, die wir eben so viel sind, als du, wir machen dich zu unserm Herrn und Könige, mit der Bedingung, daß du unsere Gerechtsame und Freiheiten aufrecht erhältst; sonst aber nicht.“ Wurden nun ihre Privilegien gekränkt, so hatte der Justitiarius das Recht, den König vor die versammelten Stände zu fordern und ihn absetzen zu lassen. Er war der Ausleger, der Herr der Gesetze, der oberste Richter. Nachmals errichtete man im Jahre 1461 ein Tribunal, das von den Ständen ernannt ward, um im Nothfalle den Groß-Justitiarius zur Rechenschaft zu ziehen, und es war freilich Bedürfniß des Staates, ihm Aufseher zu

setzen. Diese obrigkeitliche Würde fing erst unter Philipp II. an, ihr mächtiges Ansehen zu verlieren.

Auch das große Reich der Araber erfuhr Staatsrevolutionen, die, erzeugt von Uneinigkeit und Kriegsunruhen, früh oder spät die festesten Throne umstürzen. Nach der Regierung Watiks, etwa in der Mitte des neunten Jahrhunderts, verlor sich der Ruhm des Khalifats. Unter schwachen oder bösen Fürsten machten sich die Statthalter unabhängig. Aus Algier, Tunis und Tripolis wurden besondere Staaten. Die Religionsstreitigkeiten vermehrten bald darauf die Unordnung, und bewaffneten die Ehrsüchtigen. Die Secte der Fatimiten schwang sich mit der Wuth des Fanatismus empor, und gründete ein eigenes Reich in Egypten. Cairo, die Hauptstadt dieses Reiches, ward zu gleicher Zeit die Residenz eines neuen Khalifen und eine sehr blühende Handelsstadt.

Ein Haufe fanatischer Empörer bemächtigte sich der westlichen Küste Afrika's, gründete daselbst ein Königreich, und ertheilte dem Herrscher desselben, der die königliche und oberpriesterliche Würde zugleich annahm, den Titel eines Miramolin.

Die Khalifen von Bagdad hatten türkische Hülfstruppen erhalten. Die Türken oder Turkomannen waren ein Volk, das, aus der Tartarei hervorgegangen, nach Krieg und Eroberungen dürstete. Diese Hülfsvölker bedienten sich der Gelegenheit, diejenigen zu unterjochen, deren Beschützer sie waren. Sie bemächtigten sich der asiatischen Provinzen; sie beraubten die Khalifen ihrer königlichen Würde, ob sie gleich ihr Priesterthum verehrten, weil sie sich die Religion des Landes weislich gefallen ließen. Man sah viele Reiche unter Monarchen entstehen, die Sultane hießen, und zwar von den Khalifen die Investitur annahmen, aber zugleich alle Vorsicht anwandten, um ihnen nicht zu viele Gewalt zu lassen.

XIV.

Das griechische Kaiserthum.

810—1060.

Trennung der griechischen und lateinischen Kirche.

Nicephorus, der Irene vom Throne gestürzt hatte, war ein abscheulicher Tyrann. Die Saracenen entrissen ihm die Insel Cypern, und die Bulgaren, die Geißel Thraciens, erschlugen ihn in einem Treffen im Jahre 811, nachdem sie sein Heer vernichtet hatten.

Sein Nachfolger, ein gewisser Stauratius, ward fast beim Antritt seiner Regierung genöthigt, in ein Kloster zu gehen. Ihm folgte Michael I., ein Spielball der Pfaffen; er weigerte sich, mit den Bulgaren Frieden zu schließen, weil ein Mönch den Ausspruch that, daß man die Ueberläufer nicht mit gutem Gewissen zurückgeben könne. Nun schlugen die Bulgaren die Griechen auf's Haupt. Der Kaiser nahm die Flucht und seine darüber aufgebrachten Truppen riefen Leo den Armenier zum Kaiser aus. Auch Michael ging in's Kloster.

Leo wollte den König der Bulgaren durch Meuchelmord tödten lassen, und dieser rächte sich durch Ausplünderung der Vorstädte von Konstantinopel. Der Kaiser glaubte zur Rettung des Staates nichts Besseres unternehmen zu können, als die Abgötterei, d. i. die Bilder, zu zerstören. Er gab Befehl zu einer neuen Verfolgung, und 820 Menschen wurden in einer Kirche niedergehauen. Auch er wurde in

einer Kirche niedergehauen und seine vier Söhne gräßlich verstümmelt.

Sein Nachfolger in der Regierung, Michael der Stammelnde, duldete anfangs den Bilderdienst, ward aber nachmals andern Sinnes, stellte Verfolgungen an und wollte sogar, daß man nach jüdischer Weise den Sabbath und das Pascha feiern sollte. Die Saracenen benutzten seine Einfalt, um die Insel Creta wegzunehmen; sie bemächtigten sich fast ganz Siciliens und nahmen Apulien und Calabrien mit Gewalt ein.

Unter dem Theophilus, der sonst des Thrones viel würdiger war, wurden die Verfolgungen verdoppelt und die Eroberungen der Saracenen immer ausgebreiteter. Nach seinem Tode führte die Kaiserin Theodora die Vormundschaft über ihren minderjährigen Sohn, Michael III., und stellte, so wie vorhin Irene, den Bilderdienst wieder her. Sie wollte darauf die Manichäer durch Schrecken bekehren und ließ sie zu Tausenden hinrichten.

Michael schickte seine Mutter Theodora in's Kloster, überließ sich jedem Verbrechen und trieb seine Gottlosigkeit so weit, daß er aus den Ceremonien der Kirche ein Possenspiel machte; endlich ward er im Jahre 867 von Basilius, den er zum Mitregenten angenommen hatte und unvorsichtig wieder abzusetzen gedachte, meuchelmörderischer Weise umgebracht.

Basilius, ehemals ein Bettler, ward Kaiser. Man rühmt seine Tugend und Gerechtigkeitsliebe; er ließ sich aber von dem berühmten Patriarchen Photius, dem er sein Vertrauen schenkte, nachdem er ihn vorher des Landes verwiesen hatte, zum Besten haben. Er gebrauchte seine Seetruppen zur Erbauung einer Kirche und ließ unterdessen Syrakus von den Saracenen wegnehmen.

Sein Sohn Leo verfertigte Reden zu der Zeit, da die Feinde ihre Verwüstungen und Eroberungen fortsetzten. Man hat ihm gleichwohl den Beinamen eines

Philosophen gegeben, weil er die Wissenschaften liebte und den Gelehrten günstig war.

Der Sohn dieses Leo, Constantin Porphyrogeneta, der von 912 bis 959 regierte, machte sich als ein Beschützer der Wissenschaften, denen er selbst oblag, ruhmwürdig. Die vornehmsten Männer gaben in der Philosophie, Geometrie und Rhetorik Unterricht. Aber die Reichsangelegenheiten hatten schlechten Fortgang.

Noch schlechter gingen dieselben unter seinem Sohne Romanus, der seinen Vater vergiftet hatte und der Tyrann seines Volkes ward.

Nicephorus Phocas hatte das Glück, die Saracenen zu überwinden und ihnen Antiochien und andere Eroberungen zu entreißen. Er machte sich aber durch Geiz und Tyrannei äußerst verhaßt. Seine Gemahlin ward das Haupt einer Verschwörung wider ihn, und er ward in seinem Bette mit einem Dolch erstochen. Johann Zimisces, einer seiner Meuchelmörder, bemächtigte sich des Reiches. Die Russen waren in das Reich gedrungen; er schlug sie aber bei Adrianopel und in Bulgarien. Der verschnittene Basilius, sein Oberkammerherr, der sich durch Erpressungen bereichert hatte, und deshalb bestraft und seiner Schätze beraubt zu werden fürchtete, vergiftete im Jahre 976 diesen tapfern Fürsten und wußte sich unter dessen Enkel, Basilius II., in Ansehen zu erhalten.

Basilius war nichts weiter, als ein schrecklicher Krieger. Nach einem Siege über die Bulgaren ließ er beinahe 5000 Gefangenen die Augen ausstechen. Er beschwerte seine Unterthanen dergestalt mit Auflagen, daß sie sich seiner Siege nicht erfreuen konnten; er focht blos für sich selbst, und nicht für sie.

Auf seinen Tod folgten so schwarze Verbrechen, daß man davon kaum Beispiele antrifft. Die Prinzessin Zoe, eine Tochter Constantins, der des Basilius Bruder und Mitkaiser war, hatte den

Romanus Argyrus geheirathet, der im Jahre 1028 zum Kaiser ausgerufen ward. Zoe verliebte sich in Michael den Paphlagonier, einen Mann von geringer Abkunft. Um diesen ihren Geliebten auf den Thron zu erheben, brachte sie ihrem Gemahle Gift bei, und da das Gift nicht schnell genug wirken wollte, ließ sie ihn in einem Bade ersäufen. Der Patriarch von Konstantinopel wollte anfangs gar nicht zugeben, daß die Kaiserin sich mit Michael vermählen sollte; aber 5000 Pfund Gold hoben seine Gewissenszweifel. Im Jahr 1041 starb der Kaiser Michael, von Krankheit ausgezehrt und unter großer Gewissensangst, in einem Mönchskleide. Zoe gab das Reich und ihre Hand dem Michael Calaphatas, Sohn eines Schiffskalfaterers und einer Schwester des vorigen Michael, in der Hoffnung, daß er nur der Diener ihres Willens sein würde. Aber der Kaiser war eifersüchtig auf die Herrschaft und verbannte sie nach einer Insel. Man empörte sich und brachte die Kaiserin und ihre Schwester Theodora zurück und stach dem Kaiser Michael die Augen aus. Die beiden Schwestern herrschten ein Jahr zusammen und beschäftigten sich mit lauter Kleinigkeiten. Endlich wünschte das Volk einen Kaiser zu haben. Zoe vermählte sich daher mit Constantinus Monomachus, einem ihrer ehemaligen Liebhaber, und ließ denselben krönen. Dieser neue Kaiser liebte mehr eine junge Maitresse, als die Kaiserin. Die Griechen, die dadurch in Wuth gesetzt wurden, nahmen ihn bei einer Prozession gefangen und erklärten, daß sie nur den beiden Kaiserinnen gehorchen wollten. Man würde den Constantinus in Stücke zerhauen haben, wenn die Prinzessinnen nicht die Aufrührer besänftigt hätten. Dieser Constantinus machte das Reich durch seine Habsucht noch ohnmächtiger. Die Grenzprovinzen mußten sich wider die Barbaren selbst vertheidigen, und waren aus dieser Ursache von Abgaben frei. Der Kaiser

wollte, daß sie, gleich den andern Provinzen, zahlen sollten, und nahm dagegen ihre Beschützung auf sich. Sie mußten demnach Steuern erlegen, und wurden schlecht vertheidigt.

Nach dem Tode des Constantinus Monomachus herrschte Theodora. Ihr folgte Michael Stratioticus, und diesem Isaak Comnenus.

Dies ist genug, um uns von dem Zustande des orientalischen Reiches einen Begriff zu geben. Traf man gleich daselbst zuweilen einen tapfern und geschickten Regenten an, so blieb doch dieselbe Denkart herrschend. Isaak Comnenus, einer der besten Kaiser, der im Jahr 1057 den Thron bestieg, zog sich den Haß der Mönche zu, weil er den Ueberfluß ihrer Reichthümer zur Abhülfe der öffentlichen Bedürfnisse verwandte. Die Mönche schrien über Gottesvergessenheit und Kirchenraub. Der Kaiser, der nach einem Falle mit dem Pferde krank ward, fiel in Andächtelei, und legte im Jahre 1059 zum Besten des Constantinus Ducas die Krone nieder, um ein Mönch zu werden.

Der zu friedliebende Ducas überließ die Provinzen den Verwüstungen der Türken. Er ernannte seine drei Söhne zu Kaisern, übertrug aber die Regiernng ihrer Mutter Eudoria und verlangte von derselben, daß sie sich nicht wieder vermählen sollte. Sie hatte sich dazu schriftlich anheischig gemacht. Bald nachher fiel es ihr ein, den Romanus Diogenes, den sie zum Tode verurtheilt, dessen gutes Ansehen aber ihr Herz gerührt hatte, zum Gemahl anzunehmen. Ihr schriftliches Versprechen, das sie dem Patriarchen zur Bewahrung übergeben hatte, setzte sie in große Verlegenheit. Um dasselbe wieder zurückzuerhalten, stellte sie sich, als wenn ihre Wahl auf einen Verwandten des Patriarchen gehe. Der Patriarch billigte daher die Wiedervermählung der Kaiserin und lieferte ihr ohne Zeitverlust die Schrift aus. Alsbald vermählte sich Eudoria mit Romanus und setzte ihn auf den

Thron. Die Griechen waren damals nicht viel besser, als die Barbaren.

Die Trennung der griechischen Kirche, die um diese Zeit zur Reife kam, ist eine Begebenheit, die schon, unabhängig von ihrer Beziehung auf die Religion, unserer ganzen Wißbegierde würdig ist. Man muß bis auf ihren Ursprung zurückgehen, um ihren Fortgang zu verfolgen. Ignatius, Patriarch von Konstantinopel, ward im Jahre 858 durch Hofränke seines Amtes entsetzt und darauf an seine Stelle Photius gesetzt, ein bloßer Laie, von sehr vornehmer Geburt und von großem Geiste, der der gelehrteste Mann in Europa war, aber zugleich von gefährlichem Charakter, zu Ränken aufgelegt, voller List und heuchlerisch, bald nachgebend und fein, bald stolz und sanft. In sechs Tagen stieg er zum Patriarchen empor. Am ersten Tage ward er Mönch, denn bei den Griechen mußte man Mönch sein, wenn man im Dienste der Kirche sein Glück machen wollte; am zweiten Tage Lector, am dritten Subdiakonus, am vierten Diakonus; darauf Priester und endlich Bischof und Patriarch.

Da beide Patriarchen, sowohl der alte als der neue, ihre Anhänger hatten, und der Staat dadurch beunruhigt ward, wendete sich Michael III. an den Papst Nikolaus I., welcher Letztere nichts mehr wünschte, als über die griechische Kirche eben so, als über die Kirchen des Occidents, Herr zu sein. Ein Concilium von 300 Bischöfen, unter welchen zwei bestochene Legaten den Vorsitz führten, bestätigte im Jahre 861 die Absetzung des Ignatius und die Wahl des Photius. In einem Concilium in Rom erklärte Nikolaus den Ausspruch des konstantinopolitanischen Conciliums für nichtig und belegte den Photius mit dem Banne, „im Namen Gottes, der Apostel, aller Heiligen, und der sechs allgemeinen Concilien, und nach dem Urtheile des heiligen Geistes, durch den Mund des Papstes ausgesprochen.“

Photius, den dieses gewaltsame Verfahren in Wuth setzte, hielt seinerseits gleichfalls ein Concilium, that den Papst in den Bann, setzte denselben ab und nahm den Titel eines öcumenischen oder allgemeinen Patriarchen an, einen Titel, den man in Rom nicht ausstehen konnte. Nach einem schon vor langer Zeit angenommenen Grundsatze behauptete er, daß mit der Residenz des Kaisers zugleich das Primat nach Constantinopel verlegt sei. Er entschloß sich, die griechische Kirche von der römischen unabhängig zu machen; und um diese letztere durch solche Beschuldigungen, die auf das Volk einen tiefen Eindruck machen konnten, in bösen Ruf zu bringen, warf er derselben vor, daß sie in der Fastenzeit Käse und Milch zu genießen erlaube; daß sie dem Manichäismus folge, indem sie die Priester zwinge, unehelich zu bleiben, besonders aber, daß sie in dem Glaubensbekenntnisse das Wort „Und vom Sohne" eingeschoben habe; eine ungeheure Gotteslästerung, wie sich Photius ausdrückte, wodurch das Christenthum umgestürzt würde. Er verdammte sogar das Fasten am Sonnabend und den Gebrauch der Geistlichen, sich den Bart scheren zu lassen. Als ein großer Geist hätte Photius ohne Zweifel sich nicht solcher elenden Beschuldigungen bedient, wenn er sich nicht nach den kleinen Begriffen des großen Haufens hätte bequemen müssen.

Basilius, Michaels III. Mörder und Nachfolger in der Regierung, that dem Streit Einhalt, indem er den Ignatius wieder einsetzte. Photius, der ihm seinen Kaisermord freimüthig verwiesen hatte, ward vertrieben. Man donnerte auf ihn in einer Kirchenversammlung zu Konstantinopel, man nennt sie das achte allgemeine Concilium, zu welchem sich von Adrian II. drei päpstliche Legaten eingefunden hatten. Nun schien der Friede zwischen den zwei streitigen Kirchen hergestellt. Er konnte nicht von Dauer sein, weil die Ursache des Streites, die Eifersucht, nicht ge-

hoben werden konnte. Das Interesse veranlaßte einen neuen Bruch.

Der König der Bulgaren, dessen Gemahlin eine Christin war, hatte das Christenthum angenommen, und sein Beispiel ward, wie gewöhnlich, von einem großen Theile seines Volkes befolgt. Nun war die Frage: Ob Bulgarien unter dem Gerichtszwange des Papstes oder des Patriarchen zu Konstantinopel stehen solle? Das konstantinopolitanische Concilium entschied diese Frage zum Besten des Patriarchen; aber die päpstlichen Legaten widersprachen dieser Entscheidung; und Johann VIII., Adrians Nachfolger, bedrohte den Ignatius mit dem Kirchenbann und der Absetzung, falls er nicht die nach Bulgarien geschickten Priester und Bischöfe unverweilt zurückberufen würde. Gleichwohl war Bulgarien ein abgetrenntes Stück von dem orientalischen Kaiserthume. Rom wollte noch immer Alles seiner Herrschaft unterwerfen.

Ignatius starb. Photius hatte sein Ansehen bei Hofe wieder erhalten. Der Papst, dem die Saracenen einen Tribut von 25,000 Mark Silbers aufgelegt hatten, hatte die Hülfe des Kaisers Basilius nöthig. Daher erhielt die Sache bald eine andere Gestalt. Johann VIII. entschloß sich, den Photius als Patriarchen zu erkennen, und schickte in dieser Absicht Legaten ab. Ein im Jahr 879 zu Konstantinopel versammeltes Concilium von 400 Bischöfen setzte den Photius auf's feierlichste wieder in's Patriarchat und vernichtete die wider ihn gerichteten Aussprüche der andern Concilien. Der Papst schrieb sogar einen Brief, in welchem er diejenigen, welche in dem Glaubensbekenntnisse das „Und vom Sohne" eingeschoben hätten, für Uebertreter erklärte.

Er zweifelte keineswegs, daß Photius allen Ansprüchen auf Bulgarien entsagen würde. Als er das Gegentheil vernahm, griff er zu den Waffen, die er immer in Wirksamkeit hielt: er donnerte Bannflüche.

Seine Nachfolger wollten den Patriarchen nicht anerkennen. Dieser ward vom Kaiser Leo, dem Philosophen, des Landes verwiesen und hinterließ bei seinem Ableben den Samen der ewigen Trennung, in Ansehung deren man den Einfluß des Parteigeistes in Religionsangelegenheiten nicht genug bedauern kann.

Die unglückliche Trennung erfolgte erst in der Mitte des elften Jahrhunderts. Der Patriarch Michael Cerularius, der bei weitem nicht so geschickt, aber eben so ehrgeizig als Photius war, unternahm es, das päpstliche Joch abzuwerfen; er schmähte auf die lateinische Kirche, hielt sich in dieser Absicht bei Kleinigkeiten auf und machte Alles zu Verbrechen. Das Fleisch unreiner und erstickter Thiere zu genießen; an dem Mittwoch überhaupt Fleisch, und des Freitags Eier und Käse zu essen; des Sonnabends zu fasten; sich ungesäuerten Brodes zum Meßopfer zu bedienen, und zur Zeit der Fasten nicht das Halleluja zu singen: das waren ihm Greuel und Abscheulichkeiten. Ja, in einer zu Rom ausgefertigten Antwort heißt es, daß die Lateiner denjenigen, die, außer in Hungersnöthen, vom Blute und vom Erstickten äßen, eine schwere Buße auflegten. Cerularius ließ sich mehr von Leidenschaft als Vorurtheil leiten, und er suchte nur allerlei Vorwände zur Beschönigung seines Unternehmens.

Ein sehr heftiger Brief des Papstes Leo IX. vermehrte den Groll des Patriarchen. Leo beschuldigte die Griechen mehr als 90 von der römischen Kirche verworfener Ketzereien, und bewies die weltliche Macht der Päpste aus der chimärischen Schenkung Constantins. Die Beweisgründe des Papstes waren von eben so schlechtem Gehalte, als diejenigen, deren sich der Patriarch bediente. Dieser versagte den nach Konstantinopel geschickten Legaten schlechterdings die Audienz. Die Legaten legten daher im Jahr 1054 auf dem Altar der Sophien-Kirche eine Urkunde nieder, des Inhalts: „daß Michael und seine Anhänger, wofern sie

sich nicht bekehren würden, mit denen, die sich der Simonie schuldig machen, mit den Ketzern, mit dem Teufel und seinen Engeln verflucht sein sollten." In dieser Urkunde wurden die Griechen zu gleicher Zeit beschuldigt, daß sie die bei ihnen einkehrenden Gäste ihrer Mannheit beraubten, und sie sodann zu Bischöfen machten; das mosaische Gesetz verfluchten; die jüdischen Reinigungen beobachteten; das Ausgehen des heiligen Geistes in dem Glaubensbekenntnisse ausgetilgt hätten; den Priestern zu heirathen erlaubten, und sie nöthigten, Bärte und lange Haare zu tragen; mit einem Worte, daß sie alle alten Ketzereien wieder erneuerten.

Cerularius antwortete den Legaten in einem mit Schmähungen angefüllten Dekrete: „In diese fromme Stadt, aus welcher sich der orthodoxe Glaube in die ganze Welt verbreitet hat, sind aus den Finsternissen des Occidents ruchlose Leute gekommen, und haben sich unterstanden, den wahren Glauben durch ihre abweichenden Lehren zu verfälschen."

Da die orientalischen Kaiser zuweilen aus dem Occidente Hülfe nöthig hatten, so gaben sie sich manches Mal viele Mühe, die bei en Kirchen wieder in einander zu vereinigen; aber das Staats-Interesse erstickte den Religionshaß nicht; und so erhielt sich die Trennung fortwährend.

XV.

Die Päpste

von 1033—1066.

Benedikt IX., Nachfolger Johannes XIX., der im Jahre 1033 gestorben war, wurde seiner Aus-

schweifungen und seiner Tyrannei wegen vertrieben. Nachdem er aber den päpstlichen Stuhl auf's Neue bestiegen hatte, verkaufte er seine Würde Gregor VI., den der Mönch Glaber als einen Heiligen beschreibt. Sylvester III., der nach Benedikts Vertreibung das Pontificat gleichfalls erkauft hatte, fuhr fort, den päpstlichen Titel zu führen. Alle Drei suchten nur Geld zu gewinnen, und Gregor erließ ein Rundschreiben an die Christen, in welchem er um Beiträge bat, um seinen Rang mit Würde behaupten zu können.

Nachdem Heinrich III. die drei Päpste abgesetzt hatte, erwählte man Clemens II. und nach demselben Damasus II., der nach 23 Tagen starb. Der Kaiser warf darauf sein Augenmerk auf Bruno, Bischof von Toul, seinen Verwandten, den seine erbaulichen Sitten empfahlen. Eine Versammlung zu Worms ernannte ihn zum Papste. Er ging nach Italien, verlangte eine kanonische Wahl, wurde unter lautem Zurufe eingeführt und nahm den Namen Leo IX. an. Voll von heißer Reformationsbegierde, und seiner Meinung nach berechtigt, von jedem Mittel seines Ansehens Gebrauch zu machen, hatte er kaum den Thron der Kirche bestiegen, als er wie ein unumschränkter Beherrscher handelte. Ohne Genehmigung Heinrichs I., Königs von Frankreich, und selbst ihm zum Trotz, hielt er er eine Kirchenversammlung zu Rheims, in welcher er einige Bischöfe absetzte, und diejenigen mit dem Banne belegte, die sich aus Gehorsam gegen ihren König nicht dabei eingefunden hatten.

Bald darauf sah man ihn das Schwert, mit den Bannflüchen vereint, wider die normännischen Prinzen führen, die sich in Italien niederließen.

Die Normänner kamen haufenweise nach Italien, sie verkauften ihren Arm dem, der am besten bezahlte; bald waren sie mit den Griechen verbunden, und bald mit deren Feinden. Der Herzog von Neapel, dem sie

wider den Fürsten von Capua nützliche Dienste geleistet hatten, räumte ihnen zwischen diesen beiden Städten ein großes Gebiet ein, wo sie im Jahre 1029 Aversa gründeten.

Dieser Wohnsitz lockte neue Abenteurer herbei. Drei Söhne Tancreds von Hauteville, eines Edelmanns in der Normandie, wovon der eine Wilhelm mit dem eisernen Arm genannt wurde, legten den Grund zu einer neuen Herrschaft für ihre Familie. Nachdem sie dem Catapan (dies war der Titel des Statthalters, der von dem konstantinopolitanischen Hofe daselbst eingesetzt war) Apulien entrissen hatten, theilten sie das eroberte Gebiet unter sich und die übrigen Befehlshaber. Eisenarm ward von seinen Soldaten zum Grafen von Apulien erwählt. Sein Bruder Drogo folgte ihm im Jahre 1046 in dieser Würde. Robert Guisgard, ihr jüngster Bruder, fand sich 1060 mit noch zweien seiner Brüder ein; und diese Familie, die aus zwölf Helden bestand, machte sich von Tag zu Tag immer furchtbarer.

Italien, das unaufhörlich mit Blut überschwemmt war, fürchtete in ihnen neue Feinde. Weil Leo IX. die Kirchenländereien eben so sehr als das Gebiet der Laien ihren feindlichen Einfällen blosgestellt sah, sprach er den Kaiser um Kriegsvölker an. Er brachte eine Armee von Deutschen und Italienern zusammen, und führte sie in eigener Person zum Angriffe wider diese Krieger an, nachdem er zuvörderst über dieselben den Bann ausgesprochen hatte. Die Normänner, deren ganze Macht nur aus 3000 Mann bestand, schickten Abgeordnete an den Papst und erboten sich in den ehrerbietigsten Ausdrücken, ihm ihrer Lehen wegen zu huldigen. Auf seine abschlägige Antwort hieben sie seine Armee nieder, nahmen ihn selbst gefangen, baten kniend um seine Absolution und nachdem sie dieselbe erhalten, gaben sie ihn wieder frei.

Was sie Leo IX. angeboten hatten, das kam im

Jahre 1059 unter Nikolaus II. zur Ausführung. Robert Guiscard schwor ihm den Eid der Treue, und empfing von ihm alle diejenigen Länder zum Lehen, die er bereits in Apulien und Calabrien erobert hatte, und entweder in diesem Land oder in Sicilien noch würde erobern können. Auf gleiche Weise belehnte auch der Papst den Grafen Richard von Aversa mit dem Fürstenthum Capua, das doch Richard nicht besaß. Die römische Politik suchte damals Unterstützung wider den Kaiser. Sie gab den Normännern, was sie nicht zu verschenken hatte, sondern was diese erobern mußten. Man erwarb sich dadurch mächtige Vasallen, erhielt die kostbaren Rechte der Lehensherrschaft, und mit denselben neue Mittel zu Vergrößerung. Der Erfinder dieser ehrgeizigen Politik war der allbekannte Hildebrand (nachmals Gregor VII.), ein italienischer Mönch, von niedriger Herkunft, aber strenge, betriebsam, geschickt, von unternehmendem Geist und von unbezwinglichem Charakter; voll Eifers für die Kirchenreformation, aber noch mehr für die Ansprüche auf's Aeußerste zu treiben, und mit der äußersten Gewaltsamkeit durchzusetzen. Seine Lobredner verglichen ihn mit Elias. Christus hatte ganz andere Lehrsätze gepredigt, an die man aber nicht mehr dachte.

Hildebrand beherrschte die römische Kirche lange vorher, ehe er Papst wurde. Nach dem Ableben Leo's IX., in dem Jahre 1055, schickten die Römer ihn nach Deutschland, ihm, dem Papst, einen Nachfolger auszusuchen. Seine Wahl fiel auf Victor II., der ihn sogleich zum Legaten von Frankreich ernannte, wo er seine Geschäfte mit Absetzung sechs der Simonie schuldiger Bischöfe begann. Als Stephan IX., Abt zu Monte Cassino, dem Victor in der päpstlichen Würde folgte, ward Hildebrand zum Kardinal-Archidiaconus ernannt; und nach Stephans Tod im Jahre 1058 hatte er Ansehen genug, einen Gegenpapst absetzen zu lassen, und Nikolaus II., den er

ganz zu leiten wußte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben.

In einer Kirchenversammlung zu Rom ließ Nikolaus das berühmte Dekret ausgehen, kraft dessen die Kardinäle den Papst erwählen, die übrigen von der Klerisei aber mit Zuziehung des Volkes die Wahl bestätigen sollten, jedoch ohne Nachtheil „der Unsern sehr geliebten Heinrich IV. schuldigen Ehre, der jetzt wirklicher König ist, und bald, wie Wir es ihm bewilligt haben, Kaiser sein wird; welche auch auf diejenigen seiner Nachfolger kommen soll, denen der heilige Stuhl dieses Vorrecht persönlich zugestehen wird." Das Recht, die Wahl des Papstes zu bestätigen, das auf die unstreitigste Weise den Kaisern gebührte, ward hier blos als ein persönliches Recht dargestellt. Aber Heinrich war jung, und Hildebrand machte sich Alles zu Nutze.

Berengar, den Lanfrancus unabläßig verfolgte, ward gezwungen, in dieser Kirchenversammlung ein Formular zu unterschreiben, des Inhaltes, daß das Brod und der Wein nach der Einsegnung der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi sind, genommen und gebrochen von den Händen der Priester, und zermalmt von den Zähnen der Gläubigen. Nun glaubte man über den Ketzer den völligsten Sieg erhalten zu haben; aber sein Glaubensbekenntniß gab, nachdem er es öffentlich widerrufen hatte, zu einem neuen Aergernisse Gelegenheit. Der ungestüme Eifer des Mönches Lanfrancus, worin er Hildebrand ähnlich war, ging mit großen Schritten dem Glück entgegen.

Wider die Priester, die sich Beischläferinnen hielten, und wider die Simonie erschollen neue Bannsprüche. Sonderbar aber war es, daß der Papst zu eben der Zeit, da man mit Macht wider die Mißbräuche eiferte, sein Erzbisthum zu Florenz beibehielt.

Nach dem Ableben Nikolaus II. ließ Hilde-

brand, der so eben die normännischen Prinzen zu Lehensmännern der römischen Kirche gemacht hatte, Alexander II. erwählen, ohne daß er den Hof würdigte, dessen Gutachten einzuholen. Die Kaiserin Agnes, Wittwe Heinrichs III., die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Regentin war, wollte diesem Eingriffe in die kaiserlichen Rechte wehren, und ließ Cadalous, Bischof zu Parma, unter dem Namen Honorius II. von etlichen Bischöfen zum Papst erwählen. Es kamen auch wirklich deutsche Truppen an, um ihn in den Besitz des Papstthums einzusetzen; allein die Fürsten Deutschlands trafen mit der Regierung eine schleunige Veränderung. Der Erzbischof von Köln entführte den jungen Heinrich aus der Gewalt seiner Mutter. Der Gegenpapst sah sich aller Unterstützung beraubt, und ward in's Gefängniß gebracht.

Der heilige Stuhl mischte sich fortwährend in Staatsangelegenheiten, und das Vorurtheil und die Unwissenheit begünstigten seine Eingriffe und Unternehmungen nur zu sehr. Auch die Eroberung Englands von den Normännern, die zu den merkwürdigsten Begebenheiten des 11. Jahrhunderts gehört, ward zum Theil dadurch bewirkt.

Die Normänner erobern England.

Wir haben Eduard den Bekenner, einen Prinzen aus dem königlichen Geschlechte der Angelsachsen, den Dänen, die den englischen Thron bestiegen hatten, in der Regierung folgen sehen. Da er sich aus Andächtelei dem ehelichen Umgange mit seiner Gemahlin entzog, bleib er unbeerbt. Er hatte seine Jugendjahre in der Normandie zugebracht; er hatte eine besondere Zuneigung zum Herzog Wilhelm, seinem Verwandten, und wünschte denselben zu seinem Nachfolger zu erklären. Aber die Normänner, die er in's Reich gezogen hatte, waren durch das Ansehen, worin sie

bei dem König standen, verhaßt geworden, und die Engländer, bis zur Empörung eifersüchtig, hatten ihn sogar genöthigt, die Ausländer zu entfernen. Nach seinem Tode ward von der Nation Harald zum König erwählt, ein mächtiger und ehrgeiziger Regent, der sich durch seine Staatsklugheit schon lange den Weg zum Throne gebahnt hatte.

Dieser Harald war ein Sohn des Grafen Godwin, dessen Gemahlin eine Schwester von dem dänischen Jarl Ulf war, und den seine Vermählung mit der dänischen Prinzessin Astrid oder Estrithe, Knuts des Großen Schwester, sowohl als sein unruhiger Geist, der seinen Untergang beförderte, berühmt gemacht haben. Haralds Bruder Tosti machte ihm die Krone streitig, und rief den norwegischen König Harald Hardraade zu Hülfe, der selbst Ansprüche auf England machte. Als dieser mit 200 Kriegsschiffen und fast 500 kleinen Fahrzeugen gelandet war, ritt der englische König selbst gepanzert zu dem norwegischen Heere, und bot seinem Bruder, der ihn nicht kannte, den Frieden, ganz Northumberland und ein Drittel von England an. Dieser aber fragte, was denn der norwegische König für seine Ansprüche bekommen sollte. „Sieben Fuß Erde," antwortete der englische König, „und außerdem noch so viel als er größer ist." Denn Harald Hardraade war von riesenmäßiger Länge. Der König von Norwegen und Tosti blieben in dem Treffen, und der englische Harald behauptete das Feld und die Krone. Allein um eben die Zeit war auch Wilhelm der Eroberer in England angekommen, der den streitbaren Harald überwand.

Harald hatte einen Helden, der nicht weniger geschickt als tapfer war, zum Mitbewerber um die Krone. Der berühmte Wilhelm, Herzog der Normandie, ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert, hatte sich wider den König von Frankreich, Hein-

rich I., und wider seine eigenen Vasallen, die ihn seiner Staaten zu berauben suchten, zu erhalten gewußt. Jetzt Herr zu Hause, machte er den kühnen Entwurf, England zu erobern. Ein wahres oder untergeschobenes Testament Eduards war es, worauf er seine Ansprüche gründete. Das Ansehen, worin er und seine Normänner standen, zog eine Menge Krieger unter seine Fahne. Er erwarb sich die Gunst des kaiserlichen und selbst des französischen Hofes, wo der noch minderjährige Philipp I. nicht die geringsten thronwürdigen Eigenschaften äußerte. Insgeheim aber ließ er sich mit großer Klugheit angelegen sein, sich den Beifall des Papstes Alexander zu versichern, der ihm zur Versicherung eines gerechten und unfehlbaren Sieges die Fahne des heiligen Peters überschickte, nachdem er den Harald als einen Tyrannen mit dem Bannfluche belegt hatte.

Der Herzog landete mit 60,000 Mann in England. Er machte sich durch ein Gelübde zur Erbauung eines Klosters auf dem Schlachtfelde anheischig; erhielt bei Hastings, wo Harald erschlagen ward, einen völlig entscheidenden Sieg; zwang die Engländer unter das Joch, und beherrschte sie kraft des Rechtes der Waffen. Die Bannflüche des Papstes erschütterten die Gemüther dergestalt, daß der Bruder des Königs sich dieses Bewegungsgrundes bedient hatte, um ihm von einer Schlacht abzurathen. Hätte Harald diesem Rathe gefolgt, so würden der Winter, die Mühseligkeiten und der Mangel vermuthlich die feindliche Armee aufgerieben haben. Die Eroberer haben ihr Glück vielfältig den Fehlern derjenigen zu danken, welche sie angreifen.

Alexander II., oder vielmehr Hildebrand, der ihn lenkte, benutzte eine Eroberung, die unter dem Siegel des päpstlichen Ansehens unternommen war. England erhielt jetzt zum ersten Mal einen Legaten; durch seine Legaten aber war der Papst allenthalben

gleichsam gegenwärtig, und übte in allen Reichen seine unumschränkte Gewalt aus. Lanfrancus, dieser italienische Mönch, den das Verlangen, sein Glück zu machen, nach Frankreich gezogen hatte, gelangte zum Erzbisthume Canterbury, dem Primat des Reiches, und strengte alle seine Bemühungen an, die jenseits der Alpen eingeführten Grundsätze in England Wurzeln schlagen zu lassen.

Kaiser Heinrich IV. und Gregor VII.

Heinrich IV., ein Sohn des Kaisers Heinrich III., erblickte das Tageslicht im Jahre 1050. Als ein dreijähriges Kind ließ ihn sein Vater bereits im Jahre 1053 auf dem Reichstage zu Tribur zum Thronfolger bestimmen. Nach dem Tode seines Vaters war er erst sechs Jahre alt. Seine Mutter, um zu seinem Nachtheile keine Mitbewerber auf die Krone Ansprüche machen zu lassen, bemächtigte sich der Gewalt, gewann die Bischöfe und Großen, versicherte sich der Soldaten, und vorzüglich der bayerischen und fränkischen Völker, zog den Bischof von Augsburg, den Kanzler Gibert, und den Hofmeister ihres Sohnes zu ihrem geheimen Rath, und ließ in einer Reichsversammlung zu Köln Heinrich VI. zum Nachfolger seines Vaters erklären. Allein die Großen meinten, es gezieme sich nicht, das Reich einem Weib anzuvertrauen, und beschlossen nach einigen Jahren, der Kaiserin ihren Sohn ganz aus den Händen zu reißen. Zu diesem Ende ward zu Kaiserswerth am Rhein ein Gastmahl veranstaltet, nach welchem Hanno, der Erzbischof von Köln, den Prinzen herbeilockte, ein neuerbautes Schiff von sonderbarer Art in Augenschein zu nehmen. Dieser war kaum in dasselbe gestiegen, als sogleich die dazu heimlich beorderten Schiffleute dasselbe vom Ufer stießen, und aus allen Kräften auf das gegenseitige Ufer zutrieben, worüber der Prinz ganz erschrocken und bestürzt

aus dem Schiff in den Rhein sprang und ertrunken sein würde, wenn nicht Egbert, der Graf von Braunschweig, mit eigener Lebensgefahr es gewagt hätte, ihm nachzuspringen und ihn zu retten. Als er zu Köln war, kostete es viele Mühe und Liebkosungen, diesem Prinzen unter fremden Händen Muth einzuflößen, und nur ein zahreicher Hofstaat schien ihn besänftigt zu haben, als er wahrnahm, daß man ihm mit mehr Ehrerbietung begegnete, als unter der Vormundschaft seiner Mutter.

Diese Entführung erweckte großen Lärm, so daß Hanno sich genöthigt sah, auf einem Reichstage zu Köln sich deshalb zu rechtfertigen, was er auch mit großer Beredsamkeit that. Des jungen Kaisers Mutter nahm hierauf den Nonnenschleier. Die Eifersucht der übrigen Bischöfe erweckte gegen den Hanno sogleich mehrere Nebenbuhler, worunter Adalbert, der Erzbischof von Bremen, einer der mächtigsten war, dem hierauf in dem Reichstage zu Köln eben so wie dem Hanno aufgetragen wurde, sowohl die Erziehung und Vormundschaft über den Prinzen, als die Verwaltung der Reichsgeschäfte zu übernehmen. Man schlug sich gleichsam um die Erziehung Heinrich IV., der um diese Zeit in das zwölfte Jahr ging. Als nun Hanno wegen der Wahl eines neuen Papstes eine Reise nach Rom machen mußte, und Adalbert Heinrich IV. auf dem Zuge nach Ungarn begleitete, wo dieser den Salomo auf den Thron einsetzte, sich mit dessen Schwester Bertha nach der bereits zwischen ihren Vätern getroffenen Abrede vermählte, und auf dem Rückwege die Slaven züchtigte, fand dieser Erzbischof erst ungestörte Gelegenheit, ihm seine sowohl gegen die Päpste, als gegen alle Fürsten gehässigen Gesinnungen einzuimpfen, und diese als Leute zu schildern, die sich auf Kosten des königlichen Ansehens groß machten und nur nach einer gänzlichen Unabhängigkeit strebten; vor allen andern aber machte er ihm die Sach-

sen äußerst verhaßt und flößte ihm Grundsätze einer grenzenlosen Gewalt ein.

Dem heiligen Pfingstfeste 1063 wohnte der junge Heinrich in der Kirche zu Goslar bei, wo er Zeuge einer eben so sehr die Religion als ihre Diener und die ganze Geistlichkeit herabwürdigenden blutigen Handlung in dem Tempel des Allmächtigen sein mußte.

Die Diener des Abts von Fulda wollten bei der Vesper den Sessel ihres Herrn zunächst an den Sitz des Erzbischofs von Mainz stellen, dagegen widersetzte sich nun die Dienerschaft des gleichfalls anwesenden Bischofs Hezelo von Hildesheim, und da beide Theile ihr vermeintliches Recht behaupteten, so kam es von Wortwechsel zu Schimpfen und Schelten und von diesem zu einer skandalösen Rauferei, und der Bischof selbst rief mit lauter Stimme den Seinigen zu: „Schlagt auf die Fulder Hunde, was ihr könnt." Die Fulder mußten auch das Feld räumen, kamen aber verstärkt zurück, und hieben nun tapfer auf die Hildesheimer ein, die sie endlich nach lebhafter Gegenwehr zur Kirche hinaus trieben, in welcher jedoch das Blut in Strömen rann und mehrere Todte von beiden Seiten geblieben waren. Es wurde nun eine Untersuchung im Namen des Kaisers über diesen Skandal eingeleitet, deren Resultat war, daß der Abt von Fulda allen Schaden tragen und die Mordthaten sühnen mußte, und sein Kloster hart mitgenommen wurde.

Adalbert galt jetzt Alles bei Heinrich, und er ließ den jungen Monarchen 1065 zu Worms wehrhaft machen. Der Erste, gegen welchen Heinrich IV. seine erst übernommenen Waffen führen wollte, war sein voriger Lehrer Hanno, der Erzbischof von Köln, dem er seine gewaltsame Entführung und sein übriges Betragen nicht vergessen konnte. Er würde sich auch dafür gerächt haben, wenn nicht die übrigen Fürsten und selbst seine inzwischen nach Deutschland zurückgekehrte Mutter ein Vorhaben dieser Art hintertrieben hätte.

Indessen war man mit der jetzigen Reichsverwaltung so unzufrieden, daß man eine Vrrschwörung anspann, in welcher beschlossen war, Heinrich IV. Krone und Leben zu nehmen, und an seine Stelle Otto aus Thüringen einzusetzen, wenn eben dieser nicht inzwischen von den Grafen Braun und Egbert in einem Gefechte getödtet worden wäre. Diesen und etwa noch größern Uebeln vorzubeugen, hielten die Reichsstände im Jahre 1066 zu Tribur eine allgemeine Versammlung, in welcher wider den Adalbert unter anderen Klagen Heinrich IV. vorgebracht wurde, daß eben dieser sein Liebling die Güter der Abteien an sich gerissen, das Volk durch Auflagen bedrückt, dem Adel übel begegnet und die Staatseinkünfte erschöpft habe. Man stellte vor, daß er seine Krone entweder niederlegen, oder den Erzbischof von Bremen abdanken müsse.

Adalbert war nun gezwungen, den Hof zu verlassen. Heinrich IV. aber war sehr schlecht erzogen worden und überließ sich seinen Leidenschaften und Ausschweifungen. Er verstieß seine tugendhafte Gattin Bertha, ließ sich endlich doch auf die dringendste Vorstellungen der Großen bewegen, sie wieder aufzunehmen, und zeugte mehrere Kinder mit ihr. Man beschuldigte ihn auch, daß er die Güter der Kirchen und Abteien weggenommen und die geistlichen Pfründen im Reiche verkauft habe. Hatte er sich schon durch Laster dieser Art verhaßt gemacht, so machte er es sich dadurch noch mehr, weil er dem Erzbischofe von Mainz für die Verwendung um seine Ehescheidung versprach, die Thüringer mit bewaffneter Hand zur Abgabe des Zehntens, welche der Erzbischof bis jetzt vergebens abforderte, zu nöthigen, worüber die Sachsen um so mehr aufgebracht wurden, weil Heinrich IV. sie mit Gewalt zwingen wollte, und zu diesem Ende nicht allein beständig in Sachsen, besonders aber zu Goslar, Hof hielt, sondern daselbst auch an mehreren Orten Festungen

anlegte, und sie mit gebornen Franken besetzte. Hiezu kam, daß, als Bernhard, Herzog von Sachsen, inzwischen mit Tode abging, seine beiden Söhne, Ordulph und Herrmann, dessen Länder unter sich theilten, welches aber Heinrich IV. nicht dulden wollte, und deshalb den Magnus, einen Sohn des inzwischen verstorbenen Herzogs Ordulph, gefangen nahm, um ihn zu zwingen, nicht allein das Herzogthum, sondern auch seine Güter im Lüneburgischen abzutreten. Eben so wollte auch Heinrich IV. dem Otto von Nordheim, Herzoge von Sachsen, weil dieser, als ein Abkömmling von Heinrich dem Vogler, ihm theils gefährlich schien, theils zu starken Anhang hatte, das von seiner Mutter Agnes ihm verliehene Herzogthum Bayern nicht in Händen lassen; damit er aber einen Vorwand hätte, dasselbe einzuziehen, trat ein gewisser Egino auf, der den Otto anklagte, er wäre von diesem gedungen worden, Heinrich IV. zu tödten, und der sich zugleich erbot, dieses durch den damals üblichen Zweikampf zu erproben. Otto ward befohlen, deshalb zu Goslar zu erscheinen; weil er es aber für zu erniedrigend hielt, als daß er es mit dem Egino aufnehmen sollte, ward ihm nicht nur sein Herzogthum, sondern auch das Leben abgesprochen, und er genöthigt, in Sachsen Schutz zu suchen. Das Herzogthum Bayern aber gab Heinrich IV. dem jungen Wolf, einem Sohne des Markgrafen Azzo und der Kunigunde, einer Erbtochter des alten berühmten schwäbisch-welfischen Hauses. Eben dieser junge Wolf ward der Stifter des nachmaligen welfischen Hauses und weil er ein Schwiegersohn des entsetzten Otto war, schickte er diesem seine Tochter zurück. Alle diese Ursachen brachten endlich die sächsischen Fürsten und Prälaten zu einem allgemeinen Mißvergnügen, so daß sie sich sämmtlich gegen Heinrich IV. schlugen, und von ihm durch eine Gesandtschaft begehrten, daß er die in Sachsen erbauten Festungen schleifen, alles den sächsischen Ständen

Entrissene zurückstellen, ihre Freiheit ungekränkt erhalten, nicht beständig in ihren Landschaften wohnen, die fremden Diener und Beischläferinnen wegschaffen, den für den Erzbischof zu Mainz eingeräumten Zehnten abstellen, und ein besseres Leben führen sollte, oder sie würden ihn im widrigen Falle bekriegen. Weil man Heinrich IV. diese Erklärung blos als einen blinden Lärm vorstellte, und er deshalb die Gesandtschaft nur verächtlich abfertigte, brach dieser zu dem sächsischen Kriege gelegte Zunder in helle Flammen aus, und er sah wider alles Vermuthen ein Heer von 60,000 Mann gegen Goslar rücken, das ihn nun nöthigte, sich in sein Bergschloß Harzburg zu werfen, wo er belagert wurde, und woraus er sich nicht anders, als mit der äußersten Gefahr retten und nach Eschwege in Hessen flüchten konnte. Heinrich IV. sammelte zwar ein Heer, konnte aber wenig Leute zusammenbringen, weil die Schwaben, Bayern, Lothringer und Andere ebenfalls nicht trauten, und, durch Beispiele mit Sachsen gewarnt, sich vorstellten, daß es ihnen nicht besser ergehen würde. Nun erkannte Heinrich IV. allgemach, daß die Welt ein wenig anders aussehe, als er es sich unter der Anleitung des Adalbert vorgestellt hatte, und daß, um eine Nation sich willfährig und unterthänig zu machen, es nicht genug sei, einige Schlösser zu bauen. Ueber Alles das, was vorging, hatten die Sachsen und Thüringer bereits ihre Klagen bei dem Papst Alexander II. angebracht, und diesem vorgestellt, die deutschen Kirchen befänden sich in gewaltigen Unruhen, man besäße ihre Güter unrechtmäßiger Weise, man erkaufe die Kirchenämter und geistliche Pfründen, das Volk sei durch die Auflagen unterdrückt, und der Adel verächtlich gemacht, weil die Großen ihm übel begegneten und seine Lehen an Unverdiente vergeben würden. Von all diesem Unglücke nannten sie Heinrich IV. den Urheber, und weil sie den Papst um schnellste Abhülfe baten, gab dieser dem damals in

Rom anwesenden Hanno, Erzbischofe von Köln, einen Brief an den König mit, worin von diesem Rechenschaft über sein Benehmen gefordert wurde. Indem Heinrich IV. auf Mittel dachte, sich gegen alle fernere Klagen der Sachsen und Thüringer sicher zu stellen, starb inzwischen im Jahre 1073 Alexander II.

Nach dem Tod Alexanders ward 1073 Hildebrand ohne Vorwissen des kaiserlichen Hofes zum Papst erwählt. Mit vieler Klugheit verschob er seine feierliche Einweihung, bis er die nöthige Bewilligung erhalten hatte, und er erhielt dieselbe durch dieses Merkmal einer Unterwürfigkeit. Der junge Kaiser (Heinrich IV.) sah die Drangsale nicht voraus, die ihm von einem solchen obersten Bischofe würden zugefügt werden. Gregor VII. (so nannte sich der neue Papst) zeigte sich bald als ein Feind aller Könige. Streng, unternehmend und unbiegsam, wie er war, setzten ihn seine Lage und sein Charakter in den Stand, alle Staaten umzustürzen.

Man sollte es kaum glauben, daß ein Mönch, nachdem er zum Haupte der Kirche erhoben worden, die Errichtung einer Universalmonarchie gewagt, alle christlichen Könige als seine Vasallen betrachtet und es wirklich unternommen habe, sie unter diesem Titel seiner Herrschaft zu unterwerfen. Indessen erhellt solches aus seinen eigenen Briefen deutlich. Wer den ehemaligen Zustand der Päpste mit der Macht vergleicht, zu welcher sie sich damals bereits emporgeschwungen hatten, begreift es, wie ein kühner Geist einen solchen Entwurf gebären konnte, und wie er vielleicht denselben noch eher hätte ausführen können, wenn er eben so viel Gewandtheit als Muth gehabt hätte.

Gregor fing mit Bekanntmachung seiner Ansprüche auf Spanien an. Er schrieb einen Tribut für die Eroberung aus, die man daselbst über die Saracenen machen würde. „Denn euch," schrieb er an die Spanier, „euch ist es ohne Zweifel genugsam bekannt, daß das

Königreich Spanien, als ein ehemaliges Eigenthum des heiligen Peters, noch jetzt keinem sterblichen Menschen, sondern allein dem apostolischen Stuhle zugehört." Er verbot ihnen, Eroberungen zu machen, wenn sie nicht den Tribut treulich bezahlen würden, indem er dieses Land lieber in den Händen der Ungläubigen, als die Kirche von ihren Söhnen feindlich behandelt sehen wollte. Nach einer solchen Erklärung ist nichts mehr zu verwundern.

Gegen Philipp I. von Frankreich, mit dem er unzufrieden war, führte er eine fast noch stärkere Sprache. Er übergab dieses Reich sogar einem abscheulichen Legaten, dem Bischofe von Die, einem gebornen Franzosen, der die Geißel der Nation ward, sich äußerst despotisch betrug, wider das Verbot des Königs Concilien hielt, ohne Rechtsform eine Menge Bischöfe absetzte, für den Papst Truppen warb und Gelder eintrieb, und mit einem Wort, alle Rechte der Bischöfe und der Krone unter die Füße trat. Gregor verlangte, daß Frankreich ihm eben sowohl als England einen jährlichen Tribut, wenigstens einen Römergroschen (ungefähr einen Thaler nach unserer Münze), für jedes Haus bezahlen solle, was er jedoch nicht durchsetzen konnte; dagegen gründete er einen Primat zu Lyon. — Er verbot auch, bei Priestern, die Kebsweiber hatten, Messe zu hören, untersagte ihnen alle Amtsverrichtungen, und drang auf die strengste Beobachtung des Cölibats. Aber diese in einer Kirchenversammlung zu Rom ergangenen Gesetze schienen unerträglich. So viel vermochte der eingeführte Gebrauch über Kirchenzucht. Sie veranlaßten Empörungen. Gregor ward als ein Ketzer verschrieen, der die Lehre Christi und des heiligen Paulus verfälsche.

Dem Papste lag nichts so sehr am Herzen, als das Priesterthum von den Fürsten unabhängig und desto abhängiger von Rom zu machen; daß er den Cölibat als ein Mittel zur Erreichung dieser Absicht angesehen

haben soll, weil Männer ohne Familie nur durch schwache Bande mit der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft sind, ist sehr wahrscheinlich. Aber unzweifelhaft ist der Bewegungsgrund, der den Streit wegen der Investituren rege machte. Die Bischöfe und Aebte, die ihre Güter von den regierenden Fürsten zu Lehen hatten, mußten von denselben eben sowohl als die andern weltlichen Herren die Investitur nehmen.

Gregor VII. aber verbot in einer Kirchenversammlung zu Rom bei Strafe des Bannes, sie von Laien anzunehmen. Die deutschen Bischöfe, die sich ohnehin der kaiserlichen Gewalt zu entziehen wünschten, unterstützten dieses Vorhaben mit Eifer, und die Bischöfe anderer Länder fanden nicht weniger ihren Vortheil. Dieses veranlaßte bald Streitigkeiten und blutige Kriege.

Heinrich IV., dessen Unterdrückung Gregor besonders zur Absicht hatte, der mit den geistlichen Pfründen eine Art von Handel trieb, war mit Bestreitung der rebellischen Sachsen beschäftigt, deren Trotz so weit ging, daß sie ihm einen Zweikampf angeboten hatten, um durch denselben zu entscheiden, ob er Kaiser bleiben solle oder nicht. Während dieses bürgerlichen Krieges waren ihm von Seiten Roms schon manche Unruhen erregt worden, und er war klug genug gewesen, alle mögliche Mäßigung zu gebrauchen. Er hatte sogar den Gregor gebeten, die Sachsen als Religionsschänder mit dem Banne zu belegen. Diese aber wandten sich gleichfalls an das päpstliche Tribunal und beschuldigten den Kaiser der Simonie und anderer Verbrechen. Bald darauf wurden die Sachsen gezwungen, sich zu unterwerfen; dagegen arbeitete der Papst an Donnerkeilen gegen den Kaiser.

Man suchte auf einem Reichstage 1076 die Sache beizulegen, als plötzlich zwei Legaten erschienen, die den Kaiser aufforderten, an einem bestimmten Tage sich zur Beantwortung der wider ihn gebrachten Klagen vor dem Papste zu stellen. Heinrich vergalt diese Schmach

dadurch, daß er auf einer Versammlung zu Worms den Papst absetzen ließ, und ihm darauf zu verstehen gab, daß ein Monarch Gott allein zum Richter habe, und wegen keines Verbrechens, wenigstens nur wegen Verleugnung des Glaubens, abgesetzt werden könne. Nun sprach der Papst in voller Kirchenversammlung im Namen des heiligen Petrus den donnernden Bannspruch aus, kraft dessen er dem Kaiser Heinrich das deutsche Reich und das italienische Königreich nahm, alle seine Unterthanen von ihrem Huldigungseid entband und ihnen verbot, ihn für ihren König zu erkennen. So ward denn zum ersten Mal ein Monarch von dem Papste des Reiches entsetzt. Dieser Urtheilsspruch diente vielen folgenden zum Muster.

Nichts konnte befremdender sein, als daß man der Kirchenversammlung zu Rom, wo dieses Urtheil des Papstes ausgesprochen ward, die berühmte Gräfin Mathilde und ihre Mutter Beatrix beiwohnen sah, die einen großen Theil von Italien unumschränkt beherrschten, Gregor VII. blindlings ergeben waren, ihn aufmunterten und ihm mit allen ihren Kräften wider Heinrich, ihren nahen Verwandten, beizustehen versprachen. Dies war keiner der geringsten Bewegungsgründe, die den Papst mit Zuversicht erfüllten, der ohnehin wußte, daß die Deutschen zur Empörung geneigt waren.

Gregor's Briefe, seine Legaten und einige andächtige Schwärmer, die diesfalls eigentlich nach Deutschland geschickt wurden, machten den päpstlichen Bannspruch so geltend, als wenn er von Gott gegeben wäre. Unwillig über den ärgerlichen Verkauf der Pfründen, über die Bedrückungen, die sie von dem Kaiser zu erdulden hatten, und über seine ausschweifende Lebensart, säumten die Deutschen, selbst die, die den Papst abgesetzt hatten, nicht, sich wider den Kaiser zu erklären. Eine Versammlung zu Tribur entwarf zu dessen Unterdrückung die gewaltsamsten Maßregeln. Heinrich

demüthigte sich so sehr, daß er sich erbot, den Großen die Regierung zu überlassen, wenn man ihm nur den königlichen Titel und den dazu gehörigen Ornat ließe. Es ward ausgemacht, der Papst solle gebeten werden, zur gerichtlichen Entscheidung nach Augsburg zu kommen; würde der König nicht innerhalb eines Jahres von dem Banne losgesprochen, so solle er der Krone auf immer verlustig sein; in dieser Zwischenzeit aber solle er, als ein mit dem Banne belasteter, zu Speier seinen Aufenthalt haben, von der Kirche ausgeschlossen sein und kein öffentliches Geschäft verrichten.

Heinrich, von Widerwärtigkeiten und Unglück niedergebeugt, beschloß endlich, um noch größerem Unheil zu entgehen, den Papst persönlich um Erbarmen anzuflehen. Er kam als ein demüthig Büßender in Italien an und begab sich nach Canossa, an den apenninischen Gebirgen, einem festen Schlosse der Gräfin Mathilde, worin Gregor mit derselben eingeschlossen war. Eine dreifache Mauer umgab die Burg. Innerhalb der zweiten Mauer hielt man den Kaiser an, und ließ ihn drei Tage lang, mitten im Winter, barfuß und ohne alle Bedienung warten, bis es dem Papste gefiel, ihm Gehör zu geben. Dies erhielt er nach einer rauhen Prüfung durch dringende Bitten und Verheißungen. Er empfing die Absolution, aber nicht eher, bis er sich anheischig gemacht hatte, sich vor der deutschen Reichsversammlung zu stellen, sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen, wenn dieser es befehlen würde, der Krone verlustig zu sein, und sich bis dahin aller Reichsgeschäfte zu enthalten. Heinrich beschwor Alles, was man verlangte.

Inzwischen rüsteten sich die Longobarden, die damals mit Gregor unzufrieden waren, über die Schwäche und Entehrung Heinrichs empört, und droheten, ihn zu entthronen und seinen Sohn an seine Stelle zu setzen. Dieser Umstand belebte ihn mit neuem Muth. Er brach seinen Eid, und ge-

wann wieder die Zuneigung der Longobarden. Aber die Deutschen rächten den Papst, indem sie den König absetzten. An seiner Stelle ward in einer Reichsversammlung Rudolph, Herzog von Schwaben, erwählt.

Gregor wagte es Anfangs nicht, sich für einen von diesen beiden zu erklären, und gab zu verstehen, er würde die Partei desjenigen nehmen, der sich dem apostolischen Stuhl am meisten unterwürfig bezeigen würde.

Nach einigen unglücklichen Feldzügen erfocht Rudolph endlich einen Sieg, der seiner Partei den Ausschlag zu geben schien. Alsbald erklärte der hochmüthige Gregor Heinrich IV. in einer Kirchenversammlung zu Rom des Königreichs Deutschland und Italien verlustig, nahm ihm alle königliche Macht und Ehre, verbot zugleich allen Christen, ihm als ihren König zu gehorchen, und verdammte ihn selbst dazu, daß er hinfort in den Schlachten kraftlos und niemals siegreich sein solle.

Heinrich, wüthend über die ihm zugefügte Schmach, hatte in einem Concilium den Papst abgesetzt und an seine Stelle Guibert, Erzbischof von Ravenna, ernannt. Nachdem Rudolph von ihm überwunden und 1080 in einer Schlacht getödtet war, kam er mit seinem Gegenpapst und einer Armee nach Italien zurück. Gregor hatte für Unterstützung gesorgt.

Nach verschiedenen Feldzügen und nach einer langen Belagerung bemächtigte sich Heinrich der Stadt Rom. Guibert wurde unter dem Namen Clemens III. zum Papst eingeweiht, und krönte dagegen Heinrich zum Kaiser. Gregor, der von einer Kirchenversammlung zu Utrecht war in den Bann gethan worden, behauptete sich in der Engelsburg. Robert Guiscard, Herzog von Kalabrien, eilte zu seiner Hülfe herbei und setzte ihn in Freiheit. Indessen flüchtete Gregor, der sich zu Rom nicht mehr sicher

hielt, nach Salerno, nachdem er über den Gegenpapst und über den Kaiser neue Bannstrahlen geschleudert hatte. Er starb im folgenden Jahre (1085).

Wilhelm der Eroberer und Philipp I. von Frankreich.

Wilhelm, der Eroberer Englands, wußte sich bei dem Papst besser in Furcht zu setzen, als der Kaiser. Gregor hatte von ihm verlangt, daß er ihm huldigen und Tribut bezahlen sollte (denn so nannte er den Petersgroschen, den der fromme König Offa der Kirche als ein Opfer gewidmet hatte). Wilhelm erbot sich, den Petersgroschen nach Gewohnheit zu bezahlen, aber statt ihm zu huldigen, verbot er seinen Bischöfen zu einer Kirchenversammlung nach Rom zu gehen. Gregor selbst befahl seinen Legaten, den König zu schonen.

Wilhelm war jedoch Englands Tyrann, und trieb daselbst das Recht der Waffen, auf die sich seine königliche Gewalt gründete, auf's äußerste. Durch einige Empörungen gaben ihm die Engländer einen Vorwand zu ihrer Unterjochung. Er nahm ihre Güter und bereicherte damit seine Diener, und bemühte sich, ihre Gesetze, ihre Gewohnheiten und sogar ihre Sprache auszurotten. In öffentlichen Schriften und vor den Gerichtsstühlen wurde nur die französische Sprache gebraucht.

Als Wilhelms ältester Sohn, Robert, mit dem Beinamen Kurzhose, die ihm versprochene Normandie verlangte, und er ihn abwies, verließ Ersterer den Hof, und begab sich noch dieselbe Nacht in Begleitung seiner Mitverbundenen nach Rouen, um sich des dortigen Schlosses zu bemächtigen; doch dieses gelang ihm nicht. Hierauf flüchtete er weiter in die Normandie hinein, fand daselbst großen Anhang, und

wurde, wie man argwöhnte, selbst von seiner Mutter mit Geld unterstützt. Die Unruhen dauerten von 1076 bis 1079. Endlich wurde er von seinem Vater in der Festung Gerberoi belagert, und bei einem Ausfall aus dieser Festung kam es zwischen ihm und seinem Vater zu einem merkwürdigen Zweikampfe. Sie kämpften, ohne sich zu kennen, durch ihre Helme bedeckt. Der verwundete König fiel vom Pferde. Jetzt erkannte ihn Prinz Robert, fiel ihm zu Füßen, und hatte Mühe, ihn zu besänftigen.

Philipp I., König von Frankreich, stellte sich durch einen unbedachtsamen Spott dem Zorn eines so gefährlichen Vasallen blos, der weit mächtiger als er selbst war. Wilhelm war übermäßig fett geworden und mußte deswegen eine ziemliche Zeit hindurch das Bett hüten. Dies veranlaßte Philipp zu der Spötterei: sein Bruder in England müßte lange Wochen halten. Dies erfuhr Wilhelm und wurde dadurch so erbittert, daß er Philipp sagen ließ, er wolle bald zu Paris seinen Kirchgang halten und alsdann so viele Wachskerzen anzünden, daß Frankreich darüber in Brand gerathen solle. Der erboste Wilhelm griff zu den Waffen, drang bis nach Mante, verbrannte diese Stadt, und würde seine Wuth bis nach Paris gebracht haben, wenn er nicht durch eine tödtliche Krankheit daran wäre verhindert worden.

Schon bei Verwüstung der Stadt Mante hatte sich Wilhelm ein Fieber zugezogen; er stürzte bald darauf vom Pferde und bekam von dem Sattelknopf einen heftigen Stoß an den Magen, der seinen Tod verursachte. Der zweite Sohn des Eroberers, Wilhelm der Rothhaarige, nahm mit Gewalt den englischen Thron ein; Robert, sein ältester Sohn, besaß blos die Normandie und Maine, Heinrich, der jüngste, der anfangs fast nichts hatte, setzte sich nachmals in den Besitz von der ganzen väterlichen Verlassenschaft.

Gregor VII. schien noch in seinen Nachfolgern

zu regieren, der Abt von Monte Cassino, den er auf seinem Todbette zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, und der unter dem Namen Viktor III. erwählt ward, erneuerte sogleich das Dekret wider die Investituren, und setzte jeden Kaiser, König, Herzog, Markgrafen u. s. w. ab, der sich gegen diese Ordnung auflehnte.

Viktor starb im Jahre 1087 unter der Kirchenversammlung, auf welcher er dieses Dekret ausgehen ließ. Ein anderer Mönch, ein Franzose von Geburt, der sich zum Bischof von Ostia emporgeschwungen und den Gregor VII. gleichfalls für würdig erklärt hatte, sein Nachfolger zu werden, gelangte nunmehr zu dieser Ehre und nahm den Namen Urban II. an. — Er schrieb sogleich nach allen Gegenden, daß er die Grundsätze Gregors auf's treulichste befolgen würde. Philipp I. von Frankreich gab bald Gelegenheit, dies zu beweisen, er schied sich von seiner Gemahlin, der Königin Bertha, mit welcher er verschiedene Kinder erzeugt hatte. Verliebt in Bertraden, dritte Gemahlin des Grafen von Anjou, machte er wider die Königin den gewöhnlichen Vorwand der zu nahen Verwandtschaft geltend, und dieses war um so leichter, da man erst kürzlich wieder die Ehen mit Verwandten bis zum siebenten Grade verboten hatte. Der Gegenvorstellungen des berühmten Ivo, Bischofs zu Chartres, ungeachtet, verstieß er sie nicht nur, sondern vermählte sich auch mit seiner Buhlerin, die er ihrem Gemahl entführt hatte.

Urban II. mischte sich sogleich in diese Angelegenheit. Er drohte in einem Briefe: „Würde der König in dem Laster beharren, so wolle er die ehebrecherischen Medianiter mit einem noch schärferen Spieß, als der Spieß Pinehas war, durchstechen.“ Sein Legat sprach wirklich den Bannfluch in einer Kirchenversammlung zu Autun aus, in welcher auch der Kaiser Heinrich IV. und der Gegenpapst Gui-

bert mit dem Banne belegt wurden. Philipp unterwarf sich dem Kirchenbann, ohne sich von Bertraden trennen zu wollen. Das Ableben der Bertha gab ihm einige Hoffnung. Bertrade behauptete selbst mit Genehmigung des Grafen von Anjou, ihre erste Ehe sei nichtig gewesen. Man hätte dem Uebel durch Güte abhelfen können, aber der Papst wollte nun einmal die Sache mit Gewalt treiben.

Urban, der schon mit dem Entwurf der Kreuzzüge umging, kam bald selbst nach Frankreich, und hielt eine Kirchenversammlung zu Clermont. Hier that er den König Philipp auf's Neue in den Bann, nachdem er allen Regenten die Ertheilung der Investitur, und allen Bischöfen und Priestern den Regenten zu huldigen verboten hatte. Ohne Genehmigung des Königs, dessen geborner Unterthan er gleichwohl war, gab er mit großer Dreistigkeit seine Befehle, errichtete ein Bündniß und warb Soldaten.

In allen Kirchenversammlungen schleuderte man den Bann wider die Investituren und die Huldigung, welche Geistliche ihren Monarchen darbrachten.

Was sich Kaiser und Könige gefallen ließen, dagegen sträubten sich die Fürsten der Normänner. Den Normännern gehörte bereits Sicilien, das Roger, der jüngste in der Familie, welcher von dem äußersten Ende Frankreichs gekommen war, um in Italien Staaten zu errichten, erobert hatte. Die auf dieser Insel wohnhaften Saracenen und Griechen hatten sich mit Beibehaltung ihrer Religion und Gesetze unterworfen, Robert Guiscard, Hauptanführer der Unternehmung, hatte damit Rogern unter dem Titel eines Grafen belehnt.

Obschon die normännischen Prinzen sich für Lehensmänner des heiligen Stuhles bekannten, so waren sie doch viel weniger, als irgend ein Anderer, Sklaven des römischen Hofes. Urban II. wollte in Sicilien eben so, wie in andern Ländern, einen

Legatum a latere einführen, der in seinem Namen befehlen sollte. Seit der Regierung Nikolaus I. gaben diese päpstlichen allenthalben hingesandten Staatsbedienten den Königen Gesetze, unterdrückten die Geistlichkeit und machten die Völker unglücklich. Sie richteten, befahlen und straften willkürlich, mit einem Despotismus, den das Vorurtheil ehrwürdig machte. Hildebrand hatte dieses Joch noch drückender gemacht, und Rom herrschte durch Meinung eben so wirklich, als es in den alten Zeiten durch die Waffen geherrscht hatte. Doch was ein König von Frankreich ertrug, das wollte ein normännischer Edelmann nicht dulden. Urban hatte seinen Legaten nach Sicilien geschickt. Der Graf Roger verhinderte denselben, die Gewalt seiner Legatenwürde auszuüben, und ward dabei so ernst, daß der Papst, der wohl einsah, wie sehr er ihn zu schonen Ursache hatte, dem Grafen selbst und dessen Erben die Gewalt eines Legaten in Sicilien, d. i. die geistliche Gerichtsbarkeit, übertrug.

Urban II. folgte auf dem päpstlichen Stuhle Pascal II., ein Mönch zu Clugni, den Gregor VII. zum Kardinal gemacht hatte, eben so stolz und unternehmend als Gregor selbst, dessen Geist und Denkart damals der päpstlichen Würde wesentlich zu sein schien.

Pascals Legaten belegten den König Philipp auf einer Kirchenversammlung zu Poitiers auf's Neue mit dem Bann, obschon Wilhelm, Graf von Poitiers und Herzog von Aquitanien, sich alle Mühe gab, solches abzuwenden. Einige von den Beisitzern dieser Kirchenversammlun, empörten sich; es regnete Steine auf die Legaten und Bischöfe, und einem Priester ward der Kopf zerschmettert. Dergleichen Aergernisse hätten zur Warnung dienen sollen. Bertrade, die des Bannfluches spottete, womit sie und der König belegt waren, wollte zu Sens, wo alle Kirchen vor ihnen verschlossen waren, die Messe hören. Sie ließ

eine Kirchenthür aufbrechen, und ein ihr ergebener Priester las ihr die Messe.

Indessen hielt Philipp sehr dringend um die Absolution an. Endlich erweichte er den Papst. Er trat barfuß in eine Kirchenversammlung zu Paris, und er sowohl als Bertrade verpflichteten sich eidlich, einer Verbindung zu entsagen, die man nicht für gesetzmäßig erklären wollte. Von einem Legaten losgesprochen, fuhren sie fort, mit einander zu leben, und ihre Kinder wurden für thronfähig erklärt.

Philipp I. starb im Jahre 1108 zu Melun. Mit Bertrade hatte er zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen. Bertrade erhielt die Landschaft Ober-Bruyere zu einem Leibgedinge, stiftete daselbst eine Priorei und starb bald nachher als Nonne.

Der Kaiser Heinrich IV., der ein beständiges Ziel der römischen Bannflüche war, diente zu einem schrecklichen Beispiele der Uebel, welche der Mißbrauch der geistlichen Gewalt erzeugte. Urban II. und die Gräfin Mathilde hatten seinen Sohn Konrad zu einer Empörung vermocht, und Italien hatte den Rebellen offenbar unterstützt. Im Jahre 1097 vermochte der Kaiser eine Reichsversammlung, dem rebellischen Konrad das Recht der Thronfolge zu nehmen, und dieses zwar zum Vortheil seines zweiten Sohnes Heinrich, der sich mit einem Eide verpflichtete, sich in keine Empörung einzulassen. Konrad starb bald darauf. Heinrich IV. glaubte den Mißbräuchen dadurch zu wehren, daß er Gesetze gab, um die großen Angelegenheiten der Kirche einem deutschen Tribunale, das aus Bischöfen und Herren bestand, zu unterwerfen und dadurch zu bewirken, daß der Papst nicht die Rechte eines obersten Richters ausübe. Doch diese Gesetze dienten nur dazu, seine Feinde noch mehr zu erbittern.

Pascal II., der ihn, wie gewöhnlich, mit dem Banne belegt hatte, bewaffnete mittelst allerlei Kunst-

griffen den jungen Heinrich wider seinen Vater, unter dem Vorwande, die Sache der Kirche zu vertheidigen. Er sprach ihn von seinem Eide los, als wenn nur der Eid allein von gräulichen Verbrechen zurückhalten könnte. Der Vater suchte diesen Rebellen in einem sehr rührenden Briefe zur Reue zu bewegen. Dieser antwortete, er kenne keinen Vater und keinen König, der unter dem Kirchenbanne stehe. Man verglich sich indessen über eine Zusammenkunft, die aber die Verrätherei vollendete. Der Kaiser ward angehalten, gefangen genommen und gezwungen, auf die Krone Verzicht zu thun. Der junge Heinrich ward zu Mainz in Gegenwart der päpstlichen Legaten gekrönt. Heinrich IV. konnte sogar nicht einmal Absolution erhalten. Er entkam, warb Truppen, ward überwunden und blieb ohne Hoffnung.

In dem äußersten Elend, in das er versetzt ward, bat er den Bischof zu Speier um eine Präbende zu seinem nothdürftigen Unterhalt, indem er vorstellte, daß er die nöthigen Fähigkeiten hätte, das Amt eines Vorsängers oder Lesers zu verwalten; und auch diese Gnade ward ihm abgeschlagen. Er starb endlich zu Lüttich im Jahre 1106, nachdem er dem Rebellen sein Schwert und seine Krone überschickt hatte. Um das Maß der Greuel voll zu machen, ließ der unnatürliche Sohn den väterlichen Leichnam, und zwar auf Befehl des Papstes, wieder ausgraben: denn einen verbannten Fürsten müßte man bis in's Grab verfolgen.

Heinrich IV. hatte Laster und Tugenden. Vielleicht würde er glorreich regiert haben, wenn die Päpste sich gegen ihn als Hirten und nicht als Despoten betragen hätten. Man erzählt von ihm, daß er in 66 Feldschlachten gefochten habe.

Heinrich V.

Dieser Kaiser war 1081 geboren und schon 1099 von seinem Vater zum Mitregenten aufgenommen worden. Dieser unnatürliche Sohn, nachdem er die Bannflüche gegen seinen Vater so sehr zu seinem Vortheil benutzt hatte, nahm gleichwohl das Investiturrecht gegen den Papst in Schutz. Pascal II., der neue Ungewitter aufsteigen sah, ging nach Frankreich, wo die Päpste gewohnt waren, den Königen zu trotzen und Unterstützung zu finden.

In Chalons an der Marne, wo sich auch des Kaisers Gesandten einfanden, kam es zu Unterhandlungen.

In denselben ward viel, aber ohne Nutzen, disputirt. Nach damaliger Gewohnheit, ohne Grundsätze zu urtheilen, behauptete der Papst, daß die Kirche, da sie durch das Blut Christi zur Freiheit erkauft wäre, nicht wieder in die Knechtschaft zurückfallen müsse; daß sie aber eine Sclavin der regierenden Herren sein würde, wenn sie ohne deren Bewilligung keinen Prälaten wählen könne; daß das Investiren mit dem Ring und Bischofsstabe, die dem Altare zugehörten, ein gewaltiger Eingriff in die Rechte Gottes, und daß es für geweihte Hände eine Verunehrung wäre, wenn sie zwischen die blutbefleckten Hände eines Laien gelegt würden. Die deutschen Abgesandten hatten bessere Gründe vorgebracht. Diese Sophistereien würdigten sie keiner Antwort. In der Hitze des Zorns riefen sie: „Rom ist der Ort, wo das Schwert diesen Streit entscheiden wird.“ Nach ihrer Abreise verdammte Pascal die Investituren auf's Neue in einer Kirchenversammlung zu Troyes.

Inzwischen rückte Heinrich V. 1110 mit einer Armee in Italien ein und war völlig entschlossen, sich krönen zu lassen und seine Rechte mit dem Schwerte zu behaupten. Pascal wandte sich zu spät an die

normännischen Fürsten, seine Vasallen. Weil die erwartete Hülfe ausblieb, trat er in Unterhandlung. Man ward zu Sutri dahin eins, daß auf der einen Seite der deutsche König sich des Investiturrechts begeben, die Wahlen frei lassen, die Domainen des heiligen Petrus zurückgeben und wider des Papstes Leben und Freiheit nichts unternehmen; auf der andern Seite aber der Papst dem Kaiser die Regalien (das ist, die Ländereien, Lehen und königlichen Rechte, die der Krone mit Gewalt entrissen, oder durch die Freigebigkeit der Fürsten an den päpstlichen Stuhl gekommen waren) zurückgeben, Heinrich krönen und ihm allen Beistand leisten sollte. Die Ausführung dieses Vergleichs schien offenbar unmöglich. Es fehlte beiden Parteien sowohl an Redlichkeit der Gesinnungen, als an Zutrauen.

Heinrich hielt 1111 seinen Einzug in Rom und Pascal erklärte ihn zum Kaiser. Aber die Bischöfe waren weit davon entfernt, die Herstellung der Regalien zu bewilligen.

Man entzweite sich in Rom selbst, der Papst versagte die Krönung und ward gefangen. Jetzt gestand er endlich dem Kaiser das Investiturrecht feierlich zu, krönte Heinrich, las die Messe und reichte ihm die Hälfte der Hostie mit diesen Worten: „Wie dieser Theil des lebendig machenden Leibes von dem andern getrennt ist, so soll auch derjenige von uns Beiden, der diesen Vergleich brechen wird, von dem Reiche Christi getrennt sein.“ Heinrich bat um Erlaubniß, seinen Vater begraben zu dürfen, dessen Leichnam er auf Befehl von Rom wieder hatte ausgraben lassen. Er erhielt diese Erlaubniß, aber nicht eher, als bis die Bischöfe bezeugt hatten, daß Heinrich IV. als ein reuiger Sünder gestorben sei.

Kaum war der Kaiser abgereist, sich dieser Pflicht zu entledigen, als sich von allen Seiten Klagen wider Pascal erhoben. Den Papst reuete der geschlossene

Vertrag und er ergriff mit Eifer eine Gelegenheit, ihn zu brechen. Er erklärte ihn in einer Kirchenversammlung zu Rom für nichtig und bezeugte feierlich, daß er den Verordnungen Gregors VII. und Urbans II. auf immer getreu bleiben wolle. Die Kirchenversammlung donnerte Bannflüche wider die Investituren, und eine fanatische Wuth brach wider den Kaiser aus. Zu Vienne in Delphinate, eine Stadt zu den kaiserlichen Domainen gehörig, that man ihn in den Bann.

Nun entstanden neue Empörungen, neue Bürgerkriege und neues Blutvergießen. Die Anordnungen der Kirche schienen in Blutgesetze verwandelt zu sein; Pascal besorgte, sich eines Meineids schuldig zu machen, wenn er selbst den Kaiser mit dem Banne belegte. Seine Legaten und die Kirchenversammlungen thaten das an seiner Stelle; und die Sachsen und andere Rebellen waren bereitwillig genug, seiner Rachgierde zu dienen.

Zu der Zeit, da Deutschland im Feuer stand, starb die berühmte Gräfin Mathilde, die seit den Zeiten Gregors VII. eine Sclavin und eine Stütze des römischen Hofes gewesen war. Sie besaß Toskana, Parma, Piacenza, fast die ganze Lombardei, Spoleto u. s. w. Sie war die einzige Erbin ihres Vaters, des Herzogs und Markgrafen Bonifacius, und ihrer Mutter, der Herzogin Beatrix aus dem Hause Karls des Großen. Als Wittwe Gottfrieds des Bucklichten, Herzogs von Lothringen, hatte sie sich mit Welf, Herzog von Bayern, vermählt und durch Ehescheidung wieder von ihm getrennt. Die Verschenkung ihrer Staaten an den heiligen Stuhl, die sie vor ihrem Ableben wieder erneuerte, mußte neue Unruhen verursachen, denn die meisten ihrer Staaten waren Reichslehen, und sie hatte folglich nicht das Recht, sie zu veräußern; aber man darf sich nicht wundern, daß Gregor VII. sie als wohlerworbene Güter

betrachtete. Indessen eilte doch der Kaiser, sie in Besitz zu nehmen.

Er kam 1113 nach Rom, von wo Pascal II. entwichen war, um sich den Normännern in die Arme zu werfen.

Heinrich V. ließ sich jetzt nochmals von einem ihm ergebenen Legaten, Namens Bourdin, krönen.

Pascal starb, nachdem er diesen Legaten in den Bann gethan und vergeblich gesucht hatte, sich Roms zu bemeistern. Man ernannte Gelasius II., einen ehemaligen Mönch aus Clugni, zu seinem Nachfolger. Da der Kaiser den Gelasius nicht bewegen konnte, seine Investituren zu genehmigen, setzte dieser ihm in der Person des Bourdin einen Gegenpapst. Der anfänglichen Unterstützung der Normänner in Italien ungeachtet, sah sich Gelasius genöthigt, nach Frankreich zu flüchten. Er starb daselbst, und der Erzbischof zu Vienne ward unter dem Namen Calixtus II. sein Nachfolger.

Dieser, ein Verwandter Heinrichs V., wünschte sehr den Streit zu endigen, ohne jedoch das System seiner Vorgänger aufzugeben. Indem er zu Rheims eine Kirchenversammlung hielt, näherte sich Heinrich in eigener Person zu einer Unterredung bei Mouzon. Die Unterhandlung wurde bald abgebrochen, weil man nicht einig werden konnte. Nun wurden neue Bannflüche auf den Kaiser gedonnert und neue Verordnungen ausgefertigt, welche die Unterthanen von ihrem Huldigungseid entbanden. Die Eide hatten keine Zuverlässigkeit mehr, seitdem ein Wort der Päpste sie vernichtete. Wie schändlich dieser Mißbrauch sei, das hatte Calixtus aus der Antwort des Königs von England schließen können, dem er anlag, einen Prälaten, der sich mit dem König entzweit hatte, wieder zu seiner Würde zu erheben. Heinrich I. entschuldigte sich damit, er habe geschworen, daß dies nimmermehr geschehen solle. Calixtus erwiederte: „Ich

bin Papst, ich will dich von deinem Eide lossprechen.“ Aber der König antwortete: „Wie wenig wird man Eiden trauen, wenn man an einem Beispiele sieht, daß eine Lossprechung sie unkräftig mache.“

Die vornehmste Bemühung des Papstes war auf die Vertreibung des Gegenpapstes Bourdin gerichtet, der in Italien herrschte. Die normännischen Fürsten unterstützten ihn dabei. Er belagerte Bourdin in Sutri. Die Einwohner lieferten ihm denselben aus, und nun überhäufte man den unglücklichen Mann mit Schmach; man setzte ihn rücklings auf ein Maulthier führte ihn dieser Stellung im Triumphe nach Rom, setzte ihn den Beschimpfungen des wüthenden Pöbels blos und warf ihn endlich auf den Rest seiner Tage in's Gefängniß. Der Papst machte allenthalben seinen Sieg kund und ließ ein Gemälde aufstellen, in welchem Bourdin zu seinen Füßen lag.

Endlich ward auch der Kaiser genöthigt, nachzugeben. Die immer rebellischen Sachsen hatten ihm einen schimpflichen Frieden abgezwungen, der Erzbischof von Mainz hatte ein Heer wider ihn auf den Beinen, und die Bannsprüche drohten den Thron umzustürzen. Heinrich suchte daher klüglich seine Sicherheit in dem Frieden, der auf einem Reichstage zu Worms geschlossen ward. Er entsagte nicht nur der Investitur durch den Bischofsstab und Ring, sondern auch aller Ertheilung der Pfründen, und sogar den Regalien des heiligen Peters, das heißt der Lehensherrschaft über die Länder der römischen Kirche. Der Papst gestand ihm dagegen zu, daß die Bischöfe und Aebte in seiner Gegenwart freiwillig erwählt und die Erwählung von ihm mit den Regalien durch das Scepter investirt würden.

Dadurch, daß man das Scepter an die Stelle des Bischofsstabes und des Ringes setzte, endigte man eine der ärgerlichsten Streitigkeiten, welche die Menschheit beschimpft haben. Nichts beweist mehr, wie grausam

und zugleich wie ungereimt der Aberglaube sei. Denn wenn das Investiren, oder sich investiren lassen, wie man so oft den richterlichen Ausspruch gethan hatte, eine Ketzerei war, was lag denn im Grunde daran, ob solches durch Ueberreichung eines Scepters oder eines Bischofsstabes geschah?

In der That ging mit dem Verluste des Investiturrechtes das edelste Kleinod der Kaiserkrone verloren. So lange der Kaiser die Bischöfe mit dem Ring und Stabe belehnte, waren diese Würden sehr abhängig von seiner Gewalt; und Personen von hoher edler Abkunft hielten eben sowohl, als ihre Familien, es mit dem Kaiser, wenn sie den Besitz eines reichen Bisthums wünschten. Nachher verließ all dieser mächtige Adel den Hof des Kaisers und erhöhte durch seine Gegenwart und Anhänglichkeit den Glanz und die Stärke des päpstlichen Hofes. Denn die Ertheilung der weltlichen Regalien durch das Scepter war, da sie dem mit Ring und Stabe schon Belehnten nicht leicht versagt werden durfte, eine sehr unwirksame Ceremonie.

Ein allgemeines lateranisches Concilium, wobei sich mehr als 300 Bischöfe einfanden, befestigte 1123 den Frieden zwischen dem Priesterthum und dem Reiche. Man sprach hier den Bannfluch über die Uebertreter des Gottesfriedens aus, der noch immer nach den Gesetzen bestand und immer durch die Sitten umgestoßen ward. Man that auch diejenigen in den Bann, die Benevent überfallen würden; ein Vorsicht, die zum Beweise diente, daß man das Zeitliche nicht außer Acht lassen wollte. Die Prälaten widersetzten sich mit großer Hitze der Gewalt der Mönche. „Es bleibt nichts mehr übrig," sagten sie, „als daß man uns den Bischofsstab und den Ring nimmt und uns ihnen unterwirft, weil sie bereits die Kirchen, die Ländereien, die Schlösser, die Zehnten, die Opfer von Lebenden und Todten in ihrem Besitz haben; die Domherren und Geistlichen sind verächtlich gemacht, seitdem die

Mönche, statt nach der Regel des heiligen Benedikts in einer heiligen Ruhe zu leben, mit einer unersättlichen Ehrsucht unsere Rechte an sich zu ziehen suchen." Die Folge davon war, daß man den Aebten und Mönchen das Auflegen der Buße, die Krankenbesuche und selbst das öffentliche Messelesen verbot. Das war nun ein auffallender Widerspruch mit den Anordnungen Urbans II. und anderer Päpste. Aber die Gewalt der Mönche litt darunter nicht. Ihre Zahl, ihr Ansehen und ihre Reichthümer mehrten sich von Tage zu Tage. Sie hatten die Denkart ihrer Zeit und den römischen Hof auf ihrer Seite. Die ganze Geschichte lehrt, daß die übergroße Macht der Päpste vornämlich ihr Werk war, weil sie damals das Obergewicht hatten.

Heinrich V. war auf die Wiederherstellung seiner Gewalt und auf Rache wider seine Feinde bedacht. Er konnte es dem König in Frankreich, Ludwig VI., mit dem Zunamen der Dicke, Philipps I. Nachfolger im Reiche, nicht vergeben, daß derselbe den Papst aufgenommen und begünstigt hatte. Er schrieb demselben einen Theil der Schmach zu, wodurch ihn die Kirchenversammlung zu Rheims entehrt hatte; nnd er wollte Frankreich demüthigen, um nachher die deutschen Fürsten, die sich unabhängig gemacht hatten, zu bändigen. Vereinigt mit Heinrich I., König in England, seinem Schwiegervater, der damals mit Ludwig wegen einiger Städte in der Normandie im Kriege begriffen war, zog er an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen den Letztern. Aber der Eifer der französischen Nation zeichnete sich bei dieser Gelegenheit auf eine rühmliche Weise aus. Die Vasallen, so wenig sie auch sonst der Krone Gehorsam leisteten, drängten sich mit bewaffneter Hand in solcher Menge wider den auswärtigen Feind herbei, daß Ludwig gar bald ein Heer von 200,000 Mann beisammen hatte.

Bei dieser Kriegsrüstung wider den Kaiser Hein-

rich V. bediente man sich zum ersten Male der berühmten Hauptfahne der französischen Truppen, Oriflamme genannt, die aus einem Stück feuerrothen Taffet bestand, der an einer vergoldeten Stange befestigt war und nach unten zu drei Spitzen hatte, an welchen Quasten von grüner Seide hingen. Die Oriflamme war ihrem Ursprunge nach die Kirchenfahne der Abtei St. Denis, und ward zu den kleinen Kriegen gebraucht, welche die Abtei zur Behauptung ihrer Kirchengüter zu führen hatte.

Kaum war Heirich gegen Frankreich vorgerückt, als er von einer neuen Empörung Nachricht erhielt. Er ging daher wieder über den Rhein zurück; ohne das Geringste ausgerichtet zu haben.

Heinrich V. machte nach seinem vergeblichen Zug nach Frankreich einen Anschlag, das ganze Reich mit einer allgemeinen beständigen Steuer zu belegen, worüber wahrscheinlich das Mißvergnügen der Stände über seine gewaltthätigen Entwürfe bald zum Ausbruche gekommen sein würde, wenn nicht sein unerwarteter Tod der Lage der Dinge auf einmal eine andere Wendung gegeben hätte; er bekam nämlich am Arm ein Geschwär, mit welchem er, ob man es gleich für tödtlich hielt, es wagte, sich nach Speier zu begeben, und wirklich nahm dieses Uebel so sehr überhand, daß er genöthigt war, sich mit den heiligen Sakramenten der Sterbenden veesehen zu lassen, und bald darauf den 23. Mai im Jahre 1125 seinen Geist aufgab, nachdem er 44 Jahre gelebt, und als König 20, als Kaiser aber 14 Jahre regiert hatte. Er war der Letzte aus dem salischen Hause, oder von den Herzogen von Franken und Worms, welche den kaiserlichen Scepter 101 Jahre geführt haben. Man setzte ihn zu Speyer den Fürsten von seinem Hause bei.

XVI.

Die Zeiten der Kreuzzüge.

Schon Gregor VII. hatte den Plan gemacht, ganz Europa zur Eroberung des heiligen Landes unter die Waffen zu rufen, wurde aber durch die ewigen Streitigkeiten mit Kaiser Heinrich IV. davon abgehalten.

Ein Eremit aus der Picardie, Namens Peter, ein kühner Schwärmer, der 1094 von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurück kam, schilderte die Unterdrückung der heiligen Stadt und die Bedrängnisse der dortigen Christen mit so lebhaften Farben, daß Urban II. ihn für geschickt hielt, die Völker und die Könige in Bewegung zu setzen. Der Eremit, von ungestalteter Figur und mit Lumpen bekleidet, durchwanderte mit bloßen Füßen eine Provinz nach der andern, redete die Sprache eines Propheten, ward als ein Prophet aufgenommen und verbreitete seine schwärmerischen Gesinnungen allenthalben. Der Papst berief in dieser Angelegenheit eine Kirchenversammlung zu Piacenza, bei welcher sich über 30,000 Menschen, unter denen 200 Bischöfe und 4000 andere Geistliche, sich einfanden. Da riefen Tausende aus: „Man erhebe sich und sprenge die Fesseln der Christenheit!“ und schwuren, wie es der Papst forderte, bei der ersten Gelegenheit für die Sache Gottes zu streiten. Noch glänzender war die große Landes- und Kirchen-Gemeinde, welche im Wintermonate desselben Jahres, am achten Tage nach dem Feste des heiligen Martin, zu Clermont in Auvergne gehalten wurde; man sah neben einer ungeheuren Volksmenge 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte und viele geringere Geistlichen.

Peter bekam bald den Ruf eines Heiligen, und man riß sich sogar um die Haare aus dem Schwanze

seines Maulthieres, die man als Reliquien aufbewahrte. — Der Papst hielt eine Anrede an das Volk zu Clermont, durch welche die schon so aufgeregte Menge in höchsten Enthusiasmus versetzt wurde. „Gott will es!" schrie man von allen Seiten. Man drängte sich herbei, um von den Händen des Papstes oder der Bischöfe ein Kreuz von rothem Zeuge, das man auf sein Kleid heftete, entgegen zu nehmen; daher der Name der Kreuzzüge und der Kreuzfahrer (Kreuzbrüder), um damit diese neue Art von Feldzügen und von Kriegsmacht zu bezeichnen. Wer das rothe Kreuz nahm, der erhielt eben dadurch gänzliche Befreiung von allen Arten der Büßung.

Nie haben Reden und Beschlüsse stärker gewirkt, als zu Clermont; denn von hier breitete sich bald, von den heimgekehrten Priestern und Rittern angefacht, der Eifer für den heiligen Krieg über alle Landschaften aus; Städte und Dörfer wandelten sich in Lager- und Uebungsplätze um; in der Normandie wie in Toulouse, in Gascogne wie in Lothringen, nahmen Adel und Leibeigene, Bürger und Bauern, Greise und Jünglinge, Männer und Weiber das Kreuz; Mönche entflohen, wenn ihre Aebte die Erlaubniß verweigerten, heimlich den Zellen, Nonnen brachen das Klostergelübde, Diebe, Räuber und Mörder verließen Kerker und Schlupfwinkel, um als bewaffnete Pilgrime der gegenwärtigen oder künftigen Strafe zu entgehen; ja manche Schwärmer brannten sich das verehrte Zeichen mit glühendem Eisen in die Haut ein, vorgebend, von Gott selber geweiht zu sein.

Hugo, Bruder des Königs Philipp; Robert, Herzog der Normandie, Gottfried von Bouillon, Herzog von Nieder-Lothringen und Brabant; Eustach und Balduin, seine beiden Brüder; Raimond, Graf zu Toulouse, und Robert, Graf von Flandern, waren unter den Kreuzfahrern. Bischöfe, Priester, Mönche, Weiber und Kinder nahmen unter den heiligen

Herren Dienste. Man verkaufte seine Güter, um zu dem Feldzuge die nöthigen Kosten aufzubringen, und man sah dabei auf keinen Preis. Die Kirchen und Klöster bereicherten sich durch den Ankauf derselben. Der Herzog von der Normandie verpfändete sein Herzogthum an den König von England. Der Graf von Toulouse überließ seine Staaten einem natürlichen Sohne aus seinem Hause. Gottfried verkaufte Bouillon an das Kapitel zu Lüttich. Man zweifelte keineswegs, daß die Reichthümer Asiens jeden dergestalt erlittenen Verlust hundertfältig ersetzen würden.

Gleichzeitige Schriftsteller setzen die Zahl der ersten Kreuzbrüder auf mehr als sechs Millionen. Die besten Geschichtschreiber zählen ungefähr dreizehnhunderttausend. Indessen nahm doch kein einziger König an diesem Unternehmen Antheil. Der ungeheuren Auswanderung ihrer Unterthanen ungeachtet wuchs doch den Königen dadurch ein Vortheil zu, dieser nämlich, daß ihre mächtigen Vasallen ihre kriegerische Wuth, wodurch sie ihren Lehensherren so gefährlich waren, auswärtig ausließen.

Der Eremit Peter spielte in Mönchsschuhen, und umgürtet mit einem dicken Stricke, die Rolle eines Feldherrn und eines Begeisterten, glaubte, daß Gott allen vorkommenden Mängeln durch Wunder abhelfen würde, und reiste, ohne Vorrath und ohne alle Kriegszucht, an der Spitze von 18,000 Mann vor Allen zuerst ab.

Ein armer Edelmann, Walter Habenichts oder Walter ohne Geld, der eben so unwissend, als er selbst war, theilte das Kommando mit ihm. Dieses Heer von Banditen beging in Ungarn und Bulgarien die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten, und ward auf dem Wege nach Konstantinopel fast gänzlich niedergehauen.

Ein Haufen von mehr als 200,000 Franzosen, Engländern und Deutschen begingen in ihrem Eifer solche Grausamkeiten gegen die Juden, daß Einige der-

selben zu Trier ihre Kinder ermordeten, um sie nicht den Mißhandlungen der Christen auszusetzen, und einige jüdische Weiber sich mit Steinen beluden und sich sodann in's Wasser stürzten.

Alexius Comnenus, Kaiser von Konstantinopel, hatte die Lateiner um Beistand wider die Türken ersucht; er empfing daher den Eremiten und die Trümmer seiner Armee sehr freundschaftlich; aber er lernte seine Leute bald kennen. Die Kreuzbrüder plünderten und verheerten Alles, ohne einmal die Kirchen zu schonen. Er versorgte sie daher mit Lebensmitteln und Fahrzeugen, um ihre Abreise zu beschleunigen. Die Christen in Asien erfuhren ihre Gewaltthätigkeiten gar bald, und die Türken zernichteten sie ohne Mühe. Peter kam nach Konstantinopel zurück, um dort die Helden des Kreuzzuges zu erwarten. Sein Enthusiasmus erhielt sich in seinem Un lücke, und die Frevelthaten seiner schwärmerischen Soldaten verringerten selbst in seinen Augen das Verdienstliche seines Feldzugs keineswegs.

Endlich kamen die französischen Prinzen mit ihren Truppen an. Bohemund, ein Sohn Robert Guiscard's, vereinigte sich mit ihnen, in der Hoffnung, da ßes ihm eben so gut glücken würde, in Asien ein Königreich zu errichten, wie solches seinem Vater und seinen Oheimen in Europa geglückt war. Alexius Comnenus, mit dem er lange Krieg geführt hatte, fürchtete seinen Ehrgeiz und seine Tapferkeit. Alles machte diesen Kaiser mißtrauisch, die Räubereien der ersten Kreuzbrüder, und die Stärke und der Stolz der nun folgenden. Seine Tochter Anna Comnena erzählt, ein französischer Herr habe die Kühnheit gehabt, sich neben ihn auf den Thron zu setzen und wäre in seiner Unverschämtheit so weit gegangen, daß er sogar in die Worte ausgebrochen: „Dieser Grieche ist ein kurzweiliger Bauernkerl, der sich in unserer Gegenwart niedersetzt.“ Es gab viel Streit und Zwiespalt. Ade-

mar, Bischof von Pui, Generallegat und Feldherr des Kreuzzuges, drang darauf, daß man Konstantinopel belagern solle. Man sah jedoch ein, wie schimpflich es sein würde, den Kreuzzug mit einem Angriff wider die Christen anzufangen. Alexius machte endlich, daß er dieser gefährlichen Gäste los ward. Er versorgte sie mit allem Nothwendigen, und ließ sie nach Asien gehen, nachdem er sich hatte versprechen lassen, daß sie ihm wegen der Länder, die sie den Türken abnehmen würden, huldigen wollten. Die Griechen rühmen seine Klugheit; die Lateiner beschuldigen ihn der Treulosigkeit.

Durch innerliche Zwistigkeiten der Türken war das muhamedanische Reich von seiner Stärke sehr herunter gekommen. Ein Sultan regierte zu Nicäa in Bithynien, ein anderer in Persien, ein anderer zu Antiochien und noch ein anderer zu Damaskus. Asien enthielt, wie Europa, eine Menge kleiner Staaten, die unter größeren begriffen, und, durch ungerechte Gewalt errichtet, der Zwietracht zur Beute wurden. Diese Feinde des Christenthums sahen sich jetzt von 600,000 streitbaren Männern angegriffen, die von sehr kriegerischen Fürsten angeführt wurden. Eine solche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können; aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewisse Siege verspricht: an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegszucht.

Unterdessen wurde doch im Jahre 1097 Nicäa dem Solimon genommen, und die Armee des Sultans zweimal geschlagen. Balduin, Gottfrieds von Bouillon Bruder, drang in Mesopotamien ein, bemächtigte sich der Stadt Edessa, und errichtete daselbst ein Fürstenthum. Man belagerte Antiochien. Bohemund, der klügste unter den Kreuzrittern, verlangte diese Stadt zu seinem Eigenthume. Der Graf von Toulouse setzte sich dagegen. Das Mißverständniß verhinderte den Fortgang der Waffen, und die Armee

wurde von Hunger und Krankheiten aufgerieben. Schon erkaltete der Eifer, und Viele kehrten nach Europa zurück. Endlich erhielt Bohemund, was er verlangte, und Antiochien wurde nach einer langen Belagerung eingenommen.

Aber die Christen wurden daselbst bald darauf von 200,000 Mann belagert. Um ihren Muth von Neuem zu beleben, bediente man sich des Blendwerkes eines Wunders. Ein Priester versicherte, ihm sei in einer himmlischen Offenbarung der Ort bezeichnet worden, wo die Lanze, womit man Christo die Seite durchstochen habe, begraben liege. Man folgte ihm, man grub nach, man fand eine eiserne Lanze und schrie: Wunder! Alsbald ward eine Schlacht beschlossen. Die heilige Lanze, die von dem Legaten getragen wurde, ermunterte zu den heldenmüthigsten Thaten, und die Türken wurden geschlagen.

Kurze Zeit darauf starb der Legat Ademar von Pui. Urban sandte einen neuen Legaten, Daibert, Erzbischof von Pisa, der sehr auf das Interesse des römischen Hofes hielt, und sich vor allen Dingen die Ausbreitung der päpstlichen Herrschaft im Oriente angelegen sein ließ.

Nachdem die Kreuzfahrer sich Antiochiens bemeistert hatten, rückten sie weiter bis Jerusalem vor.

Die Christen, bekannt mit den Zerwürfnissen der Moslemin und von brennender Kampfbegier getrieben, schlossen sofort Jerusalem an der nördlichen und westlichen Seite ein. Herzog Gottfried lagerte vor dem Hauptbollwerk der Burg Davids, neben ihm zur Linken Graf Raimund mit dem ritterlichen Tancred, dann nordwärts vor dem Thor und der Kirche des Märtyrers Stephanus Herzog Robert von der Normandie, nebst dem Grafen von Flandern, Balduin von Bourg und andern Herren. Die Ost- und Südseite blieben frei; erst später besetzte eine Abtheilung den Oelberg. Obgleich nur 20,000 Fußknechte

und 1800 Reiter stark und von dem eben so zahlreichen Troß mehr gehindert als unterstützt, von Hunger, Durst und Beschwerden entkräftet, ohne hinlängliche Sturmleitern und Wurfmaschinen, wagten dennoch die Pilger schon am fünften Tage (zwölften Brachmonat) einen allgemeinen Angriff, nahmen die Vormauer weg, mußten aber nach fruchtlosen Anstrengungen, tiefer einzubrechen, auf den Befehl der Fürsten gegen Abend von dem ungleichen Kampfe ablassen und fortan sich kräftiger rüsten. Also zogen, das nöthige Bauholz für das Belagerungsgeräthe herbeizuschaffen, der Herzog und Graf Robert, von einem syrischen Christen geführt, in einen sieben Meilen entfernten Wald, fällten und brachten auf Eseln und Kameelen die schlanksten Bäume in das Lager, während Andere Haufen Gesträuch für die Verfertigung der Schanzkörbe sammelten. Mit solchem Eifer arbeiteten Ritter und Knappen, Weiber, Greise und Kinder, daß binnen etlichen Tagen eine hinlängliche Anzahl von Thürmen, Leitern und Mauerbrechern geliefert wurden. Inzwischen quälte der Durst furchtbar die schon von der Glühsonne des morgenländischen Heumonats erschöpften Menschen und Thiere; denn man mußte, da Brunnen und Cisternen verschüttet waren, das Wasser theils fünf Meilen Weges weit herholen, theils an der einzigen Quelle Siloa den wachsamen Feinden durch blutige Kämpfe abgewinnen. Da flohen etliche Pilgrime, an der Rettung verzweifelnd, gen Joppe nach der Seeküste, ließen sich andere, die Mauern Jerusalems küssend, von den Geschossen und Steinen der Ungläubigen tödten, indeß bald auch Mangel und Krankheiten den standhaftesten Muth auf die Probe setzten. Die Ankunft einer genuesischen Flotte, welche Lebensmittel und geschickte Baumeister brachte, linderte doch allmälig das Elend und bestimmte den Kriegsrath, welchen überdies das Gerücht von einem nahenden Heer der Muselmänner schreckte, alle Anstalten für den Hauptsturm zu treffen. Also zogen

die Christen am Freitag den 8. Heumonat, weiß gekleidete Priester mit Kreuzen und Heiligenbildern voran, in voller Waffenrüstung, barfuß, unter dem Schall der Trompeten und bei fliegenden Fahnen zuerst in die Marienkirche, darnach auf den Oelberg, wo Peter der Einsiedler und Arnulf aus Flandern in begeisternden Reden Fürsten und Volk zur Eintracht, Frömmigkeit und Ausdauer mahnten, und kehrten, oft von den staunenden Saracenen verhöhnt und beunruhigt, tief gerührt in das Lager zurück. Sofort bestimmte man den nächsten Donnerstag für einen allgemeinen und entscheidenden Angriff auf die heilige Stadt. Der verhängnißvolle Tag (14. Heumonat) erschien, und mit ihm stürmte, wie ein Mann, das christliche Heer, dessen Gefahren selbst Weiber theilten, wuthentbrannt wider die feindlichen Mauern und Thore, fand aber eben so kluge als tapfere Gegenwehr; denn Steine, Balken, Pfeile, mit Schwefel und siedendem Oel angefüllte Geschirre wurden in solcher Menge herabgeschleudert, daß die Belagerer gegen Abend nach beträchtlicher Einbuße vom Kampf ablassen mußten. Dieser begann in der Frühe des folgenden Tages mit gleicher Erbitterung und dauerte sieben Stunden lang ohne gewissen Ausgang. Schon wichen, ermattet von dem fruchtlosen Anstürmen, Ritter und Fußknechte, und es gedachten selbst die kühnsten Führer, Gottfried und Tancred, eines allgemeinen Rückzuges; als plötzlich auf dem Oelberge ein Mann in strahlender Rüstung erschien und den weithin schimmernden Schild schwenkte, wie wenn er zur Fortsetzung des Streites mahnen wollte. Freudig deuteten der Herzog und sein Bruder Eustach auf den Sieg verkündenden Boten des Himmels, und jubelnd griff das Volk von Neuem zu den Waffen, indeß die Weiber Trank und Speise herbeibrachten, Gefahren und Mühseligkeiten theilten. So wurde binnen einer Stunde trotz der feindlichen Geschosse die äußere Mauer zwischen

dem Stephansthor und dem Thale Josaphat an mehreren Stellen gebrochen, der Graben ausgefüllt, und der lothringische Hauptthurm, dessen Spitze ein vergoldetes Kreuz und Christusbild schmückten, mit seinem Wurfzeuge an die innere Mauer vorgeschoben. Umsonst leisteten die Moslemin den Widerstand der Verzweiflung; von zahllosen Geschossen umschwirrt, vom Rauch des angezündeten Strohes und Flechtwerks fast erstickt, räumten auch die Muthigsten den ihnen angewiesenen Platz. Da fiel aus dem zweiten Stock des Thurms die Fallbrücke, unterstützt von zwei Balken, welche die Belagerten für ihre Abwehr gebraucht hatten. In wenig Augenblicken standen zuerst die flandrischen Brüder Engelbert und Ludolf, darnach der Herzog Gottfried, Tancred, Robert von der Normandie und der Graf von Flandern auf der Mauer, welche an andern Stellen mittelst Leitern erstiegen wurde. Bald öffnete die eingedrungene Schaar das Stephansthor, von wo die Pilger mit dem Ruf: „Gott will es! Gott hilft!“ in die Straßen vorstürmten. Nicht lange darauf überstieg Raimund von Toulouse an der Mittagsseite die Burg Davids, während der Gewalthaufe durch das gesprengte Südthor mit solcher Heftigkeit eindrang, daß sechszehn Provenzalen im Gewühle erstickten. Furchtbar raste jetzt in den Straßen und Häusern die entfesselte Mordgier; überall wurden ohne Unterschied Männer und Weiber, Greise und Kinder oft mit ausgesuchten Qualen getödtet, Säuglinge von den Brüsten der Mütter hinweggerissen und an den Boden geschleudert, Gefangene langsam verbrannt oder genöthigt, von den Thürmen herabzuspringen, alle zur Synagoge flüchtigen Juden durch Feuer vertilgt, 10,000 Muselmänner, unter ihnen viele Priester (Imams) und Gesetzkundige (Ulemas), in dem durch Tancred erstürmten Tempel Salamons (Moschee Omar) so lange hingewürgt, bis das Blut die Treppe herab rieselte und die Hufe der Rosse

netzte. Selbst die auf das Dach Geflüchteten traf am andern Morgen der Untergang; von 40,000 Menschen blieben nur etliche Hunderte verschont, um die Todten zu beerdigen, Gassen und Wohnungen zu reinigen. Endlich müde des Mordens und Raubens legten die vom Fuß bis zum Scheitel mit Blut bespritzten Sieger die Waffen ab, wuschen sich und zogen barfuß, das Haupt unbedeckt, unter Gebeten und Lobgesängen in die Kirche des heiligen Grabes, wo Etliche reumüthig die eben gewonnene Beute in den Opferstock legten, Andere schluchzend ihre Sünden bekannten und Besserung gelobten, Alle aber aufrichtig in die Danklieder der versammelten Priesterschaft einstimmten und Gott priesen, daß er die geweihten Stätten befreit habe von dem Joch der Ungläubigen. Darnach wählten, der aufkeimenden Zwietracht und Zügellosigkeit kräftig zu begegnen, die am heiligen Grabe versammelten Herren nach fruchtlosem Widerspruch der Geistlichkeit, welche ein Pfaffenreich gründen wollte, den Herzog Gottfried durch Stimmenmehrheit zum König von Jerusalem (22. Heumonat), und den ehrgeizigen, ränkevollen Kaplan Arnulf zum Patriarchen der morgenländischen Kirche.

Jetzt aber drohte eine neue Gefahr von Egypten her. Mehr den 100,000 Neger, Beduinen und Egypter naheten unter Afdal, dem Vezir des Chalifen, um die junge Pflanzung der Christen im Keime zu ersticken. Jene, nur 5000 Reiter und 15,000 Fußknechte stark, aber voll Selbstvertrauens und Glaubens an die wunderthätige Kraft des unlängst gefundenen heiligen Kreuzes, zogen dem Feinde freudig entgegen und gewannen durch Heldenmuth und Klugheit bei Askalon einen so entscheidenden Sieg (2. August), daß fortan nicht nur viele Jahre lang die Angriffe der Moslemin ruheten, sondern auch freiwillig die Befehlshaber von Ptolemais, Askalon, Cäsarea und andern Städten theils Verträge abschlossen, theils Zins gelobten.

Gottfrieds Ruhm und seine Gerechtigkeitsliebe wurden sogar von den Ungläubigen hochgeachtet. Darum wählten ihn selbst arabische Stammhäuptlinge entweder zum Schiedsrichter ihrer Zwiste, oder überbrachten persönlich Geschenke als Zeichen ehrfurchtsvoller Hochachtung. Lange überlebte aber König Gottfried die Gründung des Reiches Jerusalem nicht; er starb mitten in der Jahre und des Ruhmes Blüthe (18. August 1100), beweint von Franken, Syrern, Griechen, und geachtet von den Erbfeinden des christlichen Glaubens.

Die Eroberung der Christen umfaßte jetzt neben Jerusalem, Joppe und zwanzig Flecken, vier unmittelbare durch ein loses Band zusammengehaltene Lehenherrschaften, gegen Mitternacht die Grafschaft Edessa, vom Walde Marith bis nach Maredin in Mesopotamien, unter Balduin, dem Bruder und Nachfolger Gottfrieds von Bouillon; das Fürstenthum Antiochien, südlich von den Burgen Margat und Valenia, westlich von Tarsus, östlich von Heraclea begrenzt und im erblichen Besitz Bohemunds (starb 1110); die an Raimund von Toulouse (starb 1105) übertragene Grafschaft Tripolis, von der südlichen Markung Antiochiens bis zu dem Hundefluß, zwischen Byblus und Byritus gelegen, und das von Tancred (starb 1112) am See Genezareth gestiftete Fürstenthum Tiberias.

In Europa vergrößerte man das errungene Kriegsglück. Hugo, Bruder des Königs von Frankreich, brachte daselbst neue Truppen zusammen, und fand sein Grab im Orient. Die Venetianer halfen Bertranden, Sohn des Grafen von Toulouse, ein kleines Fürstenthum zu Tripolis in Syrien errichten, davon sie ihren Theil erhielten. Venedig hatte sich anfangs geweigert, den Kreuzbrüdern Zufuhr zu liefern. Voltaire sagt: „Es bereicherte sich mehr als jemals durch seinen Handel mit den Muhamedanern, und besorgte, seine unter denselben behaupteten Privilegien zu verlieren. Die Genueser, Pisaner und Griechen

rüsteten Schiffe aus, befuhren damit die Küste von Klein-Asien, und verkauften die Lebensmittel, womit sie dieselben befrachtet hatten, an die Kreuzbrüder. Der Wohlstand der Genueser wuchs seitdem zusehends heran, und man erstaunte bald darauf, Genua zu einer ansehnlichen Macht emporgewachsen zu sehen. Ehe die Venetianer sich mit den Kreuzzügen einließen, sahen sie es zuvörderst ab, ob ihnen dieselben Vortheile bringen könnten. Diese Handelsstädte hatten immer ihr Interesse vor Augen; und sie allein waren es, die von der Raserei, davon Europa erschüttert ward, Nutzen zogen.

Zur Vertheidigung der Pilgrime, die von den Türken viel zu leiden hatten, entstanden zu Jerusalem drei Mönchs- und Kriegsorden, die Hospitaliter, die Tempelherren und die deutschen Ritter. Diese Stiftung war eines Jahrhunderts würdig, darin man geistliche Dinge dergestalt unter einander mischte, daß man glaubte, die Tugenden eines Mönches ließen sich mit den Eigenschaften eines Soldaten verbinden. Aus diesen neuen Geistlichen, die man mit Gütern und Privilegien überhäufte, wurden bald hernach gierige, zügellose und stolze Krieger, die einander anfeindeten, und deren gegenseitiger Haß die Macht der Christen schwächte.

Die Fürstenthümer zerfielen in Lehen. Die Zwietracht herrschte überall, und die Türken würden gar bald Alles über den Haufen geworfen haben, wenn sie nicht selbst unter einander in Uneinigkeit gelebt hätten. Die neuen Fürsten weigerten sich, ihrem Versprechen zufolge, dem Kaiser Alexius zu huldigen; und das gab neuen Anlaß zum Krieg.

Konrad III. und Lothar II., Beide erwählte Kaiser. Die Päpste Innocenz II. und Anaclet.

Heinrich V. war ohne männliche Erben gestorben. Die Stimmen der meisten Fürsten waren für Konrad, Herzog von Franken. Aber der Erzbischof von Mainz, der durch seine Ränke den kleinen Adel auf seine Seite zog, ließ den Lothar, Grafen von Supplinburg, erwählen und ausrufen, so sehr sich auch die meisten Fürsten dawider setzten. Konrad ging nach Italien und ward zuerst zu Monza und darauf zu Mailand gekrönt.

Papst Honorius II. und der größte Theil von Italien waren Konrad entgegen. Lothar behielt auch in Deutschland die Oberhand, nachdem Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, sich mit seiner Tochter vermählt hatte, der von seinem Schwiegervater auch das Herzogthum Sachsen bekam.

Bald brach auch der Krieg in Italien aus, und Honorius that Lothars Gegenkaiser in Bann. Durch ein noch größeres Uebel, nämlich durch die Spaltung, welche das Ableben des Papstes im Jahre 1130 veranlaßte, ward ganz Europa in Feuer gesetzt. Die kleinere Zahl der Kardinäle erwählte in einer heimlich veranstalteten Versammlung den Kardinal Gregor, einen ehemaligen Mönch, unter dem Namen Innocenz II. zum Papste. Die andern Kardinäle versammelten sich an dem nämlichen Tage zu der gewöhnlichen Zeit und erwählten öffentlich Peter von Leon, den Enkel eines getauften Juden, dessen Familie ihrer Reichthümer wegen in großem Ansehen stand. Er war Mönch zu Clugni gewesen. Man gab ihm dem Namen Anaclet. 27 Kardinäle, die Suffraganeen der Kirche zu Rom, die Erzpriester und viele Aebte schrieben an den Kaiser Lothar, daß

Anaclet allein kanonisch erwählt, der andere hingegen blos das Werk von einem halben Dutzend der Simonie schuldiger Leute sei. Dieser Streit kündigte blutige Kriege an. Anaclet versicherte sich des Beistandes der Normänner, die sich in Italien so furchtbar gemacht hatten. Dem Grafen Roger II., Herzog von Apulien und Calabrien, ertheilte er den Titel eines Königs von Sicilien und die Oberherrschaft über Neapel und Capua, vermittelst der Huldigung und des gewöhnlichen Tributs.

Innocenz hatte einen sehr einflußreichen Mann auf seiner Seite, den berühmten heiligen Bernhard, Abt zu Clairvaux, einem burgundischen Mönche von dem damals neu errichteten Cistercienser-Orden; einem feurigen Geiste, voll Eifers, voll Strenge und unüberwindlichen Muthes, dem sein Verstand, seine Beredsamkeit, seine Jugend und der Ruf seiner Heiligkeit die Gemüther dergestalt unterwarfen, daß er die wichtigsten Angelegenheiten entscheiden durfte, das Orakel der Völker, und gewissermaßen der Gebieter der Bischöfe, der Päpste und der Könige ward.

In Frankreich war man zweifelhaft, für welchen von den beiden Päpsten man sich zu erklären hätte. Ludwig der Dicke, der dem Anaclet geneigt war, berief zur Entscheidung dieser Angelegenheit eine Kirchenversammlung. Die Kirchenversammlung ließ es auf den Ausspruch des heiligen Bernhards ankommen, und dieser erklärte sich für Innocenz, der dann sogleich mit lautem Zurufe als Papst erkannt ward.

Innocenz war, da man ihn aus Rom vertrieben hatte, nach Pisa geflüchtet. Er wandte sich eilends nach Frankreich, ward daselbst mit der größten Ehrfurcht aufgenommen und fand Schätze in der Freigebigkeit der Nation. Auch der König von England, Heinrich II., erklärte sich für Innocenz, nachdem

ihm Bernhard seine Zweifel deshalb genommen hatte.

Lothar hielt sich zu Lüttich auf. Innocenz kam dahin, der Kaiser empfing und begleitete ihn mit tiefer Ehrfurcht, hielt den Zügel des Pferdes und übernahm die Verrichtung eines Stallmeisters; er bediente sich aber auch dieser Gelegenheit, um das Investiturrecht wieder zu verlangen. Der Papst befand sich daher in der äußersten Verlegenheit; aber Bernhard, der in seinem Gefolge war, bestritt die Forderung des Kaisers öffentlich, schlug ihn durch seine dreiste Beredsamkeit zu Boden und nöthigte ihn, seiner Forderung zu entsagen.

Lothar hatte zu der Zeit, da der König von Sicilien einen Aufruhr in Apulien dämpfte, mit einer kleinen Armee Innocenz II. in den Besitz von Rom gesetzt. Der Kaiser hatte von demselben die kaiserliche Krone und den Nießbrauch der Domainen der Gräfin Mathilde erhalten, unter der Bedingung, der letztern wegen dem heiligen Stuhle zu huldigen. Zu gleicher Zeit verschenkte der Papst Corsica an die Genueser, und Sardinien an die Pisaner mit der Bedingung, die Saracenen von dannen zu vertreiben.

Innocenz, bald genöthigt, aus Rom zu entweichen, flüchtete nach Pisa und hielt daselbst eine Kirchenversammlung, um Anaclet und dessen Beförderer auf's Neue mit dem Banne zu belegen. Der heilige Bernhard war die Seele dieser Kirchenversammlung, und der Papst hatte ihm noch außerdem die Unterwerfung der Mailänder zu danken, die jetzt seine Partei nahmen. Bernhard schlug das Erzbisthum zu Mailand und andere Bisthümer aus; er spielte unter der Mönchskappe eine viel größere Rolle, als der Papst selbst.

Der König von Sicilien machte jedoch den Anaclet in Italien siegen, der Kaiser aber kam mit einem Heer heran, um dem Innocenz wieder seine

Gewalt zu verschaffen, und nahm dem König von Sicilien Apulien weg. Eine Empörung in Deutschland setzte Lothars Eroberung Grenzen, und der König Robert nahm ohne Mühe die verlorenen Länder wiederum ein. Endlich kündigte der Tod Anaclets 1138 das nächst bevorstehende Aufhören der Spaltung an. Ein neuer Gegenpapst, Gregor, unterwarf sich nach zwei Monaten auf Zureden des heiligen Bernhard, der ihn zu Innocenz' Füßen führte.

Der König von Sicilien ward mit dem Banne belegt, weil er sich nicht anders als unter für ihn vortheilhaften Bedingungen unterwerfen wollte; er griff daher nochmals zu den Waffen, und Innocenz zog ihm persönlich entgegen. Der Papst gerieth in einen Hinterhalt und ward gefangen. Roger benutzte die Gelegenheit und erhielt die Investitur des neuen Königreichs Sicilien unter den nämlichen Bedingungen, wie er sie von Anaclet erhalten hatte. Nach geschlossenem Frieden küßte er dem Papste die Füße, bat um Vergebung und huldigte ihm.

In Frankreich war Ludwig VII., mit dem Beinamen der Jüngere, im Jahre 1137 seinem Vater, Ludwig dem Dicken, in der Regierung gefolgt. Er war fromm, gut und lenksam, aber auch dabei lebhaft und eifersüchtig über seine Rechte und über seine Ehre. Das Kapitel zu Bourges hatte einen Erzbischof erwählt, der dem Hofe zuwider war. Er befahl, eine neue Wahl anzustellen, und schloß nur diesen Einzigen davon aus. Dieser aber, der von Innocenz II. in Schutz genommen wurde, war bald darauf in Rom. Der Papst weihte ihn und sprach von dem König als von einem jungen Menschen, den man belehren und im Zaume halten müsse; ein einziges Subjekt von der Wahl auszuschließen, das, sagte er, heiße die Wahlfreiheit vernichten. Ludwig verbot, den Erz-

bischof anzunehmen, sogleich belegte der Papst und der Prälat das Königreich mit dem Interdikte.

Ludwig hatte sich jedoch sehr sträflicher Handlungen schuldig gemacht und zu Nitri in der Champagne auf seinen Befehl eine Kirche verbrennen lassen, in welche sich die geängstigten Einwohner geflüchtet hatten. 1300 Menschen kamen in den Flammen um. Der König fühlte Gewissensbisse, machte sich wegen seiner Grausamkeit die bittersten Vorwürfe und überließ sich seinen reuevollen Empfindungen, die ihn später zu einem Kreuzzuge vermochten.

Der Papst selbst kam jedoch durch einen Mönch, der da behauptete, die Geistlichkeit könne keine Ländereien und Herrschaften besitzen, sondern müsse von willkürlichen Gaben leben, daher sollten die Fürsten der Klerisei ihre Güter entreißen, um dieselben zum Nutzen des Staates zu verwenden, sehr in's Gedränge, da diese Meinung großen Anhang bei dem Volke fand. In Folge eines Streites zwischen den Einwohnern von Tivoli und den Römern, der nicht nach dem Willen der Letztern beigelegt worden war, empörten sich diese. Sie stellten den Senat wieder her und erneuerten den Krieg. Innocenz starb vor Gram. Sein Nachfolger, Cölestin II., regierte nur fünf Monate. Lucius II., des Letztern Nachfolger, wollte die Senatoren vom Kapitol vertreiben, und ward gesteinigt.

Eugenius III., der ehemals Mönch zu Clairvaux und ein Schüler des heiligen Bernhard gewesen war, ward von den Römern mit ähnlicher Freiheit begegnet. Arnold von Brescia wiegelte sie mit seinen kühnen Predigten auf. Sie zwangen den Adel, einem ernannten Patricier Gehorsam zu schwören. Der Papst entfernte sich endlich von Rom, durchirrte einige italienische Städte, und begab sich im Jahre 1146 auf den Weg nach Frankreich, dem gewöhnlichen

Zufluchtsorte der Päpste, die sich nicht mehr zu Rom behaupten konnten.

Der zweite Kreuzzug.

Mit den von den Kreuzfahrern gemachten Eroberungen im Orient stand es fünfzig Jahre nach dem ersten Kreuzzuge schon mißlich genug. Die Türken hatten Edessa erobert und Jerusalem selbst war gefährdet. Der heilige Bernhard beschloß einen neuen Kreuzzug und setzte Alles in Bewegung. Auf seinen Antrieb ergriff Ludwig der Jüngere das Kreuz sammt seiner Gattin, der Königin Eleonora, und hoffte dadurch das Verbrechen von Vitri zu sühnen. Auch Konrad III., den ersten Kaiser aus dem Hause Schwaben, der zur Annehmung des Kreuzes wenig Neigung hatte, wußte er dazu zu bereden. Der Kaiser hatte sich geäußert, er wolle die Sache in seiner Rathsversammlung in Ueberlegung nehmen, und Bernhard von dem gefaßten Entschlusse des folgenden Tages Nachricht ertheilen. Voll Ungeduld, seine Eroberung zu vollenden, predigte dieser an demselben Tage mit solchem Feuer, daß der Kaiser auf der Stelle das Kreuz nahm.

Der Kaiser Konrad trat den Zug zuerst an. Er war ein Schwager von Emmanuel Comnenus, der das orientalische Kaiserthum beherrschte.

Konrad wagte sich unüberlegterweise mitten durch Felsen zu tief in Klein-Asien. Der iconische Sultan, der ein besserer Feldherr war, zerstückelte seine Armee. Er floh nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jerusalem und kam mit wenigen Soldaten nach Europa zurück. Ludwig hatte bei seinem Feldzuge dasselbe Schicksal. Er ward von den Türken geschlagen, flüchtete nach Antiochien, ging als Pilgrim nach Jerusalem und brachte nach Frankreich nur Zweierlei zurück: das Glück, das heilige Grab besucht zu haben,

und die Kränkung, daß er sich von seiner Gemahlin, die ihn auf seinem Zuge begleitete, verunehrt glaubte.

Im Jahre 1148 hatten Beide Damaskus belagert; die Christen in Palästina hatten sie verrathen und die Festung gerettet. Da die Christen sich einander haßten und anfeindeten, und da alle Arten der Laster sich zu der Frömmigkeit der Kreuzfahrer gesellten, so darf man sich nicht über die unausbleiblichen Unglücksfälle wundern, welche man auszustehen hatte.

Nach seiner Zurückkunft in Frankreich verstieß Ludwig der Jüngere seine Gattin Eleonora wegen unzüchtigem Lebenswandel und unter dem gewöhnlichen Vorwande zu naher Verwandschaft. Sie vermählte sich bald darauf mit Heinrich Plantagenet, Herzog von der Normandie, der von seinem Vater Anjou und Maine geerbt hatte, und dem sie als einen Brautschatz zwei große Provinzen zubrachte, deren jetzt die Krone durch diese Ehescheidung beraubt wurde, und der bald Englands Herrscher werden sollte.

England unter Heinrich II. (Plantagenet.)

1152 — 1174.

Heinrichs Mutter, Mathildis, Wittwe des Kaisers Heinrich V., in der zweiten Ehe vermählt mit dem Grafen von Anjou, Gottfried Plantagenet, von der am Hute getragenen Pflanze Plantago, daher der Name der plantagenetischen Könige von England, war die einzige Tochter und folglich Erbin Heinrichs I., Königs in England, der im Jahre 1135 starb. Stephan, Graf von Boulogne, von mütterlicher Seite ein Enkel Wilhelms des Eroberers, ließ sich zum König von England krönen; er gewann anfangs den Adel durch gefährliche Begnadigungen, brachte aber nachmals die Geistlichkeit auf, indem er ihr ihre Festungen zu entreißen suchte.

Die Geistlichkeit erklärte sich für Mathildis, krönte sie und verrieth sie nachmals wieder. Der junge Heinrich, den sie bereits zum Herzoge von der Normandie gemacht hatte, betrat den Schauplatz mit so viel Stärke und Muth, daß Stephan (im Jahre 1153) genöthigt ward, auf Kosten seines eigenen Sohnes ihn zu seinem Nachfolger in der Regierung zu ernennen. Im folgenden Jahre starb Stephan; das plantagenetische Haus nahm Besitz vom Throne und bildete eine Macht, die um so viel beträchtlicher war, da Heinrich II. mit dem Besitze großer Staaten große Eigenschaften verknüpfte, und seinen ohnmächtigen Lehensherrn, den König von Frankreich, zittern machte.

Heinrich war darauf bedacht, der ausschweifenden Gewalt und Macht der Geistlichkeit in England Schranken zu setzen, wodurch er sich große Widerwärtigkeiten zuzog. — Er glaubte dies mit Hülfe seines Kanzlers, des Thomas Becket, der selbst Geistlicher war, am besten bewerkstelligen zu können, und verlieh ihm das Erzbisthum Canterbury, die höchste Ehrenstelle im Reiche, welche vermöge der Rechte des Primats und des ersten Pairs eine Gewalt gab, die damals oft gefährlich wurde, weil sie fast unbegrenzt war. Bei Veränderung seines Standes nahm Becket plötzlich eine ganz veränderte Aufführung an. Man sah in ihm nur den strengen Bischof, der sich dem Hofe entzog, sich ganz den Bußübungen widmete, und den Ruf eines Heiligen erwerben wollte. Folgende Schandthat gab die Veranlassung zum Bruch. Ein Priester beging einen Meuchelmord: dieser Priester hatte sich eines zweifachen abscheulichen Verbrechens schuldig gemacht. Er hatte die Tochter eines Edelmanns geschändet, und darauf, um der Rache ihres Vater zu entgehen, diesen Letztern ermordet; Heinrich verlangte, daß dieser Verbrecher von dem ordentlichen Tribunale sollte .gerichtet und zum Tode verurtheilt werden.

Becket widersetzte sich, berief sich auf die Freiheiten der Klerisei und behauptete, daß man den Mörder mit keinen andern als nur mit Kirchenstrafen belegen könne. Dieser Mißbrauch herrschte seit langer Zeit.

Der König ließ nun in einer Versammlung der Bischöfe und Herren zu Clarendon verschiedene Artikel für so viele alte Gewohnheiten Englands für Reichsgesetze erklären, unter Andern: „Daß geistliche Verbrecher den weltlichen Gerichten sollten ausgeliefert werden; daß kein unmittelbarer Vasall der Krone ohne des Königs Bewilligung mit dem Banne zu belegen wäre; daß man nicht an den Papst appelliren, noch ohne Erlaubniß aus dem Reiche gehen dürfe.“ Der Primas selbst versprach, so wie alle anderen anwesenden Bischöfe, diesen Anordnungen ohne Ausnahme Gehorsam. Aber der Ausspruch des Papstes Alexander III. brachte Becket gar bald auf andere Gedanken, oder befestigte ihn vielmehr in seiner ehemaligen Denkart.

Dieser Papst, der von seinem Gegenpapste Victor im Jahre 1159 aus Rom vertrieben ward, hatte wie gewöhnlich seine Zuflucht nach Frankreich genommen. Ludwig der Jüngere und Heinrich II. waren ihm entgegen gegangen, hatten ihn zu Fuße empfangen und beiderseits die Zügel gehalten.

Alexander erklärte die Verordnungen von Clarendon jetzt für nichtig. Becket bestrafte sich mit neuen Bußübungen für die Sünde, dieselben unterschrieben zu haben, und wollte nicht eher sein Amt vor dem Altare verwalten, bis er von dem Papste Absolution erhalten hatte. Aufgebracht durch diese Aufführung, konnte Heinrich sich nicht mehr halten. Er verfolgte den Primas, nahm ihm seine Güter und verurtheilte ihn zur Landesverweisung. Becket flüchtete nach Frankreich, weil er des Schutzes eines andächtelnden Königs gewiß war, der bei den Unruhen Englands seinen Vortheil fand und sich auf die Beschirmung

eines stolzen Papstes verließ, dessen Sache er als seine eigene vertheidigte. Doch belegte er die Minister Heinrichs II. und überhaupt alle Vertheidiger der berüchtigten Verordnungen mit dem Banne.

Die beiden Könige waren fast beständig mit einander im Streite. Ein zwischen ihnen geschlossener Friede gab Gelegenheit, zur Beilegung dieser Streitigkeiten in Unterhandlung zu treten. Heinrich sagte zu dem König in Frankreich: „Becket beweise nur denjenigen Gehorsam, den die heiligsten seiner Vorgänger den schwächsten unter meinen Vorgängern bewiesen haben, und ich will zufrieden sein.“ Der Primas bestand auf's hartnäckigste darauf, nichts nachzugeben, ohne die hinzugefügte Klausel: „Unbeschadet der Ehre Gottes und der Freiheit der Kirche.“ Alle Unterhandlungen blieben ohne Wirkung.

Endlich schien einige Zeit nachher die Ruhe wieder hergestellt zu sein. Man wurde dahin eins, die Streitfrage unerörtet zu lassen. Aber die Willfährigkeit des Königs machte den Stolz des Erzbischofs um nichts geschmeidiger. Gleich nach seiner Rückkunft in's Königreich belegte Becket den Erzbischof zu York mit dem Banne, weil derselbe in seiner Abwesenheit Heinrichs ältesten Sohn und Mitregenten gekrönt hatte. Dieses gewaltsame Betragen entriß dem König in der Hitze des Zornes die Worte, die er nur zu sehr zu bereuen Ursache hatte: „Wird denn keiner meiner Diener mich an einem undankbaren Priester rächen, der mein ganzes Königreich in Verwirrung setzt?“ Er gedachte nicht an die Folgen dieses Ausspruchs, der so sehr vermögend war, seine Getreuen zu einer Gewaltthätigkeit zu verleiten. Die Wirkung davon war eben so schnell als abscheulich. Vier Edelleute ermordeten Becket in seiner Kirche.

Hätte Heinrich nicht die Klugheit gehabt, sich dem Urtheilsspruche des Papstes zu unterwerfen und denselben dadurch zu besänftigen; wäre die

Schwärmerei durch Bannflüche in Gährung gesetzt worden, so würde die Krone um so mehr in Gefahr gekommen sein, weil der heilige Thomas von Canterbury die Großen und das Volk zu seinem Grabe zog. Heinrich schwur, daß er an dem Morde keine Schuld habe; er versprach die neuen Gebräuche, die den Freiheiten der Kirche zuwider waren, nicht in Ausübung bringen zu lassen; die Appellation an den heiligen Stuhl nicht zu verhindern und sich nur von denen, die aus dem Reiche gehen würden, hinreichende Sicherheit geben zu lassen. Um jeden widrigen Eindruck auszulöschen, ging er im Jahre 1173 barfuß nach dem Grabe des Heiligen, und empfing Ruthenstreiche von allen Mönchen der Abtei. Es war viel, daß er sich um diesen Preis aus dem Handel zog. In der That hielt er auf die Beobachtung der bestrittenen Verordnungen, als auf alte Gebräuche des Königreichs. Durch die Sicherheit, die er verlangte, konnte er die Appellationen fast unmöglich machen, und indem er also dem Zorne des Papstes auswich, zerstreute er die gefährlichen Vorurtheile seiner Unterthanen.

Heirich II. hatte Irland erobert und den König von Schottland ge nöthigt, sich für seinen Vasallen zu erklären, war aber in seinen Familienverhältnissen nicht glücklich; seine Söhne waren immer zu Empörungen geneigt und seine Gattin machte ihm viel zu schaffen. Eleonora Rosamunde Cliford, das schönste Frauenzimmer in England, erregte die wüthendste Eifersucht der Königin, die doch durch ihre eigenen Liebeshändel, da sie noch Ludwigs Gemahlin war, kein geringes Aufsehen gemacht hatte. Sie entdeckte den verborgenen Aufenthalt der Rosamunde, hielt derselben einen Dolch vor die Brust und zwang sie, einen Gifttrank zu nehmen. Nicht mit dieser Rache zufrieden, wiegelte sie auch die Söhne Heinrichs wider ihren Vater auf. Ludwig der Jüngere hatte sich im Jahre 1173 für

sie erklärt. Heinrich hatte eine Armee von Straßenräubern geworben, die man Brabanzonen, Rubtarier und Cotteraux nannte, und die ihren Dienst Jedem verkauften, der sie zu bezahlen Lust hatte, und er hatte die drei Prinzen zur Unterwürfigkeit gezwungen. Nach dem Tode Ludwigs empörten sie sich auf's Neue, und wurden dabei von dem neuen König in Frankreich, Philipp August, aus Staatsklugheit begünstigt. Heinrich II. starb aus Gram, nachdem er die Demüthigung erlebt hatte, so wie es der König von Frankreich vorschrieb, zum Vortheile des rebellischen Richard, seines ältesten Sohnes und Thronfolgers, einen Vergleich zu schließen.

Kaiser Friedrich I., Barbarossa.

1152 — 1189.

Konrad suchte nach seiner Rückkehr von dem so unglücklich ausgefallenen Kreuzzuge Deutschland zu beruhigen und starb nach einigen Jahren (1152) zu Bamberg. Auf seinem Todtenbette hatte er den versammelten Fürsten seinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, zu seinem Nachfolger im Reich empfohlen, da dieser gewiß am besten befähigt sei, Frieden zu erhalten und Deutschland glücklich zu machen. Derselbe wurde auch zu Frankfurt mit großer Stimmenmehrheit zum Könige der Deutschen erwählt und den 9. März in Aachen gekrönt. — Mit ihm, als Kaiser Friedrich I., beginnt das Jahrhundert der Hohenstaufen (1152—1268).

Kein König der Deutschen erweckte bei dem Beginn seiner Herrschaft seit Karl dem Großen durch außerordentliche Eigenschaften höhere Hoffnungen und Besorgnisse, als Friedrich I., der Kräftige, welchen frühzeitige Gewohnheit mit allen Beschwerden, Gefahren und Waffenkünsten des Krieges vertraut gemacht hatte.

Schon lange hatte der Parteistreit zwischen den Welfen und Waiblingern gedauert; dieser wurde jetzt einstweilen dadurch beigelegt, daß mit Beistimmung des Reichstages Heinrich der Löwe, bisher Herzog von Sachsen, auch Bayern erhielt, der Oheim desselben, Welf VI., die Markgrafschaft Thuscien, das Herzogthum Spoleto, einen Theil Sardiniens und die mathildischen Güter gewann, dagegen der Babenberger, Heinrich II., die bisherige Markgrafschaft Oestreich als ein von Bayern unabhängiges, mit mannigfaltigen Vorrechten ausgestattetes Herzogthum empfing.

Friedrich I. suchte die Hausmacht der Hohenstaufen auf Kosten der herzoglichen zu mehren und das Kaiserthum als den starken Mittelpunkt der dies- wie jenseit des Gebirges gelegenen Reichslande der Erblichkeit entgegen zu führen.

Dem Herzog in Sachsen und Bayern, Heinrich dem Löwen, war es gelungen, die slavischen Völker an der Küste der Ostsee und zwischen der Elbe und Oder zu bezwingen und zur Annahme der Taufe zu nöthigen, und so ein Nordreich zu gründen, das vom Niederrhein bis zur Ostsee und an die Oder reichte. Diese Größe, kaum verträglich mit den Pflichten des Lehensträgers und den Ansprüchen des Königs, drohte, darin ähnlich der durch den Hohenstaufen Friedrich erhobenen Krongewalt, die bisherige lehensadelige Verfassung Deutschlands aus den Fugen zu werfen und die Gesammtheit in zwei Hälften aufzulösen, von welchen der Süden dem waiblingisch-hohenstaufischen Erbkönigthum, der Norden dem welfischen Erbherzogthum über kurz oder lang folgen mußte. Daß diese Zustände bald zu einem Bruch führen würden, war vorauszusehen.

Die Völker Italiens, insonderheit die Mailänder, suchten sich unabhängig zu machen, und allenthalben erregte die Liebe zur Freiheit Empörungssucht. Der Kaiser kam im Jahre 1154 in Italien an, bestrafte

die rebellischen Städte, ließ sich zu Pavia und Monza krönen, und nahm darauf seinen Weg nach Rom, wo vornämlich ein Geist des Aufruhrs herrschte, der nicht zu bezwingen war. Die Römer schickten ihm Abgeordnete zu und forderten mit Uebermuth, daß er die alte Regierungsform wieder herstellen, sie von der päpstlichen Herrschaft befreien und ihnen, um als Kaiser gekrönt zu werden, fünfzigtausend Pfund geben solle. Er antwortete im gebietenden Tone: „Er wäre ihr Herr und Kaiser, er hätte folglich das Recht, ihnen Gesetze zu geben, und es wäre ihre Pflicht, seinen Befehlen zu gehorchen."

Der Papst Adrian IV., der Sohn eines armen Geistlichen in England, besuchte Friedrichen in seinem Lager bei Sutri. Alsbald erhob sich ein sonderbarer Ceremonielstreit. Einige Kaiser hatten den Päpsten den Zügel und Steigbügel gehalten. Adrian verlangte solches als eine Schuldigkeit und weigerte sich, einem Prinzen, der es nicht für anständig hielt, sich so weit zu erniedrigen, den Friedenskuß zu geben. Man stritt hitzig. Friedrich entschloß sich endlich, ihm Stallmeisterdienste zu leisten, und der Papst unternahm, ohne die Römer zu Rathe zu ziehen, die Krönung zu Rom. Die Römer liefen zusammen und griffen zu den Waffen, und der Aufruhr ward erst nach vielem Blutvergießen gestillt. In Italien kündigte Alles Unruhen und Empörungen an.

Durch seine Vermählung mit Beatrix, Erbin Rainalds, Grafen von Burgund, kam der Kaiser zum Besitze des Königreichs Arles, das seit den Zeiten Heinrichs V. sehr zergliedert worden war. Adrian ließ sich durch diesen Zuwachs, den der Kaiser an Macht erhielt, nicht abschrecken, ihm als Lehensherr Befehle zu geben; denn er sagte, er hätte ihm das Reich als ein Beneficium verliehen. Dieses Wort bedeutete damals gemeiniglich ein Lehen; man kann wenigstens nicht zweifeln, daß der Papst dasselbe in dieser

Bedeutung nahm. Sein Legat sagte zu Besançon frei heraus: „Nun, woher hat denn der Kaiser das Reich anders, als von dem Herrn Papst?“ Ein Pfalzgraf zog wider den verwegenen Legaten den Degen. Der Kaiser stillte den Tumult, betrug sich aber dabei mit so vieler Festigkeit und wurde von den deutschen Staaten so gut unterstützt, daß Adrian im Jahre 1158 erklärte, er verstände unter Beneficium eine Wohlthat, und nicht ein Lehen. Er versprach das Gemälde von der Krönung Lothars II. wegzuschaffen, in dessen Inschrift er für einen Lehensmann des Papstes erklärt ward.

Die Rechtsgelehrten in Bologna erklärten nun den Kaiser zum Herrn der ganzen Welt, konnten ihn indessen nicht dazu machen. Der Kaiser der ganzen Welt mußte fortwährend die Rebellen wider seine Herrschaft in der Lombardei bekämpfen. Um diese zum Gehorsam zurückzubringen, vor Allem aber Mailand, den Feuerherd staatsbürgerlicher Bewegungen, niederzuwerfen, überstieg Friedrich das andere Mal mit einem starken und erlesenen Heere auf verschiedenen Straßen die Alpen, sprach über Mailand, welches umsonst Rechtfertigung versucht hatte, im Lager vor dem schnell bezwungenen Brescia die Acht aus, und erschien, sie zu vollziehen, mit dem Aufgebot der deutschen und welschen Getreuen, 100,000 Fußknechte und 15,000 Reisige, unter den Mauern der stolzen Stadt (6. August 1158). Diese, in einer weiten, auf jeder Seite zwölf Miglien langen Ebene erbaut, durch mäßig hohe, zwölf Fuß breite Quadersteinmauern mit hundert Thürmen und sechs Hauptthoren, tiefe, an etlichen Stellen überbrückte Graben und breite Erdwälle vertheidigt, leistete so lange den heldenmüthigsten Widerstand, bis der Feind in den meisten Gefechten durch Ueberzahl und bessere Kriegsordnung siegreich die Verbindung mit dem Flachland abschnitt, die Frucht- und Obstfelder zerstörte, die Dörfer und Wein-

reben verbrannte. Da kam mit dem Hunger und Elend Zwietracht über die Mailänder, und sie unterhandelten um den Frieden, den sie unter der Bedingung erhielten, daß sie allen Hoheitsrechten (Regalien) hinsichtlich der Zölle, Brücken, Wege, Münzen entsagen, dem Kaiser Treue schwören und die Bestätigung der jährlich erwählten Konsuln anerkennen, 9000 Mark Silbers (5 Millionen Liren) Brandsteuer bezahlen und 300 Geißeln stellen mußten.

Allein bald empörten sich die lange nicht genug gedemüthigten Mailänder wieder, als der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach die vertragswidrigen Podestas ernennen wollte, griffen einmüthig zu den Waffen und verjagten des Reiches außerordentliche Boten (1159). Auf solche Kunde und als friedliche Versuche scheiterten, sprach der Kaiser im Schlosse Marnica bei Bologna vor dem Rathe seiner Getreuen die Acht aus und gelobte, nicht eher die Krone zu tragen, als bis die aufrührerische Stadt ein Schutthaufen geworden wäre. Auch Brescia und Crema folgten Mailands Beispiel und leisteten offenbaren Widerstand. Diesen durch ein furchtbares Beispiel der Rache zu brechen, versammelte Friedrich, einstweilen um Mailand unbekümmert, 100,000 Deutsche und Welsche im Heerlager vor Crema, welches in einem sumpfigen Thale des Serio zwischen der Adda und dem Oglio erbaut, durch tiefe, breite Gräben, doppelte Mauern und zum Aeußersten entschlossene Bürger vertheidigt wurde.

Crema leistete den heldenmüthigsten Widerstand, und ein grimmiger Kampf dauerte ununterbrochen 24 Wochen lang. Dabei geschahen unerhörte Grausamkeiten; bald schleuderte man sich draußen wie im Spiel die Köpfe der Getödteten zu, bald befestigte man darinnen die Leiber der Erschlagenen an Wurfmaschinen und jubelte, wenn die zerrissenen Gliedmaßen in das Lager der Deutschen flogen. Während dort zwei gefangene Bürger gehenkt wurden, schlug

man zwei aus dem Kerker geholte Ritter im Angesicht der Waffenbrüder an das Kreuz. Ja, es geschah, daß der Kaiser in einer Anwandlung wahnsinniger Wuth 40 cremensische Geißeln und Gefangene, zum Theil Kinder, an einen Thurm binden ließ, damit sie dem Erbarmen oder der verzweifelnden Vaterlandsliebe ihrer Eltern und Verwandten preisgegeben würden. Diese folgten nach kurzem Schwanken der Pflicht gegen das gemeine Wesen und vergaßen jede besondere Rücksicht, also daß sieben unglückliche Schlachtopfer unter den Geschossen der Ihrigen sanken und neun an lebensgefährlichen Wunden bluteten. Endlich hatte Friedrich im sechsten Monat des hartnäckigen Kampfes die Anstalten zu einem letzten allgemeinen Sturm vollendet, und mit Hülfe eines geschickten Werkmeisters, Marquesi, welcher, am Heil der bedrängten Vaterstadt verzagend, seine Kunst dem Feinde anbot, mehrere Thürme von ungewöhnlicher Breite und Höhe erbauen lassen. Hinter den Schießscharten der obern Stockwerke waren Bogenschützen und schwer gerüstete Fußknechte aufgestellt, um, wenn das verabredete Zeichen erfolge, die 40 Ellen langen Fallgitter niederzulassen; im mittlern und untern Geschoß standen auserlesene Krieger, mit Wassereimern und Stangen versehen, um das feindliche Feuer zu löschen und etwaige Enterhaken abzuhalten. Andere Schaaren sollten gleichzeitig die von allen Seiten her angegriffenen Mauern untergraben oder auf Leitern ersteigen. Nach einem furchtbaren Streit, an dem die Männer und Weiber, die Greise und Kinder Crema's den rühmlichsten Antheil nahmen, und nach dreimaligem, fruchtlosem Anprall gelang es den ungestümen Heerhaufen Otto's von Wittelsbach, am Abend des Schlachttages die erste Verschanzung zu nehmen und dadurch das Schicksal der jetzt entblößten, ihrer tapfersten Krieger beraubten Stadt zu entscheiden. Denn schon in der Nacht gingen Friedensboten zum Kaiser, welcher als

Zeichen der Achtung freien Abzug mit der nothdürftigsten Habe gewährte. Also verließen am 27. Januar 1160 20,000 Menschen beiderlei Geschlechts ihre Heimath und wählten größtentheils die Straße nach Mailand. Crema aber wurde von den erbitterten Nebenbuhlern, den Cremonesern, auf den Befehl Friedrichs geplündert, angezündet und bis auf den Grund zerstört.

Inzwischen hatte der Tod Hadrians IV. (Herbstmonat 1159) Zwiespalt in der Kirche hervorgebracht, und dadurch auch den weltlichen Kämpfen eine verschiedene Richtung gegeben; Etliche nämlich, besonders die Mehrheit der Römer und Lombarden, folgten dem klugen, standhaften und entschlossenen Kardinal Roland als Alexander III.; Andere, namentlich in Deutschland und bei den kaiserlichgesinnten Gemeinden Italiens, dem beschränkten und wankelmüthigen Kardinal Octavian als Victor IV. Nach fruchtlosen Ausgleichungsversuchen griffen beide Päpste zu dem Bann, also daß fortan die Christgläubigen in zwei Parteien zerfielen, die volksthümlichen Städte Lombardiens aber an Alexander III. einen eben so thatkräftigen als scharfsichtigen und ehrgeizigen Bundesgenossen gewannen. Daher setzten die Mailänder, nicht gebeugt durch den Fall Crema's, mit den Brescianern und Piacentinern die Fehde unter mannigfaltigem Wechsel fort, fielen oft, wenn die Deutschen und Welschen von Lodi, Novara, Pavia, Cremona und Como sorglos plünderten, plötzlich mit ihren Reisigen, Fußknechten und Sichelwagen heraus, ja nöthigten im August den Feind, nach der blutigen Schlacht bei Carcano in Unordnung nach Rom zu flüchten, Zelte und anderes Geräthe dem Feinde zu überlassen. Dagegen zerstörte bei heftigem Winde eine Feuersbrunst in der Stadt die meisten Vorräthe und den dritten Theil der Häuser, ohne daß die in Folge glücklicher Gefechte leichtsinnige Bürgerschaft den Schaden zeitig

zu ersetzen suchte. Kaum hatte daher Friedrich die längst erwarteten Verstärkungen bekommen, als er im Frühling des folgenden Jahres (1161) mit überlegenen Streitkräften von dem verschanzten Feldlager bei Lodi aus in das mailändische Gebiet einbrach, Saaten, Weinberge und Obstbäume verbrannte, selbst Gefangene, wie den Ritter Adamo del Palazzi, am Leben strafte und nach heftigen, meistens siegreichen Kämpfen alle Verbindung mit dem Flachlande abschnitt; denn er wollte durch Hunger und Zwietracht gewinnen, was dem Schwerte und der offenen Gewalt unmöglich gewesen war. So verlor, wer Lebensmittel einzubringen suchte, ohne Gnade die rechte Hand. Fünfundzwanzig Unglückliche traf an einem Tage die öffentlich angedrohte Strafe, ja von sechs auf der That ergriffenen Rittern wurden fünf geblendet und der letzte verschont, um die Gefährten heimzuführen. Denn Menschengefühl und Völkerrecht traten bei dem steigenden Parteihaß in den Hintergrund; selbst in Mailand verwilderten so die Gemüther, daß man nachläßige Steuerpflichtige der Folter preisgab. Nichtsdestoweniger wütheten hier im Frühling des Jahres 1162 die größte Hungersnoth, Krankheit und Zwiespalt (ein Pfund Rindfleisch kostete 136, ein Scheffel Salz 95 Liren), so daß oft der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn mit dem Schwert anfiel, um einige Lebensmittel zu gewinnen. Dabei war wegen der öffentlichen Angelegenheiten häuslicher Zwist, indeß Etliche die standhafte Obrigkeit als Urheberin des Elends anklagten und Frieden forderten; Andere, namentlich vom hohen Adel, z. B. Giovanni da Gavirati, heimlich die Vaterstadt verließen und in das feindliche Lager gingen; noch Andere Kampf auf Tod und Leben wollten. Diesen mannichfaltigen Mißgeschicken erlag endlich die Ausdauer des Volks; in seinem Namen begehrten Anselmo dell' Orto und Osa, damalige Konsuln, vom Kaiser, der zu

Lodi verweilte, den Frieden; dafür werde man die Mauern, Thürme und Schanzen zerstören, allen Hoheitsrechten entsagen, 300 beliebige Geißeln stellen, eine angemessene Geldbuße zahlen, mit keiner fremden Gemeinde Bündnisse abschließen, 3000 Bürger entfernen, die kaiserlichen Podestas annehmen und das Belagerungsheer auf unbestimmte Frist verpflegen. Friedrich aber antwortete finster, Besiegte dürften den Siegern keine Bedingnisse vorschreiben, nur von einer Tugend Rettung erwarten, dem blinden Gehorsam, der Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Nach einer kurzen, stürmischen Rathschlagung nahmen die Mailänder, deren Lebensmittel kaum für drei Tage ausreichten, das schwere Gesetz an und sandten den 1. März 16 Abgeordnete, acht Konsuln und acht Ritter, nach Lodi. Diese schwuren, das entblößte Schwert auf dem Nacken, allen Befehlen des Kaisers unbedingt zu folgen, und daß sie diesen Eid von der ganzen Bürgerschaft fordern wollten.

Am nächsten Sonntag, den 4. März, überreichten knieend 300 Ritter, unter ihnen der Baumeister Quintellino, die Schlüssel der Stadt und 36 Fahnen; endlich am 6. erschienen an 1000 Gemeinfreie, Viele vom Adel, und die Konsuln der letzten drei Jahre senkten die 100 Banner der Kirchspiele und zuletzt die weiße, mit rothem Kreuz geschmückte Stadtfahne, welche auf das gegebene Zeichen vom schweren Rüstwagen sich neigte und unweit des kaiserlichen Thrones niederfiel, indeß die zwei silbernen Posaunen der gedemüthigten Republik das letzte Mal schmetterten. Darnach forderte Friedrich 400 Geißeln aus den angesehensten Geschlechtern des Adels und der Bürgerschaft, die Huldigung aller Einwohner auf unbedingten Gehorsam, und daß man für den ungehinderten Einzug des Heeres vor jedem Thor die Mauern brechen und die Gräben füllen sollte. Zitternd gehorchte das Volk, aber bekam dennoch sein Endurtheil

nicht, auch da noch ungewiß, als von Pavia aus am 19. März der Befehl an die Konsuln gelangte, binnen acht Tagen alle Einwohner ohne Unterschied des Standes, Geschlechts und Alters aus der Stadt zu schaffen und bis auf weitern Bescheid in Hütten einzulagern. Mit dunkler Ahnung des furchtbaren Schicksals folgte die dürftige Menge, aber ganze Schaaren der Wohlhabenden flüchteten und suchten Schirm bei Freunden und Verwandten der Nachbarschaft. Unter solchen Voranstalten kam der entscheidende 26. März, und mit ihm der Kaiser, umgeben von seinen Deutschen, den Paviern, den Novarensern, den Lodesanern, Cremonesen und andern welschen Bundesgenossen, sichtbar gerührt, still und in sich gekehrt; denn noch schwankte der Entschluß. Da mahnten die lombardischen Getreuen mit ungestümen Bitten und Verheißungen an strenge Gerechtigkeit; so lange der Sitz des Aufruhrs stehe, werde keine Ruhe herrschen. Jetzt endlich erfolgte der Spruch: „Die Stadt Mailand soll in Schutt und Staub zusammenfallen.“ Sofort begann unter dem Jammergeschrei der Einen und dem Jubel der Andern, das Zerstörungswerk, mit solchem Wetteifer von den Welschen vollzogen, daß binnen sechs Tagen kaum noch der fünfzigste Theil Mailands stand; es sanken nebst den meisten Bürgerhäusern in Trümmer die Rennbahn (Circus), der von vier Gewölben und Säulen getragene Triumphbogen, die Bäder, der 245 Ellen hohe, aus Quadern erbaute Glockenthurm der Marienkirche, die Stadtburg mit ihren Marmorsäulen, der eben so hohe als feste Thurm des heiligen Georg im Palast (Giorgio al palazzo), sammt andern Werk- und Meisterstücken der alten und neuen Zeit. Jedoch entgingen der Vernichtung alle Klöster und Kirchen, aus Ehrfurcht gegen das Heilige, die meisten Wohnungen des Adels, Verrath zu lohnen, ein Theil der Vorstädte, den lauen Freiheitssinn der Inhaber zu nähren, viele Stellen der Ringmauern

und ihrer 100 Thürme, weil der Riesenbau dem Feuer und Eisen trotzte, der römische Bogengang, die 16 Säulen geheißen, unweit der Kirche des heiligen Lorenz, aus Achtung gegen die Kunst. Was jetzt nicht fiel, zerstörten im nächsten Jahre die dreimal aus Beute- und Rachgier wiederkehrenden Lombarden. Darnach wurden die ihres Vaterlandes beraubten Einwohner in vier offenen Marktflecken (burgos), Vigentino, Noceta, Lambrate und Carraria angesiedelt und der Obhut eines kaiserlichen Vogtes, des Bischofs Heinrich von Lüttich, übergeben.

Mailands Sturz wirkte schnell und entscheidend auf das Schicksal der republikanischen Partei in Oberitalien zurück; den es huldigten hinter einander Brescia, Pisa, Piacenza, Bologna, Ravenna, Imola und Faenza, brachen, wie man solche Bedingungen vorschrieb, ihre Thürme und Ringmauern, ebneten Gräben und Wälle und nahmen die vom Herrn gesetzten Gewaltboten (Podestas) als Nachfolger der Konsuln an. Dagegen durften die getreuen Städte, als Pavia, Lodi, Cremona, Genua, ihre herkömmlichen Obrigkeiten frei wählen und eigenen Ordnungen gehorchen. Darauf eilte der Kaiser, welcher sein Wort, vor Mailands Fall nicht die Krone zu tragen, gelöst und im ersten Taumel trunkener Siegesfreude selbst Urkunden nach der Zerstörung des verhaßten Feindes ausgefertigt hatte, über Burgund nach Deutschland; er hoffte, hier in Ruhe die Früchte der Waffengewalt ernten zu können, sah sich aber schmählich getäuscht und bald in neue Kämpfe mit den durch Unglück veredelten Gemeinden Lombardiens verwickelt. Es schalteten nämlich die mailändischen Ober- und Untervögte, taub gegen die Mahnungen der Klugheit und Gerechtigkeit, nur nach den Gelüsten der schrankenlosesten Hab- und Herrschgier; legten willkürliche Steuern und Schatzungen auf, so daß die gesetzlichen Abgaben sechsfach erhöht wurden, und erlaubten sich dabei die abscheulich-

sten Bedrückungen und Unbilden aller Art. Es war demnach kein Wunder, wenn die Flammen der Empörung bald wieder hell aufloderten. Die Mailänder befestigten wieder ihre zerstörte Stadt und bauten dem Kaiser zum Trotz und seinem ärgsten Feinde, dem Papst Alexander, zu Ehren die Stadt Alexandrien. Friedrich ernannte Gegenpäpste, und Alexander rächte sich, indem er in seinen Bullen den Kaiser mit dem Banne belegte und absetzte. Venedig, das dem heiligen Vater ganz ergeben war, erhielt von ihm, außer vielen geistlichen Wohlthaten, die Herrschaft über das adriatische Meer; denn ihn hinderte nichts, das Meer wie ein Königreich zu verschenken. Man setzt in diese Zeiten den Ursprung jenes berühmten Ceremoniels, wo der Doge sich jährlich mit dem Meere vermählte.

Die Unternehmungen der Italiener wurden durch die häufigen Empörungen in Deutschland begünstigt. Das longobardische Bündniß begriff im Jahre 1616 Mailand, Mantua, Brescia, Bergamo, Novara, Vercelli, Cremona, Asti, Como, Lodi, Bologna, Ferrara, Tortona, Modena, Reggio, Parma, Piacenza und Alexandrien. Verona machte ein besonderes Bündniß aus. Einige Städte sonderten sich von den andern ab; andere verbanden sich, wie es die Umstände erheischten. Friedrich war zu ihrer Bezwingung schon zum vierten Male im Anzuge. Er wurde bei Como geschlagen und genöthigt, mit den Longobarden einen sechsjährigen Stillstand zu schließen, dem Gegenpapste Calixtus III. seine fernere Unterstützung zu versagen und dem heiligen Stuhle die Verlassenschaft der Gräfin Mathildis zu überlassen.

In Deutschland hatten sich von allen Seiten Klagen gegen die immer mehr um sich greifende Gewalt des Herzogs Heinrich des Löwen erhoben, der aber aus Uebermuth und übertriebenem Selbstvertrauen die ihm in Bayern und Sachsen anberaumten drei Reichs-

tage nicht besuchte. Da urtheilten die Fürsten unter dem Vorsitz des Kaisers zuerst in Magdeburg für Sachsen, darnach in Regensburg für Bayern: „Weil Herzog Heinrich den ihm gebotenen Hof verabsäumt hat und dingpflichtig geworden ist, so soll er mit Erb und Lehen zu Sachsen und Bayern in des Reichs Oberacht fallen.“ Darnach wurde das Herzogthum Bayern, obschon mit verkürzten Grenzen, dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, aus dem uralten Geschlechte der Herren von Scheiern, übertragen, Sachsen aber dem Grafen von Anhalt, Albrechts von Brandenburg zweitem Sohne, verliehen, jedoch so zerstückelt, daß es fast nur den späteren um Wittenberg liegenden Kurkreis und die um Lauenburg an der Elbe fortlaufende Ebene begriff. Denn beträchtliche Striche fielen, wie Engern und Westphalen, an die Erzstifte Köln, welches überdies in seinem Sprengel die herzogliche Gewalt erhielt, Mainz, Bremen, Magdeburg, die Bisthümer Minden, Paderborn, Verden, indeß sich auf Kosten des gestürzten Welfenhauses auch manche weltlichen Herren und Gemeinwesen bereicherten, wie im Norden die Markgrafen von Brandenburg und die Stadt Goslar, im Süden die Grafen von Steiermark und Andechs, welche letztere fortan Herzoge von Dalmatien und Meran (in Tyrol) hießen und unabhängig von den bayrischen, ihnen nun ebenbürtigen, Wittelsbachern wurden. Zwei Jahre lang leistete Heinrich der Löwe den Widerstand der Verzweiflung, wich aber endlich, als der Kaiser die Elbe überschritt, Lübeck und viele Burgen, selbst das Stammschloß Braunschweig, bezwang, der unabweisbaren Nothwendigkeit, huldigte auf Gnade und Ungnade und erschien persönlich auf dem Fürstentage zu Erfurt (1181). Dieser sprach folgendes Bannurtheil aus: „Mit Vorbehalt seines Erbrechts auf Braunschweig soll der Herzog Heinrich künftiges Jahr außer den Marken seines Landes leben und binnen

drei Jahren deutschen Boden nicht mehr betreten; seine Gemahlin mag jedoch auf den Stammgütern unbesorgt verweilen.“ Niedergedrückt von dem Gefühl des ehemaligen Glücks und des gegenwärtigen Elends, fiel der Herzog dem Kaiser zu Füßen, schwor die geforderte Urfehde und schiffte bald darauf mit den Seinigen als ein Flüchtling nach England, wo der Schwiegervater, König Heinrich, die Trümmer des noch unlängst blühenden und mächtigen Welfengeschlechts mit aller Freundlichkeit empfing und beherbergte.

Fortan regierte der Hohenstaufe Friedrich Deutschland ohne Nebenbuhler, von den Fürsten des Reichs geehrt und gefürchtet.

In Italien war 1177 endlich der Friede geschlossen worden. Der Kaiser küßte dabei dem Papste die Füße, hielt ihm die Steigbügel und empfing von ihm die Absolution und den Friedenskuß in der Markuskirche unter dem Jubel des Volks. Die gemeine Sage, daß der Papst damals dem Kaiser den Fuß auf den Hals gesetzt und dabei gesagt habe: „Auf Schlangen und Ottern wirst du gehen und treten auf die jungen Löwen und Drachen,“ ist eine Fabel, die kein Zeugniß eines alten und glaubwürdigen Geschichtschreibers für sich hat und allen Umständen der Geschichte widerspricht.

Noch mit zwei Päpsten, Lucius III. und Urban III., gerieth Friedrich in Streit. Man wollte seinem Sohne die Krönung versagen, und man verlangte, daß er den Herzog Heinrich von Sachsen und Bayern, den er seiner Empörungen wegen mit Recht bestraft hatte, wieder in den Besitz seiner Staaten setzen; daß er die Geistlichkeit von allen Lehenspflichten freisprechen, daß er dem Rechte der todten Hand entsagen solle, und daß alle verlehnten Zehnten der Kirche sollten wiedergegeben werden, so wie solches in der lateranischen Kirchenversammlung vom Jahre 1179 festgesetzt wäre. In dieser Kirchenversammlung wurde auch die Anordnung getroffen, daß

zwei Dritttheile Stimmen der gegenwärtigen Kardinäle zur Erwählung eines Papstes hinreichend sein sollten. Der Streit wurde heftig, als unangenehme Nachrichten aus dem Orient den dritten Kreuzzug veranlaßten.

Dritter Kreuzzug. Saladin. Friedrichs I. Tod. Richard. Heinrich VI.

1188—1199.

Nach dem Tod des Sultan Mureddin von Aleppo (1173) hatte Saladin, von Geburt ein Perser, die Zügel der Regierung ergriffen. Er bemächtigte sich nach Ableben des Khalifen von Egypten des Thrones, bewirkte, daß der Khalif von Bagdad für den wahren Oberpriester erkannt ward, setzte also einer langen Spaltung Grenzen und befestigte dadurch die unumschränkte Gewalt, welche Religionsstreitigkeiten erschüttert hatten. Sobald Mureddin starb, erweiterte Saladin mit schnell fortreißender Gewalt seine Eroberungen. Er machte sich zum Herrn von Syrien, Arabien und Mesopotamien, Persien und bedrohte bald darauf die Stadt Jerusalem, welche seit den Kreuzzügen weit unglücklicher war als vorher.

Guido von Lusignan, König von Jerusalem, dem dieser Titel selbst noch streitig gemacht wurde, brachte ungefähr 50,000 Mann zusammen, zog wider den Sultan aus, der Tiberias belagerte, ward, fast ohne Widerstand zu thun, 1187 überwunden, fiel dem Sieger in die Hände und wurde von demselben, so wie Jerusalem, das sich auf Gnad' und Ungnade ergab, auf's Großmüthigste behandelt.

Die Wiedereroberung Jerusalems war jetzt, was ganz Europa abermals in Allarm brachte. Gregor VIII. und sein Nachfolger Clemens III. setzten hierzu Alles in Bewegung. Der alte Heinrich II., König in England, und Philipp August, König von Frank-

reich, vergaßen ihre Streitigkeiten, nahmen das Kreuz und belegten alle Diejenigen, welche sich weigerten, das Kreuz zu nehmen, mit einer Auflage, welche der saladinische Zehnte genannt ward. Dies ist das erste Beispiel einer allgemeinen Steuer. Die Geistlichkeit verlangte davon ausgenommen zu sein, da es doch einen Religionskrieg betraf. -- Friedrich Barbarossa, der gleichfalls das Kreuz genommen hatte, begab sich mit dem Herzog von Schwaben, seinem zweiten Sohne, zuerst auf den Weg.

Der griechische Kaiser Isaak Angelus sah die Kreuzfahrer als seine Feinde an. In diesem Reiche sah es überhaupt traurig aus; sein Vorgänger Andronicus Comnenus war an den Füßen aufgehängt worden und hatte seinen Mündel und Herrn, Alexius II., erdrosselt und in einem bleiernen Kasten in die See werfen lassen. Isaak Angelus hatte einen Bund mit den Ungläubigen und mit Saladin gemacht. Friedrich schlug anfangs die Griechen, drang durch jeden Paß, erfocht zwei Siege über die Türken, eroberte Ikonien, drang in Syrien ein und starb, nachdem er sich in dem Flusse Salef gebadet hatte. Er hatte sein Lager bei Seleucia oder Seleschia in der Provinz Cilicien, dem jetzigen Caramanien, aufgeschlagen. Von 150,000 Mann, so stark war seine Armee anfangs gewesen, waren nur noch kaum 8000 übrig. Sein Sohn führte dieselben nach Antiochien. Die Christen belagerten Ptolemais, das jetzt Acre heißt. Der Herzog von Schwaben starb während dieser berühmten Belagerung.

Philipp August und Richard Löwenherz, König von England, diese beiden auf einander eifersüchtigen und gleich ehrsüchtigen Fürsten, die zur Ausführung des Kreuzzuges Freunde geworden zu sein schienen, hatten sich, um den Griechen auszuweichen, klüglich eingeschifft. Sie kamen, nachdem sie sich be-

reits mit einander überworfen hatten, bei der Belagerung von Acre an.

Das Heer der Christen bestand jetzt aus mehr denn 200,000 Mann, sie waren aber höchst uneinig unter sich. Unter Anderm stritten sich Guido von Lusignan und Konrad, Fürst von Tyrus, um das Königreich Jerusalem, gleich als wenn die Eroberung desselben gar nicht mißlingen könnte. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Belagerung der Stadt Acre drei Jahre dauerte. Saladin, der bald krank, bald mit Rebellen im Kriege gewesen war, kam zum Entsatze herbei; aber es war zu spät; die Stadt kapitulirte.

Anstatt bei der Eroberung Jerusalems einträchtig zu handeln, überließen sich die Christen mehr als jemals der Zwietracht. Philipp August, der auf Richard eifersüchtig und der eitlen Unternehmung müde war, schiffte sich wieder ein und ließ nur eine kleine Zahl Truppen zurück. Der minder staatskluge Richard setzte den Krieg mit Beweisen der Tapferkeit fort, die eben so fruchtlos als erstaunlich waren. Nachdem er über Saladin einen Sieg erfochten hatte, so schloß er, zur Beförderung seiner Rückkehr nach Europa, mit demselben einen dreijährigen Frieden. Die ganze Frucht dieses großen Unternehmens beschränkte sich auf die Eroberung der Stadt Acre.

Saladin hatte für die Freiheit der Bewohner der Stadt Acre eine Summe Geldes zu zahlen. Bei dem ersten Zahlungstermin verlangte er Geißeln, um wegen der Gefangenen gesichert zu sein, und versprach dagegen, bis zur Zahlung der ganzen Summe selbst Geißeln zu stellen. Richard hielt diese Aeußerung des Mißtrauens für eine Beschimpfung und ließ 5000 Gefangene niederhauen. Sehr ungern übte der Sultan an einigen Christen das Wiedervergeltungsrecht aus. Der vielen Treulosigkeiten seiner Feinde ungeachtet ließ er sie, wie er es bei Abschließung des Waffenstillstandes versprochen hatte, in dem ungestörten Besitze

der Küste von Tyrus bis Joppe. In seinem Testamente bestimmte er gewisse Almosen zur Austheilung unter Christen, Juden und Mahomedaner. Er starb im Jahre 1193. Seine Kinder und Statthalter zerstückelten sein Reich.

König Richard wanderte, nachdem er Schiffbruch erlitten hatte, als Pilger verkleidet durch Deutschland, ward von dem Herzoge von Oestreich, den er bei der Belagerung der Stadt Acre beleidigt hatte, gefangen genommen, als er verkleidet in einem Dorfe unweit Wien in einem Bauernhause einen Hasen am Spiese briet. Einer der Diener des Herzogs, der ihn früher in gutem Stand gesehen, hatte ihn erkannt und sogleich angezeigt. Der Herzog lieferte den König für eine Summe Geldes an den Kaiser Heinrich VI. aus. Dieser hatte sich mit der Erbin von Sicilien vermählt. Tancred, natürlicher Sohn des letzten Königs, Roger III., hatte sich des Königreichs bemächtigt, und Richard ward Tancreds Bundesgenosse, folglich ein Feind des Kaisers. Heinrich, der mit dem Könige von Frankreich ein genaues Einverständniß unterhielt, schämte sich nicht, ihn 15 Monate in gefänglicher Haft zu behalten, ihn vor der Reichsversammlung eines vorgeblichen Meuchelmordes zu beschuldigen und zu seiner Loskaufung 150,000 Mark Silbers zu erpressen. Der Held des Kreuzzuges ward als ein Korsar behandelt.

Philipp August suchte sich seine Abwesenheit zu Nutze zu machen, und hatte schon dessen Bruder Johann vermocht, sich zu empören, indem er ihn mit den französischen Provinzen belehnte und sich dagegen einen bedeutenden Theil von der Normandie abtreten ließ.

Richard sah sich nicht sobald in Freiheit, als er sich der Rache überließ. Die beiden Könige waren lange Zeit wider einander im Kriege. Man sah kleine Gefechte, Belagerungen, lebhafte und mörderische

Schlachten, aber ohne wichtigen Erfolg. Bei einem Gefechte bei Freteval fiel das ganze französische Kronarchiv in die Hände der Engländer. Man schlug sich; man trat in Unterhandlung und griff wieder zu den Waffen. Richard starb im Jahre 1199, nachdem er bei der Belagerung eines Schlosses in Limousin, wo er einen Schatz zu finden hoffte, von einem Pfeile war verwundet worden.

Heinrich VI., der ihn so unwürdig behandelt hatte, gebrauchte das für ihn erhaltene Lösegeld zur Eroberung Siciliens. Die Vermählung dieses Kaisers mit der Prinzessin Constantia, der einzigen rechtmäßigen Erbin der normännischen Provinzen, ertheilte ihm Rechte, die er nicht anders als durch die Gewalt der Waffen in Ausübung bringen konnte. Nach dem Tode Tancreds, den der heilige Stuhl und das Volk auf dem Throne befestigt hatten, ging er mit einer zahlreichen Armee nach Italien. Er unterwarf sich Apulien und Sicilien, und in der thörichten Vorstellung, daß Barbareien, wodurch er sich verhaßt machte, seine Gewalt sicher zu stellen vermögend wären, ließ er Tancreds Leichnam ausgraben, dem jungen Wilhelm III., Tancreds Sohne, die Augen ausstechen und ihre Anhänger hinrichten oder doch verfolgen.

Auf solche Art setzte sich das Haus Schwaben in den Besitz jener Staaten, welche die Edelleute aus der Normandie von den Griechen und Saracenen erobert hatten.

Der Kaiser ward, wie man sagt, für seine Grausamkeiten von seiner ei enen Gemahlin, deren Rechte er so eben geltend gemacht hatte, bestraft. Diese Prinzessin rächte ihre Landsleute dadurch, daß sie ihrem Gemahl Gift beibrachte.

Die nordischen Reiche, Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland.

1050—1200.

Wegen Dänemark kam es zwischen dem König Suend Estrithson und dem König Harald Hardraade von Norwegen zu einem schweren Kriege, der erst 1064 durch einen wenig erfreulichen Frieden beendigt wurde. — König Suend beging den Fehler, der Geistlichkeit zu viel Macht einzuräumen, was ihm dann manche Unannehmlichkeiten verursachte. Die Aufforderung der Engländer an ihn zum Beistande gegen Wilhelm den Eroberer bewog ihn, zwei verschiedene Versuche zur Bezwingung Englands anzustellen. Allein beide waren fruchtlos. Nachdem der König mit Genehmigung der Reichsstände eine Verordnung über die Thronfolge gemacht hatte, starb er und hinterließ den Ruhm eines muthigen und wissenschaftsliebenden Regenten.

Suend Estrithsons Thronfolgeordnung enthielt die Vorschrift, daß sein zweiter Sohn Knut wegen größerer Fähigkeiten dem ältern Harald vorgezogen werden, nach dessen Tode aber jeder der übrigen Brüder das Recht der Erbfolge haben sollte. Von dieser Verordnung wich man nun gleichwohl in so weit ab, daß man der Erstgeburt Haralds den Vorzug gab. Harald ward König. Man gab ihm den Beinamen Hein, welches einen weichen und untüchtigen Wetzstein andeutet und seine Unthätigkeit bezeichnen sollte. Seine abergläubige Beobachtung der Kirchengebräuche und die Gunst, die er den Geistlichen erwies, brachten ihm die Freundschaft Gregors VII. zuwege. Bannblitze dieses kühnen Papstes hielten die Mißvergnügten zurück, die ihm die Krone nehmen wollten. Er starb im vierten Jahre seiner Regierung.

Nun bestieg sein Bruder Knut, nachmals der Heilige genannt, ungehindert den Thron: ein gut-

müthiger Regent, der aber der Geistlichkeit noch in einem weit höheren Grade ergeben war. Er gab den Bischöfen die erste Stelle im Reichsrathe und überhäufte die Geistlichen mit Geschenken und Freiheiten. Bedrückungen, welche seine weltlichen Unterthanen zum Vortheile der Geistlichen zu erdulden hatten, erregten Unzufriedenheit und Murren. Es brach auch bald eine Empörung gegen ihn aus, die ihm das Leben kostete. Die Aufrührer griffen ihn in der Albanskirche zu Odensee an. Sein Bruder Benedict und Andere seiner Begleiter thaten Wunder der Tapferkeit, ihn zu beschützen; doch erlagen sie unter den Streichen der Aufrührer. Der König, der am Altar gebeichtet und Lossprechung erhalten hatte, wurde sitzend neben den Gebeinen des heiligen Albans von einem verrätherischen Meuchelmörder mit einem Dolchstiche getödtet. Den Geistlichen war er ein Märtyrer. Das Gerücht von Wunderwerken an seinem Grabe verbreitete sich bald, und unter dem zweiten seiner Nachfolger, seinem Bruder Erich Eyegode, erhob der Papst ihn zum Range eines Heiligen.

Die dänischen Stände beriefen nun seinen Bruder Oluf auf den Thron; dessen Regierung ist nur durch eine schreckliche Theuerung und Hungersnoth bezeichnet, wodurch er den Beinamen Hunger erhielt. Der Gram, den er darüber empfand, war die Ursache seines frühen Todes.

Jetzt erhielt das Scepter Erich, mit dem Beinamen Eyegode, das ist: der Gute. Er war auch ein tapferer Regent. Dies erfuhren die Wenden, die er besiegte und strafte. Als ein andächtiger Fürst wallfahrtete er nach Rom; aber als ein staatskluger Regent suchte er sein Königreich von der geistlichen Gewalt der hamburgischen oder bremischen Erzbischöfe frei zu machen. Oft hatten diese anmaßenden Prälaten die dänischen Könige durch trotzige Befehle beleidigt, und sie glaubten dies um so ungestrafter thun

zu können, indem sie sich auf den Schutz der deutschen Kaiser, ihrer Oberherren, verließen. Erich Eyegode ruhte nicht eher, bis der Papst ihm das Vorrecht eines besondern dänischen Erzstiftes für die nordischen Reiche ertheilt hatte. Lund in Schonen ward der Sitz des Erzbischofes. Erich herrschte nicht lange. Ein Mord, den er, vermuthlich berauscht, an einigen seiner Krieger begangen hatte, beschwerte sein Gewissen. Eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande schien ihm das beste Mittel, diese Sünde zu büßen. Er trat sie wirklich an, und starb auf der Insel Cypern. Er hinterließ von seiner Gemahlin Betilde den berühmten Prinzen Knut Laward, außerdem noch zwei uneheliche Söhne, Harald und Erich. Es währte bis in's zweite Jahr, ehe sein Tod in Dänemark bekannt wurde.

Nun kam Niels oder Nicolaus, noch ein Sohn Suends, an die Regierung. Er erzog an seinem Hofe zugleich mit seinem Sohne Magnus den Prinzen Knut, seines Bruder Erich Eyegode Sohn. Knut aber mußte bald zum Herzog Lothar, später Kaiser, nach Sachsen entfliehen, um den Nachstellungen seines eifersüchtigen Vetters Magnus zu entgehen. Als Kaiser belohnte ihn Lothar mit dem Reiche der Wenden und Obotriten. Magnus aber, der fürchtete, daß einst die Dänen nicht ihn, sondern Knut Laward zu ihrem Könige ernennen würden, erniedrigte sich zu einem schändlichen Meuchelmorde, den er an seinem verdienstvollen Vetter beging. Die Gemahlin des ermordeten Fürsten, eine russische Prinzessin, gebar acht Tage nach seinem Tode einen Sohn, welcher den Namen Waldemar erhielt, der durch ihn und zwei seiner Nachfolger in Dänemark so sehr verherrlicht worden ist. Das Volk erklärte nun dennoch den Magnus des Thrones unwürdig, und des erschlagenen Knut Lawards Bruder, Erich, zum König. Umsonst suchte dieser Unterstützung von

dem Kaiser Lothar zu erhalten. Der Monarch schloß einen einseitigen, unrühmlichen Frieden, durch welchen Magnus 4000 Mark Silber bezahlen und sein Lehensmann werden mußte. Nun schien das Glück dem Könige Nicolaus und seinem verrätherischen Sohne günstig zu sein. Erich erlitt mehr als eine Niederlage, die schlimmste aber bei Wärebron, die ihn nach Norwegen schnell zu fliehen nöthigte, und ihm den schimpflichen Beinamen Hasenfuß erwarb. Er erholte sich jedoch wieder und erfocht bei Fodwiig, unweit Lund in Schonen, einen entscheidenden Sieg. In dem Treffen blieb, nebst vielen Prinzen, Bischöfen und Andern vom geistlichen und weltlichen Stande, sein Gegner, der südgothische Magnus. König Niels wurde bald darauf von den Bürgern zu Schleswig erschlagen.

Erich erhielt jetzt die Krone, er war aber grausam und dem Trunke ergeben, und brachte das Volk gegen sich auf. Plog der Schwarze, ein begüterter Kriegsmann, dessen Vater der König hatte hinrichten lassen, erstach ihn, als er eben bei einer Gerichtsversammlung, um gehört zu werden, dem Volke Stille gebot. König Erich hinterließ nur einen unehelichen Sohn, Peter oder Suend.

Ein alter Freund Knut Lawards beredete das Volk, dessen hinterlassenen Sohn, den Prinzen Waldemar, zum Könige zu erwählen und bis zu seiner Volljährigkeit die Regierung einen Vormund, der bis dahin die Würde eines Königs hatte, führen zu lassen. Der Vorschlag wurde genehmigt und Erich Hagenson zum vormundschaftlichen König erwählt. Nach dessen Tode aber wußte sich doch Erichs Sohn, der Prinz Suend, in den Besitz der dänischen Krone zu setzen. Suends Freunde bewirkten es, daß ihn Seeland und Schonen zum König ernannten; und die Jütländer, die darüber unzufrieden waren, erklärten Knut, einen Sohn des Magnus, für den ihrigen.

Vermuthlich mußte Waldemar seiner Jugend wegen beiden nachstehen. Er trat in Suends Dienste, sobald er die Waffen führen konnte, und erhielt sein väterliches Land, das Herzogthum Schleswig. In dem Kriege, der zwischen beiden Königen entstand, war das Glück auf Suends Seite.

Knut wandte sich an den Kaiser Friedrich I., mit dem Erbieten, die dänische Krone von ihm zu Lehen zu nehmen, wenn der Kaiser ihm zum sichern Besitze des Thrones verhelfen wollte. Friedrich beredete durch freundschaftliches Anerbieten den König Suend, zu ihm nach Merseburg zu kommen, wo eben damals eine Reichsversammlung war. Kaum hatte er diesen Fürsten in seiner Gewalt, als er ihn nöthigte, sich für einen Lehensmann des deutschen Herrschers zu erklären, wogegen Knut auf die Krone Verzicht thun und mit Seeland, als mit einem dänischen Reichslehen, sich zu begnügen versprechen mußte. Der Vergleich hatte keinen andern Erfolg, als den, welchen durch Arglist und Gewalt erzwungene Verträge zu haben pflegen. Suend widerrief ihn, sobald er zu Hause und in Freiheit war, erklärte die deutsche Lehenspflicht für nichtig und erhob mit seinem Gegner Knut über den Besitz der Provinz Seeland einen solchen Streit, daß nur durch Waldemärs Vermittelung der Friede erhalten und durch einen neuen Vergleich gesichert wurde.

Suend machte jedoch durch sein Betragen viel Unzufriedene; Waldemar erhielt auch die Königswürde, und Ersterer sah sich genöthigt, in einen Vertrag zu willigen, wodurch das Königreich in drei kleinere getheilt ward. Es bekam nämlich, Jeder mit dem königlichen Titel, Waldemar Jütland, Knut Seeland und Fünen und Suend Schonen. Dieser Letztere meuchelmordete bald darauf den Knut bei einem Gastmahl, bei dem auch Waldemar anwesend war, der, wiewohl schwer verwundet, nach Jütland entkam;

Waldemar schlug seinen Gegner in dem entscheidenden Treffen auf der Grathahaide bei Wiborg, der auf der Flucht von einem Bauer erschlagen wurde und nach dem Orte des Treffens den Beinamen Grathe erhielt.

Waldemar I., jetzt alleiniger König der Dänen, hatte unaufhörlich mit den Wenden zu kämpfen. Auf der Kirchenversammlung zu Launa, dem heutigen St. Jean de Laune, die wegen der streitigen Papstwahl gehalten wurde, war es, wo der König die wendische Krone von dem Kaiser zu Lehen nahm. Unter allen seinen wendischen Feldzügen war einer der glorreichsten der, den er gegen Rügens von Neuem abtrünnig gewordene Bewohner unternahm; denn in demselben eroberte er die feste Stadt Arkona, zerstörte das berühmte Götzenbild Swantewit und sicherte und pflegte das auf die Trümmer der Götzenaltäre gepflanzte Christenthum. Neue Unruhen, welche die Wenden erregten, und eine Verzögerung des Widerstandes, die aus einiger Unzufriedenheit der Jüten herrührte, schienen die Krankheit, wovon der König schon vorher befallen war, gefährlicher zu machen, und die Ungeschicklichkeit eines Arztes aus Schonen beförderte seinen allgemein betrauerten Tod.

Dieser in der That große König hinterließ zwei Söhne, Knut und Waldemar, die nach einander seinen Thron mit väterlichem Ruhme eingenommen haben. Knut VI. war schon bei des Vaters Leben Thronfolger und Mitregent. Umsonst versuchte Kaiser Friedrich I., ihn zur Anerkennung einiger Lehenspflicht zu bewegen. Des Kaisers Versuch, die Krone Dänemark durch den Herzog Bugislav von Pommern zu unterjochen, war sehr unglücklich. Bugislav wurde ein Gefangerer (1185) und ein Lehensmann des Königs.

Als Knut VI. seinen 18jährigen Bruder Waldemar mit dem Herzogthume Schleswig belehnte,

empörte sich Bischof Waldemar von Schleswig, ein natürlicher Sohn des Königs Knut V. Dieser unruhige Prälat, der bisher die Statthalterschaft in dem Herzogthume geführt, äußerte nun öffentlich einen lange gehegten Gedanken, daß ihm, als einem Urenkel des Königs Nicolaus, die Krone zukomme, und nannte sich König der Dänen und Bischof zu Schleswig. Allein er und sein Bundesgenosse, Adolph III., Graf zu Holstein und Schaumburg, wurden Gefangene des Königs. Knut überlebte nicht lange die fast vollendete Eroberung Holsteins. Ein früher Tod raubte dem Vaterlande diesen König und bahnte seinem Bruder Waldemar den Weg zum Throne.

In Norwegen folgte zu eben der Zeit, zu welcher Suend Estrithson des Königs Magnus des Guten Nachfolger in Dänemark ward, dem Letztern in Norwegen sein Vaterbruder Harald Hardraade, ein streitbarer Fürst. Bei einer Unternehmung gegen England kam er um. Unter seinem Sohne Oluf Kyrre, der anfangs mit seinem Bruder, Magnus II., gemeinschaftlich herrschte, wuchs Norwegens Wohlstand. Er starb zwischen 1087 — 1093 und hinterließ den Thron seinem Sohne Magnus Barfod. Dieser König war ehrgeizig und kriegerisch, eroberte die schottischen Inseln und die Insel Man, plünderte die britischen Küsten und fand zuletzt seinen Tod in einer Unternehmung auf Irland. Nach ihm herrschten gemeinschaftlich seine Söhne Oluf, Eisten und Sigurd. Letzterer überlebte die beiden Ersten. Sein Kreuzzug nach Jerusalem erwarb ihm den Namen Jorsalafar. Sein Absterben war der Anfang großer Unruhen, welche Norwegen fast 100 Jahre lang zerrütteten. Jeder echte oder unechte Prinz, der seine Abkunft, wenn er sonst keine Beweise hatte, durch die Eisenprobe erhärtete, hielt sich berechtigt, einen Theil des Reiches zu fordern. Daher entstanden blutige Kämpfe unter den Kronprätendenten. Das arme Norwegen

ward sogar einmal in drei Theile getheilt. Nach vielen und blutigen Kämpfen gelang es endlich Sverre, der seine königliche Abkunft erst im 24. Jahre erfuhr, Norwegens Krone zu erhalten.

Aber neue Empörungen von Seiten mancherlei angeblicher oder wahrer Kronprätendenten und Unruhen, die ihm die Geistlichkeit schuf, unterhielten ihn in steter Waffenübung. So mißlich oft seine Lage war, so war er dennoch glücklich genug, jeden Widerstand zu überwinden; zuletzt unterbrach seinen ruhmvollen Lauf eine Krankheit, die seinem Leben ein Ende machte.

In Schweden war 1024 oder 1026 König Olof gestorben. Sein jüngerer Sohn Amund Jakob wurde König, weil er von der rechtmäßigen Gemahlin war. Er beförderte das Christenthum mit großem Eifer und mit so vollkommenem Gehorsam gegen den hamburgischen oder bremischen Erzbischof Adalbert, daß er der Allerheiligste genannt wurde. Das that sein älterer Bruder und Nachfolger, Egmund der Alte, nicht. Dafür hieß er auch Hin Slemme, d. i. der Böse. Mit ihm erstarb der alte Königsstamm, dessen Sprößlinge von Iwar Widfadme an über Schweden geherrscht hatten. Nun kam das Haus des Stenkil zur Regierung. Bei allem Eifer für das Christenthum und bei aller Ehrerbietung für den stolzen hamburgischen Erzbischof Adalbert lehnte er das Ansinnen ab, den Upsala-Tempel zu zerstören. Als er starb, waren seine Söhne noch Kinder. Daher schwang sich Hakon der Rothe, Stenkils Jarl, auf den Thron. Nach einer dreizehnjährigen unruhigen Regierung folgte ihm Stendils Sohn, Ingo der Aeltere. Als Ingo durch Verbrennung des Götzentempels zu Upsala die Heiden aufbrachte, ward von einigen Schweden sein Schwager Blot-Swen zum König ernannt, den er drei Jahre darauf erschlug. Der Kriez, den er mit dem norwegischen

König Magnus Barfod führte, ward durch Vermittlung des dänischen Königs Erich Eyegode und durch den Frieden zu Konghaell beendigt.

Ihm folgten seines Bruders Söhne, Philipp und Ingo der Jüngere, doch nur im eigentlichen Schweden; denn die Heiden im gothischen Reiche hielten es mit Blot-Swens Hause. Philipp regierte nur sechs Jahre. Ingo's schwache Regierung war sehr unruhig. Nach seinem unbeerbten Tode ward endlich Swerker I., Karls, oder wie es auch heißt, Erich Arsälls Sohn, Blot-Swens Enkel, König über das ganze Reich. Von ihm und seinem Nachfolger, Erich dem Heiligen, an beginnt die umwechselnde Regierung der Prinzen aus den Swerkers- und Erich'schen Häusern. Unter Swerker erhielt die römische Kirche mehr als einen Vortheil. Er ward von einem seiner Hofbedienten getödtet. Sein Nachfolger, Erich der Heilige, war mit ihm Geschwisterkind. Nach dem damals herrschenden Grundsatze der Kirche sollte ein christlicher Fürst Heiden bekehren, darum eroberte er Finnland.

Er war mehr Mönch als Regent, und trug ein Kleid von Pferdehaaren auf dem bloßen Leibe. Ein dänischer Prinz, Magnus Henrichson, der seine Ahnen von mütterlicher Seite vom König Ingo dem Aeltern herleitete, erschlug ihn. Er ward ein Heiliger und der Schutzpatron seines Reiches. Karl Swerkerson, sein Nachfolger, rächte seinen Tod. Unter ihm bekam Schweden seinen eigenen Erzbischof, der aber auch dem lund'schen unterworfen blieb Knut Erichson, der lange schon die Krone begehrt hatte, erschlug Karln in unerwartetem Ueberfalle. Er würde vermuthlich Karls ganzes Haus vertilgt haben, wenn nicht die königliche Wittwe mit dem noch sehr jungen Swerker Karlson nach Dänemark geflüchtet wäre. Knut Erichsons Regierung war nicht ohne Unruhen und Besorgnisse besonders auch

wegen des in Dänemark lebenden jungen Prinzen; doch sorgte er für den Anbau seines Landes und der Klöster und starb im Frieden.

Einige Jahre vor seinem Tode war Swerker II., den man auch Swerker den Jüngern nannte, zu seinem Nachfolger erklärt oder zum Mitregenten angenommen worden.

Rußland war kaum, vereinigt unter Wladimir dem Großen, empor gehoben, als es, zerstückt durch die Theilung unter seine zwölf Söhne, wieder zu sinken anfing. Diese Theilung bewirkte Streit unter den Prinzen und Unruhen, welche dem großfürstlichen Hause und den Bürgern des Staates gleich verderblich waren. Swätopolk, der erste Wladimirowitsch, des großen Wladimirs mit der Wittwe seines ermordeten Bruders Jaropolk erzeugter Sohn, ließ gleich nach des Vaters Tode drei seiner Brüder tödten, nahm ihr Land ein und machte Kiew zu seiner Residenz. Der vierte Bruder, Jurje Jaroslaw, der zu Nowgorod residirte, machte der Herrschaft Swätopolks ein Ende, indem er ihn besiegte; er kam auf der Flucht um.

Jurje Jaroslaw Wladimirowitsch gelangte erst nach dem Tode seines jüngern Bruders Mistislaw zum ruhigen Besitze von ganz Rußland. Er bezwang die Liefländer, machte Kiew zur Hauptstadt seines Reiches, beförderte das Christenthum und die Wissenschaften, war Gesetzgeber und starb in einem Alter von 76 Jahren.

Unglücklicherweise folgte er nicht nur im wahren Verdienste, sondern auch in dem Staatsfehler der Reichstheilung dem väterlichen Beispiele. Er hatte nach Einigen neun, nach Andern fünf Söhne, unter welche er seinen Staat theilte. Isaslaw I. regierte zu Kiew, wiewohl nach Einigen seine Brüder Swätoslaw und Wsewolod im Anfange Mitregenten gewesen sein sollen. Sie hatten mit den Türken, den

Polowzern und mit den unruhigen Wseslaw zu kämpfen. Diesen Urenkel Wladimirs des Großen, der das Fürstenthum Polozk besaß, nahmen sie wider ihr gegebenes Versprechen gefangen. Isaslaw, den die Polowzer schlugen, brachte die Kiewer auf, als er ihnen Pferde und Waffen verweigerte, die sie sich erbeten hatten, um den Verheerungen der übermüthigen Feinde Einhalt zu thun. Dies und ihr Mitleiden mit den gefangenen Wseslaw reizte sie zur Empörung. Sie führten ihn aus dem Kerker auf den Thron. Allein Isaslaw, der nach Polen flüchtete, fand daselbst Hülfe, vertrieb seinen Gegner, zerfiel aber bald mit seinen Brüdern Swätoslaw II. und Wsewolod, die ihn abermals das Reich zu verlassen nöthigten. Umsonst suchte Isaslaw Schutz in Polen und in Meißen; umsonst ließ Kaiser Heinrich IV., der selbst in bedrängter Lage war, durch seine Gesandten Swätoslaw II. mit Krieg bedrohen. Dieser, der förmlich den großfürstlichen Titel angenommen hatte, behauptete sich bis an seinen Tod. Sein Bruder Wsewolod regierte nun zwar in Kiew, überließ aber dieses seinem ausgesöhnten Bruder Isaslaw, der ihm gegen die Polowzer und andere Feinde beistand und in einem Treffen an einer tödtlichen Wunde heldenmüthig umkam. Gleich nach ihm regierte Wsewolod I. Jaroslawitsch als Großfürst. Während seiner unruhevollen Regierung that ihm sein Sohn Wladimir große Dienste, wiewohl auch dieser ihm eine Zeitlang ungetreu ward. Nach seinem Tode überließ Wladimir, um innerlichen Kriegen vorzubeugen, die Regierung Swätopolk II. Isaslawitsch, der sich gleichwohl nur durch eben dieses Prinzen Beistand behaupten konnte. Innere und äußere Unruhen erschwerten ihm die Regierung außerordentlich. Merkwürdig ist der erste Fürstentag, der unter ihm gehalten wurde: eine Versammlung der russischen Fürsten, die das allgemeine

Beste und die Eintracht befördern sollte, aber nicht den gewünschten Erfolg hatte. Dieser Großfürst, der gewöhnlich Michaelo Swätopolk genannt wird, starb, als ein glücklicher Krieg den Russen großen Vortheil über die Polowzer gewährte.

Jetzt schloß man die Söhne Swätoslaws II. von der Thronfolge aus und wählte den oft erwähnten Wladimir II. Wsewolodowitsch zum Großfürsten. Er war ein tapferer Regent, geehrt von den abgetheilten Fürsten und ein Schrecken der Polowzer und Griechen. Er starb in einem Alter von 73 Jahren.

Sein Sohn Mistislaw Wladimirowitsch verdient den Beinamen des Großen, den ihm die Geschichte gegeben hat. Er schlug die Polowzer und besiegte die Lithauer, war tapfer, großmüthig und gerecht, und bereuete sein ganzes Leben hindurch einen Meineid, den er, durch die Geistlichkeit verleitet, begangen hatte.

Nach einer kurzen Regierung folgte ihm sein Bruder Jaropolk II. Wladimirowitsch. Er regierte nur etwa sechs Jahre unter fortwährenden innern Unruhen und Anfällen der Polowzer, Polen und Tschuden. Sein Nachfolger Wätscheslaw Wladimirowitsch, Wladimirs fünfter Sohn, behauptete sich kaum einige Wochen. Ihn verdrängte Wsewolod II. Olgewitsch, Swätoslaws II. Enkel, dessen Absicht, allein zu herrschen, Fürst Andreas von Petrejaslow vereitelte. Nach Wsewolods II. Tode behauptete sein Bruder Jghar II. nur 13 Tage den Thron; denn Jsaslaw II. Mistislawitsch, den die mißvergnügten Kiewer herbeiriefen, überwand ihn und steckte ihn in ein Kloster. Derselbe vereitelte eine große Verschwörung, wobei ihm sein Oheim Jurge I. Wladimirowitsch hartnäckig entgegenstand. Jsaslaw II. starb und hatte seinen Bruder Rostislaw Mistislawitsch zum Nachfolger. Furchtsamkeit im Kriege gegen Jsaslaw Davidowitsch, Fürsten

von Tschernigow, die man ihm vorwarf, erzeugte Verachtung und Unwillen gegen ihn und beförderte die Absichten seines Gegners. Isaslaw III. Davidowitsch kam nun auf den Thron. Jurje Wladimirowitsch trat ihm aber entgegen, nöthigte ihn zum Weichen und behauptete das Großfürstenthum bis an seinen Tod. Dieser Regent legte 1147 den Grund zur Stadt Moskau. Bei einem Landsitze, wo er sich oft mit seiner Buhlerin aufhielt, wurden Hütten erbaut, aus den Hütten entstand ein Dorf und aus dem Dorf allmälig eine Stadt, die endlich dem Umfange nach die größte und eine der volkreichsten Städte von Europa wurde. Sein Sohn Andrej Jurjewitsch Bogolubskoy, d. i. der Gottliebende, ein Mann von großen Eigenschaften, behauptete eine Art Oberherrschaft über die andern russischen Fürsten, selbst über die von Kiew, die, wenigstens zum Theil, neben ihm den großfürstlichen Titel führten. Er hatte seine Residenz nach Wladimir verlegt, war tapfer, schlug die Bulgaren und kam durch Meuchelmord um. Den Thron bestieg nach ihm sein Bruder Dmitrj Wsewolod Jurjewitsch oder Wsewolod III. Er führte einen blutigen Krieg mit dem resanischen Fürsten Gleb, schlug mehrmals die Polowzer und stand bei den andern Fürsten in großem Ansehen. Zu seiner Zeit kam das Großfürstenthum Kiew sehr herunter, und zu Ghalitsch ward ein anderer großfürstlicher Sitz gegründet. Er herrschte bis 1211. Alle diese Theilungen und Unruhen brachten ein Reich in Verfall, das schon damals eins der mächtigsten in Europa hätte sein können.

Italien und die pyrenäische Halbinsel.

Bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Kleine Factionen, kleine Staaten, Anarchie und Gewaltthätigkeit brachten in Italien mehr als in andern

Ländern ein Chaos von Verwirrung und Elend hervor. Genua aber und Venedig schwangen sich durch Handel auf. Genua hatte den Arabern Korsika abgenommen und bezahlte dafür anfangs dem Papst einen Tribut. Das nicht so alte, aber weit mächtigere Venedig hatte sich von aller Lehensunterwürfigkeit frei gemacht. Istrien, die Küsten von Dalmatien und Ragusa, standen unter seiner Herrschaft. Es hatte über die Griechen und über die Ungarn Siege erfochten und Adrian IV. gegen den Kaiser Friedrich Barbarossa in Schutz genommen. Diese beiden handeltreibenden Republiken, die zum Unglück auf einander eifersüchtig waren, bekriegten sich, anstatt daß sie sich in den Grenzen einer weisen Nacheiferung hätten halten sollen. Lucca, Pisa und Florenz fingen an, an Industrie Geschmack zu finden, und strebten nach Unabhängigkeit. Die Künste mußten zu der Zeit in Italien wieder aufleben, da in dem übrigen Europa die Kriegskunst allein noch in Achtung stand.

Spanien war gegen das Ende des 11. Jahrhunderts von Mauren und Christen zerstückelt und durch bürgerliche Kriege verheert. Es bildeten sich nur nach und nach verschiedene kleine Reiche, deren Geschichte oft verworren und ungewiß ist.

Unter Alphons VI., König von Leon und Castilien, sieht man den Cid, einen berühmten Feldherrn, sich durch Kriegsthaten auszeichnen, welche die Liebe zum Wunderbaren durch sehr viele Fabeln vergrößert hat. Nachdem der König von Castilien, Sancho, ermordet worden war und der Verdacht des Meuchelmordes auf dessen Bruder Alphons fiel, so bewies dieser seine Unschuld durch einen Eid, den er in die Hände des Cid ablegte. Der Held verlangte, daß Alphons die Worte des Eides dreimal wiederholen sollte, und verlor darüber die Gnade des Königs. Er ward jedoch wieder an den Hof berufen, um die Belagerung der Stadt Toledo zu leiten, wohin der Religionseifer viele

fremde Krieger wie zur Kreuzfahrt zog. Die Mauren verloren im Jahre 1085 diese wichtige Stadt. Alphons machte sie zu seiner Hauptstadt und ließ daselbst den Mahomedanern die freie Religionsübung; aber es gelang ihm nicht, sie wieder zu bevölkern und ihren Glanz herzustellen. Unter den Sarazenen hatte sie ungefähr 300,000 Einwohner gehabt. Nun war sie fast zur Wüste geworden. Der tapfere Cid eroberte auch Valencia im Jahre 1094.

Alphons machte es sich zu einem wichtigen und dringenden Geschäfte, die römische Liturgie statt der altgothischen oder der mosarabischen einzuführen. Zweikampf und Feuerprobe sollten die Sache entscheiden. Als nun der Ritter, welcher für die römische Liturgie focht, überwunden ward, so beharrte Alphons doch auf seinem Vorhaben und wollte nun auch die Feüerprobe machen lassen. Das Feuer schonte wahrscheinlicherweise weder die eine noch die andere Liturgie. Inzwischen behielten einige Kirchen das mosarabische Ritual bei.

Alphons starb im Jahre 1109. Nach seinem Tode erhielt Graf Heinrich, sein Eidam, Sohn eines Herzogs von Burgund, ein Fürstenthum in Portugal, das vor Kurzem durch Eroberung den Mauren entrissen worden war. Man hatte diesem Alphons das Prädikat des Großen beigelegt, mit dem manche Geschichtschreiber gar zu freigebig sind.

Saragossa fiel in die Hände der Christen und ward im Jahr 1118 von Alphons dem Schlachtengewinner, König von Arragonien und Navarra, eingenommen und eben so, wie Toledo in dem Königreiche Castilien, zur Hauptstadt erhoben. Dieser König schlug sich unabläßig bald mit Christen, bald mit Muselmännern. Die Letztern erfochten im Jahre 1134 über ihn einen völligen Sieg, welcher zwei Bischöfen und einer unzähligen Menge von Edelleuten das Leben kostete. Er starb acht Tage nachher aus Gram und hinterließ

seine Staaten, kraft eines unverständigen Testaments, dem Orden der Tempelherren. Das Testament wurde nicht geachtet, und die Arragonier erwählten einen Bruder des letzten Königs, einen Mönch, der nicht zu regieren verstand; die Navarrer riefen einen andern Prinzen zum König aus. Durch diesen Zwiespalt kamen die beiden Staaten in Gefahr, eine Beute der Mauren zu werden. Alphons VIII., König von Castilien, rettete sie durch schleunige Hülfe; aber mehr auf seinen Vortheil als auf seinen Ruhm bedacht, zwang er die Arragonier, ihm Saragossa zu überlassen, und den König von Navarra, ihm zu huldigen. Dieser glückliche Erfolg machte ihn so aufgeblasen, daß er Kaiser von Spanien heißen wollte.

Im Jahre 1141 forderten die Tempelherren das Königreich Arragonien, indem sie sich auf das Testament Alphons des Schlachtengewinners beriefen. Durch einen Vergleich, den der Papst und der Patriarch von Jerusalem bestätigten, wurden ihnen einige Ländereien und Güter in Arragonien überlassen. Sie nahmen darauf in diesem Königreich ihren Aufenthalt.

Alphons Henriquez, Graf von Portugal, nahm nach einem im Jahre 1139 über die Mauren erfochtenen Siege von seinen Kriegern den Titel eines Königs an. Er nahm nachmals den Mauren auch Lissabon ab.

Ein König von Leon, Alphons IX., hatte sich mit der Tochter des neuen Königs von Portugal, einer nahen Verwandten, vermählt; ein Legat Cölestins III. hob die Vermählung auf, belegte die Bischöfe, welche sie billigten, mit dem Banne und beide Königreiche mit dem Interdikte. Der abergläubige Pöbel erboste; einige natürliche Landplagen wurden für Beweise des göttlichen Zornes erklärt, und der König und seine Gemahlin genöthigt, sich zu trennen, obschon sie mehrere Kinder hatten. Einige Zeit nachher trat derselbe König in eheliche Verbindung mit

Berengaria von Castilien, die gleichfalls seine Verwandte war. Innocenz III. schleuderte Bann und Interdikt. Der König widersetzte sich eine Zeit lang, entließ aber endlich seine Gemahlin, nachdem der Papst ihre Kinder für eheliche erklärt hatte.

Der römische Hof wußte Alles zu seinem Vortheile zu benutzen, und Unvorsichtigkeit der Fürsten schien dem Joche entgegen zu gehen. Peter II., König von Arragonien, hatte sich zu Montpellier mit der Erbin der Grafschaft dieser Stadt vermählt, ging darauf nach Rom, ließ sich im Jahre 1204 von Innocenz III. krönen, und verpflichtete seine Krone zu einem jährlichen Zins an den heiligen Stuhl.. Die Stände von Arragonien protestirten gegen eine Verbindlichkeit, die unfehlbar für einen Tribut würde angesehen worden sein. Der Papst glaubte, daß die Krönung von ihm abhinge, wenigstens betrug er sich so, als wenn dies eine ausgemachte Sache wäre, denn er erlaubte den Königen von Arragonien, sich zu Saragossa salben und krönen zu lassen.

Bis zum 13. Jahrhundert war in Spanien noch Alles in Zwiespalt. Die Mauren hatten viele ihrer Besitzungen verloren; dagegen gab es daselbst vier christliche Königreiche, Leon und Castilien, Navarra, Arragonien und Portugal, und diese kleinen Königreiche, die häufiger Staatsrevolutionen unterworfen und wider einander im Kriege waren, stellen eine Verwirrung von Begebenheiten dar, die für die Geschichte wenig Interesse bieten.

Zu jener Zeit hatten Aberglauben und Schwärmerei sehr überhand genommen; Wunderthaten und groben Betrügereien schenkte das Volk Glauben; bald traten Leute auf, die mit Zuckungen behaftet waren, und den Heiligen die Kraft zuschrieben, sie in unsinnige Bewegungen setzen zu können; bald Narren, die sich für Propheten hielten, das Volk an sich zogen, und sich fast göttlich verehren ließen. Berengar,

Archidiakonus zu Angers, lehrte um 1050 in Schriften und auf der Kanzel, daß der wahre Leib Jesu Christi unter der scheinbaren Gestalt des Brodes und Weines nicht verwandelt sei und nicht verwandelt sein könne. Er ward verurtheilt; und damals war es, als man anfing, die Hostie empor zu heben, damit das Volk, indem sie es anbetete, nicht an der wirklichen Gegenwart zweifeln möchte.

Aus der Asche Arnolds von Brescia, den Adrian IV. im Jahre 1155 verbrennen ließ, stiegen zahlreiche Schwärme von Fanatikern hervor, die bald unter dem Schwerte der Verfolgung sich noch vermehrten. Die Laster und Ausschweifungen der Klerisei gaben unglücklicherweise nur zu viel Gelegenheit zu Schmähungen.

Neue Mönchsorden entstanden; die Karthäuser, die von Vall Ambrosia, die Prämonstratenser, die Cistercienser, die von Fontevrauld u. s. w. erneuerten die Scenen des fanatischen Eifers.

Da die Mönche von Vall Ambrosia und ihr Stifter Johann Gilbert den Bischof von Florenz der Simonie wegen in Verdacht hatten, so hielten sie es für ihre Pflicht, voll heiligen Eifers auf ihn zu schmähen. „Man könne," schrieen sie, „von ihm nicht die Sakramente nehmen, weil er ein Ketzer wäre." Taub gegen die Vorstellungen kluger Männer und selbst des Kardinals Peter Damian, wiegelten sie die Florentiner, und besonders die Weiber, gegen ihren Prälaten auf und forderten die Feuerprobe. Peter Aldobrandini, Mönch dieses Ordens, übernahm dieselbe öffentlich. Zwei zehn Fuß lange Scheiterhaufen, nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum von einander getrennt, waren beinahe zu Kohlen verbrannt, als er, wie es hieß, barfuß, mit langsamen Schritten, ohne die geringste Verletzung zwischen ihnen durchging. Daher wurde ihm der Beiname „der Feurige" gegeben. Der Papst setzte den Bischof ab, den er vergeb-

lich in seinem Amte zu erhalten gesucht haben würde. Aldobrandini wurde nachmals zum Kardinal erhoben.

Damals war fast Alles Wunder und Weissagung. Man bewies die Glaubwürdigkeit einer verdächtigen Reliquie durch Bullen; die Kirchenversammlungen thaten über die Handlungen und das Alter eines Heiligen, über den Ort, wo sein Leichnam war, entscheidende Aussprüche; ein dreister Betrüger oder ein dummer Schwärmer durfte nur den Mund aufthun, um das Volk Alles, was ihm einfiel, glauben zu machen.

Die Sitten blieben, überhaupt betrachtet, immer dieselben; es herrschten grobe Dummheit, unvernünftige Tapferkeit, romanhafte Galanterie, dumme Leichtgläubigkeit, thörichte Zweikämpfe, Rohheit im Umgange und falsche Begriffe von Allem, dabei fehlte Polizei und Sicherheit, und folglich jeder Grund zur Wohlfahrt.

Bei den Kreuzzügen wurden die Wappen erfunden, wodurch man sich unter der eisernen Rüstung, die den ganzen Leib bedeckte, kennbar machte. Daher entstand die Wappenkunst, die, so lange man sich auf keine nützlicheren Studien legte, als eine Wissenschaft betrachtet wurde.

Innocenz III.; Johann ohne Land; der vierte Kreuzzug. Errichtung der Inquisition.

1198—1209.

Innocenz III., begabt mit großen Talenten und einer der geschicktesten und kühnsten Männer, die jemals den päpstlichen Stuhl bestiegen haben, verdien an der Spitze der Epoche genannt zu werden, wei er selbst Gregor VII. an unternehmendem Geiste und an Glück übertraf. Erwählt im Jahre 1198, in

einem Alter von nicht ganz vierzig Jahren, bezeichnete er sogleich den Anfang seiner Regierung mit sehr kühnen Unternehmungen. Er setzte sich in den Besitz von Ancona, Spoleto und einigen andern Plätzen; er trat mit den vornehmsten Städten von Toscana wider das Reich in Verbindung; er schränkte die Legatenwürde von Sicilien dadurch ein, daß er dem jungen Könige Friedrich, Sohn Heinrichs VI. und der Königin Constantia, die Investitur zugestand, und übernahm die Vormundschaft dieses Königs, der damals noch ein Kind war, nicht sowohl um ihn zu beschützen, als vielmehr um ihn zu unterdrücken; denn er ließ seinen Haß gegen das Haus Schwaben, das zu mächtig war, als daß er nicht von demselben Feindseligkeiten für den heiligen Stuhl hätte befürchten sollen, gar bald ausbrechen.

Friedrich II. hatte das vollkommenste Recht auf die kaiserliche Krone, weil er bereits in seiner zartesten Kindheit zum römischen Könige ernannt worden war. Seinem Oheime Philipp, Herzog von Schwaben und Franken und Markgrafen von Toscana, ward die vormundschaftliche Regierung übertragen. Innocenz haßte denselben um so mehr, weil er den Bann verachtet, den Cölestin III. wider ihn ausgesprochen hatte. Innocenz flößte daher dem Erzbischofe von Köln seine Gesinnungen ein, und schmiedete eine Kabale, wodurch Berthold, Herzog von Zähringen, ein erklärter Feind des schwäbischen Hauses, zum Kaiser gewählt ward. Aber Philipp vermochte denselben durch 11,000 Mark Silbers, sich seiner Ansprüche zu begeben, stellte darauf den Ständen vor, wie sehr die Kindheit Friedrichs den Absichten des römischen Hofes förderlich wäre, und bewog sie endlich, sei es aus Ehrgeiz, oder um seine Familie in dem Besitze der Krone zu behaupten, ihn selbst zum Kaiser zu wählen.

Er wurde jedoch gar bald von einem Thronbewerber

beunruhigt. Der ränkevolle Erzbischof von Köln, Vollzieher der Befehle des Papstes, veranstaltete einen Aufstand und eine kleine Reichsversammlung. Die Stimmen in dieser Versammlung fielen auf Otto von Braunschweig, Grafen von Poitou, einen Neffen Richards, König von England, und dritten Sohn Heinrichs des Löwen, Herzogs von Bayern, den Friedrich Barbarossa für seine Empörungen bestraft hatte. Otto hatte seine Erwählung dem Gelde Richards zu danken. Dieser starb, und sein Nachfolger, Johann ohne Land, setzte die Unterstützung nicht fort. Als er von Philipp und dessen Bundesgenossen, dem Könige von Frankreich, geschlagen war, erklärte sich ganz Deutschland für den Ueberwinder. Innocenz, der ihn mit dem Banne belegt hatte, söhnte sich endlich mit ihm aus, in der Hoffnung, eine Tochter dieses Kaisers für seinen Neffen zur Gemahlin zu erhalten. Aber Philipp erfreute sich seines Glückes nicht lange; er ward im Jahre 1208 von dem rachgierigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, der ihm eine bittere Kränkung nicht verzeihen konnte, zu Bamberg ermordet. Otto IV., der sich damals in der äußersten Noth befand, ward darauf in einer Reichsversammlung einstimmig zum Kaiser ernannt.

Ein Schauplatz noch wichtigerer Auftritte waren Frankreich und England: wo Innocenz III. mit seinen Bullen, Bannflüchen und Legaten als Herr der Kronen und der Völker eigenmächtig herrschen wollte. Philipp August hatte sich von seiner Gemahlin Ingeburga, einer Tochter des Königs von Dänemark, scheiden lassen. Zur Strafe für diese Ehescheidung ward das Königreich mit einem allgemeinen Interdikte belegt, obschon zwei Legaten des Papstes Cölestin III. die Vermählung Philipps mit Ingeburga wegen zu naher Verwandtschaft für ungültig erklärt hatten. Also diente die Verwandtschaft dazu,

Ehen aufzulösen oder für gültig anzuerkennen, je nachdem es den Absichten des römischen Hofes entsprach; und die Fürsten wußten nie, woran sie waren. Bei dieser Gelegenheit entwickelte Philipp die Festigkeit seines Charakters. Er bestrafte diejenigen, die zur Ausführung der päpstlichen Befehle den Staat beunruhigten. Er gab endlich aus Klugheit nach und seiner Ingeburga den Titel einer Königin wider, den sie unter traurigen Umständen in einem Kloster führte. Er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf England, das durch gewaltige Revolutionen, an deren Unterstützung ihm gelegen war, sehr erschüttert wurde.

Nach Richards Ableben ward dessen Bruder Johann, der, weil ihn Heinrich II. von der Erbschaft seiner Staaten ausgeschlossen hatte, den Beinamen ohne Land führte, König von England. Aber der junge Arthur, Herzog von Bretagne, machte Ansprüche auf die Krone, und berief sich, als Sohn eines ältern Bruders von Johann, auf das Repräsentationsrecht oder auf das Recht der Erstgeburt. In Frankreich, wo dieses Feudalrecht geltender war, als in England, und wo außerdem Philipp August die Macht eines Rivals zu schwächen suchte, erklärten sich Anjou, Maine und Touraine für Arthur. Auf einen kurz dauernden Vergleich folgte ein offenbarer Krieg, sobald Philipp aufhörte, sich vor Innocenz' Verfolgungen zu fürchten. Das französische Heer siegte. Der Herzog von Bretagne hatte aber das Unglück, eine Schlacht zu verlieren und in die Hände seines Oheims zu fallen, der niederträchtig und unmenschlich genug war, ihn kaltblütig zu ermorden.

Arthurs Mutter und die Stände von Bretagne wandten sich an den König von Frankreich und baten ihn, als Lehnherrn des Mörders, dieser Gewaltthätigkeit wegen um Gerechtigkeit. Johann, der als Vasall vor den Hof der Pairs geladen war, erschien

nicht. Man zog alle seine Besitzungen in Frankreich ein. Gewiß ist es, daß ein Vasall unter der Gerichtsbarkeit des Königs stand und sich dem Urtheilsspruche seiner Pairs oder der großen Vasallen, die unmittelbar unter dem Könige standen, unterwerfen mußte. Es mochte übrigens die Einziehung so vieler Provinzen rechtmäßig sein, oder Johann vermöge des Feudalrechtes mit nichts weiter als mit dem Verluste von Bretagne, das unter der Normandie stand, bestraft werden sollen, so konnte ein solches Endurtheil nicht anders als mit bewaffneter Hand in Kraft gesetzt werden. Philipp benutzte die dumme Feigheit des Königs von England, der seinen Eroberungen ruhig zusah, und bemächtigte sich in kurzer Zeit der Normandie, Maine, Anjou, Touraine, Poitou, und ließ ihm nichts als Guienne. Man kann auf den Charakter beider Könige aus den Eroberungen des Einen und aus der Unempfindlichkeit des Andern schließen.

Innocenz, bei dem die Engländer um Schutz anhielten, hatte sich zum Richter aufgeworfen und zu verschiedenen Malen befohlen, dem Krieg ein Ende zu machen, unter dem Vorwande, daß er nicht über das Lehen, sondern über die Sünde richte; eine vortreffliche Ausflucht, um sich die richterliche Entscheidung aller politischen Angelegenheiten und überhaupt aller Streitigkeiten anzumaßen, denn Sünde läßt sich allenthalben finden. — Philipp ließ sich durch die päpstlichen Drohungen wenig schrecken; er antwortete, daß die Streitigkeiten der Könige die Kirche nichts angingen. Bald werden wir indessen den Papst auf eine noch befremdendere Weise sich in diese Sache einmischen sehen.

Während dieser großen Staatsveränderungen fachte Innocenz das Feuer der Kreuzzüge wieder an, und Konstantinopel ward das Opfer. Fulko, Pfarrer zu Neuilly, ein unwissender Schwärmer, ermunterte mit keinem geringern Erfolge, als ehemals der heilige Bernhard, zu einem Kriege, den man noch immer

den heiligen Krieg nannte, ungeachtet der Erfahrung von so vielen Frevelthaten, die derselbe hervorgebracht hatte. Balduin, Graf von Flandern, war der Hauptanführer dieses Kreuzzuges. Venedig lieferte gegen eine ansehnliche Summe Geldes die nöthigen Transportschiffe. Den Anfang ihrer Unternehmungen machten die Kreuzfahrer mit der Belagerung der christlichen Stadt Zara in Dalmatien, die sich dem venetianischen Joche entzogen hatte. Vergebens belegte der Papst das Kreuzheer mit dem Banne. Zara ward eingenommen, und die Venetianer freueten sich ihres Sieges. Obschon der den Kreuzbrüdern angebotene Ablaß großen Reiz hatte, so hatte doch der Ehrgeiz noch mehr, zumal für ein handeltreibendes Volk, das, gleich den alten Carthaginernsern, mit der größten Habgier und Herrschsucht nach Reichthümern und Eroberungen strebte.

Bald darauf brach das Ungewitter über Konstantinopel aus, das von bürgerlichen Unruhen zerrüttet war. Isaak Angelus war daselbst im Jahre 1195 von dem Throne gestürzt worden, und zwar von seinem eigenen Bruder Alexius, der als ein feiger Tyrann herrschte. Isaaks Sohn, der gleichfalls Alexius hieß, rief die Kreuzbrüder um Hülfe gegen den Thronräuber an, und machte sich dagegen anheischig, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, ihnen 200,000 Mark Silbers zu zahlen, sich dem Papste zu unterwerfen u. s. w. Auf diese Weise kam der rechtmäßige Kaiser wieder auf den Thron. Er bestätigte den von seinem Sohne geschlossenen Vertrag, ob er schon die Erfüllung desselben für unmöglich hielt. Er ließ, zur Bezahlung des versprochenen Geldes, die heiligen Gefäße umschmelzen, und sein Sohn erschöpfte in gleicher Absicht den Staat.

Darüber ward das Volk aufgebracht, und die Kreuzbrüder vermehrten die Unzufriedenheit durch ihre

Räubereien und ihr trotziges Betragen. Das Volk in Konstantinopel empörte sich wider die beiden Kaiser, denn der Sohn führte zugleich mit seinem Vater den kaiserlichen Titel. Isaak starb; der junge Alexius ward ermordet, und Alexius Ducas, mit dem Beinamen Murkuphlus, der dieses Mordes schuldig war, besaß den Thron; aber die Kreuzfahrer benutzten die Gelegenheit, bemächtigten sich Konstantinopels, plünderten die Stadt und begingen die grausamsten und abscheulichsten Ausschweifungen. Der päpstliche Legat und die Bischöfe hatten sich zwar anfangs dieser höchst ungerechten Unternehmung widersetzt, seit der Empörung aber dieselbe gut geheißen, und zur Eroberung der Stadt, wovon der heilige Stuhl, wie sie wohl einsahen, große Vortheile zu erwarten hatte, den vollkommensten Ablaß versprochen.

Die Venetianer setzten sich bei dieser Gelegenheit in den Besitz des Peloponnes, oder von Morea, Candia und verschiedenen Städten. Balduin erhielt die kaiserliche Würde, aber fast ohne alle Gewalt; denn das ganze Reich ward zertheilt, und auch die Griechen behielten etwas davon. Theodor Lascaris hielt sich zu Nicäa auf, und ein Alexius Comnenus zu Trapezunt, und Jeder von ihnen gab seinem kleinen Staate den Namen eines Kaiserthums. Balduin ward im Jahre 1205 von den Bulgaren geschlagen und getödtet. Heinrich, sein Bruder und Nachfolger in der Regierung, starb 1216 an Gift. Peter von Courtenai, aus dem königlich französischen Hause, der nach ihm Kaiser ward, fand seinen Tod durch Verrätherei eines Comnenus. Mit einem Worte, das lateinische Kaiserthum zu Konstantinopel hatte während der 58 Jahre, die es sich erhielt, weder Macht, noch Ruhm, noch Glück. Daß die blühendste christliche Stadt auf dem ganzen Erdboden zum ersten Male von Christen, die deshalb den vollkommensten Ablaß erhielten, mit Gewalt erobert und auf das

grausamste geplündert ward, dies bezeichnet am besten den Geist, der die Kreuzzüge beherrschte.

Innocenz III. sagte bei der Nachricht von der Eroberung Konstantinopels: „Gott wollte seine Kirche durch die Wiedervereinigung der Abtrünnigen trösten, und hat deswegen das Reich der stolzen, abergläubigen, ungehorsamen Griechen in die Gewalt der demüthigen, frommen, rechtgläubigen und gehorsamen Lateiner gegeben."

Die Päpste hörten nicht auf, über die sogenannten Ketzer zu klagen und sie zu verfolgen, besonders war es Frankreich und Italien, wo es von ihnen wimmeln sollte. Da gab es Katharer oder Patariner, Armen von Lyon, Waldenser oder Albigenser rc. Fast Alle wurden, wie die Juden von den Christen, ohne Beweis beschuldigt, daß sie Kinder opferten und bei ihren nächtlichen Versammlungen abscheuliche Ausschweifungen begingen. Die Meisten waren Schwärmer.

In einer Kirchenversammlung zu Rom im Jahr 1184 hatte bereits Lucius III. den Bischöfen befohlen, alle diejenigen, die der Ketzerei verdächtig waren, selbst auf bloßes Angeben, aufzusuchen und dafür zu sorgen, daß die Schuldigen nach überstandenen Kirchenstrafen dem weltlichen Arm ausgeliefert würden. Der Same der Inquisition, eingeschlossen in diese Bulle, schoß schnell empor. Im Jahre 1198 schickte Innocenz III. zur Verfolgung der Ketzer zwei Cistercienser-Mönche in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Er befahl den Fürsten und Herren, diejenigen, die mit dem Banne belegt würden, mit Einziehung ihrer Güter, mit Landesverweisung oder noch schärfer zu bestrafen, und bevollmächtigte die beiden Mönche, die Herren durch Kirchenstrafen und Interdikte dazu zu zwingen.

Raimund VI., Graf von Toulouse, Abkömmling von dem Heerführer des ersten Kreuzzuges, nahm sich der unglücklichen Albigenser an, die seine Unterthanen

waren und die man auszurotten gedachte. Innocenz belegte ihn, als einen Begünstiger der Ketzerei, mit dem Banne. Die zum Bekehrungsgeschäfte abgeschickten Legaten betrugen sich höchst unanständig gegen den Grafen, einer derselben wurde ermordet, und man schob die Anstiftung dieser Mordthat auf den Grafen Raimund. Ohne Untersuchung, ohne Beweis, so wie gegen alles Recht verschenkte der Papst die Länder des Grafen an denjenigen, der sich derselben würde bemächtigen können, und ordnete mit all dem Ablaß, den man in einem Kriege gegen die Türken erlangen konnte, einen Kreuzzug wider ihn an. Der Graf von Toulouse, der sich zu seiner Vertheidigung zu schwach fühlte, unterwarf sich, bat um Absolution, that im Hemde Kirchenbuße, ward mit Ruthen gegeißelt, und lieferte zum Unterpfande seiner ernstlich gemeinten Buße sieben Schlösser aus. Man verlangte, daß er selbst wider seine Unterthanen das Kreuz nehmen sollte, und er gehorchte. Die Albigenser wurden nun zu Tausenden ohne alles Mitleid niedergehauen oder verbrannt; Ermordungen wurden als Beweise christlicher Frömmigkeit angesehen.

Dennoch wurde Raimund seiner Staaten beraubt, die man ihm dem Grafen von Montfort einzuräumen befahl; er flüchtete zu Peter II., König von Arragonien, seinem Schwager, und ward auf's Neue mit dem Banne belegt. Peter, der in Güte nichts für ihn ausrichten konnte, griff zu den Waffen, ging nach Languedoc, und blieb in einem Treffen bei Murei im Jahre 1213; vergeblich bat Raimund um Gnade. Auch England belegte Innocenz III. mit dem Interdikt. Johann ohne Land hatte ihm getrotzt, als er wider seinen Willen ein Erzbisthum daselbst verliehen hatte. Johann ward 1209 selbst in Bann gethan, fast alle Prälaten entfernten sich, und die sehr tyrannisch behandelten Vasallen zettelten Verschwörungen an.

Innocenz verschenkte endlich das Königreich an Philipp August und bewilligte demselben, zur Vollziehung eines so verhaßten Ausspruchs, allen bei den Kreuzzügen gewöhnlichen Ablaß.

Philipp sandte eine Flotte von 1700 Segeln ab, das ihm geschenkte Reich zu erobern, allein Johann unterwarf sich auf Zureden des Legaten Pandolf schnell dem Papst, und erklärte sich für einen Lehnsmann des heiligen Vaters, versprach, ihm einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbes zu zahlen, warf sich vor dem Legaten, der auf einem Throne saß, auf die Knie, und schwor ihm den Eid der Treue. Innocenz III. ließ dem Könige Johann Glück wünschen, daß er jetzt ein priesterliches Königreich besitze. Pandolf eilte darauf nach Frankreich, um dem König Philipp August die Nachricht zu bringen, daß England jetzt ein Lehen der römischen Kirche sei, und daß folglich ihm, dem Könige, bei Strafe des Bannes verboten werde, etwas gegen England zu unternehmen. Dieses Benehmen empörte Philipp und seine Unterthanen. Er verlor aber unglücklicherweise seine Flotte, und sah sich daher außer Stand gesetzt, seine Truppen nach England überzuschiffen. Dagegen rächte er sich an Johanns Bundesgenossen, Kaiser Otto IV., über den er bei Bouvines in Flandern einen vollständigen Sieg davon trug. Das Ansehen des Königs Johann fiel nun immer mehr, und sein grausames Benehmen brachte bald seine Unterthanen zur Empörung. Der Erzbischof Langton trat an die Spitze der Verschwornen, und man zwang den König, den großen Freiheitsbrief (the great Charter, Magna Charta) zu unterschreiben, der noch jetzt als die Grundlage der englischen Freiheit angesehen wird. Johann verletzte bald darauf den großen Freiheitsbrief, den Innocenz III. als einen Eingriff in die Macht des heiligen Stuhles verworfen, und zugleich diejenigen, welche denselben zu verfechten sich unterstehen

würden, mit dem Banne bedroht hatte. Dies veranlaßte die Engländer, dem Sohne und Erben Philipps, Ludwig, die Krone anzubieten. Vater und Sohn kehrten sich wenig an die Drohungen der Bannflüche. Philipp stellte sich, als wenn er sich der Unternehmung seines Sohnes widersetzte, unterstützte ihn aber heimlich auf's nachdrücklichste. Sie wurden Beide mit dem Banne belegt, ließen sich jedoch die Ausführung dieser Sache nur desto eifriger angelegen sein. Im Jahre 1216 war Ludwig beinahe in dem Besitze von England, als durch Johanns Ableben seine Hoffnungen scheiterten. Da die Engländer und Franzosen ihre gegenseitige Nationaleifersucht bereits hatten ausbrechen lassen, und da die Ersteren nur aus Haß gegen einen Tyrannen konnten bewogen werden, die Partei eines Fremden zu unterstützen, so riefen die Engländer den jungen Heinrich III., Johanns ältesten Sohn, zum König aus, und nöthigten Ludwig, einer Krone zu entsagen, die mit der französischen unmöglich zu vereinigen war.

Innocenz III. starb ebenfalls bald darauf (1216). Auch in Deutschland hatte er bedeutende Unruhen verursacht. Als er Otto IV. die Kaiserkrone gab, mußte derselbe schwören, die Mark Ankona, das Herzogthum Spoleto und die andern Allodialgüter der Gräfin Mathilde zurückzugeben, so wie auch dem Rechte der todten Hand, oder dem Nachlasse der Prälaten zu entsagen. Im folgenden Jahre, 1210, brach Otto diesen Eid, der, wie er sagte, mit der Vertheidigung der Rechte des Reichs nicht bestehen könnte. Innocenz rächte sich durch den Bann und den Bürgerkrieg. Der junge Friedrich, König von Sicilien, ward endlich im Jahre 1212 in einer Reichsversammlung zu Nürnberg zum Kaiser ausgerufen. Otto, der sich nach der unglücklichen Schlacht bei Bouvines außer Stand sah, den Thron zu behaupten, entsagte

demselben freiwillig, und der Papst erhielt Alles, was er wünschte, von eben diesem Friedrich II.

Kaiser Friedrich II., die Päpste Gregor IX. und Innocenz IV.

1220 — 1250.

Gleich bei dem Antritte seiner Regierung nöthigte Friedrich dem Adel eine eidliche Versicherung ab, sich fernerhin des Falschmünzens und der Räubereien auf den Landstraßen zu enthalten.

Friedrich, der vom Papste Honorius III. gekrönt wurde, hielt nicht nur sein Versprechen, die Erbschaft der Gräfin Mathilde dem heiligen Stuhle zurückzugeben, sondern überließ auch seinem Sohne das Königreich beider Sicilien, mit der Erklärung, daß das Königreich von dem Kaiserthum auf immer getrennt bleiben solle. Der römische Hof fürchtete die Macht des schwäbischen Hauses.

Italien ward damals von den Faktionen der Guelfen und Gibellinen zerrissen, die durch die Streitigkeiten des Priesterthums mit dem Kaiserthum seit ungefähr einem Jahrhundert in Deutschland erzeugt worden waren, wovon die Erstern es mit den Päpsten und die Letztern mit den Kaisern hielten. Sie nährten die Zwietracht in den Städten und in den Familien. Man sah nichts als tödtlichen Haß, Gewaltthätigkeiten und Räubereien. Die Einwohner einer Stadt befehdeten einander, nachdem sie ihre Nachbarstädte bekriegt hatten. Die Lombardei besonders war ein Schauplatz unbegrenzter Zwietracht.

Mailand hatte die meisten Städte zu einer Verbindung gegen den Kaiser gebracht. Friedrich rüstete sich zu ihrer Bezwingung, als es dem römischen Hof gelang, ihn aus Italien zu entfernen, wo er demselben unerträglich war.

Einige Jahre zuvor war ein Heer von Franzosen,

Deutschen, Ungarn, Italienern und Engländern nach dem Orient gezogen, um Johann von Brienne zum Könige von Jerusalem zu erheben. Sie hatten Damiette in Egypten im Jahre 1219 nach einer zweijährigen Belagerung erobert. Da aber der Legat dieses Kreuzzuges, Pelagius, ein spanischer Mönch und Kardinal, aus dem Grunde, weil der Papst das Haupt der heiligen Kriege sei, auf den Oberbefehl Ansprüche gemacht und der Papst, dessen Befehle man erwartete, zu Gunsten des Legaten seinen Ausspruch gegeben hatte, so spielte dieser neue Feldherr seine Rolle so gut, daß am Ende des Feldzuges Alles verloren war.

Die Widerwärtigkeiten dieses Kreuzzuges gaben die Veranlassung zu einem andern. Die Umstände schienen daher günstig, um die Entfernung des Kaisers zu bewirken. Er hatte sich unter Innocenz III. zu einem Kreuzzuge wider die Ungläubigen anheischig gemacht. Um ihn dazu noch geneigter zu machen, hatte man ihm Jolantha, die einzige Tochter Johanns von Brienne, der den Titel eines Königs von Jerusalem führte, zur Gemahlin gegeben. Indessen schob er den Kreuzzug weislich auf, weil die europäischen Angelegenheiten ihn mehr interessirten, als die in Palästina. Sicilien selbst, sein erbliches Königreich, ward von den Streitigkeiten des Papstthums beunruhigt. Gregor IX., Nachfolger Honorius III., ein Papst von unbezwinglichem Charakter, gab ihm endlich den Befehl zur Erfüllung seines Gelübdes, zwang ihn, sich einzuschiffen, und belegte ihn mit dem Banne, weil er nach einer dreitägigen Schifffahrt krank nach Brindisi zurückgekommen war. Friedrich ging im folgenden Jahre wieder zu Schiffe, und ward, weil er nicht vor seiner Abreise Absolution gesucht hatte, auf's Neue in den Bann gethan. Man suchte nun einmal seinen Untergang, und machte daher alle seine Unternehmungen zu Verbrechen.

Der Bannflüche ungeachtet war er im Oriente glücklicher, als irgend einer seiner Vorgänger. Vermöge eines Vergleiches überließ ihm Amalek, Sultan von Egypten, Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und Sidon; und er schloß mit diesem Sultan einen zehnjährigen Waffenstillstand, der für Beide vortheilhaft war. Der Muselmann, den Bürgerkriege beschäftigten, hatte nun das christliche Heer nicht mehr zu fürchten, und Friedrich, jetzt Herr von Jerusalem (dem großen Gegenstande der Kreuzzüge), konnte seinen Staaten, die von Gregor IX. angegriffen wurden, zu Hülfe eilen.

Wie man es ihm zum Verbrechen gemacht hatte, daß er als ein im Banne Lebender abgereist war, so ermangelte man auch nicht, es Verbrechen zu nennen daß er mit den Ungläubigen einen Vergleich getroffen, und besonders, daß er ihnen in der Stadt Jerusalem, die auch von ihnen als eine heilige Stadt verehrt ward, eine Moschee gelassen hatte. Der Papst donnerte Bannflüche, brachte Italien zur Empörung, überfiel Apulien, bewaffnete Johann von Brienne wider seinen Eidam, bot verschiedenen Fürsten das Reich an und würde den Kaiser vom Throne gestürzt haben, wenn die Deutschen damals eben so sehr, wie die Italiener, zum Aufruhre geneigt gewesen wären.

Friedrich kam an und siegte über seine Feinde. Die Römer ergriffen diese Gelegenheit, sich wider Gregor zu empören. In der äußersten Bedrängniß trat dieser Papst mit dem Kaiser in Unterhandlung, gab ihm die Absolution, und ließ sich dafür 30,000 Mark Silber zahlen.

Auch des Kaisers Sohn Heinrich, schon zum römischen König erwählt, hatte sich gegen seinen Vater empört, mußte jedoch im Gefängniß sterben. — Wegen Sardinien bekam er abermaligen Streit mit Gregor IX., da der Kaiser die Insel als ein Reichslehen reklamirte. Der Papst wurde wüthend, er ent-

band Friedrichs Unterthanen von dem Eid der Treue, und bemühte sich, ganz Europa gegen den Kaiser, der in seinen Augen verabscheuungswürdiger als die Muselmänner war, zu bewaffnen, und beschuldigte ihn sogar der Gotteslästerung. Der Kaiser nannte dagegen Gregor den großen Drachen, den Antichrist, einen andern Bileam und einen Fürsten der Finsterniß.

Dieser Streit wurde auch für Frankreich wichtig. Hier war Philipp August im Jahre 1223 gestorben, Sein Sohn Ludwig VIII. regierte kurze Zeit. Er hatte sich zu einem Kreuzzuge wider die Albigenser anheischig gemacht, und beraubte Raimund, Grafen von Toulouse, der als ein Ketzer mit dem Banne belegt worden war. Er starb 1226, von dem Feldzuge gegen die Albigenser zurückkehrend, wie man vermuthet an beigebrachtem Gift.

Ludwig IX., den man mehr unter dem Namen des heiligen Ludwig kennt, war damals erst zwölf Jahre alt. Seine Mutter Blanca von Castilien wußte die herrschsüchtigen Vasallen im Zaume zu halten. Die albigensischen Unruhen wurden blutig gestillt, und Raimund mußte dem Papst und dem König einen Theil seiner Staaten überlassen. Nun ward er als ein Rechtgläubiger angesehen, und erhielt Absolution. Auf solche Art kam der heilige Stuhl zum Besitze der Grafschaft Venaissin oder des Comitats im Innersten des Königreichs.

Heinrich III. von England, in der Hoffnung, die Normandie und die andern in Frankreich eingebüßten Provinzen wieder zu erlangen, trat mit dem Grafen von Bretagne in Verbindung, führte den Krieg mit eben so wenig Glück als Tapferkeit, und konnte den heiligen Ludwig nicht verhindern, seine Macht immer mehr zu befestigen. So fromm der heilige Ludwig auch war, so wußte er, nachdem er die

Zügel der Regierung ergriffen hatte, den Anmaßungen des römischen Hofes ein Ziel zu setzen.

Gregor IX. schrieb nach Frankreich, daß er den Kaiser Friedrich mit dem Banne belegt, und dessen Reich an den Grafen von Artois, Bruder des heiligen Ludwig, verschenkt habe. Der weise König schlug nicht nur ein Geschenk aus, das der Papst nicht zu geben berechtigt wäre, sondern er antwortete auch, daß dieses Anerbieten offenbar ein Werk des päpstlichen Hasses gegen den Kaiser sei; daß er diesen Fürsten immer für einen guten katholischen Christen gehalten habe; daß man sich indessen durch Abgesandte nach den Gesinnungen des Kaisers erkundigen könne; fände man ihn rechtgläubig, so würde es widerrechtlich sein, ihn zu beunruhigen; wäre er aber ein Ketzer, so müsse der Krieg mit aller Heftigkeit gegen ihn geführt werden, so wie solches in einem ähnlichen Falle jedem Andern und selbst dem Papste widerfahren müsse. Nach dem Kreuzzuge wider die Albigenser und nach Errichtung der Inquisition konnte man nicht weiter daran zweifeln, daß die Ketzerei mit dem Schwerte verfolgt werden müsse. Es war schon viel, daß Ludwig den wahren Bewegungsgrund einer so gefährlichen Beschuldigung einsah.

Unterdessen hatte der Krieg zwischen dem Papst und dem Kaiser seinen Fortgang, und die Legaten des Papstes preßten in England und Frankreich Gelder zu diesem Zweck.

Gregor wollte in einer Kirchenversammlung seinen Unternehmungen gegen den Kaiser das Siegel aufdrücken, und berief dazu die französischen Bischöfe, die, ohne daß sich der König widersetzte, seinen Befehlen gehorchten. Aber Friedrich hatte die Wege nach Rom besetzen lassen. Die Prälaten wurden in Verhaft genommen, und der Papst starb vor Aerger, weil ihm nichts gelingen wollte.

Gregors IX. Nachfolger, Cölestin IV., starb nach wenigen Tagen. Nun blieb der heilige Stuhl fast zwei Jahre hindurch unbesetzt, weil die Kardinäle nicht einig werden konnten. Der Kaiser schrieb ihnen: „Jedermann versichert, daß der Vater der Lügen und der Uneinigkeit, nicht aber der Stifter des Friedens, Christus, sich unter Euch aufhält, daß Jeder von Euch nach der päpstlichen Würde strebt, und daher Keiner den Andern dazu gelangen lassen will.“ Endlich ward sein ehemaliger Freund, der Kardinal Fiesco, unter dem Namen Innocenz IV. erwählt, ward aber, wie solches Friedrich vorhergesehen und verkündigt hatte, sobald er zur päpstlichen Würde gelangt war, Friedrichs Feind. Nach manchen vergeblichen Unternehmungen verließ dieser Papst Italien, wo er sich nicht sicher glaubte. Er bat um eine Freistätte bei den Königen von Frankreich, von Arragonien und von England, und alle Drei verweigerten ihm die Aufnahme.

Innocenz IV. flüchtete nach Lyon, einer Stadt, welche die Erzbischöfe dem Reiche entrissen hatten. Hier beschuldigte er den Kaiser in einer allgemeinen Kirchenversammlung 1245 des Meineides, der Gotteslästerung und der Felonie; er sprach unter fürchterlichen Ceremonien sowohl den Bannfluch als das Urtheil der Absetzung über ihn aus, obgleich sich Friedrich erboten hatte, allen der Kirche zugefügten Schaden wieder zu ersetzen, und in Person nach Palästina zu gehen, um das von den Ungläubigen aufgehobene Königreich Jerusalem wieder herzustellen. Die Könige von Frankreich und England sollten dafür Bürgschaft leisten; aber der Papst wollte sich darauf nicht einlassen, weil er, wie er sich äußerte, gezwungen sein würde, sie so, wie Friedrich, zu züchtigen, wenn dieser Letztere nicht sein Wort halte, und daß alsdann der heilige Stuhl drei mächtige Feinde statt eines einzigen haben würde.

Der Kaiser erhielt zu Turin die Nachricht von seiner Absetzung. Er nahm seine Krone und sagte: „Ehe man mir sie entreißt, wird noch erst viel Blut vergossen werden.“ Sein Kanzler schrieb in seinem Namen furchtbare Briefe wider die römische Geistlichkeit. Die deutschen Bischöfe, die durch päpstliche Legaten zum Aufruhre gereizt worden waren, erwählten inzwischen einen neuen Kaiser in der Person des Landgrafen von Thüringen, den man zum Spotte den Pfaffenkönig nannte.

Nachdem Konrad, Friedrichs Sohn, einen völligen Sieg über den Landgrafen, der bald darauf starb, erfochten hatte, erwählten die nämlichen Prälaten den Grafen von Holland. Die Geistlichkeit war damals in Deutschland so mächtig, daß solche Anmaßungen Niemand befremdeten.

Verfolgt bis zum Tode, ob er sich schon einer Prüfung unterworfen hatte, um sich wegen der angeschuldigten Ketzerei zu rechtfertigen, arbeitete Friedrich II. beständig an einem gütlichen Vergleiche mit dem Papste, und da er nichts ausrichten konnte, behauptete er seine Rechte mit den Waffen. Er hatte die Rebellen in Italien bezwungen, als ihn, wie man glaubte, sein natürlicher Sohn Manfred 1250 vergiftete und erstickte. Konrad IV., sein ehelicher Sohn und rechtmäßiger Thronfolger, regierte unter beständiger Unruhe und Unglück. Die kaiserliche Würde verlor von Tag zu Tag an Macht. Die Italiener und das Königreich Arles machten sich unabhängig. Man wußte nicht mehr, was Reich und wer Kaiser sei; Alles war in der größten Verwirrung.

Konrad IV., der heilige Ludwig, Heinrich III. von England, Ende der Kreuzzüge. Rudolph von Habsburg. Konradin von Schwaben wird hingerichtet.

1242 — 1291.

Wir nahen uns dem Zeitpunkte, wo das Haus Schwaben unter dem ausharrenden Hasse der Päpste endlich zerschmettert werden mußte. Nach dem Tode Friedrichs II. bemächtigte sich Innocenz IV. sogleich eines Theils der Königreiche Neapel und Sicilien, schenkte oder verkaufte dieses Königreich dem König von England zum Besten eines seiner Söhne, des Prinzen Edmund, und erschöpfte England für eine Eroberung ohne Erfolg. Der Kaiser Konrad IV. schlug das päpstliche Heer. Er hatte den Muth seines Vaters, starb aber schon im Jahre 1254.

Der heilige Ludwig war sowohl wegen seiner Tugenden, als wegen seiner weisen Regierung der größte Fürst seiner Zeit, und man kann ihm keine andern Fehler vorwerfen, als die, in welche ihn sein Jahrhundert verwickelte. Nachdem er im Jahre 1242 durch zwei nacheinander über die Engländer erfochtene Siege die Ruhe in dem Königreiche wieder hergestellt hatte, ließ sich Ludwig die Reformation der Mißbräuche angelegen sein, ein seiner würdiges Unternehmen, dem er sich mit vielem Eifer widmete.

Eine Folge und Frucht der Feudal-Anarchie war, daß ein Großer, der sowohl in Frankreich als in England Lehen hatte, genöthigt war, demjenigen von diesen beiden Monarchen zu dienen, von dem er das meiste Lehengut hatte, und daß er folglich manchesmal gegen den König in Krieg ziehen mußte, dessen angeborner Unterthan er war. Seitdem die Normandie und andere Provinzen wieder mit der Krone ver-

bunden waren, war diese ungeheure Unordnung nichts Seltenes mehr. Um derselben abzuhelfen, erklärte Ludwig, daß man nach dem Evangelium nicht zwei Herren zugleich dienen könne; er wolle durchaus nicht, daß seine Vasallen zugleich Vasallen eines fremden Königs sein sollten, und er erlaubte ihnen daher, sich entweder ihn oder den König von England zum Lehensherrn zu wählen. Fast alle Vasallen, welche diese Verordnung anging, entsagten den Lehengütern in England und zogen die Oberherrschaft eines gleich standhaften und gerechten Königs der Gewalt eines Herrschers vor, der so sehr ohne Macht und Ansehen, wie Heinrich III., war.

Zum Unglücke für Frankreich war Ludwig nicht stark genug, sich vor einigen Vortheilen zu bewahren, die so viele Verwüstungen anrichteten. Er begünstigte das Inquisitionsgericht, das den Dominikanern anvertraut war und sich durch barbarische Ungerechtigkeiten bereits furchtbar und verhaßt gemacht hatte. In der vorgefaßten Meinung, daß die Gesetze den Ketzern Todesstrafe zuerkennen müßten, konnte Ludwig den Krieg gegen die Muselmänner nicht anders als für eine sehr verdienstliche Sache ansehen. Der blutige Eifer nach Kreuzzügen bemächtigte sich seiner und riß die Wunden des Königreichs auf. Während einer heftigen Krankheit, die ihn im Jahre 1244 überfiel, bildete er sich ein, daß der Himmel ihm befehle, das Kreuz zu nehmen. Als er sich von seiner schweren Krankheit wieder erholt hatte, gelobte er einen Kreuzzug, und glaubte sich unwiderruflich zur Erfüllung seines Gelübdes verpflichtet, aller Einwendungen seiner Vettern, der Großen und besonders des Bischofs von Paris ungeachtet, deren Gründe jeden andern von Vorurtheilen freien Mann würden überzeugt haben.

Die Zurüstungen dauerten fast vier Jahre. Man belastete die Geistlichen mit einer Auflage, und Innocenz IV. schrieb zu gleicher Zeit wegen seines Krieges

wider Friedrich II. eine andere aus. Die Geistlichkeit murrte so laut, daß der König die letzte Auflage einzutreiben verbot, indem er, wie er sich ausdrückte, nicht zugeben wollte, daß man zum Kriege gegen Christen die Kirchen verheerte. Unglücklicherweise verheerte man das Reich, um sich von den Ungläubigen überwinden zu lassen.

Ein französischer Geschichtschreiber, der auf kleine, aber wichtige Umstände seine Aufmerksamkeit richtet, macht bei dieser Gelegenheit folgende besondere Bemerkung: „Man sieht aus den Rechnungen des heiligen Ludwig, wie sehr durch die Kreuzzüge Frankreich verarmt war. Er gab dem Herrn von Vallori 8000 Livres für 30 Ritter. Der Connetable erhielt für 15 Ritter 3000 Livres. Der Erzbischof von Rheims und der Bischof Langres erhielten jeder 4000 Livres für 15 Ritter, die jeder von ihnen anführte. 162 Ritter speisten an den königlichen Tafeln."

Diese Kosten und die Zurüstungen gingen in's Unermeßliche. Die Großen hatten in den vorigen Kreuzzügen ihr Vermögen erschöpft, und jetzt erschöpfte der König die Kroneinkünfte in gleicher Absicht.

Je weiter man in der Geschichte der Kreuzzüge fortrückt, desto mehr muß man sich wundern, daß diese Wuth noch immer gegen alle Lehren der Erfahrung fortdauerte. Eine Königin von Ungarn hatte im Anfange dieses Jahrhunderts einen Kreuzzug unternommen, begleitet von einer großen Menge Priester und von 50,000 Kindern, angeblich, weil Gott das Lob aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge angenehm sei. Bei Gelegenheit dieses lächerlichen Kreuzzuges hatte Innocenz III. geweissagt, daß die mahomedanische Macht zu Ende gehe, weil dieselbe, seiner Angabe nach, das Thier aus der Offenbarung sei, dessen Zahl 666 ist, und weil schon beinahe 600 vorüber wären. Diese Prophezeihung ist um so lächerlicher, als sie aus dem Munde eines großen Mannes

kam, der an Verstand mit allen seinen Zeitgenossen wetteiferte.

Ludwig schiffte sich mit einem großen Heer ein; statt aber nach Palästina zu gehen, griff er Egypten an, that anfangs Wunder der Tapferkeit, erfocht einen Sieg und eroberte Damiette, worauf ihn jedoch das Glück verließ. Nachdem er im Jahre 1250 bei Mansura, wo sein Bruder, der Graf von Artois, erschlagen ward, eine große Niederlage erlitten hatte, waren alle seine Anstrengungen, diesen Unfall wieder auszugleichen, vergeblich.

Die Ausschweifungen hatten seine Truppen entkräftet, und Krankheiten und Hungersnoth brachten sie auf's äußerste. Er wagte gleichwohl noch eine Schlacht und fiel mit seiner ganzen Ritterschaft in die Hände der Muselmänner. Man verlangte für ihn die Stadt Damiette und eine Million goldene Byzantiner (ungefähr 100,000 Mark Silber) als Lösegeld. Er aber antwortete: „Ein König von Frankreich läßt sich nicht für Gold loskaufen," und willigte ein, für seine Person die Stadt abzutreten, und für seine Unterthanen die geforderte Summe Geldes zu bezahlen.

Man schloß einen Waffenstillstand auf zehn Jahre, worauf er nach Palästina ging, und daselbst vier Jahre mit fruchtlosen Wünschen für die Befreiung Jerusalems verlor. Die Drangsale seines Königreichs, von denen man ihm die lebhaftesten Vorstellungen mache, rührten ihn weniger als jener Gegenstand der Einbildungskraft. So sehr können täuschende Begriffe von Frömmigkeit die schönsten Seelen von ihrer Pflicht entfernen.

Zum Glück beherrschte die Mutter des Königs, Blanca von Castilien, Frankreich als Regentin mit ausgezeichneter Weisheit. Die Dominikaner und Franziskaner, diese eifrigen Emissarien Innocenz' IV., predigten das Kreuz wider den Kaiser Konrad unter Bewilligung eines Ablasses, der sich auch auf die Väter

und Mütter der Kreuzfahrer erstrecken sollte; Blanca aber hatte Stärke genug, sich gegen diese Anmaßung und Ungerechtigkeit zu stemmen. Sie gab Befehl, die Ländereien derjenigen, die das Kreuz nehmen würden, einzuziehen und sagte: „Wenn der Papst Krieg führen will, so muß er auch selbst seine Söldner erhalten."

Inzwischen wurde das Volk von einer neuen Schwärmerei bezaubert. Derselbe Mensch, der den Kreuzzug der Kinder bewirkt hatte, predigte, und zwar im Namen der Engel und der heiligen Jungfrau, unter Versicherung eines wunderbar glücklichen Erfolgs, den Hirten und Ackersleuten einen neuen Kreuzzug. Er hieß Jakob und war ein Ungar, ungefähr 60 Jahre alt, der, wie er vorgab, dem Christenthume entsagt und heimlich die mahomedanische Religion angenommen hatte. Sein langer Bart, sein eingefallenes Gesicht, seine donnernde Stimme und seine Thränengüsse machten, während er predigte, bei dem Volke den mächtigsten Eindruck. Er brachte bald 100,000 Menschen, die man Hirten (Pastoureau, Pastorelle) nannte, unter die Kreuzfahne zusammen. Die Regentin hoffte anfangs, daß diese Haufen ihrem Sohne zur Verstärkung dienen könnten; aber es waren nichts als Räuber, die man hätte ausrotten sollen.

Der Tod dieser Fürstin bewog endlich Ludwig, nach seinen Staaten zurückzukehren.

Durch seinen Eifer für die Gerechtigkeitspflege, durch den Ernst, womit er sich die Abschaffung der Mißbräuche angelegen sein ließ, durch seine Gesetze und durch sein Beispiel verbesserte er die Uebel, die seine lange Abwesenheit verursacht hatte. Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit waren die Richtschnur seiner Politik, und vielleicht trieb er diese Tugenden zu weit. Man tadelte ihn wegen der Veräußerung einiger Provinzen, die der Krone zugehörten, allein man hätte ihn wegen einer so großen Aufopferung loben sollen, die nur aus Liebe zum Frieden geschah

und die nach dem Urtheile einiger achtungswürdigen Schriftsteller unter den damaligen Umständen vortheilhaft war.

Jakob I., König von Arragonien, dessen Tochter Isabella mit dem zweiten Sohne Ludwigs, Philipp dem Kühnen, vermählt wurde, hatte auf viele Afterlehen der Krone in der Provence und Languedoc einige, aber größtentheils sehr ungegründete Ansprüche. Ludwig trat im Jahre 1250 in einem Tausche seine unstreitigen Rechte auf Roussillon und Catalonien ab, die seit der Eroberung Karls des Großen der französischen Monarchie zugehörten. Im folgenden Jahre gab er dem König von England, mit Vorbehalt der Huldigung, Limousin, Perigord, Querei und Agenois zurück, und erhielt dagegen nichts weiter, als daß der König von England für sich und seine Nachfolger allen Rechten auf die Normandie und den übrigen eingezogenen Provinzen entsagte. Die Gültigkeit der Einziehung schien Ludwig nicht sehr zweifelhaft; er hatte scheinbare Gründe für sich, um sich der noch rückständigen Ländereien von Guienne zu bemächtigen, und Heinrich III., der von seinen Baronen unterdrückt wurde, hätte ihm keinen Widerstand thun können.

Um diesen Vergleich zu verstehen, muß man alle Maximen der Hofpolitik aus dem Gesicht verlieren; der König schloß ihn wirklich mehr in der Eigenschaft eines tugendhaften Mannes, als eines staatsklugen Fürsten.

Mit einer Großmuth, wovon man fast kein Beispiel hat, bemühte er sich, die Unruhen in England beizulegen, die Philipp August an seiner Stelle nicht würde ermangelt haben, zu seinem Vortheile zu benutzen. Die englischen Freiherren hatten sich, nicht aus Eifer für das allgemeine Wohl, sondern getrieben von dem Geiste der Unruhe und der Unabhängigkeit, gegen den schwachen Heinrich empört, unter dem

Vorwande, daß er dem großen Freiheitsbrief zuwider handle, das Volk unterdrücke und seinen ausländischen Lieblingen Alles aufopfere. Im Jahre 1258 hatten sie in einem Parlamente zu Oxford 24 Freiherren die höchste Gewalt übertragen. Der Graf von Leicester, Sohn des berühmten Grafen von Montfort, war das Haupt ihrer Verbindung und der Monarch war nichts mehr. Die Tyrannei, die Uneinigkeit und Streitigkeiten dieser anmaßlichen Befreier verschafften dem Könige Gelegenheit, seine vorige Macht wieder zu erlangen.

Der Papst Alexander IV. erklärte sich gegen die Barone, weil sie die Italiener, die in dem Besitze der Pfründen waren, aus dem Königreiche vertrieben hatten; dessen ungeachtet verlor Heinrich seine kaum erlangte Macht wieder.

Das Feuer des Bürgerkrieges loderte auf, und hier war es, wo der König von Frankreich zum Schiedsrichter erwählt wurde. Man schwor von beiden Seiten, sich seinem Urtheile zu unterwerfen. Eine rühmlichere Huldigung konnte seiner Tugend nicht gebracht werden. Der heilige Ludwig that den Ausspruch zu Gunsten der königlichen Gewalt, und erklärte die oxfordischen Statuten und Alles, was eine Folge derselben war, für nichtig, doch mit dem Zusatze, daß er den Rechten und Freiheitsbriefen der Nation nichts vergeben wolle. Dieses billige Urtheil wurde von den aufrührerischen Freiherren bedroht; man legte Ludwigs Entscheidung als gegen den König erlassen aus und griff auf's Neue zu den Waffen.

Heinrich wurde in dem Treffen bei Lawes überwunden und gefangen genommen, und würde seine Krone ohne Rettung verloren haben, wenn er nicht einen Helden zum Sohne gehabt hätte.

Der Prinz Eduard rettete ihn durch die Schlacht bei Evesham, wo der Graf Leicester erlegt wurde. In dieser Schlacht war der Graf von Leicester so

erbittert, daß er den König zwang, wider seine eigene Sache zu fechten, und ihn in voller Rüstung vor die Schlachtordnung stellte. Der alte König ward gleich anfangs in die Schulter verwundet, und würde erschlagen worden sein, wenn er sich nicht zu erkennen gegeben hätte.

Der ehrsüchtige Anführer der Rebellen hatte, um die Zuneigung der Engländer zu gewinnen, die er bereits unumschränkt beherrschte, vier Ritter aus jeglicher Grafschaft und einige Abgeordnete aus den Städten in dem Parlamente Sitz nehmen lassen.

Dieses legte eigentlich den Grund zum Hause der Gemeinen. Um Subsidien zu erhalten, bestätigte Eduard diese Einrichtung im Jahre 1295.

Nach Kaiser Konrads IV. Tode hatte die Partei der Geistlichen Wilhelm, Grafen von Holland, zum Kaiser erwählt, der aber das Ansehen seiner Würde nicht behaupten konnte.

Wilhelm wurde, als er die rebellischen Friesen bezwingen wollte, im Jahre 1256 überfallen und getödtet. Richard, Bruder Heinrichs III., Königs von England, bewog durch sein Geld die Stände, ihn zu wählen. Als aber seine Schätze erschöpft waren, verschwand auch seine Macht, und er verließ Deutschland, wo die Fürsten und die Völker den Drangsalen der Anarchie erlagen. Der römische Hof bedrohte besonders das Königreich Neapel und Sicilien mit einer Revolution, welches Manfred als Vormund des jungen Konradins, Sohn Konrads IV., beherrschte. Er schien sich anfangs Innocenz IV. zu unterwerfen, ward aber bald genöthigt, die königlichen Rechte wider denselben zu vertheidigen. Der Bruch erzeugte neuen Krieg.

Alexander IV., Innocenz' IV. Nachfolger, ließ, wie es die Päpste gewohnt waren, zum Besten des heiligen Stuhles einen Kreuzzug predigen. Die Kreuzfahrer wurden geschlagen, und nun ward Man-

fred an seinem Neffen und Mündel öffentlich zum Verräther, bemächtigte sich ohne Recht des Thrones beider Sicilien, und wurde im Jahre 1258 zu Palermo gekrönt.

Konradin verlor, als Erbe des Hauses Schwaben, die Gewalt und Würde, die ihm vermöge seiner Geburt und von Rechtswegen zukam. Urban IV., Sohn eines Handwerkers aus Champagne, bot das Königreich, welches bereits dem Prinzen Edmund geschenkt war, dem heiligen Ludwig für einen der französischen Prinzen an. Der weise König zog dabei sein Gewissen zu Rathe, und glaubte nicht, das Eigenthum eines Andern annehmen zu können. Karl, Graf von Anjou, Ludwigs Bruder, der nicht so gewissenhaft dachte, nahm bald darauf das Anerbieten für seine Person an. Urban starb, und die Sache ward von seinem Nachfolger, Clemens IV., einem Edelmanne von Languedoc, zu Stande gebracht.

Karl machte sich anheischig, einen jährlichen Tribut von 8000 Unzen Goldes zu bezahlen, bei Strafe des Bannes, wenn die Zahlung zwei Monate aufgeschoben würde, und sogar bei Strafe der Absetzung, wenn die ganze Summe nicht sechs Monate nach dem Zahlungstermine abgetragen wäre. Er machte sich außerdem verbindlich, niemals weder das Kaiserthum, noch die Lombardei, noch Toskana anzunehmen. Der Geistlichkeit räumte er ungeheure Vorrechte ein. In dem Huldigungseide versprach er dem Papste, seinem Herrn, Gehorsam zu leisten; kein Bündniß zu errichten, das demselben nachtheilig sein könne; und wenn er das Unglück hätte, solch ein Bündniß aus Unwissenheit zu schließen, demselben sogleich auf den ersten Befehl wieder zu entsagen. Karl erhielt folglich nur einen Schatten von Königreich. Der heilige Ludwig predigte nun einen Kreuzzug gegen Manfred. Der Graf von Anjou traf bald in Italien ein; nichts widerstand ihm. Manfred

starb in der Schlacht bei Benevento. Konradin, der noch sehr jung war, unternahm nun die Wiedereroberung seines väterlichen Erbgutes.

Der heilige Ludwig entschloß sich nun zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen mit einer Art von Begeisterung. Er schiffte sich nach großen Zurüstungen ein, und ging nach Afrika, wo er, wie es heißt, den König von Tunis zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen hoffte.

Der Muselmann drohte hingegen, die gefangenen Christen erwürgen zu lassen. Bei dem Heere fanden sich Krankheiten ein. Der Held sah einen seiner Söhne sterben, einen andern in Todesgefahr, und starb selbst während der allgemeinen Bestürzung in einem Alter von 56 Jahren.

Endlich nahmen die Kreuzzüge ein Ende, und man sah nicht mehr europäische Heere zum Triumphe des Kreuzes nach Asien und Afrika gehen. Schon war das lateinische Kaiserthum zu Konstantinopel zu Grunde gegangen. Der Kaiser Balduin II. aus dem Hause Courtenai, dessen Gewalt fast von den Mauern dieser Stadt begrenzt ward, war im Jahre 1261 von Michael Paläologus, Vormund und Unterdrücker Johanns IV. Lascaris, vom Throne gestoßen und verjagt worden. Das griechische Kaiserthum gehörte dem Johann Lascaris, aber Michael Paläologus ließ ihm die Augen ausstechen.

Um seine Herrschaft zu befestigen, stellte sich der Thronräuber listigerweise, als wolle er seine Kirche der römischen unterwerfen, was aber gar nicht zu der Eitelkeit und Eifersucht der Griechen stimmte. Die folgenden Zeiten sahen mehrere Versuche dieser Art, die aber alle scheiterten. Die Griechen behielten immer ihre armselige abergläubige Denkart dergestalt bei, daß man, um eine Trennung zwischen den beiden Patriarchen zu endigen, die Schriften beider Parteien in's Feuer warf, in dem Wahne, daß ein Wunder die

Wahrheit an's Licht bringen würde. Die Schriften wurden alle von der Flamme verzehrt; aber auch diese Erfahrung machte die Griechen, die eben so stolz als leichtgläubig waren, nicht klüger. Das konstantinopolitanische Reich untergrub sich selbst immer mehr.

Nach Friedrichs II. Tod war Deutschland ein Raub der Anarchie geworden. Der Kaiser Richard, Bruder des Königs von England, hatte ein Land aufgegeben, wo er nichts weiter als einen leeren Titel besaß. Er starb im Jahre 1272. Während eines zweijährigen Zwischenreiches wurden die kaiserlichen Krongüter ganz zu Grunde gerichtet. Die zinsbaren Völker, Dänemark, Polen und Ungarn, warfen gänzlich das Joch ab.

Jetzt entstand das Kollegium der Kurfürsten, der Fürsten, der Städte und der unmittelbaren Reichsritterschaft, die von keinem besondern Fürsten abhängig war. Seit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts hatten die drei Erzbischöfe des rheinischen Kreises, Trier, Mainz und Köln, zugleich mit den Herzogen das Recht, unter sich einen Kaiser zu wählen, ehe sie denselben der Reichsversammlung vorschlugen. Dies ist der Ursprung der kurfürstlichen Würde.

Ehemals mußten die Städte, die man kaiserlich nannte, dem Kaiser gewisse Steuern bezahlen. Sie machten sich die Anarchie, so gut sie konnten, zu Nutze, um sich von diesen Steuern zu befreien, und nahmen damals den Namen freier Reichsstädte an, wodurch sie sich von einer Menge neuer Reichsstädte unterschieden, die sie in ihr Kollegium mit aufnahmen. Es entstand auch der hanseatische Bund. Lübeck hatte nämlich zur Sicherheit seines Handels im Jahre 1241 mit den benachbarten Städten einen Bund geschlossen, diesem traten bald an hundert Städte bei. Man war die Gesetz- und Rechtslosigkeit endlich müde.

Da der Papst Gregor X., Nachfolger Clemens IV., einen Kaiser zu ernennen drohte, wenn

die Wahl nicht bald zu Stande käme, so erwählte man Rudolph, Grafen von Habsburg, den thatkräftigen und staatsklugen Abkömmling eines alten Grafen von Elsaß. Er hatte den Ottokar, König von Böhmen, als Hofmarschall oder Großhaushofmeister gedient und hatte seine Erhebung seiner geringen Macht zu danken; denn die Fürsten gaben deutlich genug zu verstehen, das sie zwar einen Kaiser, aber keinen Herrscher wollten. Dies ist die Epoche, mit welcher der Glanz des österreichischen Hauses beginnt. Was Rudolph I. an seinen Domainen abging, das ersetzte er durch seine Geschicklichkeit. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die Einkünfte der kaiserlichen Würde, die unter Friedrich Barbarossa auf 6,000,000 Reichsthaler stiegen, damals kaum den dritten Theil dieser Summe betrugen. Sie verminderten sich nachmals noch mehr, dergestalt, daß ein Kaiser jetzt nicht mehr als 20,000 Gulden fester Hebung hatte.

Rudolph würde schwerlich Kaiser geworden sein, wenn nicht ein besonderer Umstand seine Wahl begünstigt hätte. Als Werner, der neuerwählte Erzbischof von Mainz, die Reise nach Rom machte, um sich von dort das Palladium zu holen, und Rudolph ihm bei der damaligen allgemeinen Unsicherheit auf seiner Hin- und Herreise von Straßburg bis an die Alpen das Geleite gab, entdeckte dieser Erzbischof in ihm einen Mann, der nicht nur des Kaiserthums würdig wäre, sondern auch hinlängliche Fähigkeit besitze, Deutschland aus der allgemeinen Verwirrung zu reißen. Indem Werner nichts so sehr wünschte, als so lange zu leben, um sich für diesen ihm geleisteten Dienst dankbar bezeigen zu können, erinnerte er sich Rudolphs bei der zu Frankfurt gehaltenen Zusammenkunft und sagte den übrigen Kurfürsten so viel Rühmliches von ihm, daß sie auf seine und des eben anwesenden Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg, Empfehlung ihm ihre Stimmen zu geben entschlossen

waren. Weil jedoch der Erzbischof von Trier zuerst für den Grafen von Görz, nachher aber für jenen von Tyrol gestimmt war, und diese Theilung Uneinigkeit verursacht hatte, kam man überein, die Wahl der Entscheidung Ludwigs des Strengen, Pfalzgrafen und Herzogs von Bayern, zu überlassen, der sich anfangs darüber zu entscheiden weigerte, nachher es aber desto lieber that, als ihm der Burggraf von Nürnberg, ein Vetter Rudolphs, versicherte, daß er auf eine von den Töchtern dieses Grafen sichere Rechnung machen dürfte; denn Ludwig befürchtete auch, wegen Hinrichtung seiner Gemahlin, welche der Verdacht eines geheimen Liebeshandels verursacht hatte, zur Strafe gezogen zu werden. Diese Umstände beschleunigten die Wahl, alle Kurfürsten vereinigten ihre Stimmen mit der des Pfalzgrafen und riefen auf solche Art den 29. April im Jahre 1273 Rudolph zum römischen König aus. Die zu Frankfurt anwesenden Gesandten des Königs von Castilien machten zwar gegen diese Wahl Einwendungen, man beachtete sie aber nicht; denn Alphons hatte keine Anhänger mehr in Deutschland, oder doch nur sehr wenige und von sehr geringem Ansehen, und die ihm anfangs bezeigte Ergebenheit hatte sich bereits in Gleichgültigkeit oder Verachtung verwandelt.

Nach einstimmig beschlossener Wahl ward der Burggraf von Nürnberg mit der Nachricht davon an Rudolph abgeschickt, der sich um diese Zeit bei Basel gelagert hatte und vor Erstaunen an der Richtigkeit dieser Nachricht so lange zweifelte, bis ihn die Ankunft des Grafen von Pappenheim, der ihm das Wahldekret der Kurfürsten überreichte, aus der Ungewißheit riß.

Er nahm diese Wahl an und machte mit dem Bischof von Basel, den er eben bekriegte, Frieden.

Rudolph war damals 55 Jahre alt und ward

für einen der schönsten unter den deutschen Edlen gehalten.

Die von ihm sich vorfindende Schilderung beschreibt ihn als einen großen und wohlgewachsenen Mann. Er hatte breite und starke Schultern, einen starken Körperbau, einen kleinen Kopf, lichte Haare, sehr schöne Bildung und Züge des Gesichts, lebhafte und durchdringende Augen, eine lange Habichtsnase, ein erhabenes Ansehen und in seinem ganzen Betragen etwas Großes und Majestätisches, wodurch er sich die Ehrfurcht des ganzen Hofes erwarb, auch wenn er daselbst nur als Herr einiger Lehengüter erschien.

Sonst hielt er sich in seiner Kleidung sehr einfach, war äußerst mäßig, zeigte viel Freigebigkeit, ward von seinen Vasallen beinahe angebetet, und war vielleicht der einzige Fürst in Deutschland, der zu einer Zeit wahre Freunde hatte, wo man keine andere Bedingungen kannte, als die auf Interesse und Parteien sich stützten. Bei seiner Unerschrockenheit besaß er viel Klugheit. Er war in einem wilden Jahrhunderte von guter Gemüthsart und selbst so tugendhaft, als man es bei vielem Ehrgeize sein kann. Seine Gemahlin war Anna, eine Tochter Burkhards, des Grafen von Hohenberg, von der er sechs Söhne und acht Töchter hatte. Von seinen Söhnen erfuhr Hartmann, sein liebster Sohn, dem er Elsaß angewiesen hatte, das traurige Schicksal, in einem Alter von 18 Jahren zu ertrinken, als er bei Rheinau über den Rhein setzte und das Schiff, worauf er fuhr, umschlug. Albert und Rudolph begleiteten ihn nebst seiner Gemahlin bis nach Aachen. Der Bischof und der Rath von Basel begaben sich zu dem Kaiser, wünschten ihm im Namen der ganzen Stadt Glück und huldigten ihm. Er setzte sich hierauf mit allen seinen Angehörigen zu Schiffe und ging durch Mainz, wo er die Kurfürsten mit einem großen Gefolge antraf. Diese führten ihn mit vieler Pracht nach Aachen, wo er mit dem gewöhn-

lichen Feierlichkeiten den 28. September 1273 gekrönt wurde. So groß diese Veränderung war, die sich jetzt mit Rudolphs Glücke zutrug, so ging doch in seinem Herzen keine von jenen Veränderungen vor, die aus einem tugendhaften Unterthanen oft einen bösen Fürsten machen. Am Ende der Krönungsceremonie verlangte der Kaiser von den Fürsten die gewöhnliche Huldigung; da aber wegen Mangel des Scepters Einwendungen gemacht wurden, so half Rudolph sogleich dieser Ausflucht ab, nahm das Kruzifix vom Altare und sagte: „Dieses Zeichen, das die Welt erlöset hat, soll mir zum Scepter dienen," und alle huldigten ihm augenblicklich und ließen sich zugleich mit ihren Gütern durch das Krucifix belehnen.

Bevor Rudolph Aachen verließ, vermählte er eine seiner Töchter an den Rheinpfalzgrafen Ludwig, die andere aber an den Herzog Albrecht von Sachsen. Um Deutschland zu zeigen, was es sich von ihm versprechen könne, machte er allen Getreuen des Reichs in einem Umlaufschreiben bekannt: seine Absicht gehe dahin, die Ruhe und Ordnung in dem lange zerrütteten Reiche wieder herzustellen, den Unterdrückten gegen die Mächtigen Schutz zu verschaffen, und schmeichelte sich, mit der Hülfe Gottes zu diesem Zwecke zu gelangen, versprach sich aber auch von ihnen, daß sie diese väterliche Sorgfalt mit gebührender Treue und schuldigem Gehorsam erwiedern würden. Weil man bei der Wahl Rudolphs den Gesandten des Königs von Böhmen ausgeschlossen, dafür das Wahlrecht Heinrichs, Herzog von Bayern, anerkannt und die Protestation des Königs Ottokar deshalb auch nicht geachtet hatte, so wollte nun dieser die Rechtmäßigkeit der Wahl nicht anerkennen, wußte sogar denselben Herzog Heinrich, der an der Wahl Rudolphs Theil hatte, zu einem Bündnisse gegen denselben zu verleiten, und glaubte mittelst der Geschenke und einer feierlichen Gesandtschaft den Papst

zu gewinnen, daß er diese Wahl nicht anerkenne; allein er erreichte seinen Zweck nicht. Rudolph hatte bereits seine Erhebung Gregor X. berichtet, um dessen Freundschaft und zu seiner Zeit um die kaiserliche Krönung angesucht und Alles durch seinen bevollmächtigten Kanzler beschwören lassen, was der Papst von ihm verlangte. Da dieser ihn bereits in dem Kirchenrathe zu Lyon als römischen König anerkannte, so wies er nicht nur Alphons, König von Castilien, mit seinem dem Reiche nur nachtheiligen und thörichten Ansuchen ab, sondern ermahnte auch Ottokar, sich mit Rudolph auszusöhnen. Erst nach der Zusammenkunft mit dem Papste zu Beaucaire ließ Alphons seine Ansprüche auf das Reich fahren, und hierauf besuchte auch Rudolph den Papst zu Lausanne, beschwor persönlich Alles, wozu er sich bereits durch seinen Kanzler verpflichtet hatte; versprach, der Krönung halber das nächste Jahr nach Rom zu kommen, und in Person nach Palästina zu ziehen, zu welchem Ende er auch das Kreuzzeichen annahm. Gestatteten ihm gleich die damaligen Zeitumstände nicht, Letzteres zu erfüllen, so bürgt doch seine bekannte Redlichkeit und sein noch größerer Religionseifer dafür, daß sein Wille, dieses zu thun, ernstlich war, und schon das Jahr vorher hatte er sich freiwillig dazu erboten, als er sich in einem Schreiben an den Papst folgendermaßen ausdrückte: „sein Antrieb dazu sei desto stärker, weil ihm die in Palästina ruhenden Gebeine seines Vaters, die um der Ehre des Gekreuzigten willen so fern von dem Grabe ihrer Väter zur Erde gebracht wären, Tag und Nacht im Sinne lägen.“

Indessen gestatteten ihm die damals so sehr verwirrten Zeitumstände nicht einmal, sich zu Rom krönen zu lassen, allein seine Gegenwart in Deutschland war dafür ein desto größerer Gewinn.

Ottokar, der bisher eine glänzende Rolle spielte, Oesterreich, Steiermark und Kärnthen an sich gezogen

und oft auch die Ungarn überwunden hatte, gab der Ermahnung des Papstes so wenig Gehör, daß er sich vielmehr durch die Verweigerung des Zehnten zum Kreuzzug an diesem rächte, und durchaus nicht Rudolph für das Reichsoberhaupt anerkennen wollte. Da er nun in der gesetzmäßigen Zeit um die Belehnung nicht angesucht und in seiner Widerspenstigkeit auf die dreimalige Vorladung nicht nur nicht erschien, sondern durch seinen Abgeordneten die Rechtmäßigkeit der Wahl noch immer auf eine solche Art bestritt, daß die Reichsfürsten sehr aufgebracht darüber waren, und der Pfalzgraf Ludwig über den Abgeordneten hergefallen wäre, wenn der Kaiser ihn nicht geschützt und er sich nicht eilends aus Augsburg geflüchtet hätte, so ward Ottokar endlich nach dem Ausspruche der versammelten Reichsfürsten in die Acht erklärt. Dieser König hatte sich verantworten sollen, mit welchem Recht er Oesterreich und Steiermark dem Reich entzog, und deshalb bekam er den Befehl, Alles dem Reiche zurückzustellen, was er davon besaß, indem er nun alle Rechte auf diese Lehen verloren habe. Als er nun, stolz auf seine Macht, sich an Alles dieses nicht kehrte und dadurch der Krieg unvermeidlich ward, ging Rudolph zur Demüthigung eines so mächtigen und tapfern Feindes mit größter Vorsicht zu Werke. Die Mitwirkung der mit Ottokar äußerst mißvergnügten Oesterreicher, ja sogar mancher Böhmen und Mährer, begünstigten schon sehr sein Unternehmen, und obgleich von den deutschen Fürsten kaum der zehnte Theil ihn dabei unterstützte, so zog er dafür viel vortheilhafter den Grafen von Tyrol und Görz mittelst eines Ehebündnisses zwischen dessen Tochter und seinem ältesten Sohne einerseits, andererseits aber die Ungarn auf seine Seite; am vortheilhaftesten aber gelang es ihm durch die Aussöhnung Heinrichs, des Herzogs von Niederbayern, mit seinem Bruder Ludwig dem Pfalzgrafen, wodurch auch er mit ihm ausgesöhnt

ward, diesen zu gewinnen. Als nun nach abgelaufenem Jahre die Vollziehung des Achtspruches erfolgen sollte, drang Rudolph über Regensburg und Passau nach Oesterreich vor und bemächtigte sich in kurzer Zeit des ganzen Landes, bis auf die Hauptstadt. Er belagerte Wien fünf Wochen lang, und da nun auch der Graf von Tyrol sich Krains und Steiermarks fast ohne alle Mühe bemächtigte und noch dazu mit seinen Leuten sowohl, als auch mit vielen Steiermärkern, Kärnthnern und Krainern vor Wien zu Rudolph stieß, so machte dieser sogleich Anstalten, Ottokar in seinem Lager anzugreifen und über die Donau zu setzen. Diesem schien das Unternehmen anfangs unmöglich; sobald er aber zu seinem Erstaunen über die Donau eine Art von Schiffbrücke bauen sah, verlor er den Muth, machte Friedensanträge, und nach dem schiedsrichterlichen Ausspruche ward festgesetzt: daß Ottokar auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, die windische Mark, Eger und Portenau Verzicht leisten, Rudolph aber ihn mit Böhmen und Mähren belehnen sollte, und zur Befestigung dieses Friedens sollte Ottokars ältester Sohn sich mit einer Tochter Rudolphs und ein Sohn des Letztern sich mit der Tochter des Königs von Böhmen vermählen.

Dieser Ausspruch ward auch wirklich befolgt. König Ottokar kam zu Rudolph in's Lager, bat fußfällig in Gegenwart der Fürsten um Verzeihung, that Verzicht auf Oesterreich und die übrigen an sich gebrachten Reichslande und ward blos mit Böhmen und Mähren belehnt. Gleichwohl traute ihm Rudolph noch nicht und ließ fortwährend einen Theil seiner Kriegsleute im Lande, war aber deshalb genöthigt, eine drückende Steuer aufzulegen, die ihm beinahe das Zutrauen entzogen hätte. Vor Allem suchte er Ruhe und Ordnung herzustellen, errichtete zu diesem Ende einen Landfrieden auf fünf Jahre und bestellte für den Fall, wenn er inzwischen mit Tode abgehen sollte, den Pfalzgrafen

Ludwig zum Verweser der gesammten österreichischen Länder. Hinsichtlich Ottokars irrte er sich auch in seiner Meinung gar nicht, denn weil dessen Unterwerfung nie aufrichtig war, und er von seiner stolzen Gemahlin der abgetretenen Länder halber mit den bittersten Vorwürfen überhäuft ward, brach er die Friedensbedingnisse auf eine Art, die alle Vermittlungen fruchtlos machte und Rudolph zwang, die Sache mit dem Schwerte zu entscheiden. Je weniger ihn dabei das deutsche Reich unterstützte, desto sorgfältiger sammelte er seine Kräfte aus den unlängst eroberten österreichischen Ländern und schloß zu diesem Zweck auch mit dem König von Ungarn ein Bündniß. Er brach von Wien auf, setzte über die Donau, zog bei Marcheck die Steirer, Kärnthner, Krainer und den König von Ungarn an sich, rüstete sich gegen den mit einer stärkern Macht heranrückenden König Ottokar, und es kam auf dem Marschfelde, einige Stunden von Wien, den 26. des Sommermonats im Jahre 1278 zu einer entscheidenden Schlacht.

Das Gefecht war desto hitziger, weil Ottokar gereizt durch die Scham und Erinnerung des Vergangenen, Rudolph durch die Ehre und große Hoffnung für das Künftige und seinen gewohnten Muth belebt, die Oesterreicher aber aus Furcht vor der härtesten Dienstbarkeit das Aeußerste wagten. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, bis endlich die Böhmen theils in die Flucht geschlagen, theils niedergemacht, theils in den nahen Fluß gesprengt wurden. Nach Rudolphs eigener Aussage focht Ottokar heldenmüthig, und selbst nach Zerstreuung der Seinigen mit dem Muthe eines Riesen und mit einer bewunderungswürdigen Entschlossenheit, entweder zu siegen, oder zu sterben. Letzteres blieb auch sein Schicksal, als er von einigen Leuten Rudolphs sammt seinem Pferde zu Boden geworfen und getödtet wurde. Beinahe hätte Rudolph das nämliche Schicksal getroffen, denn er selbst war schon

vom Pferde herabgeworfen und deckte sich nur mit seinem Schilde, um von den Pferden nicht zertreten zu werden.

Die Seinigen hatten ihm kaum wieder aufgeholfen, so setzte er den Angriff sogleich mit solcher Lebhaftigkeit fort, daß er endlich den vollkommensten Sieg davon trug. Er rückte hierauf in Mähren ein, das sich ihm sogleich fast ganz ergab; gab aber dafür in Böhmen dem Widerstande Otto's, Markgrafen von Brandenburg, desto lieber nach, weil er nie daran dachte, Böhmen sich zuzueignen; schloß alsdann einen neuen Vergleich, der durch eine dreifache Vermählung befestigt wurde, und nur Mähren blieb ihm auf fünf Jahre zur Ersetzung der Kriegskosten. Daß Oesterreich auf solche Art dem Hause Habsburg zu Theil wurde, das dadurch eines der mächtigsten Fürstenhäuser in Deutschland werden mußte, war desto billiger, weil Rudolph es mit eigner größter Lebensgefahr und Mühe, ohne von den Reichsständen sonderlich unterstützt worden zu sein, an das Reich zurückgebracht hatte. Die sämmtlichen Kurfürsten, bis auf den einzigen Ludwig von Bayern, gaben auch wirklich ihre Einwilligung dazu, diese eroberten österreichischen Länder den Söhnen Rudolphs zu verleihen. Allein weil selbst die österreichischen und steierischen Landstände eine solche Zertheilung für lästig und gefährlich hielten, so verordnete Rudolph, daß sein Sohn Albrecht Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die windische Mark allein besitzen und seinem Bruder Rudolph, wofern er inzwischen nicht ein anderes Fürstenthum erhalten würde, jährlich eine gewisse, indessen zu bestimmende Geldsumme zahlen sollte; würde aber der Mannsstamm des Herzogs Albrecht erlöschen, so sollten diese gesammten Länder dem Herzog Rudolph und seinen rechtmäßigen Erben ohne Widerspruch zufallen. Während dieser Ereignisse in Deutschland ließ Rudolph die Rechte des Reichs in Italien nie außer

Acht. Papst Klemens IV., ein geborner Franzose, hatte Karl von Anjou, König von Sicilien, während der streitigen Wahlen in Deutschland, sowohl die Senatorswürde in Rom, als das Reichsvikariat von Toskana unter den eidlichen Bedingnissen verliehen, beide Stellen freiwillig aufzugeben, sobald ein neuer römischer König erwählt und vom Papst anerkannt sein würde. Zur Vermeidung eines Krieges rieth daher Gregor X. Rudolph, der kaiserlichen Krönung wegen nicht eher nach Rom zu kommen, bis dieser Streit beendigt wäre. So sehr aber auch die nachfolgenden Päpste deshalb in den König Karl drangen, so war er doch nicht zur Erfüllung seines Versprechens zu bewegen. Weit redlicher in allen seinen Handlungen, stellte Rudolph auf Begehren des Papstes Nikolaus III. der römischen Kirche das Exarchat und die Landschaft Pentapolis zurück, nebst Allem, was dazu gehörte; denn er vermied sorgfältig jeden unnützen und gefährlichen Handel, der zu einer Entzweiung Anlaß geben konnte, und wollte zugleich auch den Papst sich dadurch verbinden, wenn er den König von Sicilien zur Niederlegung der toscanischen Statthalterschaft nöthigte. Nach vielen Schwierigkeiten bewirkte dieses endlich der Papst im Jahre 1278, nahm das geräumte Toscana für den römischen König in Besitz, und endlich wurden auch die übrigen Streitigkeiten zwischen beiden Theilen wegen der erledigten Grafschaften Provence und Forcalquier dadurch beigelegt, daß Rudolph sich durch den Papst bewegen ließ, den König Karl unter gewissen Bedingnissen mit diesen Grafschaften zu belehnen, wofür dieser ihm auch die Lehenpflichten leistete. Obgleich zur Befestigung dieses Friedens eine Vermählung zwischen einer Tochter Rudolphs und Karl Martell, dem ältesten Enkel Karls, verabredet war, so eignete sich doch Karl von Anjou die Herrschaft in Italien zu und veranlaßte die dortigen Völker, daß sie nach der Zurückgabe von

Toscana sich weigerten, den Kommissarien Rudolphs den Eid der Treue abzulegen, bis endlich im Jahre 1282 das berüchtigte und unter dem Namen der sicilianischen Vesper bekannte Blutbad (wovon alsbald die Rede sein wird) der Herrschaft Anjou ein trauriges Ende machte.

Hätte Rudolph es gewagt, selbst nach Italien zu ziehen, so würde er in Italien die alten Reichsrechte ohne Zweifel bald wieder hergestellt haben; er hatte aber zuerst Deutschland vollkommen zu beruhigen, und soll, durch das Beispiel seiner Vorgänger gewarnt, gesagt haben: „Italien sei der Löwenhöhle in der Fabel ähnlich, wo die Fußstapfen zeigten, daß zwar Viele hinein, aber fast Keiner herausgekommen wäre." Dessen ungeachtet vernachläßigte er dort die Reichsrechte keineswegs und hörte nicht auf, um die Kaiserkrönung anzuhalten.

Honorius IV. hatte bereits den Tag zu dieser Feierlichkeit bestimmt und Rudolph auch schon seinen Statthalter nach Toskana geschickt, obgleich dieser, nicht geachtet, wieder nach Deutschland zurückkehren mußte, weil er ohne ein Heer gekommen war. Desto eifriger und rühmlicher arbeitete Rudolph an der Ruhe und Sicherheit Deutschlands. Da sich bei einer rohen und kriegerischen Nation das Faustrecht noch nicht ganz abschaffen ließ, so führte er dafür den berühmten Landfrieden auf fünf Jahre ein, stellte eigne Richter darüber auf, reiste selbst von einer Landschaft zur andern, saß selbst zu Gerichte und wendete da die Waffen an, wo Vorstellungen nichts fruchteten. Weil die meisten Burgen Raubschlösser des Adels waren, ließ er diese Räubernester zerstören oder zerstörte sie selbst; dabei machte ihm Eberhard, Graf von Würtemberg, der nach seiner Rittermaxime: „Gottes Freund und aller Welt Feind;" den gewohnten Schlägereien und Räubereien nicht entsagen wollte, sehr viel zu schaffen, bis er ihn endlich bezwang und um

Vermittelung zu bitten nöthigte. Um die dem Reichsfiskus entrissenen Güter und Rechte wieder an denselben zu bringen, zwang er alle widerrechtlichen Besitzer, solche wieder herauszugeben, und vertraute die Verwaltung der Reichsgefälle treuen Händen an. Als ein gewisser Tile Kilup, der als Betrüger sich für den lang verborgenen Kaiser Friedrich II. ausgab und den er anfangs nur verachtete, die Ursache von vielen Mißvergnügten ward und durch seinen Anhang, selbst unter dem Adel, die öffentliche Ruhe störte, bemächtigte er sich desselben zu Wetzlar und ließ ihn verbrennen. Um sein Recht auch auf Burgund zu behaupten, war er Willens, mit Bewilligung der Fürsten dieses Königreich seinem liebsten Sohne Hartmann zukommen zu lassen; nachdem dieser im Rhein ertrunken war, hörte er auch dann nicht auf, so viel er konnte, sein Ansehen dort zu behaupten. Er demüthigte nicht minder den burgundischen Grafen Reynald von Mömpelgard, der Feindseligkeiten gegen den Bischof von Basel unternahm, und als er ihn deshalb in Besançon belagerte und der König von Frankreich ihn davon abzuschrecken glaubte, erwiederte er diesem: „Er soll erfahren, daß wir nicht zum Tanzen hierher gekommen sind; wir werden ihn mit dem Degen in der Faust erwarten." Worauf sich der König zurückzog und die Verbündeten des Grafen um Frieden baten. Auf ähnliche Weise zwang Rudolph in einem Feldzuge Philipp, Grafen von Savoyen, einige dem Reiche zugehörige Plätze zurückzugeben. Streng in Beobachtung des Landfriedens, ließ er nach seiner Ankunft zu Erfurt 29 der eingezogenen Räuber zu Ilmenau hinrichten, erneuerte diesen Landfrieden, ließ 66 Raubschlösser in Thüringen zerstören, und wachte überhaupt für die öffentliche Ruhe mit rastloser Sorgfalt. Sein hohes Alter erregte nun in ihm den Wunsch, seinen einzigen noch übrigen Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, als Nachfolger auf dem deutschen Thron zu

sehen. Er hoffte dieses auf dem Reichstage zu Frankfurt desto sicherer zu bewirken, da man noch keinen einzigen seiner Vorfahren bei einem solchen Antrage entgegen gewesen war. Desto auffallender mußte es ihm sein, als die Kurfürsten, anstatt seinem Wunsche nachzukommen, Vorwände suchten, dieses Geschäft auf künftige Berathschlagungen zu verschieben. Mag nun die Furcht vor der angewachsenen Macht Albrechts und dessen Strenge in Aufrechterhaltung der Rechte des Reichs, oder der ihm minder zugethane Erzbischof von Mainz, der seinen ohnmächtigen Vetter Adolph, Grafen von Nassau, gern auf den Thron erhoben sehen wollte, die Ursache davon gewesen sein, so viel ist gewiß, daß Rudolph, der als Vater den Verlust seines kürzlich verstorbenen Sohnes gleichen Namens noch immer fühlte, und aus der Abnahme seiner Kräfte sein nahes Lebensende wahrnahm, sehr mißvergnügt Frankfurt verlassen hat. In dieser Lage wünschte er wenigstens seinen Geist zu Speier, als an dem Begräbnißorte der alten Kaiser, aufgeben zu können. Er hatte sich nach dem Reichstage zu Frankfurt nach Straßburg begeben, wo ihn ein Fieber überfiel, von dem er voraus sah, daß es sein Leben endigen würde. Da er noch einige Kräfte fühlte, so nahm er den Weg nach Speier und war in kleinen Tagereisen nach Germersheim gekommen; allein seine Krankheit nahm inzwischen dergestalt überhand, daß er seine Reise nicht weiter fortsetzen konnte, sondern dort den 15. des Heumonats im Jahr 1291, seines Alters im 73sten, seiner Regierung aber im 18ten, seinen Geist aufgab. Sein Leichnam wurde hierauf nach Speier gebracht und dort mit gewöhnlicher Feierlichkeit in der Gruft der fränkischen Kaiser beigesetzt. So starb Rudolph, der Stifter des österreichischen Kaiserhauses. Sein Denkspruch war: „Durch Klugheit beherrscht man Länder, deren Grenzen bisweilen durch Tyrannei erweitert werden." Er hatte den Umständen nach Alles gethan, was

man von ihm fordern konnte, und verdient gleichsam als der zweite Schöpfer des deutschen Reichs angesehen zu werden. Unter ihm lebte Deutschland von Neuem auf, so daß selbst die ungleichartigsten Theile sich wieder zu vereinigen strebten; man konnte wieder auf Recht und Gerechtigkeit zählen, kurz, man fing an zu fühlen, daß wieder eine Obrigkeit vorhanden sei.

Noch bevor Rudolph von Habsburg den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte, hoffte der Hohenstaufe Konradin die schnelle Wiedereroberung seines Erbgutes und näherte sich Rom, wo der eifrige Senator Heinrich von Castilien, jetzt der Gibellinen Haupt, Anstalten zu einem glänzenden Einzuge traf, wie ihn die Tiberstadt seit den Tagen Karls des Großen nicht gesehen hatte. Denn während die Männer, zu Fuß und zu Roß, wohl gerüstet, mit Blumen und Laubwerk geschmückt, auf den Wiesen des heiligen Peter in Schlachtordnung standen, begrüßten die schönsten Frauen und Jungfrauen mit Gesang und Saitenspiel den als König und Kaiser empfangenen Jüngling, welchen das Jubelgeschrei einer zahllosen Menge zum Kapitol geleitete. In allen Straßen sah man kostbare Teppiche, Armbänder, seidene Gewänder, von Gold und Edelstein funkelnde Spangen und ähnlichen Weiberschmuck an Stricken befestigt, welche von einer Häuserreihe zur andern reichten und den buntfarbigsten Anblick gewährten. Es schien, als wenn die gesammte Bevölkerung nur den einzigen Gedanken hätte, durch die Ausstellung ihrer Schätze und Herrlichkeiten Konradins Ankunft als die Erscheinung eines Heiligen oder Befreiers von langer Knechtschaft zu feiern. Nach diesen prunkvollen Festlichkeiten, welche mehrere Tage lang dauerten, verließ der Hohenstaufe um die Mitte des Augustmonats Rom. Ihn begleiteten neben vielen andern deutschen, italienischen und spanischen Herren sein Jugendgenosse Friedrich von Baden, die Grafen Gualvano Lancia, Gerhardo von Pisa,

Guido von Montferrat, der Senator Heinrich von Castilien, mit 800 Rittern seines Volkes, Konrad Capece, Fürst von Antiochien, und Jakob Neapoleon, angesehen unter den römischen Gibellinen. Das Heer, außer dem Fußvolk 10,000 Reiter stark, muthig und voll Siegeshoffnungen, zog die vom Feinde besetzten Pässe von Ceperano vorbei über Valdicelle durch das Gebirge nach den Abruzzen und lagerte sich in der Ebene des heiligen Valentin oder von Paläſtrina, unweit dem Städtchen Tagliacozzo. Inzwischen hatte Karl, sobald die Kunde von der Annäherung Konradins eintraf, die Belagerung Noceras in Apulien aufgehoben, alle Streitkräfte schnell versammelt und auf höchst beschwerlichen Wegen über die Gebirge nach Aquila in den Abruzzen und von hier nach kurzer Rast nach Alba geführt, wo der kleine Fluß Salto ihn von dem weit zahlreichern Feinde schied. Aber was dem König an der Mannschaft abging, ersetzte die Klugheit des Oberbefehlshabers, welchen ihm ein glücklicher Zufall gegeben hatte. Es landete nämlich kurz vor dem Aufbruch im Hafen von Neapel ein alter französischer Ritter, Alardo Valori genannt, um nach langen Kämpfen wider die Ungläubigen aus Palästina in die Heimath zurückzukehren. Dringend eingeladen, übernahm dieser besonnene und waffenkundige Krieger, welcher als vieljährige Zeltgenosse die Gemüths- und Streitart der Deutschen wohl kannte, den Oberbefehl, jedoch unter der Bedingung, daß man seinen Anordnungen rücksichtslos folgen und mehr mit Bedacht als mit Ungestüm handeln sollte. Nachdem sich nun beide Parteien einander in wechselnden Vorgefechten geprüft hatten, bildete Alardo für die nahende Entscheidungsschlacht drei Treffen; das erste, aus Provenzalen, Lombarden und Toscanern zusammengesetzt, führte der Marschall, Heinrich von Cosenza, den Feind zu täuschen, mit des Königs Gewand und Abzeichen geschmückt; das zweite,

in welchem nur Franzosen dienten, Wilhelm l'Etendart; das dritte, 8000 erlesene Reiter stark, stellte sich, von dem Könige befehligt, in einem verborgenen Thal auf, um mit einer kleinen Schaar Alardo's im günstigen Augenblicke hervorzubrechen und den Ausschlag zu geben. Auch Konradin ordnete die Seinigen in drei Haufen; der vorderste, Spanier und Italiener, stand unter Heinrich von Castilien; der mittlere, welcher 3000 geharnischte Reiter zählte, unter dem jungen König und seinem Freunde Friedrich von Baden; den aus Deutschen und Welschen gemischten Nachzug leitete der Marschall von Sicilien, Gualvano Lancia. Nachdem beide Heere am Morgen des 23. August diese Stellung genommen hatten, gab das Schmettern der Trompeten das Zeichen zum Angriff. Alsbald stürzten die Spanier und Italiener mit solchem Ungestüm auf den Feind, daß die Provenzalen, welche die Brücke über den Salto vertheidigten, nach kurzer Gegenwehr umgangen und zur Flucht genöthigt wurden. Ihr Führer, Heinrich von Cosenza, fiel im Getümmel und vermehrte dadurch die Verwirrung.

Denselben Ausgang nahm der Kampf zwischen dem zweiten Treffen der Deutschen und Franzosen; jene brachen mit ihren langen Schwertern überall durch, diese zerstreuten sich in dem Blachfelde. Kaum hielt Alardo's Mahnung den König zurück, welcher mehrmals aus dem Hinterhalte hervorstürmen wollte und den günstigen Augenblick nicht erwarten konnte. Endlich erschien derselbe; die Deutschen, in der Meinung, gesiegt zu haben, lösten die Reihen auf und jagten einzeln oder in kleinen Schaaren der Beute nach. Da verließ Alardo seine Warte auf der höchsten Bergkuppe, eilte zu dem König Karl und sprach: „Jetzt ist es Zeit. Laßt die Banner wehen!“ — Alsbald brach Jener in enge geschlossener Schlachtordnung hervor, warf Alles mit unwiderstehlicher Kraft über den Haufen und sprengte nach der Stelle hin, wo Kon-

radins Fahne flatterte. Umsonst versuchte der heldenmüthige Jüngling Widerstand; das wilde Fluchtgetümmel riß ihn und einige Getreuen mit sich fort, nur Wenige entrannen dem Tod oder der Gefangenschaft.

Inzwischen warnte Alardo, auch im Siege bedachtsam, den König Karl vor Uebereilung; er möge ja nicht die Glieder seiner Reiterei sich trennen lassen und eine Lücke öffnen, welche leicht bei dem Wechsel des Glücks gefährlich werden könne. Diese Vorsicht war nicht unzeitig; denn plötzlich kehrte Heinrich von Castilien, welcher den flüchtigen Provenzalen in ein Thal gefolgt war, zurück, gewahrte das mittlerweile geschehene Mißgeschick und erneuerte, um ihm eine andere Wendung zu geben, die Schlacht. Eine Stunde lang wurde auf beiden Seiten mit der äußersten Wuth und ohne gewisse Entscheidung gekämpft. Da gebrauchte Alardo wieder List, wandte sich mit einem Haufen zu verstellter Flucht und bewirkte, daß ihm die feurigen Spanier eine große Strecke weit folgten und ihre Reihen an mehreren Stellen auflösten. Sofort griffen gleichzeitig Alardo und Karl an; ein furchtbarer Kampf entbrannte, mancher kastilianische Ritter, dessen Harnisch den feindlichen Hieben trotzte, wurde durch den raschern Franzosen vom Roß herabgerissen und auf dem Boden erschlagen. Endlich flohen auch die Spanier, von denen die Meisten mit ihren Leibern die Wahlstatt deckten. Heinrich rettete sich zu Fuß und verkleidet in ein Kloster, wurde aber von dem Abt erkannt und dem Papst ausgeliefert. Hoch erfreut über den Sieg, gelobte Karl der heiligen Jungfrau eine Kapelle auf dem Schlachtfelde (St. Maria della Vittoria), sandte an Klemens und die Häuptlinge der Welfen Eilboten und traf zweckmäßige Anstalten zur Verfolgung des Feindes.

Inzwischen hatte Konradin mit Friedrich von Baden und wenigen Getreuen Rom, und, weil dieses keine Sicherheit gewährte, verkleidet die kleine Küsten-

stadt Astura erreicht, um sich von hier nach Pisa einzuschiffen. Schon befanden sich die Flüchtigen auf der See, als der hohe Preis, welchen sie für das Fahrzeug, ohne zu handeln, bewilligt hatten, bei dem Befehlshaber der Stadt Argwohn erweckte. Deshalb rüstete Jakob von Frangipani, mehr von Habgier als von Parteihaß geleitet, ein schnelleres Schiff aus und holte bald den jungen Fürsten ein. Dieser, im Vertrauen auf die Großmuth und Ergebenheit der römischen Frangipani's, welche einst standhaft den Kaiser Friedrich II. geschirmt hatten, entdeckte sich freiwillig und ohne Gegenwehr, wurde aber von dem anders gesinnten Nachkömmling eines mächtigen und edlen Gibellinenführers gefangen, mit allen Begleitern dem König Karl für ansehnlichen Lohn ausgeliefert und nach Neapel gebracht, wo man ihm die an der See erbaute Burg des Heilandes (Castello di St. Salvadore) zum Kerker anwies.

Darauf berief Karl aus jeder Stadt Apuliens und der Terra di Lavoro zwei Abgeordnete, damit sie nebst den angesehensten Räthen des Hofes und den berühmtesten Rechtsgelehrten über die Schuld oder Unschuld Konradins und seiner Gefährten einen gesetzkräftigen Spruch fällen sollten; denn der König scheuete sich, eigenmächtig zu verfahren, und wollte, obschon er den Untergang der Gefangenen beschlossen, das übliche Herkommen beobachten und offene Gewaltthat meiden. Der Hohenstaufe, lautete die Anklage, habe mit bewaffneter Hand den rechtmäßigen Herrn und Fürsten des Reichs Neapel-Sicilien befehdet, die Kirche feindselig behandelt, Gotteshäuser geplündert, ja ein Kloster niedergebrannt und aus solchen Gründen das Leben verwirkt. Diese parteiische Ansicht der Sache wurde aber von den meisten Abgeordneten, Räthen und Rittern auf das heftigste bestritten; Konradin, behauptete in ihrem Namen Guido von Suzara, der berühmte, aus Modena nach Neapel entbotene

Rechtsgelehrte, habe für seine Ansprüche auf Sicilien keinen geheimen, sondern offenbaren Krieg geführt, und die Freiheit auf der Flucht durch Verräther eingebüßt; die an den Kirchen verübten Frevel seien theils nicht erwiesen, theils durch den zu gewöhnlichen Muthwillen der Kriegsknechte, welche den Befehlen ihrer Hauptleute trotzten, entschuldigt. Eben so äußerte sich Rupert, Graf von Flandern und Karls Schwiegersohn, mit Nachdruck bemerkend, der König dürfe einen Jüngling so edlen Geschlechts nicht wie einen gemeinen Verbrecher behandeln, sondern müsse ihn vielmehr durch Milde sich zu verbinden trachten. So sprachen auch die meisten französischen Ritter und wollten nicht einstimmen in die peinliche Untersuchung, welcher sich auch der Papst und die Kardinäle lebhaft durch Schreiben und Verwahrungen widersetzten. Nach langer Berathschlagung entschied endlich ein unbekannter Rechtsgelehrter für die Todesstrafe, welche man über Konradin und die Gefährten desselben als schuldig des Hochverraths verhängen müsse. Dafür wirkte auch thätig durch Boten und Zusprüche Ottokar, König von Böhmen, Herzog von Oesterreich und Steiermark; denn er fürchtete die beiden letzten, durch Waffengewalt erworbenen Länder zu verlieren, wenn ihr rechtmäßiger Erbe, der Markgraf Friedrich von Baden, das Leben behielte, und forderte deshalb ungestüm die Verurtheilung der innig befreundeten Fürsten. Eben so dachte Karl, von Natur rauh und hartherzig, als Staatsmann über seinen Nebenbuhler, dessen Tod eine Bürgschaft für die ruhige Beherrschung Süditaliens zu geben schien. Daher wurde zu Recht erkannt, daß die Gefangenen, welche eigentlich den Galgen verdient hätten, aus königlicher Gnade unter dem Beil des Henkers öffentlich sterben sollten. Konradin und Friedrich von Baden spielten gerade Schach, als ein alter Ritter in das Gefängniß trat und tief bewegt, unter lautem Schluchzen, die Trauerkunde meldete. Jene saßen eine

kurze Weile still und blaß vor Schrecken, faßten sich aber bald und baten um drei Tage Aufschub, damit sie ihre Sünden beichten und die letzten Verfügungen treffen könnten. Das billige Gesuch wurde ohne Anstand gewährt.

Am Morgen des für die Hinrichtung bestimmten Tages (29. Weinmonat 1268) beschied Konradin den Ritter Johann Bricaudi, Herrn von Nangoy, zu sich, und ließ in Gegenwart desselben und anderer vornehmen Zeugen sein Vermächtniß abfassen, unterzeichnen und besiegeln. Dieses setzte die Oheime und Herzoge von Bayern zu Erben aller Güter ein, und forderte sie auf, einige unbedeutende Schulden an mehrere Bürger Augsburgs zu bezahlen und für die Ruhe der Seele 1000 Pfund augsburgischen Goldes an schwäbisch-bayerische Klöster zu entrichten, und möglichst Sorge zu tragen für die treuen Söhne des Oheims Friedrich von Antiochien, Martin (Maria) und Jakob, vor Allem aber für Konrad Capece, den Fürsten von Abruzzo und Antiochien. Eben so handelte auch Friedrich von Baden.

Bald darauf führte man die beiden Jünglinge und ihre Leidensgefährten nach dem Marktplatz von Neapel, gegenüber der Meeresküste, zu dem mit rothem Tuche bedeckten Blutgerüste, welches bewaffnete Haufen und unzählbare Volksschaaren umgaben. Als nun Stillschweigen geboten war, verkündigte der Reichskanzler Robert von Bari mit folgenden Worten das gefällte Todesurtheil: Konradin, Sohn Konrads des Kaisers, zog aus Deutschland mit gesetzwidrigen Waffen wider den rechtmäßigen König dieses Reiches, verführte die Völker, siegte anfangs durch des Glückes Spiel, wurde aber später vom Schwert und Eifer des gesetzlichen Königs überwunden. Und siehe! der sich für unüberwindlich hielt, wird jetzt durch das siegende Recht vor den Richterstuhl eines Königs geführt, dessen Ehre und Herrlichkeit er zu schänden wagte. Deshalb

hat mit der Priester Erlaubniß und auf den Rath der Weisen und Schriftgelehrten der Obmann des gegenwärtigen Gerichtshofes geboten, an Konraden und den Mitschuldigen das gesprochene Todesurtheil vollziehen zu lassen. Solches machen wir andurch laut der uns verliehenen Vollmacht im Namen und an der Stelle des erlauchten Königs Karl bekannt und befehlen, daß die Räuber und Verletzer fremder Rechte hier vor aller Welt Augen ihre gebührliche Strafe erleiden." Das Volk seufzte und murrte, viele französische Ritter sprachen laut und ohne Rückhalt ihren Abscheu vor dem blutigen Beschluß aus und verwünschten die Grausamkeit des Königs und seiner Räthe, wagten jedoch keine dringende Fürbitte. Hierauf sprach Konradin einige Worte zu seiner Rechtfertigung, betheuerte, daß er offen und ohne Falschheit die Ansprüche seiner Ahnen geschirmt, und nichts gethan habe, als was Pflicht und Ehre forderten; zog hierauf sein Oberkleid aus, umarmte seine Freunde, gedachte mit den Worten: „Mutter! welche Schreckenskunde wirst du von mir hören," der Heimath und des elterlichen Hauses, legte standhaft das Haupt auf den marmornen Block und empfing den Todesstreich. Da stieß Friedrich von Baden einen Schrei des Entsetzens aus, faßte sich aber bald, kniete nieder und starb. Ihm folgten hintereinander in den Tod dreizehn deutsche und welsche Herren, unter ihnen der Edle von Hürnheim, Graf Gerhard von Donaratico, aus Pisa, Gualvano Lancia und sein Sohn Galcotto, welcher auf Befehl des dem Trauerspiele von einem Thurme herab zuschauenden Königs im Schooße des Vaters enthauptet wurde. Die Körper der Hingerichteten empfing keine geweihte Erde; man deckte sie an der Küste, wie vom Meere ausgeworfene Leichname, mit Steinen zu und gestattete auch nicht die leiseste Spur eines christlichen Begräbnisses oder einer menschlichen Theilnahme.

Darauf verfolgte Karl mit blutiger Strenge alle Anhänger der Hohenstaufen in Sicilien, wo bald Städte und Burgen, durch Hunger und Uebermacht bezwungen, den zügellosen Rotten Wilhelms l'Etendart, der Grafen Guido und Philipp Montfort die Thore öffnen mußten. Hartnäckig vertheidigte dagegen Wochen lang Konrad Capece das Schloß Contorbe, und büßte, endlich zur Uebergabe genöthigt, seinen Heldenmuth durch qualvollen Tod. Der Enkel Friedrichs wurde geblendet und auf einer Anhöhe Catania's gehängt. Dasselbe Schicksal hatten seine Brüder Jakob und Martin mit vielen edlen Herren und Rittern. Friedrich von Castilien durfte ungefährdet abziehen, indeß Heinrich in lebenslänglicher Haft blieb. Wie Sicilien huldigte bald auch Apulien; nur die Saracenen Noceras verschmähten feige Unterwerfung und starben entweder mit dem Schwert in der Faust auf dem Schlachtfelde oder erlagen pestartigen Krankheiten. Abgezehrt vom Elend, fiel eine kleine Schaar nach Jahresfrist mit der Wittwe und den Kindern König Manfreds in die Gewalt des Siegers.

Eben so schnell änderte sich in Toscana und der Lombardei die Stellung der Parteien; überall flohen die Gibellinen vor den Welfen, deren mächtiger Schirmherr, König Karl, durch den Papst zum Reichsverweser ernannt, persönlich erschien und an der Spitze eines zahlreichen Heeres durch Acht, Kerker und Hinrichtungen den Befehlen der Kirche Gehorsam verschaffte. In Deutschland, wo allein Margaretha, eine natürliche Tochter Kaiser Friedrichs und Gemahlin des Markgrafen Albrecht von Meißen, den Untergang des großen Hauses überlebte, gedachte Niemand der Blutrache; mit gieriger Hand rissen die Herzoge von Bayern, die Markgrafen von Baden, viele geistliche und weltliche Herren das letzte Erbe der Hohenstaufen an sich, die 1271, als Enzio im Kerker

starb, bis auf den Namen erloschen. — Deutschland war 130 Jahre und Italien 76 mehr oder weniger von diesem außerordentlichen Geschlecht abhängig gewesen.

XVII.

Die sicilianische Vesper, Spanien, Frankreich, England, Schottland und der Kirchenstaat.

Bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Gewaltstreiche und Härte Karls von Anjou bewirkten in Sicilien schreckliche Auftritte und eine gewaltige Staatsveränderung. Er war in hohem Grad Despot und schaltete seit dem Untergang der Hohenstaufen selbstherrlich und ohne Achtung vor den Gesetzen, Rechten und Freiheiten des Landes. Vor Allem mußte aber Sicilien, wo Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft in den Tagen der Normannen und Hohenstaufen als Reichsstände Theil an der Regierung gewonnen und behauptet hatten, den Druck der königlichen Despotie empfinden und den thatkräftigen Widerstand gegen die Fremden schwer büßen. Denn nicht nur wurden hohe und untere Aemter beinahe ausschließlich Franzosen verliehen, welche, um mit leichter Mühe Reichthum und Wohlleben zu erwerben, schaarenweise einwanderten, sondern auch drückende Steuern eben so willkürlich ausgeschrieben, als unbarmherzig eingetrieben. Dies war Siciliens Lage, als Johann von Procida, Herr des gleichnamigen Eilands, und von Jugend auf ein treuer Anhänger der Hohenstaufen,

die Vertreibung der übermüthigen Fremidlnge beschloß. Deshalb ging er, um durch geheime Bündnisse mit den auswärtigen Feinden oder Nebenbuhlern Karls die Kräfte des Volkes für einen gewaltthätigen Ausbruch seines Grolls zu stärken, an den Hof des griechischen Kaisers Michael Paläologus, schilderte diesem die von Neapel her drohenden Gefahren und verhieß, wenn die angemessenen Geldmittel und Empfehlungsschreiben bewilligt würden, den Sturm von Konstantinopel abzuleiten und gegen den Urheber selbst zu wenden. Michael, unlängst in die Hauptstadt des byzantinischen Reichs durch offenen Aufstand zurückgeführt und fürchtend, es möchte der vertriebene, nach Italien geflüchtete Vorgänger, Balduin, welcher seinen erstgebornen Sohn einer Tochter Karls von Anjou vermählt hatte, mit fremder Hülfe die Heimkehr ertrotzen, billigte freudig den Antrag, gab Geld, Briefe und vertraute Boten, welche den Ritter, ohne Argwohn zu erwecken, nach Sicilien begleiteten und hier Zeugen der allgemeinen Erbitterung wurden. Procida nahm mehrere angesehene Männer in den geheimen Bund auf; begab sich, als Franziskanermönch vermummt, an den Hof des Papstes Nicolaus III., welcher in offenkundiger Feindschaft mit dem König von Neapel lebte; entdeckte die bisher für den Sturz des gemeinsamen Gegners getroffenen Anstalten, fand Beifall und empfing ein empfehlendes Schreiben an den König Peter III. von Arragonien. Dieser Eidam Manfreds und durch Konradin auf dem Blutgerüst mündlich zum Erben der Ansprüche auf das Reich Sicilien eingesetzt, wurde von dem heiligen Vater vorläufig als rechtmäßiger Fürst Siciliens anerkannt und dringend aufgefordert, durch einen schleunigen und kräftigen Kriegszug den Wünschen der Kirche und des bedrängten Volkes zu entsprechen. Peter, überdies tapfer, ruhmgierig und klug, zeigte Bereitwilligkeit, wenn ihm die für das Unternehmen nothwendigen Geld-

mittel verliehen würden (1280). Aber alle diese Voranstalten geriethen in's Stocken, als Nicolaus plötzlich starb (August 1281) und Martin IV., ein geborner Franzose und eifriger Anhänger Karls, die Nachfolge bekam. Denn nicht nur wurden der Kaiser Michael und die Griechen als Ketzer mit dem geistlichen Fluche belegt, sondern auch alle Schritte der Sicilianer sorgfältig beobachtet. Dennoch täuschte Procida die Wachsamkeit der Feinde, dehnte den geheimen Bund, ohne jedoch Zeit und Art der Empörung zu bestimmen, weiter aus; reiste zum zweiten Male nach Arragonien, händigte dem König beträchtliche Geldsummen ein und gewann von demselben das Versprechen, unter dem Vorwande des Krieges mit den Mauren Afrika's Procida's Unternehmen nach Kräften zu beschleunigen.

Inzwischen sandte Papst Martin, der Argwohn schöpfte, einen verschlagenen Predigermönch, Jakob, nach Spanien und ließ anfragen, gegen welchen Theil des Heidenlandes die Rüstung bestimmt sei; denn gerne wolle die Kirche, von Allem genauer unterrichtet, den frommen Zug unterstützen, setze aber voraus, daß er nicht Christen, sondern Ungläubigen gelte. Da betheuerte der König die Nothwendigkeit des Geheimnisses und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich würde die rechte Hand abhauen, wenn sie der linken offenbarte, was verborgen bleiben soll!“ Unverrichteter Sache kehrte der listige Späher heim. Während sich nun die Verschwörung über Sicilien und Arragonien ausbreitete, beschleunigte unabhängig von ihr ein zufälliges Ereigniß den Ausbruch des Volkszornes. Am 30. März (1282) nämlich zogen die Bürger Palermo's, das Osterfest zu feiern, einer alten Sitte gemäß in einem bunten Gemisch von Männern, Weibern und Kindern nach der benachbarten Heiligengeistkirche von Montreal, verrichteten ihre Andacht und zerstreuten sich sodann auf der Ebene. In harmloser Fröhlichkeit suchten die Einen des Frühlings erste Blumen, die Andern den fri-

schen Rasen; man vergaß für einige Augenblicke die Noth des Vaterlandes und dachte an keine Rache. Ueberdies hatte der strenge und wachsame Oberrichter Johann von St. Remy, welcher in Palermo und dem Thal Mazara schaltete, bei schwerer Strafe geboten, an diesem Tage, entgegen dem heimischen Brauch, keine Waffen zu tragen, und zahlreiche Späher aufgestellt, um von den etwaigen Uebertretern die Bußgelder einzuziehen. An diesem Feste nun war es, wo ein hoffärtiger Franzose, Namens Drouet, bei dem Anblick einer jungen Palermitanerin von geiler Lust entbrannte und sie antastete, um, wie er sagte, nach verborgenen Waffen zu forschen. Das keusche Mädchen erblaßte und sank ohnmächtig in die Arme des Verlobten, welcher sie mit ihren Eltern und Brüdern begleitete. Ein Geschrei des Unwillens entfuhr dem sich schnell bildenden Volkshaufen, indeß ein Jüngling hervorstürzte, dem Fremdlinge das Schwert entriß und in die Brust stieß. Sogleich brauste in der ganzen Ebene der Aufruhr und der tausendfältige Ruf: „Tod den Franzosen!" Zweihundert derselben lagen binnen wenig Augenblikken erschlagen; die Menge, mit Steinen, Knitteln und Messern bewaffnet, von den inzwischen herbeigeeilten Gliedern des geheimen Rachebundes geführt, bricht in die Stadt ein, verrammelt die Thore, erstürmt das Schloß, aus welchem der Oberrichter mit genauer Noth zu Pferde und verkleidet entflieht, erschlägt in den Häusern, Kirchen, Klöstern und Straßen ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes alle Franzosen, plündert darauf ihre Wohnungen, erhebt, satt des Raubens und Mordens, unter Pauken- und Trompetenschall die Fahne mit dem kaiserlichen Adler, wählt den Bürger Roger von Manstroangelo zum Feldhauptmann (Capitano), gesellt ihm einige vertraute Männer als Räthe bei, erstürmt die Burg Vicaro, wo Johann von St. Remy mit der ganzen Besatzung fällt, durchsucht, von neuer Blutgier ergriffen, alle Schlupfwinkel

Palermo's und gibt jedem Flüchtigen den Tod. Nur ein Fremdling, Wilhelm Porcellet aus der Provence, darf seiner Rechtschaffenheit wegen ungefährdet von dannen ziehen. Darauf sandte die provisorische Regierung Palermo's drei bewegliche Heerhaufen ab, um die Städte, Flecken und Dörfer Siciliens wider den gemeinsamen Feind zu empören.

Der Entwurf gelang; beinahe überall griff das Volk zu den Waffen, so daß binnen einem Monat an 12,000 Franzosen theils getödtet, theils in die Wälder und Gebirge getrieben und hier meistens durch Hunger und Schwert aufgerieben wurden. Dagegen gab der Papst, von einer feierlichen Botschaft an die pflichtmäßige Schutzherrlichkeit der Kirche erinnert, eine drohende Antwort, indeß auch Messina, aus Furcht vor der Macht Karls, die Einladung zur Bundesgenossenschaft ablehnte und an Klugheit und die göttlichen Gerichte mahnte. Da traten die Hauptleute und Aeltesten Palermo's zusammen und berathschlagten lange fruchtlos über die Mittel des Heils; denn alle drückte die Last des furchtbaren Krieges, welchen jetzt die Hauptstadt fast allein bestehen sollte, nieder. In dieser Verlegenheit erhob sich Hugo Talath und sprach: „Gott begünstigt sichtbar unser Beginnen. Wir hofften, die heilige Kirche werde uns aufnehmen in ihren Schutz, aber sie hat das Hülfegeschrei der Söhne von sich abgewiesen. Wir empfahlen unsere Sache den Vätern Messina's, sie aber brachen den Bund der Liebe und wollten eher den Franzosen als uns, ihren Brüdern, Treue bewahren. Daher müssen wir berathen und handeln, um des grausamen Königs Rache abzuwenden. Darum erwägt, ob nicht unter allen Fürsten der Erde Peter von Arragonien allein Rettung verheiße; denn er ist streitbar wie sein Volk, großmüthig, und vor Allem nach dem Tode des Schwiegervaters Manfred durch die Erbrechte seiner erlauchten Gemahlin berufen an das Reich Sicilien. Lasset uns daher

sonder Verzug an ihn Boten senden!" Dieser Vorschlag wurde einhellig gebilligt, und der Bürger Nikolo Coppala beauftragt, dem König von Arragonien die Krone Siciliens anzutragen und die Bitte um schnelle Hülfe vorzulegen. Peter, damals unter den Mauern einer afrikanischen Feste, nahm, schon längst durch Johann von Procida vorbereitet, mit Freuden die Wahl an, schilderte dem darob mißvergnügten Adel die Pflicht, des Schwiegervaters Tod, der Gemahlin und Kinder Thränen an den hoffärtigen, räuberischen Franzosen zu rächen, und rüstete, als die Bedenklichkeiten der Ritter verschwanden und Alle erklärten, wenn es sein sollte, selbst die Hölle zu bestürmen, sich zur schleunigen Abfahrt. Inzwischen hatte gegen Ende Aprils auch Messina zu den Waffen gegriffen, die zahlreiche Besatzung theils getödtet, theils vertrieben, das Stadtbanner aufgesteckt, Bürgermeister und Rath wieder hergestellt, für das Aeußerste entschlossen, den Hafen durch Ketten und Pfahlwerke gesperrt, die Häuser am Strand niedergerissen, Thürme und Mauern ausgebessert, 30 Galeeren bemannt, alle wehrhaften Leute aufgeboten und durch diesen Eifer der ganzen Umgegend das Zeichen zum Abfall gegeben.

Den König Karl aber brachten die wiederholten Mißgeschicke in Wuth und Bestürzung. „Herr Gott," rief er auf die erste Kunde vom Blutbad in Palermo aus, „wenn du mir Unglück beschieden hast, so laß mich doch allmälig sinken!" und blieb so lange unentschlossen, bis die Erhebung Messina's den Entschluß, an der treulosen Stadt ein Beispiel der Rache aufzustellen, in ihm erzeugte. Zu diesem Zwecke wurden in dem calabrischen Hafen Catena 130 Galeeren und viele Ueberfahrtschiffe ausgerüstet, in Frankreich, Toscana, der Lombardei, Neapel und Apulien zahlreiche Schaaren zu Roß und zu Fuß geworben und im Heumonat ohne Hinderniß bei Tavermina unweit Messina an das Land gesetzt.

Bei dem ersten Anblick des übermächtigen Feindes von Schrecken ergriffen, bot die Bürgerschaft dem König, welchen der päpstliche Legat Gerhard von Parma begleitete, einen Vertrag an, empfing aber die Weisung, sich als meineidige Empörer auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Stolz wurde die schmähliche Bedingung verworfen, und die Stadt mit Muth und Klugheit beschirmt. Alle Stürme der Flotte und des Heeres scheiterten an dem Wetteifer der Männer und Frauen, Handwerker und Gelehrten, Priester und Weltlichen; bald glaubte man in der Stadt, wie in dem feindlichen Heere, die heilige Jungfrau, in einen weißen Mantel gehüllt, beschütze Messina und schleudere die Geschosse auf des Feindes Schützen zurück. Da stimmte der unerwartete Widerstand die Forderungen Karls herab und bewirkte, daß den Belagerten vergönnt wurde, mit Beihülfe des Kardinal-Legaten ihre Friedensvorschläge zu erneuern. Diese lauteten auf gänzliche Vergessenheit des Geschehenen, Rückkehr der unter den normännischen Fürsten gültigen Steuern und Rechte, Ernennung einheimischer, nicht französischer Beamten. Der König antwortete aber zornig: „Wie? geächtete, des Todes schuldige Hochverräther wollen Bedingnisse vorschreiben und unsere Herrschaft schmälern? Jedoch aus Gefälligkeit gegen den Legaten soll den Aufrührern Verzeihung vergönnt werden, wenn sie 800 unserer Wahl überlassene Geißeln stellen, nach unserm Belieben Steuern zahlen und Obrigkeiten annehmen. Wo nicht, so mögen sie sich vertheidigen." Die Bürgergemeinde, durch den Feldhauptmann Alaymo da Leontino berufen, erklärte einhellig, lieber mit Weib und Kind zu sterben, als unter den genannten Bedingungen zu huldigen; denn das heiße den Tod auf der Folter und im Kerker suchen. Zornig sprach der Bote des Papstes Bann- und Landfluch (Interdikt) über die widerspenstige Stadt aus, indeß der König sich zu einem entscheidenden Sturm

rüstete. Dieser, am 15. Herbstmonat von der See- und Landseite mit allem Nachdruck unternommen, wurde von den Belagerten auf das heldenmüthigste abgeschlagen, so daß Karl, an dem Siege der offenen Gewalt verzagend, zur List und Bestechung seine Zuflucht nahm. Demnach überbrachte ein königlicher Bote dem Stadthauptmann Alaymo ein leeres Blatt mit folgendem Schreiben: „Zeichne hierauf, was du nur immer begehrest; es soll für dich und deine Erben gültige Kraft haben. Ueberdies sichern wir dir vollkommene Verzeihung zu, nebst einem Geschenk von 10,000 und einem jährlichen Einkommen von 200 Unzen Goldes, wenn du das Volk von Messina zum Gehorsam bewegst und uns sechs Bürger auslieferst. Die Uebrigen sollen frei sein von aller Strafe." Alaymo antwortete: „Da sei Gott für, daß ich an meinen Brüdern Verrath übe! Denn rühmlich wird es sein, ohne sie für die Freiheit des Vaterlandes nicht leben zu können; rühmlich, wenn wir Alle, so es Gott will, für die Freiheit sterben!" Karl, durch die mißlungene Verrätherei zur äußersten Wuth getrieben, unternahm neue Angriffe, welche aber von den begeisterten Bürgern überall abgeschlagen wurden; selbst Weiber und Kinder theilten die Gefahren, oder arbeiteten an den Mauern und Schanzen. Inzwischen landete König Peter mit einem beträchtlichen Geschwader bei Trapaio (30. August), empfing zu Palermo unter großem Jubel des Volks aus den Händen des Bischofs von Cefalu die Krone Siciliens, gebot Karl'n augenblicklich das Reich zu meiden, erinnerte an die noch nicht für Manfred und Konradin genommene Blutrache und sandte, den Worten Nachdruck zu geben, auf den Rath des Procidas 60 wohlbemannte Schiffe ab, welche alsbald die Verbindung mit Italien bedrohten und den Feind nöthigten, nicht ohne bedeutende Einbuße an Fahrzeugen und Leuten, von Messina nach Calabrien zu entweichen (27. Herbstmonat). Einige Tage später hielt der Arra-

gonier als Befreier seinen feierlichen Einzug; Karl aber, in allen Hoffnungen getäuscht, biß in den Feldherrnstab und rief mit einem Gefühl bittern Schmerzes aus: „Gott, du hast mir viel zu leiden gesandt. Möge die Demüthigung, flehe ich zu dir, doch mit Maß und Anstand geschehen!"

Beide Fürsten übergaben hierauf den Streit über Sicilien dem Gottesurtheil des Zweikampfes, welcher am 1. Brachmonat (1283) zu Bordeaux unter dem Schutze des englischen Königs und mit gleichen Waffen dergestalt gehalten werden sollte, daß dem Sieger der Besitz des Eilandes bliebe. Aber gegenseitiges Mißtrauen hinderte die Ausführung der feierlich beschwornen Uebereinkunft und brachte, weil Niemand die Schuld des Bruchs tragen wollte, dem Kriege neue Kräfte und Glückswechsel. Denn während die Franzosen, gestützt auf den durch Papst Martin wider Peter geschleuderten Bann, und von zahlreichen Schaaren kirchlicher Kreuzfahrer begleitet, in Arragonien einbrachen, schlug der spanische Admiral, Roger Lauria, bei Neapel die feindliche Flotte, und nahm den Erben des Reichs, den Fürsten Karl von Salerno, gefangen.

Stürmisch forderte das Volk von Messina den Tod desselben, um Konradins und Manfreds Blut zu sühnen, aber die Königin Konstantia, mehr eingedenk des Edelmuths als der Rache, trat dazwischen und rettete den Sohn des Mannes, welcher ihr den Vater und die Verwandten entrissen hatte. Karl von Anjou überlebte diesen letzten Unfall nicht lange; er starb, von Kummer verzehrt, zu Foggia (1285) und bat kurz vor seinem Tode Gott um Verzeihung aller Missethaten, betheuernd, daß nicht sowohl aus Selbstsucht als aus Gehorsam gegen die heilige Kirche der Kriegszug nach Neapel unternommen worden sei.

Karl II. von Anjou, der Hinkende, erhielt Neapel, und überließ Anjou und Maine dem Grafen von

Valois als Entschädigung für Arragonien. Sicilien wurde, zum Aerger für den Papst, ein für sich bestehendes Königreich, das Jakob I., der jüngste Sohn Peters, erhielt.

In Spanien war im Anfang des 13. Jahrhunderts noch Alles zertheilt. Statt sich zur Beförderung ihrer allgemeinen Wohlfahrt gegen die Mauren zu vereinigen, bekriegten die Christen einander auf's grausamste. Sancho, der siebente König von Navarra, reiste nach Marokko, um die Tochter des Miramomelins oder Almumenin, oder Vater der Gläubigen, dies war ein Ehrentitel, den die maurischen Fürsten sich geben ließen, zur Gemahlin zu erhalten; aber die Reise war nicht nur vergeblich, sondern er fand auch bei seiner Rückkunft, daß die Könige von Castilien und Arragonien sich eines Theils seiner Staaten bemächtigt hatten. Weil aber diese drei Könige die Mauren zu neuen Eroberungen gerüstet sahen, so vereinigten sie sich endlich und erfochten im Jahre 1212 den berühmten Sieg bei Tolosa. Augenzeugen schätzten den Verlust der Feinde auf fast 200,000 Mann, den Verlust der Christen aber blos auf 25 Erschlagene, was offenbar große Parteilichkeit verräth.

Im folgenden Jahre blieb Peter II., König von Arragonien, in der Schlacht bei Mürret, als er zu Gunsten seines Schwagers, des Grafen von Toulouse, der dem Kreuzzuge gegen die Albigenser zum Opfer diente, die Waffen ergriffen hatte. Alphons VIII., König von Castilien, starb im Jahre 1214, nachdem er den Mauren Alcantara entrissen hatte. Die Unruhen fingen von Neuem an. Zu den Faktionen und bürgerlichen Kriegen gesellten sich in einigen Gegenden heftige Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, die schlechterdings keine Steuern erlegen wollte, und mit den Dominikanern, die sich in die peinliche Gerichtsbarkeit zu mischen suchten. Das Inquisitionsgericht, das noch größere Barbareien verursachte, wurde eingeführt.

Ferdinand III., der sogenannte Heilige, legte mit eigener Hand das Feuer an, welches die sogenannten Ketzer verbrennen sollte. Dieser Fürst hatte damals (im Jahre 1236) Cordova erobert, das seit länger als 500 Jahren ein Eigenthum der Mauren gewesen war. Er belagerte auch Granada, wiewohl vergeblich. Inzwischen wurden die Könige von Murcia und Granada durch seine Heere dergestalt in Furcht gesetzt, daß sie ihn für ihren Lehensherrn erkannten. Die Eroberung der Stadt Sevilla im Jahre 1248 brachte seine Größe und seinen Ruhm auf's höchste. 300,000 Mauren sollen sich damals aus dieser Stadt entfernt haben.

Nach den Regeln der Staatsklugheit hätte man sie in den christlichen Städten vertheilen sollen; aber man ließ sie lieber zu den Feinden ziehen, deren Menge sie vermehrten. Denn wie hätte das Inquisitionsgericht sie wohl dulden können? Einige spanische Geschichtschreiber haben die Siege dieser Zeit mit Wundern ausgeschmückt, wodurch die Nation gewiß nichts an Ehre gewinnt. Bald wurden die Christen durch ein glänzendes Kreuz, das sich am Himmel sehen ließ, zum Kampfe ermuntert; bald stellte sich der heilige Jakob an die Spitze ihrer Heere und schreckte die Ungläubigen; bald ward auf Befehl eines zweiten Josua die Sonne in ihrem Laufe aufgehalten, damit die Christen Zeit gewinnen könnten, die überwundenen Feinde niederzuhauen. Bei aller Leichtgläubigkeit waren doch die Fürsten wenigstens nicht ganz blind gegen die Unternehmungen des päpstlichen Hofes.

Der heilige Ferdinand that in einer Hinsicht mehr, als der heilige Ludwig; er nahm den König von Portugal, Sancho II., den Innocenz IV. abgesetzt hatte, in seine Staaten auf und unterstützte ihn mit seinen Truppen. Da aber die Mönche die Bannbulle in dem Lager öffentlich vorlasen, so nahmen alle Truppen die Flucht. Dieser einzige Zug schildert hinlänglich die Unwissenheit und den Aberglau-

ben des Volks. Jakob I., König von Arragonien, den die Eroberung der Inseln Majorca und Minorca und der Stadt Valencia im Jahre 1238 berühmt gemacht hat, ließ dem Bischof von Girona, den er beschuldigte, sein Beichtbekenntniß ausgeschwatzt zu haben, die Zunge abschneiden. Innocenz IV. belegte darauf den König mit dem Banne, und zwei von Rom gekommene Legaten wollten ihn nicht eher lossprechen, bis er sich in einer Kirchenversammlung öffentlich für schuldig bekannt hatte. Dieser Fürst, der sich den Mauren so furchtbar machte, gab zur Bestimmung der äußerst ungewissen und schwankenden Gerechtigkeitspflege, seinen Unterthanen eine Sammlung von Gesetzen. Der heilige Ferdinand war gleichfalls ein Gesetzgeber. Er errichtete den königlichen Rath von Castilien und machte den Anfang mit derjenigen Sammlung von Gesetzen, die las Partidas genannt werden und an die sein Thronfolger Alphons X., mit dem Beinamen der Weise, die letzte Hand legte. Um die Großen mit der Krone, deren Feinde sie nur zu oft waren, zu verbinden, stiftete Ferdinand einige durch wichtige Privilegien sehr ausgezeichnete Aemter, oder erhob sie wieder zu einem neuen Glanze; nämlich die Aemter eines Adelantado (Vicekönig), eines Alferezmayors (Großfähnrichs des Reichs), eines Amirante oder Admirals, und eines Oberhofmeisters des königlichen Hauses. Es rührten diese Aemter von der Staatskunst der Könige von Cordova her, und es ist merkwürdig, daß die Spanier ihre Etikette und eingeführten Gewohnheiten zum Theil von den Mauren entlehnt haben. Noch bemerkenswürdiger und von größerer Wichtigkeit ist es, daß die Ueberwinder Spaniens ihre ehemalige Tapferkeit durch Prachtliebe, Luxus und Weichlichkeit verloren hatten. Dadurch kommen die größten Reiche in Verfall, zumal wenn noch außerdem die Zwietracht ihre Grundfeste untergräbt. Die Regierung Alphons des Weisen (der Castilien vom

Jahre 1252 bis 1284 beherrschte) verdient, als eine Epoche für die Wissenschaft, in rühmlichem Andenken zu bleiben. Dieser Regent stiftete auf der Universität Salamanca verschiedene Professuren, und besonders zwei für die Physik, er gab astronomische Tabellen heraus, die unter dem Namen der alphonsinischen bekannt sind, und war gelehrt genug, um die Unrichtigkeit der astronomischen Lehrgebäude seiner Zeit einzusehen. Er sagte daher, in Voraussetzung solcher Lehrgebäude: „Wenn Gott ihn um Rath gefragt hätte, so würde die Welt weit einfacher und weit vollkommener sein.“ Ihm hat man die erste spanische Geschichte in castilianischer Sprache zu danken, und er befahl, daß die öffentlichen Urkunden in dieser Sprache sollten geschrieben werden. Die Worte: „daß er über dem Studium des Himmels sein Land verloren habe,“ passen auf ihn gar nicht. Unterdessen zog sich doch Alphons, wo nicht durch Vernachlässigung der Staatsangelegenheiten, doch wenigstens dadurch, daß er seine Wünsche zu heftig auf eine Sache richtete, die er nicht erreichen konnte, viel Unglück zu.

Nachdem er im Jahre 1257 von einer Partei, die sich der Partei Richards widersetzte, zum Kaiser erwählt worden war, suchte er diese Wahl um so mehr geltend zu machen, weil er sich von mütterlicher Seite als einen Erben des Hauses Schwaben ansah. Zur Befriedigung dieses unglücklichen Ehrgeizes verfälschte er die Münzen, bedrückte das Volk mit Auflagen und erregte ein allgemeines Mißvergnügen. Während er sich dem Hasse und den Empörungen der Castilianer bloßstellte, verschafften seine Anhänger, die er sich zu Rom und in Deutschland erkauft hatte, ihm nicht den geringsten wahren Vortheil.

Vergebens protestirte er auf der Kirchenversammlung zu Lyon gegen die Erwählung Rudolphs von Habsburg, und vergebens ging er nach Beaucaire, um den Papst Gregor X. zu bitten, daß er sich

seiner annehme. Seine Abwesenheit diente nur zur Vermehrung der Unruhen.

Sein Sohn, Don Sancho, den er zum Nachtheile der Prinzen de la Cerda, die Kinder eines älteren Sohnes waren, zum Thronfolger hatte erklären lassen, entzweite sich einige Jahre nachher mit ihm, erregte eine große Empörung, ließ sich von den versammelten Ständen zu Valladolid zum Regenten ernennen, und nöthigte Alphons, bei dem König von Marokko Hülfe zu suchen. Der unglückliche Vater enterbte seinen rebellischen Sohn und setzte die Prinzen de la Cerda, und im Fall diese unbeerbt sterben sollten, die Könige von Frankreich zu seinen Erben ein; dessen ungeachtet folgte ihm sein Sohn in der Regierung. Damals war man im Kriege wegen des Königreichs Sicilien begriffen. Philipp der Kühne hatte sich vorgesetzt, sowohl das ihm vom Papste geschenkte Königreich Arragonien zu erobern, als seine Schwestersöhne, die Prinzen de la Cerda, in Castilien auf den Thron zu setzen; zwei Entwürfe, die er nicht ausführen konnte.

Im Jahre 1234 hatte Theobald, Graf von Champagne, wegen seiner Mutter, die eine Schwester des letzten Königs von Navarra war, dieses Königreich geerbt. Johanna, Erbin dieses Königreichs, brachte dasselbe durch die Vermählung mit Philipp dem Schönen im Jahre 1284 an die Könige von Frankreich. In der spanischen Geschichte herrscht lauter Verwirrung bis auf die Zeiten Don Ferdinands und Isabella's, welche die beiden vornehmsten Kronen mit einander verbanden.

In Frankreich war Philipp der Kühne im Jahre 1285 gestorben, und dessen Sohn Philipp der Schöne (IV.) ihm auf den Thron gefolgt; er herrschte zwar mit Kraft, ließ sich aber viele Ungerechtigkeiten und Gewaltstreiche zur Last kommen. Schreckliche Kriege entzündeten sich zwischen den Franzosen und Engländern, und ein gegenseitiger Haß vergrößerte

das Unglück dieser beiden Staaten. Eduard I., Sohn Heinrichs III., ein eben so tapferer als ehrsüchtiger und staatskluger Fürst, regierte seit dem Jahre 1272 in England. Er hatte sich die Waleser unterwürfig gemacht, die, obschon sich ihr Fürst während der vorigen Regierung für einen Lehensmann der Krone erklärt hatte, noch immer Unabhängigkeit zu erhalten strebten. Die beiden letzten Fürsten der Waleser, Lewellyn und sein Bruder David, welche sie wieder in ihre Rechte einsetzen wollten, wurden überwunden und verloren das Leben.

Von dieser Zeit an wurde der jedesmalige älteste Sohn des Königs von England Prinz von Wales genannt. Daß der älteste Sohn des Königs von England den Titel eines Prinzen von Wales führt, kommt eigentlich daher, daß Eduard I., um der Eitelkeit der Waleser zu schmeicheln, seine Gemahlin in der Festung Caernarvon ihre Niederkunft halten ließ, und darauf den Prinzen, den sie gebar, und der nachmals unter dem Namen Eduard II. seinem Vater in der Regierung folgte, den Großen von Wales als ihren Landsmann und ernannten Fürsten vorstellte. Seit vielen Jahrhunderten war Schottland von Königen aus einem und demselben Hause beherrscht worden. Einer dieser Könige, Wilhelm, war als ein Gefangener Heinrichs II. genöthigt worden, diesem zu huldigen. Weil aber Richard einem mit Gewalt erzwungenen Rechte entsagt hatte, so schien die Unabhängigkeit der Thronfolger Wilhelms nicht bestritten werden zu können.

Verschiedene Thronbewerber, unter Andern Johann Balliol oder Bailleul und Robert Bruce, die Beide von mütterlicher Seite Abkömmlinge des königlichen Hauses in Schottland waren, machten sich die Krone streitig, die damals durch das Ableben Alexanders III. und dessen einzigen Erben erledigt war. Da das Recht zweifelhaft und die

Schotten viel zu unwissend waren, um darüber zu urtheilen, so beschlossen sie, die Entscheidung dieser Sache dem König von England zu übertragen.

Nachdem Eduard aus den alten Jahrbüchern Alles hatte sammeln lassen, was seine Absichten mehr oder weniger zu begünstigen schien, rückte er mit einem Heer an die Grenzen des Reichs, und erklärte, daß er die Sache nicht blos als Schiedsrichter, sondern als Oberlehnsherr entscheiden wollte. Die Thronbewerber ermangelten nicht, die Oberherrschaft ihres Richters, der sich aus Vorsicht die festen Plätze einräumen ließ, anzuerkennen. Man zog darauf die besten Rechtsgelehrten in Europa zu Rath, und auf ihr einstimmiges Gutachten that Eduard den Ausspruch zum Besten Balliols, weil ihm das Repräsentationsrecht zu statten kam. Er war der Sohn der ältesten Urenkelin Davids, Königs von Schottland, der im Jahre 1153 gestorben war. Der König von Schottland legte im Jahre 1293 den Huldigungseid ab; aber voll Unwillens über eine Abhängigkeit, die man immer drückender zu machen suchte, trat er heimlich in eine Verbindung mit dem König von Frankreich wider den König von England. Gemeinschaftliche Vortheile mußten die freundschaftliche Verbindung Frankreichs mit Schottlands lange unterhalten.

Ein englischer Matrose gerieth mit einem Matrosen aus der Normandie in Streit, und erschlug denselben. Wer hätte es denken sollen, daß aus diesem Matrosenzwiste ein Krieg entstehen würde? Aber oft hängt das Schicksal der Völker von solchen geringfügigen Dingen ab. Um ihren Landsmann zu rächen, durchkreuzten die Normänner die See. Die Engländer schlugen dieselben, trotzten sogar Rochelle, und plünderten das Land umher. Philipp der Schöne verlangte Genugthuung; Eduard I. leistete sie nicht. Als Herzog von Guienne vor den Hof der Pairs geladen, weigerte er sich anfangs zu erscheinen. Später sandte er

seinen Bruder Edmund, um eine Unterhandlung zu treffen, aber am Ende des Vorladungstermins, 1295, zog der Lehnsherr Guienne ein, das man ohne den geringsten Widerstand in Besitz nahm, woraus hervorgeht, daß Philipp seinen Feind mit falschen Friedensversicherungen hingehalten habe.

Der Graf von Flandern und der Kaiser Adolph von Nassau waren Englands Bundesgenossen. Dieser Letztere war nach dem Ableben Rudolphs von Habsburg im Jahre 1291, mit Hintansetzung Albrechts von Oesterreich, Rudolphs Sohn, vor dessen Macht die Kurfürsten sich fürchteten, erwählt worden. Nicht ruhig im Innern, war Deutschland außerhalb seiner Grenzen wenig zu fürchten.

Philipp der Schöne begegnete Adolph mit Verachtung. Das Geld, das dieser von Eduard erhalten hatte, verwendete er zu seinen eigenen Bedürfnissen und nicht zum Vortheile seiner Mitverbundenen. Eduard eroberte Schottland, und Philipp einen großen Theil von Flandern.

Von Noth gedrungen, legte Balliol die Krone Schottlands in die Hände Eduards feierlich nieder. Dennoch wurde der unglückliche Balliol gefangen nach London geführt, in den Tower gesetzt, und zwei Jahre darauf nach Frankreich verwiesen, und kam dann nach Oxford, wo er als Privatmann starb. Den Kaiser ausgenommen, erlitten die Bundesgenossen von beiden Seiten einen ansehnlichen Verlust.

Bonifacius VIII. (Cajetanus) saß damals auf dem heiligen Stuhle. Die Art, wie er ihn bestieg, entwickelt völlig seine Denkungsart.

Er hatte Cölestin V., der mit der Heiligkeit eines Einsiedlers die größte Einfalt verband, zur Niederlegung der päpstlichen Würde beredet, die derselbe zu bekleiden in der That unfähig war; und besorgt, daß Cölestin wieder auf den heiligen Stuhl gesetzt werden möchte, hatte er denselben in einem harten

Gefängnisse sterben lassen. In der That war die Rechtmäßigkeit seiner Abdankung schon bestritten. Eine geistliche Würde wird nur in die Hände eines Oberen niedergelegt; ein Papst hat keinen Oberen, daher kann denn auch derselbe sein Amt nicht niederlegen. Diese Schlußfolge, die der alten Schule so ganz würdig, schien den Mißvergnügten ein starker Beweis; obschon Cölestin die nicht weniger unpassende Vorsicht gebraucht hatte, den unumschränkt herrschenden Päpsten kraft einer Bulle die willkürliche Niederlegung ihrer Würde zu erlauben. Er selbst ist der Einzige, der jemals von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat. Bonifacius, der so sehr, wie irgend Jemand, von den Chimären des römischen Hofes bethört war, hatte zur Durchsetzung derselben einen kühnern Geist, als einer seiner Vorgänger. Er schickte, gleich als ob er Herr und Meister aller Kronen wäre, an alle Könige Befehle ab. „Du weißt ohne Zweifel,“ schrieb er an Eduard I., „daß der heilige Stuhl das gültigste Eigenthumsrecht auf das Königreich Schottland hat.“ In einem Briefe, Ungarn betreffend, welches Königreich er gleichfalls in Anspruch nahm, sagte er: „Der römische Papst, den Gott über die Könige und Königreiche gesetzt hat, und der den ersten Rang über alle Sterblichen behauptet, richtet ruhig von der Höhe seines Thrones, und verscheucht alle Uebel mit seinen Blicken.“ Sein Blick that indessen nichts weiter, als daß er seine Bannstrahlen auf Frankreich schleuderte, wo ein stolzer unumschränkter König seinen Aussprüchen Trotz bot. Er war aufgebracht wider Philipp den Schönen, den er auf eine von dem Grafen von Flandern an den heiligen Stuhl eingereichte Appellation vergebens hatte vorladen lassen. Eine Steuer, womit der König die Geistlichen belegt hatte, und die Klagen, welche diese dagegen zu Rom erhoben, gaben dem Papste Gelegenheit, seine Erbitterung ausbrechen zu lassen.

Damals kam die berühmte Bulle Clericis laicos heraus, die jedem Geistlichen und jedem Mönche, ohne die Erlaubniß des Papstes, irgend eine Steuer oder auch ein freiwilliges Geschenk zu erlegen verbot, und einem Jeden, der dergleichen bezahlen oder annehmen würde, den Bann ankündigte. Philipp der Schöne verbot dagegen seinerseits, ohne von ihm eigenhändig unterzeichnete Erlaubniß, Geld aus dem Reiche zu bringen. Dadurch versetzte er dem römischen Hofe, der sich mit französischem Gelde bereicherte, einen empfindlichen Streich. Bonifacius erklärte in einer andern Bulle dieses Verbot für unsinnig, wofern man es bis auf ihn und auf die Geistlichen ausdehnen wollte, weil weltliche Fürsten über sie nicht die geringste Gewalt hätten. Der König antwortete in einem sehr ernsten Manifeste, daß die Geistlichen, als Glieder des Staates und Theilnehmer an der Wohlfahrt desselben, auch zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse das Ihrige beitragen müßten, und daß man ihnen solches um so viel weniger verbieten könne, da man ihnen nicht wehrte, ihre Einkünfte, zum Nachtheile der Armen, in eitlen Geprängen und Lustbarkeiten zu verschwelgen. Eduard I. bewies sich eben so standhaft als Philipp. Die englische Geistlichkeit verweigerte ihm, zufolge der Bulle Clericis laicos, eine Subsidie; alsobald erklärte er, daß die Geistlichen sich hinfort des Schutzes der Gesetze nicht mehr sollten zu erfreuen haben; denn da sie die Regierung nicht mit ihren Beiträgen unterstützen wollten, so sei man ihnen auch keinen Schutz schuldig. Von nun an wurden die Klagen der Geistlichen von den Gerichtshöfen zurückgewiesen, hingegen alle wider sie gerichteten Klagen nach den Gesetzen abgeurtheilt. Dies half mehr, als alle Manifeste; der päpstlichen Bulle ungeachtet, erhielt der König bald den verlangten Geldbeitrag.

Zwei raubgierige und grausame Oberrichter, Or-

mesby und Costingham, reizten durch ihre Ungerechtigkeit die bedrängten Schotten im Jahre 1298 zur Empörung. Sie hatten Wilhelm Wallace, den Sohn eines Edelmanns, von außerordentlicher Stärke und Unerschrockenheit, zum Anführer, der in der Landschaft Stirling das englische Heer schlug. Aber in dem Treffen bei Fallkirg erhielt Eduard einen völligen Sieg. Eben so vollkommen war der Sieg, den die Schotten im Jahre 1302 bei Roslin erfochten. Endlich brachte Eduard im folgenden Jahre ganz Schottland zur Unterwürfigkeit. Nur Wallace, der mit wenigen Truppen nach dem Gebirge gezogen war, behauptete noch seine Unabhängigkeit. Doch war dies nur von kurzer Dauer. Verrathen von seinem Freunde Sir Johann Monteith, ward er im Schlafe überfallen, in Ketten nach London gebracht, in Westminsterhall, wo man ihn zum Spotte auf einen hohen Stuhl setzen ließ, und mit Lorbeeren bekränzte, vor Gericht gestellt, und, nachdem man ihn daselbst der Strafe des Hochverrathes schuldig erklärt hatte, gehängt, geschleift und geviertheilt; sein Kopf aber und seine Viertheile wurden in den vornehmsten Städten Englands aufgesteckt. — Eduard hatte dem jungen Robert Bruce versprochen, ihn nach Baliols Ableben mit dem Königreiche Schottland zu belehnen, erfüllte aber sein Versprechen nicht. Dadurch aufgebracht und voll Eifers, sein Vaterland von dem englischen Joche zu befreien, traf er schon, als er sich noch an Eduards Hofe befand, geheime Anstalten zu einer Empörung. Auf die Warnung eines Freundes, der ihm ein Paar vergoldete Sporen schickte, entfernte er sich eiligst vom Hofe, ging nach Schottland, vertrieb die daselbst befindlichen englischen Truppen, und ließ sich zum Könige krönen. Nach einem Treffen in der Grafschaft Perth, in welchem Bruce geschlagen ward, rückte Eduard mit einem furchtbaren Heer persönlich in Schottland ein, und ließ die Schwester

des Bruce in einem hölzernen Käfige über den Wällen einer Festung aufhängen, und seine zwei Brüder durch den Scharfrichter hinrichten. Schon hatte Eduard die Schotten beinahe auf das Aeßerste gebracht, als er im Jahre 1307 zu Carlisle starb. Dies gab der Sache plötzlich eine ganz andere Wendung, den unter der Regierung des schwachen Eduards II. ward es Robert Bruce leicht, seine Macht in Schottland zu befestigen.

Die schon erwähnte Bulle Clericis laicos wurde auch von einer Kirchenversammlung zu Toledo angenommen, und zwar zu eben der Zeit, als Ferdinand IV., um dem Papste für gewisse, von demselben ihm zugestandene Vergünstigungen 10,000 Mark Silbers zu bezahlen, Subsidien eintrieb. In Castilien war unstreitig die Geistlichkeit die herrschende Partei, und man war daselbst mehr als in andern Ländern in der Sklaverei des Papstes.

Bonifacius gebrauchte einige Mäßigung gegen Frankreich, indem er seiner Bulle eine nähere Erklärung beifügte, und zugab, daß die Könige im dringenden Nothfalle ohne Erlaubniß von Rom die Geistlichkeit zu Steuern anhalten könnten. Philipp ließ ihm darauf nicht nur volle Gewalt zur Erhebung eines Zehnten, sondern willigte auch ein, daß ihm die Vermittlung seiner Streitigkeiten mit dem Kaiser und dem König von England übertragen würde, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Papst nicht als eigentlicher Richter, sondern nur als angenommener Schiedsrichter entscheiden sollte. Der Papst sprach das Entscheidungsurtheil als sein persönlicher Feind, denn er verlangte, daß Frankreich nicht nur Guienne, sondern auch Flandern wieder zurückgeben sollte. Dieser Ausspruch wurde aber mit Unwillen verworfen.

XVIII.

Begebenheiten in Asien

bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Dschingis-Chan.

Wir haben das chinesische Reich in der schrecklichsten Verwirrung, welche die Usurpation und die Grausamkeiten des Tschu-uven veranlaßt hatten, verlassen. Ly-ke-yong, Fürst von Tsin, hätte vielleicht den Usurpator stürzen und bestrafen können, allein Ye-lin-apacki, ein Tartar und Eroberer des Stammes von Khi-tan, mit welchem der rechtlich gesinnte Li-ke-yong ein Freundschaftsbündniß geschlossen hatte, betrog ihn und verstand sich mit Tschu-uven, welcher der Kaiser Tai-su geworden war. Im folgenden Jahre, als Li-ke-yong gestorben war, machte dessen Sohn ein Bündniß mit Li-meu-tschin, Fürst von Ki; dieser Bund wurde so bedeutend und man hatte einen solchen Erfolg gegen die kaiserlichen Truppen, daß deren Anführer, Fürst Yen, für gut fand, sich auf längere Zeit ruhig zu verhalten. Tai-su, durch abermalige Niederlagen ganz entmuthigt, schloß sich in seine Hauptstadt ein, wo ihn sein eigner Sohn durch einen Sklaven ermorden ließ. Der abscheuliche Vatermörder wurde aber durch dieselbe Hand getödtet, die er zu dem Morde des Urhebers seines Daseins gedungen hatte, und ein anderer Sohn des Tai-su, Tschu-yen-tschin, gelangte zur Regierung unter dem Namen Mo-ti.

Im Jahre 918 nach unserer Zeitrechnung schickte sich der Regent von Tsin an, ihn zu bekriegen, dem er aber ein zahlreiches Heer entgegenstellte. Der Vortheil blieb jedoch dem tapfern Li-tsun-hiu, der sich

fünf Jahre später entschloß, den kaiserlichen Titel anzunehmen, und wollte, daß seine Familie gewissermaßen in die Reihenfolge der Tangs treten sollte, von denen keine Erben mehr vorhanden waren. Er nahm als Kaiser den Namen Tschuang-fong an, und gründete die Dynastie Heu-tang. Die Gunst, welche er den Gauklern und Schauspielern bezeigte, erregte den Neid der Großen und der Bonzen, deren Handwerk nicht viel von dem der Komödianten verschieden war. Als im Jahre 925 eine schreckliche und allgemeine Dürre das Reich heimsuchte, rühmte sich einer dieser Pfaffen, Wolken und Regen herbeiführen zu können, und war dabei so unverschämt hochmüthig, daß er dem Kaiser, der ihn grüßte, nicht einmal den Gruß erwiedern wollte; auch hatte er die Unbesonnenheit, einzuwilligen, lebendig verbrannt zu werden, wenn er nicht sogleich den Regen herbeiführen würde. Allein der Regen blieb trotz all den religiösen Gaukeleien, die er machte, dennoch aus, und der Bonze fand für gut, sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, starb indessen gleich nachher, wahrscheinlich aus Angst, daß man ihn fangen und verbrennen würde.

Der letzte Fürst dieser Dynastie war Lu-uang. Ein Hauptmann, der seine ersten Feldzüge mit ihm gemacht hatte, Namens Che-king-tang, und der sich später mit den Tartaren verbunden hatte, welche fortwährend die Grenzen des Reichs bedrohten, brachte ihn so weit, daß er seinen Tod in den Flammen fand, und gründete sodann die Dynastie Heu-tsin. Der neue Kaiser, der sich Kant-su nannte, verdankte seine Erhaltung nur dem Beistand der Tartaren, überlieferte ihnen diejenigen Städte, deren Lage ihnen zusagte, indem er sich vor ihnen sehr demüthigte; ja er schrieb an ihr Oberhaupt, das die Eroberung von China beabsichtigte, in dem Tone eines Unterthans, weshalb ihn der Tartar, der für gut fand, sich noch

zu verstellen, sogar tadelte. Der Sohn dieses schwachen Mannes war nicht besser wie sein Vater, und verkürzte sich sogar das Leben, weil er fürchtete, dem Tartarenfürst, seinem Beschützer, mißfallen zu haben.

Endlich fielen im Jahre 944, durch den Verrath von zwei Chinesen begünstigt, die Feinde in das Reich ein, welches sie verheerten, und den Fall der Heu-tsin verursachten. Te-ku-ang, das Oberhaupt der Tartaren, erlitt zwar anfänglich mehrere Niederlagen, die ihn jedoch nicht bewegen konnten, sein Vorhaben aufzugeben. 946 überlieferte ihm der Anführer des kaiserlichen Heeres, dem er versprochen hatte, ihn auf den Thron zu setzen, die Truppen, und der Kaiser selbst schrieb an den Tartar, daß er in aller Demuth dessen Befehle erwarte. Der Tartar zeigte jedoch mehr Mäßigung, als sich erwarten ließ; er bestrafte sogar einen seiner Offiziere, weil er die Stadt Ta-leang der Plünderung preisgegeben hatte. Indessen schickte er doch den Kaiser über die Grenze, ja sogar die Pferde der Kavallerie mußten auswandern. Alle Statthalter, bis auf einen einzigen, unterwarfen sich ihm. Te-ku-ang glaubte nun Herr des Reichs zu sein, allein eben dieser Statthalter, der sich ihm nicht unterworfen hatte, Lieu-tschi-yuen, sann darauf, das Reich wieder zu befreien. Te-kuang, dessen Herrschaft nur kurz war, machte es wie weiland der Eroberer Persiens, der macedonische Alexander, und nahm die Sitten und Gebräuche und sogar die Kostüme der Ueberwundenen an, er hielt dies durchaus für nöthig, um den Beifall eines so zahlreichen Volkes zu erwerben. Indessen ließen sich die Chinesen hierdurch nicht blenden, und wollten hierin nur eine politische Verstellung erblicken. Lieu-tschi-yuen erwartete nur den günstigen Augenblick, und machte seine Truppen mobil, so daß sie zu jeder Stunde bereit waren, in das Feld zu rücken. Diese hatten aber nicht so lange Geduld, sondern bestimmten ihn, sich

zum Kaiser von China zu machen, und als dies geschehen, erhoben sich bei dem Empfang dieser Nachricht sogleich alle Provinzen zu seinen Gunsten. Te-ku-ang, der sich gegen die Grenzen der Tartarei zurückzog, starb unterwegs. Weil die Tartaren seinen Körper mit Salz einzubalsamiren versuchten, so legten ihm die Chinesen den Spottnamen des eingesalzenen Kaisers bei. Indessen hatte Te-ku-ang in der Hauptstadt China's, Ta-le-ong, einen Statthalter zurückgelassen, der einen gewissen Li-tsong-y zum Kaiser ernennen ließ, der von der früheren Familie der Tangs abstammte. Durch dieses Mittel suchte er die Chinesen unter sich uneinig zu machen, und so die Fortschritte des Lieu-tschin-yuen zu hemmen. Allein Li-tsong-y überließ diesem freiwillig den Thron, und er zog als Retter von China in dessen Hauptstadt ein, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Unter dem Namen Kao-tsu gründete er die neue Dynastie der Hang, die aber nur fünf Jahre herrschte, und deren Ende durch sein Benehmen sein Sohn zu sehen verdiente.

Die Tartaren hatten damals kein Oberhaupt, das im Stand gewesen wäre, das chinesische Reich zu erobern; allein sie machten dennoch Einfälle und führten große Beute fort. Ein gegen sie gesandter Feldherr mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt, um das Reich an sich zu reißen, und wurde der Gründer einer neuen Dynastie unter dem Namen Tai-tsu; sie dauerte aber nicht länger als acht Jahre unter deren Fürsten, von denen der letzte, Kong-ti, seiner großen Jugend wegen den Thron verlor. Nun kam die neunzehnte Dynastie, die der Song, an die Regierung, welche wieder ein glücklicher Feldherr, Namens Tscho-kuang-yu, gründete, der den ewig einfallenden Tartaren Achtung einzuflößen wußte, unter dem Namen Tai-tsu herrschte und die Wissenschaften beschützte, ohne selbst sehr unterrichtet zu sein. Er war

außerdem ein gerechter und sehr thätiger Regent und ein tüchtiger Feldherr. Im Begriff, die Grenzen China's zu erweitern und zu schützen, starb er nach einer kurzen Krankheit. Sein Bruder folgte ihm in der Regierung und vollführte das, woran der Tod ihn verhindert hatte, indem er sich den Fürsten von Han, dessen Land eigentlich ein Theil von China war, gänzlich unterwürfig zu machen wußte. Indessen hatte er fortwährend mit den Tartaren zu kämpfen, die dem Reich unter ihm und seinem Nachfolger viel zu schaffen machten, so wie oft schwer zu bekämpfende Empörungen im Lande selbst viel Unruhe und Unheil stifteten.

Um sich nach einem für China nicht vortheilhaften Frieden bei dem Volke wieder in Ansehen zu bringen, fällt ein Kaiser dieser Dynastie, Tschin-Song, auf dem Gedanken, ein Buch vom Himmel fallen zu lassen, in welchem ihm die größten Komplimente und Schmeicheleien seiner trefflichen Regierung halber gesagt werden, und das er unter großen Ceremonien in Empfang nahm. Die Großen des Reichs wünschten ihm lächelnd Glück zu diesem wundervollen Ereigniß, an welches man indessen in den Provinzen so wenig glauben wollte, daß man in vielen derselben ebenfalls, und zwar spottweise, Bücher vom Himmel fallen ließ, in denen Mancherlei zu lesen war, was dem Kaiser eben nicht sehr zum Lobe gereichte. Derselbe Kaiser hatte auch öfters himmlische Erscheinungen, und hob sein himmlisches Buch sehr sorgfältig in einem goldenen Kästchen auf, und dieses wurde wieder in einem heiligen Palast verwahrt; allein Buch, Kästchen und Palast wurden trotz aller Himmlischkeit ein Raub der Verwesung. Im Jahr 1037 wurde China von einem so schrecklichen Erdbeben heimgesucht, daß viele Tausend Menschen dabei umkamen, und neunzehn Jahre später wiederholte sich dasselbe furchtbare Ereigniß noch einmal. Auch richtete der Fluß Hoang durch außerordentliche Ueberschwemmungen große Verwüstungen

an. 1102 fand ein abermaliges Erdbeben statt, das nicht länger als zehn Tage dauerte, und ein anderes im Jahr 1290 brachte mehr als 100,000 Menschen den Tod, während in demselben Jahre ein fast unaufhörlicher Regen die ganze Ernte einer Provinz dermaßen vernichtete, daß mehr als 100,000 Familien auswandern mußten, um nicht Hungers zu sterben, nachdem schon früher ein Platzregen einmal 1500 Personen getödtet hatte. Im Jahre 1240, nach dem Kriege gegen die Mongolen, war die Hungersnoth so groß, daß man öffentlich in der Provinz Lai-nyan Menschenfleisch verkaufte. Im Jahr 1334 verlor China, wie man aus der Geschichte der Mongolen weiß, durch große Dürre und daraus entstandenen Mangel an Nahrungsmitteln und Krankheiten dreizehn Millionen Menschen!

Von Tartaren und Mongolen beunruhigt und häufig von den schrecklichsten Naturereignissen heimgesucht, sah China das Ende der Dynastie der Song in einer Seeschlacht mit den Mongolen bei Koang-tscheug (Kanton), bei welcher sich mehrere der Großen China's in das Meer stürzten, von denen Einer unter ihnen den noch sehr jungen Kaiser Ti-ging in den Armen hielt, und wobei mehr als 100,000 Chinesen umkamen, und so gelangte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die zwanzigste Dynastie, die der Yun (Mongolen), auf den Thron.

Indeß Europa unter den mannigfaltigsten Wechseln der Fürsten und Völker in der staatsbürgerlichen Gesellschaft und Kirche fortschreitende Regsamkeit offenbarte, stürzte in Asien die zermalmende Eroberungskraft des Mongolenvolks die alten Throne um, ohne dabei dauernde Denkmale der Gesittung zu hinterlassen.

Seit vielen Menschenaltern hatten jene beweglichen und streitbaren Jäger- und Hirtenstämme, welche schon einmal unter Attila als Hunnen beide Welttheile erschütterten, namen- und ruhmlos in den weiten

Ebenen zwischen der chinesischen Nordgrenze und dem Binnenlande Sibiriens ihre Heerden geweidet und in zahlreiche, von mehreren Häuptlingen (Taidschis) geleitete Horden zersplittert, das Geheimniß verbundener Gesammtstärke nicht gekannt. Da berief Temudschin, der kühne und kluge Sohn des bereits mächtigen und dreizehn Stämmen gebietenden Vaters Yesukai (starb 1176), eine Versammlung der Aeltesten der Völkerschaften zu den Ufern des Flusses Onon, meldete der Landsgemeinde (Kuraltai) die von Gott verliehene Bestimmung, den Erdkreis zu besiegen und zinspflichtig zu machen, nahm auf den Vorschlag eines begeisterten, von den Mongolen hochgeehrten Sehers den Gruß eines Herrn der Herren, Dschingis-Chan, an und begann hernach als unumschränkter Gesetzgeber für den Krieg und Frieden die regellosen Horden unter gemeinsame Zucht und Ordnung zu stellen.

Also wurde durch die erste geschriebene Satzung (Yassa) allem Volke, ohne Unterschied der Vornehmen und Geringen, statt des thierischen, wechselnden Beischlafs die Ehe geboten, jedoch nach morgenländischem Brauch auf mehrere Frauen ausgedehnt, für Todschlag und Verwundung ein bestimmtes Wehrgeld festgesetzt, so daß der Mongole durch vierzig goldene Balis, der Chinese durch einen Eselskopf gesühnt werden sollte, der bei Hirten- und Jägerstämmen wegen der Leichtigkeit nur zu gewöhnliche Diebstahl strenge bestraft, in ungewissen Rechtsfällen die Feuer- und Eisenprobe als Beweismittel vergönnt, für die Belebung des Wetteifers und Ehrgeizes ein hoher Adel gestiftet, dessen Glieder (Tarcans) dem gemeinen Mongolen gegenüber neunmal ungestraft sündigen durften, das Heer und Kriegswesen durch allgemeine Waffenpflichtigkeit, Abtheilung in besondere Haufen nach der Grundzahl zehn, musterhafte Lagergesetze, welche Feigheit mit dem Tode, verspätete Ankunft auf dem Schlachtfelde durch Herumführen im Weiberrocke straften, vortrefflich

geordnet, überhaupt jedes zweckmäßige Mittel benutzt, um die zersplitterten Völker mongolisch-tartarischen Geschlechts für große Eroberungsfahrten zu vereinigen und auszurüsten (1206). So wurde mit einem gewaltigen Anlauf Nord-China trotz seiner langen und hohen Grenzmauer gewonnen, aus den Gebirgen und Thalgründen Nord-Persiens (Iran) nach tapferer Gegenwehr das Volk der Chowaresimer vertrieben und auf Syrien in flüchtigen, verwüsteten Schaaren zurückgeworfen (1219—1230), das weitläufige Gebiet nördlich vom kaspischen Meer zwischen der Wolga und dem Jaik (Kaptschack) den Polowzern entrissen, durch den Sieg an der Kalka, nahe dem Don, Südrußland gewonnen, vom Indus bis an die kaspische See, von Peking bis an den Kaukasus ein Weltreich gegründet, welches nach dem Tode des Stifters (1227) unter dem Sohne Octai (starb 1241), den Enkeln Mangu und Kublai (starb 1294) bis zu einem ungeheuren Umfange anwuchs, ganz China, beträchtliche Striche Indiens und Tibets unterjochte, die Herrschaft der persischen Assassinen auflöste (1256), das zwieträchtige und entartete Khalifat zertrümmerte, Bagdad, die Stadt des Heils, siebentägiger Plünderung und den letzten Nachfolger des Propheten, Abdallah Billah, einem schmählichen Tod übergab (1258), der vorderasiatischen Seldschuken Fürstenthum Iconium (Cogni) niederwarf (1308), unter Batu, dem Neffen Dschingis-Chans, ein beträchtliches Heer nach Europa sandte, Rußland, Polen, Schlesien, Oesterreich und Ungarn der schrecklichsten Verwüstung preisgab (1236—1241), alle bisherigen Verhältnisse der Völker, des Glaubens und der Gesittung im Morgenlande änderte, nachdem der Sturm roher Körperschaft ausgetobt hatte, spurlos endete, und mit dem Tode des letzten Oberhauptes, Kublai (1294), in vier unabhängigen Chanaten unterging.

Die mongolische Herrschaft, die Alles niederwarf,

mußte auch hemmend auf die Besitzungen der Christen in Palästina zurückwirken. Ueberall von mächtigen Feinden umgeben, dabei zwieträchtig und von den Glaubensgenossen der Heimath nicht unterstützt, räumten die Abendländer nach dem Verluste der Feste Ptolemais (Accaron) an die Mameluken (18. Mai 1291) freiwillig Tyrus, Berytus, Sidon und alle übrigen Küstenplätze. Nur auf der Insel Cypern blieben christliche Schattenkönige, indeß eben daselbst Templer und Johanniter eine Schirmstätte fanden, die Fürsten Armeniens aber den Mongolen Treue und Zins gelobten. So erlosch nach 200jährigem Schaffen die Lebenskraft der auf Glauben, Heldenthum und Eroberung gerichteten Kreuzfahrten.

XIX.

Die Kaiser Adolph von Nassau, Albrecht I. und Heinrich VII.

1292—1313.

Adolph, Graf von Nassau, ein Sohn Walrams von Nassau und der Adelheit, Gräfin von Katzenellnbogen, war ein tapferer und thätiger Mann, dem es aber an Macht fehlte, um sich mit Nachdruck behaupten zu können. Er wurde zu Jedermanns Erstaunen zu Frankfurt den 10. Mai im Jahre 1292 zum römischen König ernannt, so sehr sich auch Albrecht, der Herzog von Oesterreich, darum bewarb, und so große Hoffnungen ihm auch dazu gemacht wurden. Adolph auf den Thron zu erheben, lag dem Erzbischofe von Mainz, seinem Vetter, desto

mehr an, weil er sich mehrere Vortheile von ihm versprach, und um sich hierzu zum Meister aller Stimmen zu machen, schlug er einem jeden Kurfürsten einen ihm verhaßten Kandidaten vor. Dadurch gelang es ihm, daß ein jeder seine Stimme ihm mit der Bedingung überließ, jeden Andern, aber nur den nicht zu erwählen, den er vorgeschlagen hatte. Diesen Vortheil benutzte der Erzbischof, und erwählte auf solche Art Adolph, den alle so wenig vermutheten, daß Einige bei dieser Ernennung erschracken, Andere aber darüber murrten. Eine für das Reich schädliche Spaltung zu verhüten, ließen sie sich indessen Adolphs Ernennung gefallen, und erkannten ihn für ihren Kaiser; nur der Pfalzgraf am Rhein zog sich vor der Krönung zurück, die Andern aber führten den neuen römischen König nach Aachen, wo er den 24. des Brachmonats von dem Erzbischofe von Köln sammt seiner Gemahlin Imagina von Limburg gekrönt wurde, und sich den Eid der Treue leisten ließ. Dem Herzoge von Oesterreich war es freilich empfindlich, einen so ohnmächtigen Grafen sich vorgezogen zu sehen, er lieferte aber nach einigem Weigern das Schloß Trifels mit den darin aufbewahrten Reichsinsignien aus, und ließ sich von Adolph zu Oppenheim belehnen, schlug aber die ihm angetragene Vermählung seiner Tochter mit einem von Adolphs Söhnen mit Stolz und Verachtung aus. Diese Würde kam den neuen König gleich anfangs sehr sauer an, denn sein eigenes Vermögen war sehr gering, und die kaiserlichen Tafelgelder waren größtentheils den mächtigsten Fürsten in die Hände gerathen. Er war so arm, daß er den bei der Wahl zu Frankfurt gemachten Aufwand nicht einmal ersetzen konnte, und wollte deshalb die Juden in dieser Stadt mit einer Steuer belegen; da aber der dortige Schultheiß sich widersetzte, so mußte endlich sein Vetter Gerhard, um dem König nur Geld zu verschaffen, einige seiner Stiftsgüter verpfänden.

Einige Tage nach der Krönung fertigte Adolph zu Gunsten des Erzbischofs von Mainz, seines Wohlthäters und Beförderers, jene Urkunde aus, worin er diesem Alles bewilligte, was derselbe sich von ihm schon vor der Wahl ausbedungen hatte, und wodurch er sich gleichsam von diesem die Hände binden ließ. Adolph wollte in die Fußstapfen Rudolphs treten, erneuerte den Landfrieden auf drei Jahre, reiste selbst im Reiche herum, um die Befolgung der Reichsgesetze zu bewirken, und stillte die Unruhen im Elsaß. Durch den glücklichen Erfolg seiner ersten Regierungsjahre angefeuert, ließ sich Adolph in Entwürfe ein, die ihm höchst verderblich werden mußten, und ihm zuletzt Leben und Krone kosteten. Bei dem immerwährenden Haß zwischen den Engländern und Franzosen ließ sich Adolph unter vortheilhaften Bedingungen von Eduard gegen Philipp den Schönen in ein Bündniß ziehen, sich zu diesem Kriege Subsidiengelder zahlen, und erklärte in dem Fehdebriefe überhaupt, daß er diesen darum unternehme, weil Frankreich verschiedene dem Reiche und dem Kaiser zugehörige Güter, Besitzungen, Rechte und Gerichtsbarkeiten unrechtmäßig besitze. Gleichwie aber damals in Deutschland sehr oft der Fehdebrief die einzige Feindseligkeit war, so kam es auch hierin nicht weiter, sondern Philipp that vielmehr dem deutschen Reiche dadurch wehe, daß er mittelst einer Ehe zwischen seinem Sohne und der Tochter des Grafen von Burgund diese Grafschaft für baares Geld zu seiner Krone zog, worüber sich zwar Adolph bei dem Papste beklagte, jedoch nicht mehr am Leben war, als dieser den Ausspruch that. Während der Papst dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich durch Waffenstillstand Einhalt that, kaufte Adolph die thüringischen und meißnischen Lande, die Albrecht, der Unartige genannt, Landgraf von Thüringen und Markgraf von Meißen, seinen eigenen Söhnen und rechtmäßigen Erben aus

Haß gegen seine Gemahlin und Liebe gegen seine Maitresse auf das widerrechtlichste entrissen hatte. Da nebst den Söhnen des Landgrafen der größte Theil des Adels und der Städte in Thüringen und Meißen diesem sonderbaren Länderverkaufe, wobei Adolph die üble Nachrede hatte, diesen Kauf mit den englischen Subsidiengeldern gemacht zu haben, widersprachen, so kam es zu einem anhaltenden Kriege, wobei das Glück abwechselte, bis Adolph, durch ein wichtiges Ereigniß gehemmt, nichts weiter unternehmen konnte. Weil Adolph sich von dem Erzbischofe von Mainz, seinem Beförderer, und von seinen Freunden, wie sie darauf gerechnet hatten, nicht leiten ließ, sein nach der Krönung gethanes Versprechen nicht erfüllte, durch einige despotische Maßregeln auch die meisten Fürsten beleidigte, durch die unerhörten Ausschweifungen seiner ganz zügellosen Truppen, durch den widerrechtlichen Kauf der thüringischen und meißnischen Länder von einem wider seine Söhne erbitterten ungerechten Vater, und durch den mit England geschlossenen Subsidienvertrag zu Mißvergnügen reizte, so beschloß dieser Erzbischof, ihm Albrecht von Oesterreich entgegenzustellen, der diese Gelegenheit benützte, und die Stimmen der Fürsten an sich zog, um auf den Thron zu gelangen. Das Vorhaben, Adolph ab- und Albrecht an seine Stelle einzusetzen, theilte man zwar dem Papste mit; doch dieser verwarf es auf eine Art, daß er die ganze Sache vielmehr als eine unterschobene ansah. Dessen ungeachtet fuhr man in der Verschwörung weiter fort, die in einer Versammlung zu Eger zur vollkommenen Reife hatte kommen sollen. Adolph erhielt Nachricht davon, ergriff seine Maßregeln dagegen, konnte aber jene zu Baden doch nicht verhindern, ob er gleich den Erzbischof von Mainz in einem seiner Schlösser eingeschlossen hielt.

Indessen versammelten sich die Fürsten im Jahre 1298 zu Mainz, brachten ihr Vorhaben gegen Adolph

zur Ausführung, glaubten dabei einen Schein der rechtlichen Vorschriften zu beobachten, als sie ihn dreimal vorluden, und erst alsdann, nachdem er nicht erschienen war, verurtheilten sie ihn und setzten ihn endlich den 23. des Brachmonats förmlich ab. Fest entschlossen, sein Recht mit dem Schwert zu vertheidigen, ließ es Adolph bei Worms auf eines der hitzigsten und hartnäckigsten Treffen ankommen; als er sich aber unvorsichtig zu weit in die Feinde wagte, ward er überwunden, schwer verwundet, und blieb darauf todt auf dem Wahlplatze den zweiten Tag des Heumonats in dem nämlichen Jahre und im 7. seiner Regierung. Bei dem Anblicke seines entseelten Leichnams weinte sein Vetter, der Erzbischof von Mainz, und sagte: „Der tapferste Mann ist an ihm verloren gegangen." Allein die Rührung war vorübergehend. Der Leichnam wurde in das benachbarte Kloster Rosenthal zu Grabe gebracht; Heinrich VII. aber ließ ihn in der Folge in der kaiserlichen Gruft zu Speyer beisetzen.

Albrecht, Herzog von Oesterreich, der älteste Sohn Rudolphs von Habsburg, war zwar schon bei der Absetzung Adolphs von vier Kurfürsten zum römischen König erklärt, weil aber eine solche Wahl nicht vollkommen einstimmig und mehr eine Empörung war, die kein Recht zur Krone geben konnte, so entsagte er derselben, gewann inzwischen auch die Stimmen der übrigen Kurfürsten, und ward auf solche Art zu Frankfurt den 9. des Sommermonats im Jahre 1298 einstimmig zum König gewählt, und den 24. darauf zu Aachen von dem Erzbischofe von Köln mit großer Pracht gekrönt. Er hielt zu Nürnberg den ersten, aber einen der zahlreichsten und glänzendsten Reichstage, handhabte den bestätigten Landfrieden, und schickte Gesandte an Philipp, König von Frankreich, um ihn von ferneren Beeinträchtigungen der Reichsgrenzen abzumahnen. Dieser schlug zur Beile-

gung dieser Irrungen mit Deutschland gütliche Unterhandlungen und eine Heirath seiner Schwester Blanca mit Albrechts ältestem Sohne Rudolph vor, dem sein Vater bereits die Regierung der österreichischen Staaten übergeben hatte. Um sich in keinen Verdacht zu setzen, als ob Albrecht seinen Privatabsichten die Reichsrechte aufopfern wollte, lud Albrecht die Kur- und andere Fürsten zu einer Zusammenkunft nach Quatrevaux zwischen Toul und Vaucouleurs ein, wo er die Absicht hatte, nach dem Vorschlage seines Vaters das Königreich Arelat wieder zu errichten und es einem seiner Söhne zuzuwenden, und die Sache schien desto weniger Schwierigkeiten zu unterliegen, weil dieser Sohn die Schwester des Königs von Frankreich heirathen sollte. Die Fürsten erschienen zwar; doch anstatt einzusehen, daß dieser Vorschlag das einzige Mittel sei, dieses Königreich bei dem Reiche zu erhalten, wenn es einem deutschen Prinzen unter der Lehensverbindlichkeit gegeben würde, sahen sie es vielmehr als nachtheilig für das Reich an und widersetzten sich diesem Vorhaben. Als Albrecht die Kurfürsten zu bereden suchte, seinen Sohn Rudolph zum römischen König zu erwählen, erklärte der Erzbischof von Mainz öffentlich, er werde nie darein willigen, daß bei Lebzeiten des Königs die Regierung auf dessen Erben gebracht würde.

Albrecht glaubte hierauf nach erloschenem männlichen Stamme Johanns, des Grafen von Holland, die erledigten Landschaften Holland, Seeland und Friesland als verfallene Lehen dem Reiche wieder zurückbringen zu können, stand aber wieder von diesem Unternehmen ab, weil in den niederländischen Landschaften die weibliche Erbfolge statthatte, und war weit glücklicher in jenem gegen die rheinischen Kurfürsten. Da diese ihre gegen den Landfrieden und zum Nachtheile des Handelsstandes willkürlich eingeführten Rheinzölle durchaus nicht aufheben wollten, so be-

schwerte er sich über diese ungerechten Erpressungen bei dem Papste; der Erzbischof von Mainz, der meistens dabei verloren haben würde, spann dagegen eine heimliche Verschwörung gegen den König an, indem er den Pfalzgrafen am Rhein, als Richter in Streitigkeiten mit dem König, beauftragte, die Rechtmäßigkeit der Wahl Albrechts zu untersuchen.

Bonifaz VIII., den bereits das Bündniß dieses Königs mit seinem Feinde, dem König von Frankreich, verdrossen hatte, und bei welchem die rheinischen Kurfürsten Albrecht sehr übel angeschrieben haben mochten, glaubte, daß es jetzt Zeit sei, gegen diesen König auftreten zu können, und verlangte auf die verschiedenen Beschuldigungen, daß er durch Bevollmächtigte zu Rom seine Unschuld und sein Recht auf die Krone darthun sollte, weil man sonst gegen ihn und seine Anhänger mit geistlichen und weltlichen Strafen verfahren würde. Albrecht wußte gar wohl, woher diese Anschwärzung kam, griff daher mit ganzer Macht die rheinischen Kurfürsten an, entriß ihnen die wichtigsten Plätze, und trieb sie in eine solche Enge, daß der Erzbischof von Mainz einen harten Vergleich einging, neuerdings den Eid der Treue leistete, und nicht nur die Rheinzölle aufhob, sondern sich auch verband, ihm in allen Reichskriegen fünf Jahre lang beizustehen. Eben so mußte sich auch der Pfalzgraf unterwerfen, und nachdem die Erzbischöfe von Trier und Köln ein ähnliches Schicksal, wie jener von Mainz, erfahren hatten, gaben sie sogleich nach und ließen die Rheinfahrt offen.

Ganz anders lauteten nun die Berichte von diesem König, so daß Bonifaz VIII. im Jahre 1303 die Wahl Albrechts bestätigte, von diesem, als von einem Sohne eines guten Vaters, sich auch alles Gute versprach, und allen Kurfürsten ihm als dem rechtmäßigen römischen König zu gehorchen befahl. Erfreut über die unerwartete Veränderung, gab Albrecht dagegen eine schriftliche und eidliche Erklärung von sich,

worin er nicht nur anerkannte, daß das römische Reich durch den apostolischen Stuhl von den Griechen auf die Person Karls des Großen übertragen, und das Recht, den römischen König zu erwählen, gewissen geistlichen und weltlichen Fürsten von eben demselben Stuhle verliehen sei, von welchem die Könige und Kaiser die Gewalt des weltlichen Schwertes erhielten, das sie vorzüglich zum Schutze der römischen Kirche anzuwenden verbunden seien, sondern sich auch anheischig machte, den Primat, die Rechte und Freiheiten des Papstes gegen jede Feinde desselben, wenn es selbst Könige und Kaiser wären, zu vertheidigen, auch mit solchen keine Freundschaft und Bündniß zu schließen, sondern sie vielmehr mit aller Macht zu verfolgen. Aus Aerger, weil Albrecht Wenzel II., König von Böhmen, durch die Abtretung von Meißen an Macht nicht zu sehr anwachsen lassen wollte, war dieser ebenfalls der erwähnten Verschwörung der rheinischen Kurfürsten heimlich beigetreten, und würde seinen Schwager angegriffen haben, wenn ihn nicht die damaligen Angelegenheiten in Polen zurückgehalten hätten.

Als er in der Folge dieses Vorhaben ausführen wollte, kam ihm Albrecht zuvor, erklärte ihn in die Reichsacht, ließ seinen Sohn Rudolph von Oesterreich in Mähren einbrechen, und drang selbst über Regensburg und Linz in Böhmen ein. Der Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn, im Winter sich wieder zurückzuziehen, wo inzwischen der König von Böhmen starb, und bald darauf sein Sohn und Nachfolger Wenzel III. zu Olmütz ermordet wurde. Weil mit diesem der Mannsstamm erlosch, eröffneten sich für Albrecht die günstigsten Aussichten, Böhmen an sich zu bringen, das er für ein erledigtes Reichslehen ansah. Er eilte demnach mit einem Kriegsheere nach Prag, und ernannte nach dem Wunsche der meisten böhmischen Stände seinen Sohn Rudolph zum König von Böhmen, und gab ihm, um die Böhmen

desto fester an ihn gebunden zu halten, des vorletzten Königs Wenzels II. Wittwe Elisabeth zur Gemahlin, das Herzogthum Oesterreich aber seinem Sohne Friedrich.

Allein da im Jahre 1307 dieser Rudolph ohne Erben mit Tode abging, wählten die Böhmen, statt seines Bruders Friedrich, Heinrich, Herzog von Kärnthen, der des letzten Königs Wenzel III. Schwester zur Gemahlin hatte, und mit aller seiner Macht vermochte Albrecht nichts dagegen auszurichten, bis drei Jahre darnach Böhmen dem Herzog Heinrich durch einen luxemburgischen Prinzen entrissen wurde. Eben so wenig brachte Albrecht das von Rudolph angefangene Werk, Thüringen und Meißen an das Reich zu ziehen, zu Stande, woran er theils durch die Unruhen in der Schweiz, theils durch seinen Tod verhindert wurde. Obschon das Haus Habsburg beträchtliche Besitzungen in der Schweiz hatte, so findet man übrigens doch nicht, daß Albrecht oder Jemand von Rudolphs Nachkommen einige Ansprüche auf Schwyz, Uri und Unterwalden gemacht hätte, denn diese Städte gehörten unmittelbar unter das Reich, über die der Kaiser das Recht hatte, so wie über die Reichsstädte und Reichsortschaften, Vögte einzusetzen. Da nun die Waldstädte Schwytz, Uri und Unterwalden sich darüber beschwerten, daß er seine eigenen Vögte von Luzern und Rothenburg ihnen gegeben hatte, so gab er ihnen von dem benachbarten Adel einen gewissen Geßler und Beringer von Landenberg zu Land- und Reichsvögten, die jedoch ihre Bedrückungen so weit trieben, daß man sich gegen sie verschwor. Unter dem Vorwande, zum neuen Jahre Glück zu wünschen und Geschenke zu bringen, schickten die Verschwornen in die Schlösser dieser Landvögte nach Sarnen, Altdorf und Lowerz 50 Mann, denen es eine leichte Sache ward, sich der Thore und der schwachen Besatzung zu bemeistern, diese Schlösser zu

zerstören und die Landvögte zu verjagen. Als sie sich nun dadurch frei gemacht hatten, traten hierauf noch mehrere Orte mit in den Bund, und entschlossen sich, ihre Güter und ihr Leben zur Behauptung dieser Freiheit auf das Spiel zu setzen. Dieses war der Ursprung der schweizerischen Republik.

Indessen hatte Albrecht auf die Nachricht von dem Vorgange in der Schweiz und der dortigen Verbindung Zurüstungen zu einem Feldzuge gemacht, die jedoch sein Tod unterbrach. Er war seit einigen Jahren Vormund über Johann, einen Sohn seines verstorbenen Bruders Rudolph, der, ehedem in Böhmen an dem Hofe seines mütterlichen Oheims Wenzel und nicht in den besten Gesinnungen gegen ihn erzogen, sich damals am kaiserlichen Hofe befand, und von ihm zu wiederholten Malen das ihm gebührende väterliche Erbtheil in Oberschwaben, oder wenigstens den Theil der Grafschaft Kyburg, den sein Großvater seiner Mutter zum Wittwenunterhalte verschrieb, zu fordern nicht aufhörte. Wegen seiner zur Regierung noch nicht reifen Jahre verschob dieses Albrecht auf künftige Zeiten, und auf die Vorstellungen des Bischofs von Straßburg ward ihm dieses zum Schlusse des böhmischen Feldzugs, den er mitmachen sollte, versprochen. Den Prinzen schmerzte dieses desto mehr, weil Albrecht seinen eigenen Söhnen, selbst dem Herzoge Leopold, der mit ihm in gleichem Alter war, besondere Länder und Herrschaften überlassen hatte. Dieses verleitete ihn auf den Gedanken, als ob Albrecht mit seinen Ländern seine Söhne versorgen wollte, und weil einige schweizerische Ritter am kaiserlichen Hofe bittern Haß gegen den König hegten, die ihn nicht nur darin bestärkten, sondern ihm sogar in den Kopf setzten, es sei darauf abgesehen, ihn zum geistlichen Stande zu zwingen, oder wohl gar umzubringen, so verschwor er sich mit Rudolph von Warth, Walther von Eschenbach

und Ulrich von Palm gegen das Leben seines Oheims. Albrecht argwohnte nicht das Geringste von dieser Verschwörung, und gab den Prinzen den 1. Mai in seinem Lusthause bei Basel ein großes Mahl, wobei man den jungen Prinzen und auch diesem Johann Kronen von Blumen aufsetzte. Dieser, mit welchem seine Freunde zu scherzen pflegten, daß er den Titel eines Herzogs ohne Herzogthum führe, sah auch den gegenwärtigen Scherz für einen Schimpf an, als ob man ihn, als einen zur Regierung Untüchtigen, noch Kindern beizählen wollte, und ward dadurch in seinem schwarzen Vorhaben noch mehr bestärkt. Nach der Tafel setzte sich der König zu Pferd, um nach Rheinfelden zu reiten, und Johann begleitete ihn mit seinen Mitverschwornen. Als sie an das Ufer des Flusses Reuß kamen, drängten sie sich hinzu und ließen sich zuerst mit dem König allein übersetzen, unter dem Vorwande, daß das Fahrzeug so wenig als möglich beschwert werden dürfte. Als nun die Verschwornen, von der ganzen übrigen Begleitung getrennt, zwischen Windisch und Bruck in der Nähe von Habsburg, mit den König über ein frisch gesäetes Land ritten, sagte Rudolph von Warth in einem hochmüthigen Tone zu dem König: „Wie lange wollt Ihr noch dem Prinzen Johann, Eurem Vetter, das Erbtheil vorenthalten, welches ihm zukömmt?“ Auf diese Worte, welche die Losung zur Verrätherei waren, fiel einer der Diener dem Pferde des Königs in die Zügel, der herbeieilende Herzog Johann stieß ihm einen Dolch in den Hals, Ulrich spaltete ihm den Kopf, Walther aber soll ihm den Degen durch den Leib gestoßen haben, einem andern Berichte zufolge jedoch blos Zeuge dieses Mordes gewesen sein.

Der König fiel tödtlich verwundet vom Pferde und starb in den Armen einer armen Frau, die eben in der Nähe war, am 1. Mai im Jahre 1308, nach einer zehnjährigen Regierung.

Die Mörder zerstreuten sich, und wurden unter der folgenden Regierung in die Acht erklärt. Rudolph von Warth, der Einzige von ihnen, ward ergriffen, und an dem nämlichen Orte, wo diese Mordthat geschah, lebendig gerädert. Johann irrte in schlechter Kleidung umher, und starb in einem Kloster zu Pisa. Die Leiche des Königs wurde anfangs nach dem Kloster Wettingen gebracht, sein Nachfolger aber ließ sie nach Speyer abführen und in der kaiserlichen Gruft beisetzen. Durch seinen Tod verlor das Haus Oesterreich die kaiserliche Krone, die es erst 130 Jahre später, nämlich 1448, in der Person Albrechts II. wieder erhielt.

Heinrich VII., Graf von Luxemburg, gelangte nach dem Tode Albrechts auf den deutschen Thron, nachdem das Reich ungefähr neun Monate ohne Oberhaupt gewesen war. Dieses Mal fanden sich viele Mitbewerber um die Krone ein.

Die größte Hoffnung machte sich Friedrich, Herzog von Oesterreich, und der Rheinpfalzgraf Rudolph. Auch bewarben sich darum Ludwig, Otto und Stephan, die Herzoge von Bayern; Otto und Waldemar, die Markgrafen von Brandenburg; Albrecht, der Graf von Anhalt, und Eberhard, der Graf von Würtemberg. Seinem Hause einen neuen und wichtigen Zuwachs an Macht und Ansehen zu verschaffen, glaubte Philipp IV., König von Frankreich, seinen Bruder Karl von Valois auf diesen Thron zu bringen, und hoffte dieses durch den in Frankreich anwesenden Papst Klemens V. auf das sicherste zu bewirken, zu welchem er sich deshalb nach Poitiers mit der nachdrücklichsten Empfehlung seines Bruders begab, und der daher bei aller Gefahr, die er daraus sowohl für die Freiheit der Wahl, als für das Ansehen der Päpste ersah, in die Nothwendigkeit versetzt war, in dieser Absicht Gesandte an die Kurfürsten zu schicken. Allein weil diese unverrichteter Sache

wieder zurückgekommen waren, und Philipp IV. daraus auf den Kaltsinn des Papstes in diesem Geschäfte schloß, so schickte er den Prinzen Karl mit einer Bedeckung von 6000 Reitern nach Avignon, um den Papst willfähriger zu machen, und allenfalls auch Gewalt zu gebrauchen. Doch eben dadurch vereitelte er seinen ganzen Entwurf; denn Klemens V. benachrichtigte heimlich die Kurfürsten von den gefährlichen Absichten des französischen Hofes, hieß sie die Königswahl beschleunigen, und schlug ihnen hierzu Heinrich, Grafen von Luxemburg, als den würdigsten Thronkandidaten vor. Dieser war zwar wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Sorgfalt für die öffentliche Ruhe im ganzen Reiche in sehr großem Ansehen, würde aber schwerlich König geworden sein, wenn nicht Peter Aichspalter, der Erzbischof von Mainz, der zugleich als ein geschickter Arzt den Papst von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte, und wodurch er von dem Bisthume zu Basel zu dem Erzbisthume gelangte, sein vertrauter Freund und Unterstützer gewesen wäre.

Durch die kluge Veranstaltung desselben wurde Heinrich zu Frankfurt den 27. des Wintermonats im Jahre 1308 einstimmig zum König von Deutschland erwählt, worauf man ihn nach Aachen begleitete, wo er den 6. Januar des darauf folgenden Jahres sammt seiner Gemahlin Margaretha von Brabant durch den Erzbischof von Köln gekrönt wurde. Nach der Krönung reiste Heinrich VII. durch die Rheinlande, Franken und Schwaben, ließ sich aller Orten huldigen, bestätigte die Privilegien seiner Vorfahren und schickte sowohl seiner Wahlbestätigung, als der Kaiserkrönung wegen Gesandte nach Avignon zu dem Papste, der ihn nicht nur als rechtmäßigen römischen König erklärte, sondern auch wegen der bevorstehenden allgemeinen Kirchenversammlung zur Kaiserkrönung den 2. Hornung im Jahre 1312 festsetzte, einstweilen sich

aber von den kaiserlichen Gesandten im Namen Heinrichs VII. den gewöhnlichen Beschützungseid ablegen ließ. Dieser neue König benutzte auf seinem ersten Reichstage zu Speyer die bisherige Verwirrung in Böhmen zum größten Vortheil seines eigenen Hauses; denn da nach dem Tode Rudolphs von Oesterreich schon zwei Jahre zuvor Heinrich, der Herzog von Kärnthen, zum König erwählt war, Friedrich, der Herzog von Oesterreich, hingegen noch immer starken Anhang unter den böhmischen Ständen hatte, und endlich auch der König von Frankreich seinen Bruder Karl von Valois diesen Thron zu verschaffen suchte, so stellte die mächtig gewordene Partei der Böhmen, die mit Heinrich von Kärnthen, theils wegen seiner fahrlässigen und willkürlichen Regierung, theils wegen der Gefangennehmung der Prinzessin Elisabeth, einer Schwester des vorigen Königs, Wenzels III., unzufrieden war, diese Prinzessin in Freiheit, und trug Johann von Luxemburg, einem Sohn Heinrichs VII., das Königreich Böhmen unter der Bedingung an, daß er Elisabeth heirathen solle. Da der Kaiser einen solchen Antrag mit Freuden annahm, suchte er zuerst der Sache einen Rechtsgrund zu geben, betrachtete in dieser Absicht Böhmen als ein dem Reiche heimgefallenes Lehen, erklärte den Herzog von Kärnthen desselben verlustig, weil er eigenmächtig es in Besitz genommen und schon seit drei Jahren die Belehnung nachzuholen versäumt hatte, und ließ hierauf zu Speyer die besagte Vermählung seines Sohnes mit Elisabeth vornehmen. Um aber zugleich die Ansprüche der Herzoge von Oesterreich auf Böhmen zu entkräften, unterstützte Heinrich VII. das Vorgeben der Böhmen, als ob Oesterreich widerrechtlich von ihrem Königreich losgerissen worden wäre, ward aber der verweigerten Belehnung ungeachtet von Friedrich, Herzog von Oesterreich, dergestalt abgeschreckt, daß er die Sache lieber durch gütliche Unterhandlungen beilegte. Auf dem

Reichstage zu Speyer ward auch ein Römerzug beschlossen, um welchen einige anwesende Herren aus Italien den Kaiser anfleheten, und den man zur Hervorsuchung der dortigen alten Rechte und Ausrottung der dort herrschenden Parteien der Welfen und Gibellinen für nöthig und um so leichter fand, weil hierzu keine so große Macht erfordert wurde, da mit der Furcht vor dem deutschen Kaisern auch die große Sorgfalt und der Muth für die Freiheit bereits verloren gegangen war. Heinrich VII. bestellte demnach seinen Sohn Johann, den König von Böhmen, indessen zum Reichsverweser, und zog hierauf im Herbst des Jahres 1310 nach Italien, wo ungeachtet der Gegenbemühungen Roberts, des Königs von Neapel, und des Hauptes der Welfen, Guido della Torte, sein Eintritt sehr glorreich war; denn alle Städte öffneten ihm die Thore und nahmen kaiserliche Statthalter an; Guido selbst überreichte die Schlüssel des stolzen Mailand, wo Heinrich VII. sich mit der selbst mitgebrachten eisernen Krone, da die alte verloren gegangen war, krönen ließ, und Alle schienen über ihres Königs Sanftmuth, Großmuth, Religiosität, Billigkeit und Unparteilichkeit entzückt zu sein.

Der Kaiser sah sich genöthigt, eine allgemeine Landessteuer auszuschreiben, und obgleich Guido della Torte die Summe für die Stadt Mailand selbst bestimmt hatte, so benutzte dieser doch diesen Umstand auf eine solche Art, daß daraus ein Aufruhr entstand, der zwar zu seinem desto größeren Schaden glücklich unterdrückt wurde; weil aber diesem bösen Beispiele mehrere Städte und darunter namentlich Crema, Cremona, Lodi, Bergamo und Brescia folgten, züchtigte sie Heinrich VII. scharf, um durch sein hartes Verfahren den übrigen Städten Furcht einzujagen, wofür aber die Erbitterung der Welfen nur desto höher stieg. Da diese ihm den Weg nach Rom verlegten, kostete es ihm große Mühe, durch Umwege dahin zu gelangen.

Als er nun seine inzwischen zusammengeschmolzenen Truppen mit den vertriebenen Gibellinen verstärkt hatte, brach er über Siena und Viterbo nach Rom auf, wo die Gibellinen unter Anführung von Colonna den Lateran, die Welfen aber unter Anführung der Ursini das Kapitol, die Engelsburg und den Vatikan mit der Peterskirche besetzt hielten und, von dem König von Neapel sowohl als von den Florentinern unterstützt, Alles versuchten, die Krönung zu hintertreiben, zu welcher Klemens V. bereits fünf Kardinal-Legaten abgeschickt hatte.

Bei seiner Ankunft in Rom konnte Heinrich VII. zwar das Kapitol, keineswegs aber den Vatikan und die Peterskirche unter seine Gewalt bringen, und ward daher im Lateran am Tage der Apostelfürsten im Jahre 1312 nach vorher abgelegtem Schutzeide gekrönt. Die Florentiner zu züchtigen, belagerte er zwar nach der Krönung ihre Stadt, da er aber aus Mangel hinlänglicher Truppen wieder davon abstehen mußte, und Italien doch nicht verlassen wollte, ohne das verfallene kaiserliche Ansehen dort wieder völlig hergestellt zu haben, so schloß er gegen den Anführer der Welfen, Robert, König von Neapel, mit Friedrich, König von Sicilien, ein enges Bündniß, erwartete seinen Sohn aus Deutschland mit neuen Hülfsvölkern, erklärte Robert als einen Empörer, Verräther, Reichsfeind und Verbrecher der beleidigten Majestät in die Reichsacht, und traf bei seiner Annäherung solche Anstalten, daß man schon sagte, Robert würde die Ankunft der Feinde nicht abwarten, sondern sich zu Wasser nach der Provence retten. Da dieser theils ein Vasall der römischen Kirche war, so erklärte Klemens V., vom König von Frankreich aufgehetzt, die verhängte Reichsacht für ungültig, und bedrohte Heinrich VII. mit dem Kirchenbanne, wofern er Neapel angreifen würde. Allein nicht diese Drohungen, sondern nur der Tod hielt den Kaiser von der weitern Fortsetzung jenes Unternehmer

ab. Schon bei seiner Abreise aus Pisa befiel Heinrich VII. eine Krankheit, die in der Gegend von Siena dergestalt überhand nahm, daß er sich nach Buonconvento bringen lassen mußte, wo er wenige Tage darnach, am 24. des Sommermonats im Jahre 1313, des Morgens um neun Uhr; seinen Geist aufgab, nachdem er fünf Jahre regiert und 51, oder nach Andern 59 Jahre gelebt hatte. Sein Leichnam ward zuerst da, wo er starb, beigesetzt, zwei Jahre darauf aber nach Pisa gebracht und in der Stiftskirche begraben.

Den nämlichen Tag, als Heinrich VII. starb, hatte er noch die heilige Messe gehört, und mit großer Andacht das heilige Abendmahl empfangen. Man erzählt, es sei ihm von einem Dominikaner in der heiligen Hostie Gift beigebracht worden. Freilich bezeugte sein eigener Sohn, Johann, der König von Böhmen, 33 Jahre darnach, durch öffentliche Briefe, daß Alles falsch wäre, was man von dieser Vergiftung gesagt und geschrieben hätte. Indessen nehmen einige angesehene Schriftsteller diese Thatsache als erwiesen an.

XX.

Frankreich, England, die Schweiz, der Kirchenstaat und Neapel

bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Philipp der Schöne von Frankreich nahm die Gibellinen gegen den Papst Bonifacius VIII., der sie verfolgte, obgleich er selbst früher zu dieser Partei gehörte, in Schutz. Auf der andern Seite hatte Albrecht von Oesterreich, den die Kurfürsten von

Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg im Jahre 1298 zum Gegenkaiser Adolphs erwählt hatten, diesen, wie wir wissen, in einem Treffen getödtet. Obschon Albrecht darauf in einer Reichsversammlung zu Frankfurt als Kaiser anerkannt wurde, so behandelte ihn doch Bonifacius als einen Thronräuber; ließ ihn vor seinen Richterstuhl laden, um sich wegen des ihm angeschuldigten Verbrechens der beleidigten Majestät zu rechtfertigen, und entband, im Falle er nicht erscheinen würde, seine Unterthanen von allen ihm schuldigen Eides- und anderen Verpflichtungen. Philipp stand schon seit langer Zeit mit Albrecht im Bündnisse; jetzt hatte er die Verbindung noch fester geschlossen. Der Papst wußte weder zu vergeben, noch der Heftigkeit seines Zornes Grenzen zu setzen.

Ein Bischof, der ein geborner Unterthan und ein erklärter Feind des Königs von Frankreich war, kam in der Würde eines päpstlichen Legaten an, um dem Monarchen mit der unverschämtesten Frechheit zu trotzen. Er verwies ihm ohne Rückhalt seine Aufführung, und setzte hinzu, der König würde bald nach Verdienst bestraft, würde mit dem Kirchenbanne und sein Königreich mit dem Interdikt belegt werden. Als der König, in dessen Gegenwart er sprach, ihn hinausjagen ließ, brach er in Schimpfworte aus. Man klagte ihn darauf als einen Aufrührer und Rebellen an. Viele Zeugen sagten wider ihn aus; und Philipp, der sich nicht unterstand, ihn als einen Staatsverbrecher zu behandeln, gab ihn dem Metropolitan in Verwahrung. Der Papst hatte nicht lange zuvor den Befehl zum Kreuzzuge gegen die Häupter der Partei der Gibellinen, aus dem Hause Colonna, deren zwei Kardinäle waren, ergehen lassen, und ein Monarch durfte es nicht wagen, gegen rebellische Geistliche strenge zu sein. Der Rechtsgelehrte, Peter Flotte von Revel, der Philipps Gesandter in Rom war ließ sich indessen ein Wort verlauten, das wohl [illegible]

Augen hätte öffnen können. Bonifacius rühmte sich mit seinem gewöhnlichen Stolze, daß er über den König und das Königreich volle Gewalt, sowohl in weltlichen als geistlichen Dingen habe. „Heiliger Vater," erwiederte der Gesandte, „Deine Macht besteht nur in Worten, hingegen die Macht des Königs, meines Herrn, besteht in der That." Aber Worte vermögen über Menschen gar viel.

Die Verhaftung des Legaten setzte den Papst in Wuth. „Gott hat mich über die Könige und Königreiche gesetzt, um in seinem Namen und durch seine Lehre auszureißen, zu zerstören, zu verderben, zu zerstreuen, zu bauen und zu pflanzen." Dies sind die Worte einer Bulle, die er an den König ausfertigte. Noch mehrere gegen die königliche Gewalt gerichtete Bullen kamen bald nach einander heraus. Der französischen Geistlichkeit ward befohlen, sich in Rom einzufinden, um über die Staatsreformation das Nöthige zu berathschlagen; dem Könige ward zugestanden, sich entweder persönlich, oder durch einen Bevollmächtigten einzufinden, um das Endurtheil Gottes und des Papstes zu vernehmen. Ein französischer Archidiakonus, der die Bullen überbrachte, befahl dem Könige, bei Strafe der Exkommunikation, das feierliche Bekenntniß abzulegen, daß er seine weltliche Gewalt von dem Papste habe. Niemals hatte noch der römische Hof einen so stolzen, so auffallend gebieterischen Ton angenommen. Je mehr er der königlichen Würde trotzte, desto mehr stellte er sich der Verachtung blos. Der König belegte ihn in einer an denselben gerichteten Antwort mit dem Namen eines Ausschweifenden und ließ sogar eine seiner Bullen verbrennen.

Philipp, der die Gewalt der Vorurtheile und die Nothwendigkeit, den Wirkungen derselben zuvor zu kommen, erkannte, versammelte die sämmtlichen Stände, um mit der Nation die bei diesen Umständen nöthigen Maßregeln zu nehmen. Zu dieser Zeit nahm der

dritte Stand (le tiers-etat) oder der Stand der Kommunen seinen Anfang. Eduard I. hatte denselben, nach dem Beispiele des Grafen Leicester, in dem englischen Parlamente eingeführt, wo dessen Macht sich lange Zeit auf das Recht, Subsidien zu bewilligen, einschränkte. Der Anfang desselben in Frankreich war weit ehrenvoller, weil er in dieser Versammlung die Unabhängigkeit der Krone behauptete. Die drei Stände waren in Ansehung dieser wichtigen Angelegenheit einstimmig, nur die Geistlichkeit, die mehr als die übrigen Staatsglieder von den jenseits der Gebirge üblichen Grundsätzen eingenommen war, zeigte viel geringeren Eifer, bat sogar, den Befehlen des Papstes gemäß, um Erlaubniß, nach Rom zu gehen, und gegen des Königs ausdrückliches Verbot reisten 34 Bischöfe dahin ab.

In die Urkunde über die Anhänglichkeit an die Sache des Königs, die man allenthalben forderte, setzten viele Prälaten die Klausel: „ohne Nachtheil der dem Papste gebührenden Treue." Die Dominikanermönche zu Paris schrieben: „mit Vorbehalt des besondern Gehorsams, den unser Orden der römischen Kirche und der Wahrheit des katholischen Glaubens schuldig ist." Dergleichen Klauseln beweisen, daß man zweifelhaft war, ob man dem auswärtigen Bischofe oder dem natürlichen Landesherrn zu gehorchen habe.

Wäre Bonifacius bei seiner Kühnheit nur ein wenig klug gewesen, so würde er eingesehen haben, daß seine zu gewaltthätigen Schritte den Nationen (denen eben sowohl als den Fürsten daran gelegen war, keine Sklaven des römischen Hofes zu sein) die Augen öffnen mußten. Er folgte blos der immer blinden Leidenschaft, oder glaubte auch, mit dem hohen Tone seiner Worte und mit Bannflüchen das Geschlecht der Menschen blind zu machen. Nachdem er in einer Kirchenversammlung auf's Neue Bannurtheile gedonnert hatte, gab er die Bulle Unam sanctam heraus,

die als ein Werk dieses Conciliums angesehen ward. In dieser Bulle heißt es: „Das weltliche Schwert muß, dem Befehle oder der Erlaubniß des Papstes zufolge, von der Hand der Könige und Krieger für die Kirche geführt werden; die weltliche Macht ist der geistlichen unterworfen; die geistliche Macht ordnet und richtet die weltliche, und kann selbst von Niemanden, als von Gott, gerichtet werden; wer also der geistlichen Macht widersteht, der widersteht Gottes Ordnung, man möchte dann mit den Manichäern zwei Grundwesen annehmen wollen.“ Diese seltsamen Einfälle, welche den Umsturz der Staaten zur Absicht hatten, und die ein übermüthiger Papst zu Glaubenslehren zu erheben suchte, gründeten sich auf nichts Anderes, als auf abgeschmackte Allegorien. „Die beiden Himmelslichter in der Schöpfungsgeschichte Mosis bedeuten zwei Mächte. Das große Himmelslicht hat einen eigenthümlichen Glanz und erleuchtet Alles; das ist die päpstliche Macht. Das kleine Himmelslicht hat seinen Glanz und seine erleuchtende Kraft von dem ersten erborgt, und das ist die weltliche Macht der Könige und Fürsten. Die beiden Schwerter, deren im Evangelium gedacht wird, bedeuten gleichfalls zwei Mächte; da nun diese beiden Schwerter den Aposteln zugehörten, so folgt daraus unstreitig, daß sowohl die weltliche als geistliche Macht dem Papste zukomme.“

Indem der Streit von Tag zu Tage immer hitziger ward, klagte der Ritter Wilhelm von Nogaret, als Generaladvokat, den Papst wegen Simonie und Ketzerei an und drang auf seine Verhaftnehmung und Absetzung. Der Papst hingegen belegte nicht nur den König mit dem Banne, sondern befahl sogar auch dem Beichtvater des Königs, nach Rom zu kommen und von dem Betragen des Königs Rechenschaft abzulegen. Er that noch mehr; er bestimmte die Krone Frankreichs eben demselben Albrecht von Oesterreich, den er immer als einen Verbrecher behandelt hatte, und

den er, sobald er glaubte, ihn zum Diener seiner Rache machen zu können, ohne Schwierigkeit als Kaiser anerkannte.

Man darf sich nicht wundern, daß Bonifacius VIII., der die Kronen der Fürsten unter die Füße trat, den päpstlichen Hauptschmuck, der bisher nur eine Krone hatte, mit noch einer zweiten vermehrte.

Das mit Unwillen erfüllte Frankreich legte seinen Eifer auf's Neue an den Tag. Wegen aller diesem Reiche zugefügten oder noch zu erwartenden Beleidigungen appellirten die sämmtlichen Stände zugleich mit dem König an den künftigen Papst oder an ein allgemeines Concilium. An Jemanden appelliren heißt, denselben für seinen Richter anerkennen; und Philipp hatte in politischen Angelegenheiten keinen Richter. Aber wegen der herrschenden Macht der Vorurtheile oder der Gewohnheiten schienen dergleichen Appellationen oft nothwendig. Bonifacius donnerte in Bullen auf den König und die Nation. Er wollte eine neue Bulle, voll noch härterer Beleidigungen gegen die gekrönten Häupter, ausfertigen, als Nogaret und Sciara Colonna ihn zu Anagin in Verhaft nahmen. Colonna überhäufte ihn mit Schimpfwörtern und schlug ihn sogar in's Gesicht. Nachdem die Bürger zu Anagin, seiner Vaterstadt, die an Menge den Franzosen weit überlegen waren, ihn in Freiheit gesetzt hatten, ging er nach Rom.

Der Verdruß, den Bonifacius zu erdulden hatte, war ihm bei seinem Stolze so unerträglich, daß er darüber den Verstand verlor. Er fiel darauf in Sinnlosigkeit und starb in der größten Raserei. Ein solcher Papst verdient ohne Widerspruch eine Geißel der katholischen Welt und vielleicht selbst eine Geißel der päpstlichen Würde genannt zu werden. In dem Prozesse, den man ihm nach seinem Ableben machte, ward er durch die Aussagen vieler Zeugen beschuldigt, daß er

die Geheimnisse und Lehren gräulich gelästert habe. Sie legten ihm in Hinsicht des zukünftigen Lebens diese Worte in den Mund: „Wir müssen freilich reden wie das Volk; aber wir dürfen deßwegen nicht glauben, wie das Volk glaubt," u. s. w.

Die Feier des Jubeljahres hat die römische Kirche Bonifacius XIII. zu danken. Im Jahre 1300 erinnerten sich einige alte Leute, ihrer Aussage nach, daß man im Jahr 1200 nach Rom gekommen wäre, um Ablaß zu holen. Auf dieses Zeugniß sicherte Bonifacius in einer Bulle allen denjenigen, die im Anfange eines jeden Jahrhunderts die Gräber der heiligen Apostel besuchen würden, einen völligen Ablaß zu. Der Zulauf der Pilgrime war erstaunlich; sie ließen viel Geld zu Rom. Man hat nachmals aus der hundertjährigen Jubelfeier eine fünfzigjährige und aus dieser eine fünfundzwanzigjährige gemacht.

Mitten unter den heftigen Streitigkeiten mit Bonifacius hatte Philipp der Schöne einen sehr kränkenden Unfall zu erdulden. Er hatte den Grafen von Flandern seiner Staaten gänzlich beraubt. Die Provinz war zur Unterwürfigkeit gebracht; aber die Tyrannei des Statthalters machte sie aufsässig, und von einem bloßen Handwerksmanne, der Peter le Roi hieß und Leineweber war, zu Brügge aufgewiegelt, hieben sie fast alle Franzosen nieder.

Der Graf von Artois, der sie wieder zum Gehorsam bringen sollte, verachtete sie als ein zusammengelaufenes Gesindel, stellte sich verwegener Weise der Gefahr bloß und verlor im Jahre 1302 die berühmte Schlacht bei Courtrai, in welcher er selbst mit dem Connetable und mit unzählig vielen Großen des Reiches das Leben einbüßte. 4000 vergoldete Sporen fielen den Feinden als eben so viele Siegeszeichen in die Hände.

Der König rückte noch zweimal in Person gegen sie aus, ohne etwas auszurichten. Er schloß endlich

im Jahre 1305 einen Frieden, kraft dessen er zur Entschädigung für die aufgewandten Kriegskosten Lille, Douai, Orchies und Bethune behielt; alles Uebrige aber nur unter der Bedingung der der Krone zu leistenden Lehenspflicht dem ältesten Sohne des Grafen von Flandern zurückgab. So war auch bereits Guienne an den König von England zurückgegeben.

Obschon Benedikt XI., der dem gewaltthätigen Bonifacius auf dem heiligen Stuhle folgte, Philipp den Schönen von dem Banne, falls er sich desselben schuldig gemacht haben sollte, losgesprochen hatte, so ließ sich doch dieser stolze und rachsüchtige Fürst damit nicht zufrieden stellen. Da nach Benedikts Tode die Kardinäle in zwei Parteien getheilt waren, so bewirkte es Philipp, daß die Wahl auf Bertram, einen geschickten Gascogner, fiel, den die meisten Schriftsteller, wiewohl ohne Beweis, beschuldigen, daß er sich zum gänzlichen Gehorsam gegen Philipp mit einem Eide verpflichtet habe. So viel ist gewiß, daß der neue Papst Klemens V., der vorher sein erklärter Feind gewesen war, sich ihm auf's angelegentlichste gefällig zu beweisen suchte. Die wichtigsten Bullen des Bonifacius wurden für nichtig erklärt, oder eingeschränkt. Der König erhielt die Zehnten von allen geistlichen Einkünften seines Reiches auf fünf Jahre. Philipp drang sehr heftig auf weiteres Verfahren gegen Bonifacius VIII., den er mit seinem Hasse bis in's Grab verfolgte. Es ist im eigentlichen Sinne wahr, daß Philipp seinen Feind bis in's Grab verfolgte, denn er drang darauf, daß die Gebeine Bonifacius VIII. auf eine schimpfliche Weise sollten ausgegraben und öffentlich verbrannt werden. Zur Ehre der päpstlichen Würde sprach die allgemeine Kirchenversammlung zu Vienne im Jahre 1302 den Bonifacius von der Beschuldigung der Ketzerei los, ohne über seine andern Verbrechen ein

Ausspruch zu thun. Zwei spanische Ritter hatten sich erboten, seine Unschuld durch einen Zweikampf zu beweisen. Ein seltsamer Vorschlag in einer Kirchenversammlung!

Philipp wollte den Orden der Tempelherren ausgerottet wissen, und Klemens bequemte sich hierin nach dem Willen des Königs. Dieser kriegerische Orden hatte sich durch seine Reichthümer, durch seinen Stolz und durch seine ausschweifende Lebensart verhaßt gemacht; aber die Beschuldigungen, um derentwillen man ihn zu Grunde richtete, sind gegen alle Wahrscheinlichkeit. Wie läßt es sich wohl als möglich denken, daß Ruchlosigkeit und abscheulicher Frevel in demselben Gesetzeskraft erhalten; daß man die aufgenommenen Ritter gezwungen habe, Christus zu verleugnen und ein Götzenbild anzubeten u. s. w.? Im Jahre 1307 nahm man alle Tempelherren in Verhaft und ernannte Inquisitoren, um ihnen den Prozeß zu machen. Die meisten Ritter bekannten anfangs, fast alle nahmen aber ihr Bekenntniß wieder zurück, und unter 59, die man verbrannte, war kein einziger, der nicht in der Flamme die Unschuld des Ordens betheuerte. Der Großmeister Jakob von Molai verlangte einen Rathgeber, weil er, seiner Versicherung nach, weder lesen noch schreiben könnte und nicht einen Schilling hätte, einen Sachwalter zu bezahlen. Man hatte die Grausamkeit, ihm solches unter dem Vorwande zu versagen, daß Leute, die der Ketzerei beschuldigt wären, weder einen Sachwalter, noch einen Rathgeber haben dürften. Man las ihm sein erstes Verhör vor; er erstaunte darüber und erklärte die Kardinäle, die dasselbe unterzeichnet hatten, für Betrüger. Ohne die Apologien der vornehmsten Tempelherren anhören zu wollen, hob endlich der Papst in der Kirchenversammlung zu Vienne, und zwar gegen das Gutachten der meisten Prälaten und Lehrer, den Orden bis auf weiteren Bescheid auf. Der Großmeister, der Kommen-

thur von der Normandie, Bruder des Dauphins von Auvergne, wurden lebendig verbrannt, weil sie ihre Aussagen, die ihnen, wie sie bezeugten, von dem König und dem Papste wären mit Gewalt abgepreßt worden, für falsch erklärt und zurückgenommen hatten. Die Güter der Tempelherren wurden zum Theil den Hospitalitern oder Johanniterrittern verliehen, die später Malteserritter hießen und eben damals die Insel Rhodus von den Türken erobert hatten. Der König von Frankreich, andere Fürsten und Herren, auch andere Ritterorden verschiedener Länder, sogar, glaubt man, Privatpersonen erhielten ihren Antheil an der reichen Beute.

Daß die Inquisitoren unbekannte Ketzer von niedriger Herkunft, die Begarden, die Beguinen, die Fraticellen und Bizochen allenthalben verfolgten und sich ein großes Verdienst daraus machten, wenn sie eine Menge derselben dem weltlichen Arm überliefern konnten, das lag nun einmal in dem Geiste der Inquisition und war eine durch Gewohnheit geheiligte Sache. Aber daß eine Gesellschaft von Kriegern, die sich durch edle Geburt und Reichthum auszeichneten, ein solches Urtheil und ein so scheußliches Schicksal erdulden mußte, das ist eine von den unbegreiflichsten Erscheinungen in der Geschichte. Man beschuldigt gemeiniglich den König Philipp, daß er sich mit ihren Gütern habe bereichern wollen. Andere Schriftsteller sagen, die Tempelherren hätten eine Empörung unterstützt, die wegen der neuen Auflagen und wegen Verfälschung der Münzen ausbrach; und daraus lassen sich auch der Haß und die Rachsucht des Königs am besten erklären. Die Tempelherren wurden in einem Concilium zu Salamanca für unschuldig erklärt, wiewohl eben dieses Concilium die Sache wegen Einziehung ihrer Güter an den Papst verwies, und ein Papst konnte die Güter unschuldiger Männer einziehen.

Klemens V. arbeitete für sich selbst, indem er

sich so eifrig dem König Philpp gefällig erwies. Gleich beim Antritte seiner Regierung blieb er in Frankreich und hatte sich zu Lyon krönen lassen. Der Kardinaldechant irrte nicht, als er sagte: „Ich kenne die Gascogner; die Kirche wird in langer Zeit nicht wieder nach Italien zurückkommen.“ Philipp, der den Papst bei sich in seinem Reiche haben wollte, bezahlte ihm seine Gefälligkeit dadurch, daß er die Kirchen und Klöster der Habsucht des päpstlichen Hofes überließ. Dieser eignete sich die Einkünfte eines Jahres von allen großen und kleinen Pfründen zu, die in England erledigt wurden. Solche Einkünfte nennt man Annaten. Auch Frankreich mußte sich gar bald dazu verstehen. Im Jahre 1309 nahm Klemens seine Residenz zu Avignon.

Er fertigte daselbst noch in demselben Jahre wider die Venetianer eine donnernde Bulle aus, die ganz in dem Geiste Bonifacius VIII. abgefaßt war. Diese Republikaner hatten dem Hause Este Ferrara entrissen, und der Papst behauptete, daß Ferrara dem heiligen Stuhle zugehöre. Er erklärte den Dogen und die Republik aller ihrer Privilegien verlustig, alle ihre Unterthanen von ihren Eidespflichten entbunden, alle Venetianer für ehrlos, für unfähig, ein Testament zu machen und aus einem Vermächtnisse zu erben, auch für unfähig, ein öffentliches Amt zu verwalten; ihre Kinder sogar bis in's vierte Glied für unfähig, zu irgend einer geistlichen oder weltlichen Würde zu gelangen.

Venedig, damals schon ein mächtiger Staat, ließ sich weder durch Drohungen, noch Bannflüche schrecken, aber ein Kreuzzug war desto wirksamer. Der Kardinal Pelegrue, ein Verwandter des Papstes, der als Legat das Heer befehligte, schlug die Exkommunicirten und eroberte Ferrara. Die Venetianer erhielten Absolution.

Die römische Staatskunst ging nun von Avignon

aus und bewies ihre Thätigkeit bei den Angelegenheiten Deutschlands und Italiens. Ein Theil der Schweiz gehörte dem Kaiser Albrecht von Oesterreich, der den Geist der Freiheit daselbst eben so sehr, wie in andern Ländern, in Bewegung sah und denselben durch seine strenge despotische Regierung unterdrücken zu können glaubte. Die drei Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden traten im Jahre 1307 mit einander in einen Bund, um sich von dem verhaßten Joche zu befreien; dies war der schwache Anfang einer Verbindung, welche die Liebe zur Freiheit stark und ehrwürdig gemacht hatte. Albrecht unternahm einen Kriegszug gegen die Schweizer und war schon über die Reuß gegangen, als er von seinem Brudersohn, Johann von Schwaben, dem er sein väterliches Erbgut vorenthielt, ermordet wurde.

Helvetien, ehemals ein Theil des Königreichs Burgund, war mit demselben an das deutsche Reich gekommen, und noch zu Rudolphs von Habsburg und seines Sohnes Albrechts I. Zeiten unter der unmittelbaren Herrschaft desselben. Albrecht I. wollte aus den helvetischen Landen ein Fürstenthum zur Versorgung eines seiner Kinder machen. Sein Antrag, aus dem unmittelbaren Schutze des Reiches in den Schutz des Hauses Oesterreich überzugehen, wurde, besonders von den drei Orten Schwyz, Uri und Unterwalden, verworfen. Als er ihnen demnächst statt der bisherigen Reichsvögte österreichische Landvögte gab, war seine Absicht, sie durch harte Behandlung zur Unterwürfigkeit zu bewegen. Allein die Tyrannei der Landvögte Geßler oder Geißler zu Uri und Schwyz, und Bilger oder Peregrin Landenberg zu Unterwalden, erzeugte nur Abscheu und Erbitterung. Werner Stauffacher aus Schwyz, Walter Fürst aus Uri, und Arnold Melchthal aus Unterwalden beschlossen, persönliche Beleidigungen und die Schmach ihres Vaterlandes zu rächen und

errichteten mit mehreren ihrer Freunde zu Ende des Jahres 1307 einen Bund, vermöge dessen sie am künftigen Neujahrstage sich der österreichischen Gewalt entziehen wollten. Mittlerweile hatte Geßler zu Altdorf einen Hut auf einer Stange aufstecken lassen, mit dem Befehle, solchen, als ob er persönlich gegenwärtig wäre, zu grüßen. Wilhelm Tell, ein zu Bürglen bei Altdorf wohnender Landmann, unterließ dieses, ward angegeben und ergriffen, und da er keinen, der ihn zum Ungehorsam aufgemuntert hätte, nennen konnte oder wollte, verurtheilt, seinem jüngsten, liebsten Sohne in einer Weite von 120 Schritten einen Apfel vom Kopfe zu schießen.

Er führte es glücklich aus. Geßler aber bemerkte, daß er noch einen Pfeil im Gürtel habe, drang in ihn, die Ursache davon zu sagen, und erhielt den Bescheid, der Pfeil sei für den Landvogt bestimmt gewesen, auf den Fall, daß Tell das Unglück gehabt hätte, seinen Sohn zu treffen. Als man ihn jetzt in einem Fahrzeuge über das Wasser zur Gefangenschaft abführen wollte, gab ein heftiger Sturm ihm Gelegenheit, seine Freiheit zu finden. Er erschoß Geßler und begab sich zu den Verbündeten.

Der erste Januar 1308 war die Epoche der helvetischen Freiheit. Die Verbundenen bemächtigten sich durch Kriegslist und Gewalt der Schlösser, die in österreichischen Händen waren, und nahmen die Anführer ihrer Gegner gefangen. Die drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden beschworen ein zehnjähriges Schirmbündniß. Albrecht I., der dies Alles rächen wollte, fand auf seinem Zuge seinen Tod von der Hand seines Bruderssohnes, des Herzogs Johann, dem er das Herzogthum Schwaben vorenthielt. Albrechts Kinder verfolgten Alle, die sie für Theilnehmer der Ermordung hielten. Aber die verbundenen Helvetier sahen ihre Freiheiten erst durch Heinrich VII. und dann durch Ludwig den Bayer bestätigt.

Alle Versuche des Hauses Oesterreich, die freigewordenen Helvetier zu unterjochen, waren vergeblich. In einem Passe bei Morgarten fochten die Helvetier mit eben so vielem Muthe, aber mit noch mehr Glück, als die Spartaner bei Thermopylä, gegen den Herzog Leopold von Oesterreich. Nach diesem Siege errichteten 1315 die drei Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden ein ewiges Bündniß, den eigentlichen Grund der Eidgenossenschaft, in dessen Urkunde auch dieses Wort bereits vorkommt.

In den folgenden Jahren sahen sie ihr Bündniß durch den Beitritt von Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern verstärkt, so daß bereits 1353 die sogenannten acht alten Orte verbunden waren. Die übrigen fünf Kantone, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell, sind später und erst in den Jahren 1481 bis 1513 beigetreten. Nach langwierigen Kriegen, die sie mit dem Hause Oesterreich zu führen hatten, und nach manchen anderweitigen Unruhen und Feldzügen, in welchen sie unaufhörlich Ruhm und Freiheit glorreich behaupteten, wurden die Helvetier 1648 im westphälischen Frieden für ein freies Volk, selbst von Seiten des deutschen Reiches, erklärt.

Man behauptet, daß Philipp der Schöne seinem Bruder, Karl von Valois, die Kaiserwürde zu verschaffen gesucht und den Papst vermocht habe, wegen dieser Angelegenheit an die drei geistlichen Kurfürsten zu schreiben; daß ferner der Papst sich zwar öffentlich dieses Vorhaben zu befördern bereit gezeigt, aber es durch heimliche Briefe rückgängig gemacht habe. Dies ist zwar nicht gewiß, aber in Rücksicht auf das besondere päpstliche Interesse allerdings wahrscheinlich, denn als Feind des Kaiserthums hatte der Papst sich sehr zu fürchten, wenn ein Prinz aus einem so mächtigen Hause zum Kaiser sollte erwählt werden.

Der Papst und der König von Frankreich starben in dem folgenden Jahre 1314. Der Erstere hinterließ

einen großen Schatz. Man beschuldigte seinen Neffen, den Grafen von Lomagne, unermeßliche Summen unterschlagen zu haben, die Klemens unter dem Vorwande eines Kreuzzuges zusammengebracht hatte. Philipp machte seine Unterthanen durch Erpressungen unglücklich. Er vertrieb die Juden, um sie zu plündern; dies geschah oft und in allen Ländern; und der Haß des Volkes gegen die Juden war unmenschlich genug, dieses Vorhaben immer gut zu heißen.

Auf den Rath lombardischer Finanzbeamten verfälschte er die Münzen auf eine so schreiende Weise, daß die aufrührerisch Gesinnten ihn den Falschmünzer nannten.

Wenn man von den Sitten des Hofes auf die Sitten der Nation schließen darf, so giebt folgender Umstand uns davon ein scheußliches Bild. Vor dem Ableben Philipps des Schönen wurden die Gemahlinnen seiner drei Söhne des Ehebruchs beschuldigt. Die eine derselben wurde im Gefängniß erwürgt, die andere entging der Todesstrafe dadurch, daß sie ihre Vermählung wegen zu naher Verwandtschaft für ungültig erklärte, und mit der dritten söhnte sich ihr Gemahl aus.

Ludwig X., genannt Hutin, ältester Sohn Philipps des Schönen, folgte seinem Vater in der Regierung, und begann dieselbe mit der Hinrichtung des Italieners Marigni, Minister seines Vaters, den man mit Unrecht der Verfälschung der Münzen und sogar der Zauberei beschuldigte. — Ludwig hatte während seiner kurzen Regierung immer mit Geldnoth zu kämpfen und starb schon 1316. Nach seinem Tode entstand ein Streit wegen der Regierungsfolge. Die Königin wurde von einem Prinzen entbunden, der nur acht Tage lebte. Nach der Behauptung des Herzogs von Bourgogne hätte Johanna, Tochter des Königs, ihm auf dem Throne folgen sollen; aber die versammelten Stände thaten

den Ausspruch, daß das salische Gesetz das weibliche Geschlecht von der Krone ausschließe.

Philipp V., genannt der Lange, Bruder Ludwig Hutins, bestieg demnach den Thron. Er besänftigte die Mißvergnügten durch seine Wohlthaten; vermählte seine Tochter mit dem Herzoge von Burgund, und gab ihr die Grafschaft Burgund zum Brautschatze mit; brachte eine Menge Geldes dadurch zusammen, daß er die Juden auf's Neue verjagte, und die Siechhäuser der Aussätzigen einzog, deren Menge und Reichthümer sehr ansehnlich waren. Die Juden und Aussätzigen, hieß es, hätten eine Verschwörung und Vergiftung der Quellen und Brunnen gemacht. Dies war der Beweggrund oder Vorwand, warum man sie mit der größten Strenge behandelte.

Man verurtheilte diese Unglücklichen zum Feuer, und führte dieses Urtheil mit solcher Strenge aus, daß sich zu Vitri 40 Juden unter einander ermordeten, bis auf einen, der ergriffen und sammt den ermordeten Leichnamen verbrannt wurde.

Dieser König nöthigte auch die Bürger, ihre Gewehre in den Zeughäusern niederzulegen, und verordnete, daß sie ihnen nicht anders, als in Kriegszeiten und zu seinem Dienste sollten wiedergegeben werden. Er nahm sich auch vor, gleiche Münzen, gleiches Maß und Gewicht einzuführen; aber der Tod verhinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, das blos die öffentliche Wohlfahrt zur Absicht hatte. Da er keine Söhne hinterließ, so folgte ihm im Jahre 1322 sein Bruder Karl IV., mit dem Beinamen der Schöne, in der Regierung.

England erschütterten damals gewaltige Bewegungen, an denen Frankreich Antheil nehmen mußte, und die von blutigen Folgen waren. Eduard II., Sohn und Thronfolger Eduards I., ein schwacher lasterhafter Fürst und ein Sklave seiner Lieblinge, sah sich

der Gewaltthätigkeit eines unruhigen Adels und eines furchtbaren Volkes blosgestellt. Sein erster Günstling, Gaveston, ein Edelmann aus Guienne, zog ihm den Haß der Großen zu, die sich, wie zu den Zeiten Heinrichs III., der Regierung bemächtigten. Der Günstling ward hingerichtet. Der König benutzte den Schein der wieder hergestellten Ruhe, um Robert Bruce, den Befreier der Schotten, in Schottland zu bekriegen. Er verlor im Jahre 1214 eine entscheidende Schlacht; und statt durch Erfahrung klüger geworden zu sein, überließ er sich dem jungen Spencer, einem neuen, übermüthigen und habsüchtigen Günstlinge, der durch die ausgezeichnete Gunst des Königs zu neuer Empörung Gelegenheit geben mußte.

Diese blieb nicht aus, und bald loderte der Aufruhr in hellen Flammen. Die Königin Isabella, Schwester des Königs von Frankreich, eine Feindin Spencers, verliebt in Mortimer, einen der vornehmsten Verschworenen, stellte sich mit ihrem Sohne, dem Prinzen von Wales (Eduard III.), an die Spitze der Rebellen. Sie machte ihr Vorhaben, das Reich von der Tyrannei der Günstlinge zu befreien, öffentlich bekannt. Fast die ganze Nation erklärte sich für sie. Der König floh; ein Parlament erklärte ihn der Regierung unfähig, setzte ihn ab, und nöthigte ihn, die Krone seinem Sohne abzutreten. Mortimer hatte die Grausamkeit, ihn im folgenden Jahre ermorden zu lassen. Er wurde aber selbst einige Zeit nachher gefangen und Isabella ein Gegenstand der Verwünschung. Eduard III., der, noch minderjährig, durch das Verbrechen dieser verhaßten Königin vor der Zeit zur Regierung kam, hielt sie in einer Art des Verhaftes, worin er manches Mal einen Besuch bei ihr abstattete. Die Gefangenschaft der Königin Isabella dauerte bis an ihren Tod, 25 Jahre lang. Dieser König endigte durch einen Waffenstillstand den Krieg, den sein Vater auf's Neue mit Frankreich an-

gefangen hatte, und ward gar bald ein furchtbarer Feind dieser Krone.

Nach dem Tode Klemens V. blieb der heilige Stuhl über zwei Jahre lang unbesetzt. Während der ganzen Regierungszeit Ludwig Hutins war kein Papst. Die Kardinäle konnten sich nicht über die Wahl vereinigen; die Gascogner wollten einen Gascogner zum Papste haben, und die andern dies nicht genehmigen. Man ließ sie alle nach der Stadt Lyon kommen, die endlich von Philipp dem Schönen wieder zu der Krone gebracht worden war, und schloß sie in dem Dominikanerkloster ein, mit der Bedeutung, daß man sie nicht eher herauslassen würde, bis der Papst erwählt wäre. Die Streitigkeiten dauerten gleichwohl noch 40 Tage und wurden nur durch einen Vergleich beendigt, kraft dessen man die Wahl auf den Ausspruch des Kardinals Jakob von Ossa ankommen ließ, der darauf im Jahre 1316 sich selbst zum Papste ernannte und der Sohn eines Schuhflickers zu Cahors gewesen sein soll. Er nahm den Namen Johann XXII. an, und machte sich, vornämlich durch die Schätze, die er zusammenhäufte, und durch seine Widersetzlichkeit gegen den Kaiser bald bekannt. Dieser Papst fügte der bischöflichen Mütze noch die dritte Krone zu. — Man machte ihm den Vorwurf der Ketzerei, es kam zwischen ihm und dem Kaiser Ludwig V. zu den unwürdigsten Streitigkeiten.

Johann setzte den Kaiser ab, und bemühte sich, den König von Frankreich, Karl den Schönen, dessen ehrgeizige und unüberlegte Absichten ohne allen Erfolg waren, an Ludwigs Stelle zum Kaiser erwählen zu lassen. Ludwig ließ sich in Italien krönen, und setzte darauf den Papst ab. Die Römer hatten den Kaiser deswegen mit Freuden aufgenommen, weil Johann sich weigerte, nach Rom zu kommen. In einer großen Versammlung, die Ludwig zu Rom hielt,

rief ein Augustiner dreimal nach einander: „Ist hier Jemand, der die Sache des Priesters, Johann von Cahors, der sich einen Papst nennt, vertreten will?“ Keine Antwort ließ hören, und nun erklärte man Johann von Cahors offenbar der Ketzerei für überführt, jedes Ordens und jeder Pfründe für verlustig, und dem weltlichen Arme unterworfen, um als ein Ketzer bestraft zu werden. Peter von Corbiere, ein Franziskaner, ward darauf unter dem Namen Nikolaus feierlich zum Papste eingeweiht. Johann und Nikolaus schleuderten unaufhörlich Bannstrahlen gegeneinander. Letzterer war fünf Jahre verheirathet gewesen; die Ehe war für nichtig erklärt worden, und er trug nun seit 40 Jahren die Mönchskappe. Man bewog seine alte Frau, ihm vor dem Bischofe zu Rieti den Prozeß zu machen. Der Bischof that den Ausspruch, die Ehe wäre rechtmäßig, und verurtheilte den Gegenpapst dahin, daß derselbe wieder zu seiner Frau zurückkehren solle. Johann XXII. schickte diese lächerliche Sentenz an alle Fürsten. Peter von Corbiere, genannt Nikolaus V., erhielt sich nicht lange in seiner Würde, weil der Kaiser bald Italien zu verlassen genöthigt ward; und er unterwarf sich, als er alle Hoffnung verloren sah. Er ward im Jahre 1330 nach Avignon gebracht, bekannte seine Fehler auf einem Schaffote mit einem Stricke um den Hals, und endete sein Leben im Gefängnisse.

Dem Johann legte man auch als Ketzerei aus, daß er lehrte, die Seligen würden erst nach ihrer Auferstehung zum Anschauen Gottes gelangen. Dem Kardinal Ailly zufolge drohte ihm Philipp von Valois, ihn verbrennen zu lassen, wenn er nicht widerrufen würde, und er widerrief. Als Karl IV. von seiner Gemahlin, mit der er (wegen Gevatterschaft ihrer Mutter) geistlich verwandt war, geschieden sein wollte, so erklärte Johann XXII. die Dispen-

sation, die Klemens V. dieser Vermählung wegen gegeben hatte, für nichtig.

Karl IV. starb im Jahre 1328 ohne männliche Erben. Die drei Söhne Philipps des Schönen waren schnell hinter einander auf dem Throne gefolgt, und man sah seine weibliche Nachkommenschaft von der Thronfolge ausgeschlossen.

Der König von England, Eduard III., Sohn der Isabella von Frankreich, und nächster Verwandter des letztern Königs, behauptete vergeblich, daß ihm die Krone zukomme. Philipp von Valois, der um einen Grad weiter zurückstand, aber von väterlicher Seite verwandt war, bestieg nach dem Ausspruche der Pairs den Thron. Das sogenannte salische Gesetz ward auf immer rechtskräftig gemacht. Eduard, der nicht im Stande war, seine Ansprüche mit den Waffen geltend zu machen, huldigte wegen Guienne.

Das Königreich Navarra gehörte hingegen nach spanischer Sitte der Tochter Ludwig Hutins, Johanna, als Erbin ihrer Mutter. Philipp machte nicht die geringste Schwierigkeit, sie in ihre Rechte einzusetzen, und der Graf von Evreux, ihr Gemahl, ward König von Navarra.

Philipp hatte zwar den Vorsatz ausgesprochen, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen unternehmen zu wollen, war aber so klug, ihn nicht auszuführen. Er hatte Benedikt XII., den Sohn eines Handwerrkers aus der Grafschaft Foix, abgehalten, den Kaise-Ludwig wieder mit der Kirche auszusöhnen, und hatte sich dadurch die Feindschaft des Letzteren zugezogen. Er hatte die Flamländer, die sich gegen ihren Grafen empörten, geschlagen; und dies unbezwingliche Volk dachte heimlich auf Rache. Er hatte einen Todfeind an dem Grafen Robert von Artois, seinem Schwager, der die Grafschaft Artois der Tochter und rechtmäßigen Erbin des letzteren Grafen streitig machte, und der, weil er sich zur Durchsetzung seiner Ansprüche

falscher Urkunden bedient und vor dem Parlamente zu erscheinen sich geweigert hatte, zur Landesverweisung verurtheilt war. Robert entwich voll Wuth nach England zum Könige Eduard III., und brachte denselber zu dem Entschlusse, Frankreich anzugreifen. Der berühmte Artevelle, Bierbrauer in Gent, Anführer der rebellischen Flamländer, trug das Meiste zu dieser Unternehmung bei. Er beredete Eduard, den Titel eines Königs von Frankreich anzunehmen, um den Gewissenszweifel der Flamländer zu heben, die sich eidlich verpflichtet hatten, keinen Krieg wider den König von Frankreich zu führen.

Der König von Schottland, David Bruce, durch Eduard des Thrones entsetzt, war zu Philipp geflüchtet. Eduard nahm daher einen Vorwand zum Kriege, indem er zugleich selbst den Grafen Robert von Artois in Schutz nahm. Das Urtheil der Pairs, die ihn von der Krone ausgeschlossen hatten, war der vornehmste Grund, worauf er sich berief, ob er schon durch die geleistete Huldigung Philipp als König anerkannt hatte. Er ging nach Flandern, um seiner Bundesgenossen Muth zu stärken, und von da nach Köln, wo ihn der Kaiser zum Reichsverweser in den Niederlanden ernannte.

Es kam zu Anfang des Kriegs zu einer berühmten Seeschlacht bei Sluis. Die französische Flotte, die, außer vielen kleinen, aus 120 großen Schiffen bestand und 40,000 Mann führte, ward mit sehr großem Verluste geschlagen. Eduard befehligte in Person und wurde verwundet.

Nach dem Siege bei Sluis konnte sich gleichwohl Eduard an der Spitze von 100,000 Mann der Stadt Dornick nicht bemächtigen. Es fehlte ihm bald an Geld und er sah sich durch den Abfall seiner Bundesgenossen sowohl, als die überlästigen Mahnungen seiner Gläubiger, endlich genöthigt, heimlich und fast wie auf der Flucht nach England zurückzukehren.

Bald darauf kam er aber wieder nach Frankreich und griff die Normandie an. Er fand daselbst, weil man nicht die geringste Vorsicht gebraucht hatte, wenig Widerstand, und rückte bis an die Thore von Paris. Endlich gedrängt von dem französischen Heere, das den König an seiner Spitze hatte, zog er sich nach Flandern zurück. Man verfolgte ihn mit einer überlegenen Macht, aber man griff ihn ohne Klugheit und ohne Ordnung an. Eduard gewann die berühmte Schlacht bei Creci, in der Frankreich ungefähr 30,000 Mann und den Kern des Adels einbüßte. Er belagerte darauf die höchst wichtige Seestadt Calais, und bemächtigte sich derselben durch seine große Standhaftigkeit. Die Belagerung dauerte 11 Monate.

Auf dem päpstlichen Stuhl saß jetzt Klemens VI., der sich in seinem Palast zu Avignon zum Gebieter Deutschlands aufwarf, und in einer Bulle erklärte: „Gott habe dem Papste die Herrschaft im Himmel und auf Erden gegeben;“ auch sagte er: seine Vorgänger hätten gar nicht verstanden, Päpste zu sein.

Während seiner Herrschaft warf sich ein Mensch zur Wiederherstellung der römischen Macht und Freiheit auf. Er nannte sich Nikolaus Rienzi, und war der Sohn eines Müllers. Von dem Volke als Tribun ausgerufen, nahm er Besitz vom Kapitol. Er wurde gefangen nach Avignon geschickt und blieb sieben Jahre im Gefängnisse. Er kam jedoch wieder los, ward sogar von Innocenz VI. in Geschäften gebraucht, und starb bei einer Empörung zu Rom als ein Opfer desselben ungestümen Volkes, dessen Götze er gewesen war.

Eine blutige Staatsrevolution, die sich in Neapel zutrug, verschaffte den Päpsten das Eigenthum von Avignon.

Nach dem Tode Roberts von Anjou (1343), der Neapel ruhmwürdig beherrscht hatte, fiel die Krone an seine Enkelin Johanna, die er dem Andreas,

Bruder Ludwigs von Anjou, König von Ungarn, vermählt hatte. Andreas wollte in dem Staate seiner Gemahlin Selbstbeherrscher sein, und seine Ungarn machten ihn den Neapolitanern gehässig. Ein Franziskanermönch, von dem er sich beherrschen ließ, erregte, wie es heißt, einen Zwist zwischen ihm und der jungen Königin, einer Prinzessin von vielem Verstande, aber durch ihr Alter und durch die Umstände großen Fehltritten ausgesetzt. Ihr Gemahl ward im Jahre 1345 in dem Palaste erwürgt. Im folgenden Jahre vermählte sie sich mit ihrem Vetter Ludwig, Bruder des Fürsten von Tarent.

Fast alle Geschichtschreiber erklärten sie der Ermordung des Königs Andreas schuldig. Sie mag darein gewilligt haben oder nicht, so war dies doch der Grund ihres vielfältigen Unglücks. Der König von Ungarn schrieb ihr einen drohenden Brief, und näherte sich bald darauf an der Spitze eines Heeres. Johanna flüchtete mit ihrem Gemahl nach der Provence. Sie verantwortete sich vor Klemens VI., und ward von demselben für unschuldig erklärt. Vielleicht hatte die Begierde des Papstes nach dem Besitze von Avignon einen Einfluß auf seinen richterlichen Ausspruch.

Die Königin besaß nämlich, als Gräfin der Provence, die Stadt Avignon. In der Noth, worin sie sich befand, verkaufte sie dem Papste diese Stadt und das ganze dazu gehörige Gebiet für 80,000 Goldgulden, die, wie ein berühmter Geschichtschreiber behauptet, niemals bezahlt worden sind. Weil Avignon ein Lehen des Kaisers war, so ließ der Papst den Kaufkontrakt von Kaiser Karl IV., der Klemens VI. seine Erwählung zu danken hatte, bestätigen. Der König von Ungarn zog sich bald darauf wieder von Neapel zurück, entweder, weil er sich hinlänglich gerächt hielt, oder weil er sich vor der Pest fürchtete, die damals in Italien wüthete. Johanna nahm also wieder Besitz von ihrem Königreiche.

Klemens VI. lebte bis zum Jahre 1352, und bewies sich immer eben so gefällig gegen die Krone Frankreich, als gebieterisch gegen das deutsche Reich.

Seit der Schlacht bei Creci wareu Frankreichs Angelegenheiten in einem traurigen Zustande. Philipp von Valois hatte Verstand und Muth, aber er wußte nicht zu regieren. Die Verfälschung der Münzen und die übertriebenen Auflagen machten ihn bei der Nation verhaßt. Eduard III. nannte ihn im Scherze den Verfertiger des salischen Gesetzes, weil er die Auflage auf das Salz, oder die sogenannte Gabelle, erhöht hatte. Die italienischen Finanzbeamten wurden aus dem Lande vertrieben, nachdem sie sich bereichert hatten; aber ihre verderbliche Kunst war die Seele einer schlechten Staatsverwaltung. Philipp starb, von Kummer und Unruhe verzehrt, im Jahre 1350.

Humbert II., Dauphin von Vienne, der über den Tod seines Sohnes so untröstlich war, daß er sich in ein Kloster begeben wollte, hatte dem König Philipp das Dauphinat abgetreten, wovon der jedesmalige älteste Sohn nnd Kronprinz des Königs von Frankreich den Namen Dauphin führte.

Johann der Gute, Sohn und Thronfolger dieses unglücklichen Königs, zog sich noch weit größeres Unglück zu. Unvorsichtig, heftig und grausam, wußte er in der Noth, in der er sich befand, sich nicht anders zu rathen, als durch Verfälschung der Münzen, und er schämte sich nicht, seinen Beamten vorzuschreiben, wie sie mit dem Münzwesen die öffentliche Treue hintergehen sollten. Er ließ den Konnetable, Grafen von Eu, und andere Großen, deren Hinrichtung nothwendig die Empörungssucht rege machen mußte, ohne alle Rechtsform enthaupten. Er machte sich einen unversöhnlichen Feind an Karl von Evreux, König von Navarra, seinem Eidam, der aller Laster fähig war und daher

mit Recht der Schlimme hieß, und den man entweder mit Klugheit hätte schonen, oder lebhaft verfolgen müssen. Aber König Johann machte denselben bald wüthend, indem er ihn zu bezwingen und zu bestrafen suchte, und bald darauf nur desto kühner und unternehmender, indem er durch Gunstbezeigungen den Frieden von ihm erkaufte.

Nichts konnte Eduard III. bei seinen ehrgeizigen Absichten erwünschter sein, als dieses. Dieser König benutzte nach der Einnahme der Stadt Calais einen oft verlängerten Waffenstillstand, um sich zu neuen Feldzügen zu rüsten. Der immer rebellische König von Navarra war zu Rouen überfallen und in Verhaft genommen worden.

Da der Krieg unvermeidlich war, veranstaltete Johann im Jahre 1355 eine Versammlung der sämmtlichen Reichsstände.

Diese berühmte Versammlung, die mit dem englischen Parlamente die größte Aehnlichkeit hatte, bewilligte dem König 30,000 gerüstete Reiter, die mit ihrem Gefolge ein Heer von etwa 100,000 Mann ausmachten: sowie zur Unterhaltung dieser Truppen ungefähr 10,500,000 Franken nach dem heutigen Münzfuße; aber sie schrieb auch dagegen dem Monarchen Gesetze vor. Er mußte versprechen, den Münzfuß sicher zu stellen; er entsagte dem alten Rechte, für sich und die Seinen von dem Volke Lebensmittel und Fuhrwerk zu nehmen, und verpflichtete sich sogar, ohne Bewilligung der drei Stände oder deren Abgeordneten weder einen Frieden, noch Waffenstillstand zu schließen. Man hatte vor allen Dingen in dieser Versammlung beschlossen, daß Alles, was vorgetragen würde, nicht anders gültig sein sollte, als wenn alle drei Stände darüber einig geworden wären. Der Mittelstand (Tiers-Etat) war dem Hause der Gemeinen in England ähnlich; sein Ansehen stieg, weil man

seines Geldes bedurfte, und es fehlte nicht viel, so konnte er die königliche Gewalt in Fesseln legen.

Schon hatte der Prinz von Wales, den man den schwarzen Prinzen nannte, einige Provinzen Frankreichs verheert, als König Johann mit 60,000 Mann diesen Prinzen, der nur 8000 hatte, bei Maupertuis, unweit Poitiers, angriff. Bei einem klugen Angriff von Seiten des Königs wäre der Prinz, dem es an Lebensmitteln gebrach, verloren gewesen, oder hätte sich gefangen geben müssen. Johann verwarf seine Friedensanträge, griff ihn, der eine sehr vortheilhafte Stellung genommen hatte, mit Verwegenheit an, verlor das Treffen, und fiel dem Sieger in die Hände. Der Prinz von Wales, ein Held von eben so edler Denkart als Tapferkeit, begegnete ihm auf eine sehr tröstende Weise. Die Engländer gaben, nach dem Beispiele ihres Feldherrn, Beweise der Leutseligkeit, die ihnen eben so rühmlich waren, als ihr Sieg selbst. Obschon die Sitten der Ritterschaft noch sehr roh waren, so zeichneten sie sich doch durch ein gewisses edles Betragen aus, wodurch der Mangel an ausgebildetem Verstande gewissermaßen ersetzt wurde, was nicht wenig zur Verfeinerung der Sitten beitrug.

Der Dauphin, der nachmals unter dem Namen Karl V. den Thron bestieg, übernahm unter dem Titel eines General-Statthalters die Regierungsgeschäfte. Man kannte seine großen Eigenschaften noch nicht genug, und er hatte sogar, entweder durch die Verbindung mit dem König von Navarra, oder durch seinen übereilten Rückzug in der Schlacht bei Poitiers, gerechte Ursachen zum Mißtrauen gegeben. Daher regierte er denn auch anfangs unter lauter Widerwärtigkeiten und Empörungen. Die versammelten Stände, die er, um Beistand zu erhalten, hatte zusammenrufen lassen, wollten sich der Regierung bemächtigen. Er ließ sie auseinander gehen, sah sich aber bald genöthigt, sie wieder zusammen zu rufen, um sich von ihnen Gesetze

vorschreiben zu lassen. Ein zweijähriger Waffenstillstand, den der gefangene König zu Bordeaux schloß, entwaffnete die Wuth der Aufrührer nicht.

Sie hatten zwei Männer zu Anführern, die sich durch keine Pflicht und durch keine Scham zurückhalten ließen, den Bischof zu Laon und Stephan Marcel, Vorsteher der Kaufleute zu Paris. Der König von Navarra kam aus seiner Gefangenschaft, vereinigte sich mit ihnen und wurde im Triumph aufgenommen. In der Hauptstadt herrschte die greulichste Unordnung; die Provinzen wurden von den Kriegsleuten verheert; ganze Schaaren von Bauern, die man Jacques (Jakobe) nannte, bewaffneten sich wider den Adel, brachten einen Theil desselben um, und kamen auch ihrerseits um's Leben. Man sah allenthalben nichts als Gewaltthätigkeit, Mord und Verzweiflung.

Die aufrührerischen Bauern, die sich, nach ihrem Anführer Jakob Bonhomme, Jakobe nannten, begingen ganz unerhörte Ausschweifungen. Sie drangen, um eins der schrecklichsten Beispiele anzuführen, in das Schloß eines Ritters, banden ihn an einen Pfosten, schändeten seine Gemahlin und seine Töchter vor seinen Augen, spießten ihn und ließen ihn an einem langsamen Feuer braten. Sie zwangen sodann seine Gemahlin und seine Töchter von seinem Fleische zu essen, ermordeten endlich die unglückliche Familie und äscherten das Schloß und außer diesem noch über 200 andere Wohnungen der Edelleute ein.

Mitten unter diesen Gefahren und Bedrängnissen entwickelte sich das Genie des Dauphin; sein Geist gewann Stärke, er siegte durch seine Weisheit über alle Hindernisse. Sobald er das Alter von 20 Jahren erreicht hatte, womit sich die Minderjährigkeit der Könige zu endigen pflegte, nahm er den Titel eines Regenten an, und beschloß, die Aufrührer zu unterdrücken. Er entfernte sich von Paris, und diese Stadt erkannte bald den Nutzen der Ordnung und des Ge-

horsams. Marcel ward, da er die zur Krönung des Königs von Navarra bestimmten Maßregeln auszuführen suchte, von einem Bürger erschlagen. Man schickte Abgeordnete an den Dauphin, beschwor ihn, zurück zu kommen, nahm ihn mit Frohlocken auf, und unvermerkt wurde die Ruhe wieder herstellt.

Der König, der seiner Gefangenschaft müde wurde, schloß mit Eduard einen schimpflichen Vergleich, in welchem er alle Provinzen, die den Königen von England zugehört hatten, demselben abtrat, und sich zur Zahlung eines Lösegeldes von vier Millionen Thalern in Gold anheischig machte. Die Stände verwarfen diesen Frieden einmüthig, und Eduard fiel wieder mit einem Heere von 100,000 Mann in Frankreich ein. Hätte der Dauphin eine Schlacht wagen wollen, so hätte man Alles verlieren können. Er überließ klüglich die Felder einer Verheerung, von der sie sich mit der Zeit wieder erholen konnten, und sorgte dagegen für die Sicherheit der haltbaren Städte, deren Verlust hätte unersetzlich sein können.

Ein großer Theil des Königreichs ward verwüstet. Eduard drang bis vor die Thore von Paris; aber in einem verheerten Lande fehlte es ihm an Unterhalt. Seine Truppen wurden von Mangel und Beschwerden aufgerieben. Weise Rathschläge flößten Eduarden das Verlangen nach einem vortheilhaften Frieden ein. Man versichert, daß ein gewaltiger Sturm, der vielen seiner Leute und Pferde das Leben kostete, ihn zu diesem Entschluß gebracht habe. Der Aberglaube konnte allerdings so gut auf ihn, wie auf so viele Andere, seinen Einfluß haben. Fast kann man indessen kaum glauben, daß derselbe der eigentliche Beweggrund gewesen sei; er gab ohne Zweifel vernünftigen Gründen ein größeres Gewicht.

Endlich war der Friede zu Bretigni bei Chartres geschlossen, vermöge dessen der König von England

Guienne, Poitou, Saintonge und Limousin mit der völligsten Oberherrschaft behielt; seinen Ansprüchen auf die Krone Frankreich, auf die Normandie, Maine, Touraine und Anjou entsagte; der König Johann hingegen ihm ein Lösegeld von 3 Millionen Goldthalern zahlen sollte. Er bestätigte den Frieden zu Calais. Die völlige Ausführung dieses berühmten Friedens mußte freilich von den Umständen abhängen, und an Vorwand, ihn zu brechen, konnte es nicht fehlen.

Die Unbedachtsamkeit des Königs Johann ging so weit, daß er sich nach seiner Rückkehr, des höchst elenden Zustandes seines Königreichs ungeachtet, von dem Papste zu einem Kreuzzuge gegen die Türken bereden ließ.

Da aber einer seiner Söhne, den er dem Eduard als Geißel gelassen hatte, entwich, so stellte er sich selbst wieder in London ein, und der Kreuzzug unterblieb. „Wenn," sagte er, „Redlichkeit und Treue von der ganzen Welt verbannt wären, so sollte man sie doch in dem Munde und in dem Herzen der Könige finden." Er starb 1364 in London. Er hatte Burgund geerbt, und machte dasselbe zu einer Apanage für Philipp, seinen vierten Sohn, Stammvater des zweiten burgundischen Hauses, das sich bald sehr furchtbar machte. Die Vermählung Philipps mit der Erbin von Flandern gab der Macht desselben einen ansehnlichen Zuwachs.

XXI.

Ludwig V. von Bayern, Günther von Schwarzburg und Karl IV., deutsche Kaiser.

1313 — 1378.

Ludwig, Herzog von Bayern, war ein Enkel Rudolphs von Habsburg. Nach Heinrichs VII. Tod verging beinahe ein Jahr, bis ein neues Reichsoberhaupt eingesetzt wurde; und der sich die größte Hoffnung dazu machte, war Friedrich, Herzog von Oesterreich. Allein ihm entgegen waren der Erzbischof von Mainz, der immer das Wahlgeschäft zu leiten pflegte, und der Erzbischof von Trier, die einen Groll gegen das Haus Oesterreich hegten. Auch Johann, König von Böhmen, war nicht für Friedrich. Diesen Dreien gelang es bald, noch zwei ihrer Mitkurfürsten, Johann von Sachsen, und Waldemar, Markgrafen von Brandenburg, auf ihre Seite zu ziehen, und ihr Augenmerk auf Ludwig, Herzog von Bayern, zu richten, den sie für den Tüchtigsten hielten, um Friedrich von Oesterreich Widerstand leisten zu können. Nachdem Ludwig zu seiner Wahl eingewilligt hatte, kamen die fünf Kurfürsten zu Frankfurt, an dem gewöhnlichen Wahlorte, zusammen, und erwählten ihn den 20. des Weinmonats zum römischen König. Die übrigen Kurfürsten hingegen, um ihre Partei verstärken zu können, nahmen Heinrich, Herzog von Kärnthen, als ehemaligen König von Böhmen, und Rudolph von Sachsen in ihr Kollegium auf, und erwählten auf ähnliche Art zu Sachsenhausen Friedrich, Herzog von Oesterreich. Beide Theile

machten die geschehene Wahl bekannt; doch nur Ludwig von Bayern, keineswegs aber Friedrich von Oesterreich, wurde dem alten Herkommen zufolge in die Stadt Frankfurt eingelassen, und in der Bartholomäuskirche vorgestellt. Von Frankfurt wurde Ludwig V. nach Aachen begleitet, und von den Bürgern willig aufgenommen; Friedrich aber begab sich nach Bonn zu dem Erzbischofe von Köln. Ludwig V. ersuchte den Letztern um die Krönung; weil dieser aber Friedrich, welchen die Aachener nicht in ihre Stadt einlassen wollten, zu Bonn gekrönt hatte, folglich seine Wahl verwarf, so krönte ihn zu Aachen der Erzbischof von Mainz, jedoch mit Vorbehalt der trierschen Gerechtsame.

Deutschland hatte jetzt zwei Kaiser, doch gilt Ludwig V. allein für rechtmäßig. Diese Spaltung in der Wahl zog einen unvermeidlichen Krieg nach sich, wobei Leopold von Oesterreich für seinen Bruder das Aeußerste wagte. Friedrich ließ sich im Jahre 1322, in der Hoffnung, von seinem Bruder Leopold unterstützt zu werden, bei dem Dorfe Ampfingen, unweit Mühldorf, in eine Schlacht ein, in welcher er nach einem hartnäckigen Gefechte von zehn vollen Stunden sammt seinem Bruder Heinrich gefangen und dann in das feste Schloß Traußnitz in der Oberpfalz gebracht, Heinrich aber dem König von Böhmen in Verwahrung gegeben wurde. Ludwig hatte bald große Mißhelligkeiten mit den Päpsten. Frankreich lag sehr viel daran, daß die Päpste ihren Aufenthalt in Avignon hatten, so nachtheilig dieses auch immer für die Kirche und noch mehr für ihre zeitlichen Besitzungen war, und die Päpste wurden dadurch gar oft genöthigt, zur Ausführung jener Pläne, welche der Stolz der Franzosen entwarf, ihre Hände zu bieten. Sie konnten sich nicht weigern, das zu thun, was man, als dem Vortheile Frankreichs zuträglich, ihnen gleichsam vorschrieb, besonders da diese Päpste selbst geborne

Franzosen und eben so auch die Kardinäle französirt waren.

Als nach dem Tode Klemens V., eines Franzosen, abermals ein Franzose, Johann von Cahors, erwählt wurde, sah er nur alsdann nicht mehr den im Reiche herrschenden Unordnungen, während welchen er das Reichsvikariat in Welschland behauptete, gleichgültig zu, als das zuletzt zu einem Herzogthum erwachsene, ehedem erzwelfische Mailand plötzlich der Hauptsitz der Gibellinen wurde und zur kaiserlichen Partei trat. Als er nun diese vom Reiche unterstützte Stadt durch seinen Gesandten auch fruchtlos hatte belagern lassen, und selbst mit den Kirchenstrafen bei dem Kaiser nichts bewirkte, so faßte er den Entschluß, den einmal schon mißlungenen Gedanken auszuführen, und an Ludwigs V. Stelle den König Karl von Frankreich auf den Kaiserthron zu erheben, um dadurch Frankreich das glänzendste Ansehen zu verschaffen. Er hoffte dieses um so mehr, weil er den so mächtigen Herzog von Oesterreich, Leopold, bereit fand, aus Rache gegen Ludwig V. Alles aufzuopfern. Um diesen zu stürzen, befahl er, daß, weil es dem heiligen Stuhle zustehe, die zwiespältig ausgefallenen Wahlen, wie auch die Person der Gewählten selbst, zu untersuchen, sie zu genehmigen oder zu verwerfen, Ludwig V. aber ohne Alles dieses die Regierung geführt habe, er binnen drei Monaten unter Bedrohung des Kirchenbannes sich nicht nur aller Reichsverwaltung enthalten, sondern auch, so viel als möglich, das, was er bereits gethan, widerrufen sollte, bis seine Wahl bestätigt sein würde. Gegen diesen ohne vorübergehenden Prozeß unternommenen Schritt legte Ludwig V. zuerst zu Nürnberg vor Zeugen einen Protest ein, worin er ehrfurchtsvoll gegen die römische Kirche sich erklärte, gern es verbessern zu wollen, wofern er gegen sie gehandelt haben sollte, und auf die Vorwürfe erwiederte, daß immerhin jeder gewählte

und an Ort und Stelle gekrönte römische König sogleich die Reichsgerichtsbarkeit ausübe; der Papst aber nur dann die Wahl untersuchen, gutheißen oder verwerfen könne, wenn eine Klage dawider stattfände, was hier nicht der Fall sei, alles Uebrige hingegen von den Kurfürsten abhänge.

Bei seinem Bewußtsein, keine Ketzer unter seinem Schutze zu haben, bemerkte er endlich, daß nicht selten jene für Rebellen der Kirche gehalten werden, die dem Reiche treu sind, und daß er auf ähnliche Art den Papst der Ketzerei beschuldigen könnte. Schickte gleich der König in dieser Angelegenheit Gesandte zum Papste, so beharrte doch dieser auf der pünktlichen Befolgung seines ersten Befehles, weil bei offenbaren und ausgemachten Sachen keine Vertheidigung mehr statt habe; bewilligte blos die Fristverlängerung, und weil Ludwig V. dieselbe verstreichen ließ, erklärte er ihn wegen diesem Ungehorsam des Reiches verlustig. Ueber alles dieses rechtfertigte sich der König in seiner zu Schaffhausen eingelegten Protestation und Appellation an einen zukünftigen Kirchenrath, und obgleich mehrere die Majestätsrechte vertheidigten, und Ludwig V. immerfort als Reichsoberhaupt anerkannt war, so hatte er doch immer an Leopold, dem Herzog von Oesterreich, einen eben so mächtigen als hartnäckigen Feind, der aus Rache gegen ihn den deutschen Thron dem König von Frankreich zuspielen wollte, auch den König von Böhmen für Frankreich geneigt fand, und zu diesem Ende zu Bar an der Aube, einem Städtchen in Burgund, eine Zusammenkunft hielt, bei der zum Glücke, außer dem König von Frankreich, keiner der deutschen Fürsten erschien, und aus welcher Leopold desto mißvergnügter ging, weil dieser keine Lust hatte, die Befreiung Friedrichs mit Gewalt zu erzwingen. Diese also auf eine andere Art zu erwirken, schickte Leopold die in seinen Händen noch immer befindlichen Reichsinsignien Ludwig V.,

der sie auch annahm, ohne deshalb Friedrich aus der Gefangenschaft zu entlassen. Darüber desto heftiger erbittert, fuhr Leopold fort, neue Verheerungen im bayerischen Gebiete anzurichten, und schon war es so weit, daß die wider Ludwig V. von dem Papste aufgeforderten Kurfürsten sich über die Wahl Karls, des Königs von Frankreich, zum römischen König berathschlagten, als Berchthold von Bucheck, der Bruder des Erzbischofs von Mainz, durch seine Beredsamkeit den Plan vernichtete. Bei so gefährlichen Umständen schloß Ludwig V. zu Traußnitz mit Friedrich einen Vergleich, nach welchem er ihn auf freien Fuß stellte, und dem zufolge sich dieser unter Anderm verband, allen Ansprüchen auf das Reich zu entsagen, und sammt seinen Brüdern ihm gegen alle Feinde, selbst gegen den Papst, beizustehen.

Als Leopold dieses hörte, übte er neue Feindseligkeiten aus, und obgleich auch der Papst diesen Vertrag vernichtet hatte, so suchte doch nun Friedrich sein Wort unverbrüchlich zu halten, machte seine Verzichtleistung auf die Krone öffentlich bekannt, hieß seine Brüder gegen den Kaiser treu und gehorsam sein, und bestrebte sich, den Papst mit Ludwig V. auszusöhnen, welche Redlichkeit diesen so sehr rührte, daß er in einem neuen Vertrage die kaiserliche Würde in allen Stücken mit ihm theilte, ihn als seinen besten Freund schätzte, an einer Tafel mit ihm speisete, in einem Bette mit ihm schlief, und damit sein Bruder aus Rücksicht auf ihn Bayern schonen möchte, ihm die Statthalterschaft dieses Landes gab. Wenn gleich Leopold damit zufrieden war, so erhoben sich doch die Kurfürsten dagegen, die ihr Wahlrecht dadurch für verletzt ansahen, und weil auch der Papst diesen Vertrag verwarf, so entstand ein neuer, demzufolge der eine Kaiser Welschland und der andere Deutschland regieren sollte. Auch dieses mißfiel dem Papste, der es dem König von Frankreich als eine Sache von

29*

größter Gefahr schilderte, und ihn aufforderte, sich in größere Thätigkeit zu setzen, wenn er anders seine Absicht erreichen wollte. Je weniger Hoffnung für Ludwig V. übrig war, die Bestätigung in seiner Würde von dem Papste zu erhalten, desto mehr verwendeten sich die Herzoge von Oesterreich bei demselben, sie für Friedrich zu erlangen.

Allein da der Papst einmal schon den König von Frankreich zum Kaiser zu erheben Willens war, und sie sich selbst aus der schmeichelhaften Antwort dieses nicht versprechen durften, so suchten sie lieber dafür auf dem Reichstage zu Speyer die gemeinschaftliche Regierung Ludwigs V. und Friedrichs zu erwirken, weil Leopold am Oberrhein abermals Feindseligkeiten ausübte, und bei der nahen Abreise des Kaisers nach Welschland ohnehin ein Reichsverweser in Deutschland sein müßte.

Indessen entriß der Tod im Jahre 1326 an dem Herzoge Leopold die Triebfeder der österreichischen Angelegenheiten, Friedrichs wichtigste Stütze und Ludwigs V. gefährlichsten Feind, der nunmehr sich nicht nur an die mit Friedrich geschlossenen Verträge nicht mehr kehrte, sondern ihm desto abgeneigter zu werden anfing, je enger er sich mit Johann, dem König von Böhmen, verband. Dem Papste wehe zu thun, sich großen Namen und Reichthum zu erwerben und sein Haus zu vergrößern, beschloß Ludwig V., nun ungehindert nach Italien zu gehen, wo die von dem König Robert und dem Papste bedrängten Gibellinen auf seine Hülfe warteten und ihm Unterstützung anboten. Auch die Römer waren über die lange Abwesenheit der Päpste aufgebracht Obgleich Ludwig V., des päpstlichen Urtheils ungeachtet, in Deutschland immerfort für den römischen König erkannt war, so weigerten sich doch die Fürsten, ihn auf dieser Reise zu begleiten, weil sie dieselbe für keinen Römerzug hielten, und er mit dem Papste noch

nicht ausgesöhnt wäre. Letzteres zu erwirken, schickte er zwar eine Gesandtschaft nach Avignon, jedoch ohne Erfolg. Gleichwohl trat er diesen Zug mit einem kleinen Gefolge an, das zu Trient mit dem Gelde der Gibellinen immer stärker anwuchs. Zu Mailand ward er auf das prächtigste empfangen, und den 17. Mai 1327 mit der sogenannten eisernen Krone, seine Gemahlin aber mit einer goldenen gekrönt.

Glücklich schien sein Zug angefangen zu haben; doch bald erwachte wieder das alte Mißtrauen zwischen ihm und den Italienern, und sogar unter den Gibellinen selbst, die den Galeaz Visconti, Statthalter von Mailand, bei ihm so sehr anschwärzten, daß er ihn nach Monza gefangen setzen ließ. Als auf seinem Zuge durch Cremona und Parma nach Toscana der für die Sache des Kaisers äußerst thätige Castruccio, den er zum Herzoge von Lucca, Pistoja, Luna und Volterra ernannte, ihm entgegen kam, und seinetwegen die Einwohner von Pisa ihn in ihre Stadt nicht einlassen wollten, zwang er sie durch eine Belagerung, und verband sich dort mit Friedrich, König von Sicilien, wider Robert, König von Neapel, den er in die Acht erklärt hatte. Wegen der allzulangen Abwesenheit der Päpste von Rom aufgebracht, hatten die Einwohner dieser Stadt bereits alle Welfen vertrieben, ließen aber durch eine nach Avignon abgeschickte Gesandtschaft den Papst noch einmal bitten, zu seinem Sitze zurückzukehren.

Allein weil dieser sich noch immer mit der Unsicherheit Italiens und Roms entschuldigte, luden sie Ludwig V. zu sich ein, der bei seiner Ankunft so großen Beifall fand, daß sie ihn öffentlich für ihren Herrn erklärten, und den 17. Januar im Jahr 1328 in der Peterskirche durch den abgesetzten Bischof von Civita Castellana salben und von Sciarra Colonna krönen ließen. Sobald der Papst von diesem Vorgange hörte, erneuerte er den Kirchenbann wider Ludwig V. und

befahl den Römern, ihn zu vertreiben, wofür sich aber der Kaiser dadurch rächte, daß, weil ihn der Papst einen Ketzer nannte, er auch Johann XXII. dafür erklärte, ihn ab- und an seine Stelle den Gegenpapst Nikolaus V. einsetzte.

So sehr aber bisher Alles dem Kaiser nach Wunsche ging, so übel war das Ende davon, als er den Castruccio mißvergnügt von Rom weggehen ließ, weil er den gefangenen Galeaz Visconti nicht entlassen wollte, denn dieser Herzog trat mit dem Papste in geheime Unterhandlungen, und ob er gleich während derselben starb, so besetzte Robert andererseits Ostia und Anagni, schnitt den Römern und dem Kaiser alle Zufuhr ab, der endlich an dem Geldmangel den größten Feind hatte, und durch Gelderpressungen bei den armen Römern Alles so mißvergnügt machte, daß die Partei des Papstes wieder die Oberhand gewann. Als er sich nun deshalb aus Rom mit Nikolaus V. zurückziehen mußte, warf der Pöbel mit Steinen nach seinen Leuten und schrie: „Es sterben die Ketzer und Verbannten! Es lebe die heilige Kirche!“ Man verbrannte die Privilegien dieses Kaisers öffentlich auf dem Platze des Kapitols, grub sogar die Leichen der Deutschen und anderer Anhänger des Kaisers heraus, und warf sie in die Tiber. Sein Geldmangel, der auch zu Pisa Erpressungen verursachte, zog die Folge nach sich, daß nach seiner Abreise sein Statthalter mit seinen Truppen von dort verjagt wurde; der lange verborgene Nikolaus V. aber ward entdeckt, und gefangen nach Avignon geschickt. Zur Zeit seines Aufenthaltes zu Pavia machte Ludwig V. mit seines älteren Bruders Rudolph Nachkommen jenen merkwürdigen Theilungsvertrag, der für die Häuser Pfalz und Bayern bis auf unsere Zeiten für ein Grundgesetz angesehen ward. Die Schande seines Rückzugs nach Deutschland zu decken, gab der Kaiser vor: er gehe nach Trient, um sich mit einigen Fürsten neuer Trup-

pen wegen zu besprechen, und hörte eben in dieser Stadt von dem Tode Friedrichs, Herzogs von Oesterreich, nach welchem noch Otto die Feindseligkeiten fortsetzte, den der Papst unterstützte, als er die Kirchenstrafen wider Ludwig V. erneuerte, bis dieser sich durch einen Vertrag mit Otto aussöhnte.

Inzwischen hatte Johann, König von Böhmen, auch den Kaiser mit dem Papste auszusöhnen versucht, wiewohl ohne allen Erfolg, und aus Verlangen, sich zu vergrößern, wagte er eine Unternehmung gegen Italien, die anfangs den günstigsten Fortgang hatte, am Ende aber ihn die gewöhnlichen Folgen von einem mißtrauischen Volke erfahren ließ, die ihn nach Deutschland zurückzukehren bewogen, und also der böhmischen Herrschaft in Italien ein Ende machten. Den Kaiser bei seinem Unternehmen einzuschläfern, hatte er dessen Aussöhnung mit dem Papste vorgeschützt, die Ludwig V. nun auch mit allem Eifer selbst suchte, und, um die Gesinnungen der Reichsstände auszuforschen, eine Verzichtsurkunde ausstellte, die vor erhaltener Lossprechung Heinrich, der Herzog von Niederbayern, geheim halten sollte. Da dieser jedoch unbesonnen war und damit groß that, als ob er die Reichsverwaltung übernähme, und derselben sich auch schon anmaßte, so widersprach der Kaiser dieser Verzichtleistung mit der Erklärung: daß er nie daran gedacht hätte. Dessen ungeachtet hielt selbst der um diese Zeit ausgebrochene kärnthische Krieg Ludwig V. nicht ab, um seine Lossprechung neuerdings anzusuchen, die er nun von dem neuen Papste, Benedikt XII., mittelst einer feierlichen Gesandtschaft desto sicherer zu erlangen hoffte. So geneigt sich aber dieser Papst bezeigte, so betheuerte er doch mit vielen Thränen, wie leid es ihm sei, daß er durch die französischen Drohungen abgehalten werde, in des Kaisers rechtmäßiges Begehren zu willigen. Weil demnach Ludwig V. versichert war, daß nur der König von Frankreich den

Papst alle Aussöhnungsvorschläge zu verwerfen nöthigte, suchte er diesen durch Schwächung seiner Macht auf andere Gedanken zu bringen, da er ohnehin mit Eduard, König von England, in einen gefährlichen Krieg verwickelt und von den niederländischen Fürsten in die größte Enge getrieben war. Ludwig V. schlug sich demnach zu Eduard, den er zum Reichsverweser machte, und drohete den König Philipp zu bekriegen, wofern er nicht nachgiebiger würde. Dieser erkannte hierauf Ludwig V. für einen rechtmäßigen Kaiser, was den Kaiser das Reichsvikariat wieder aufzusagen bewog, und stellte sich als einen Friedensstifter dem Scheine nach zwischen ihm und dem Papst, ob er gleich heimlich Alles wieder hintertrieb, denn Benedikt XII. fing an, sich viel härter zu bezeigen, sah den Fürstenverein, worin das Verfahren Johanns XXII. ungültig erklärt und festgesetzt worden war, die Wahlrechte kräftig zu schützen, für die größte Beleidigung an, und verbot, dem Kaiser den Eid der Treue zu leisten und Regalien von ihm anzunehmen.

Noch schärfer verfuhr mit ihm der bald darauf erwählte Papst Klemens VI., ebenfalls ein Franzose, der die wider den Kaiser verhängte Kirchenstrafe mit größter Feierlichkeit erneuerte; denn obgleich Ludwig V. Philipp an sein Versprechen erinnerte, und dieser zum Scheine den Friedensstifter gemacht hatte, so ging der Papst dennoch in seiner Härte immer weiter; um sich aber nicht ganz unerbittlich auf die letzte Gesandtschaft zu zeigen, schrieb er ihm als Versöhnungsbedingnisse vor, das Reich fahren zu lassen, die Regierung desselben ohne ausdrücklichen Befehl des Papstes nicht mehr anzunehmen, und sich dessen Gnade ganz zu überlassen. Schon war Ludwig V. entschlossen, diese Bedingungen einzugehen, als die deshalb im Jahre 1344 zu Frankfurt versammelten Fürsten dagegen feierlichst protestirten und in ihren Gegenvorstellungen des Benehmen des Kaisers rechtfertigten.

Der Papst, darüber noch mehr entrüstet, weil er das ganze Aussöhnungsgeschäft für einen bloßen Scherz ansah, erklärte Ludwig V. im Jahre 1346 neuerdings in den Kirchenbann, und befahl den Kurfürsten nachdrücklich, die neue Kaiserwahl zu beschleunigen, damit die Kirche nicht länger noch ohne Schutzherr und das Reich nicht ohne Oberhaupt wäre. Schwerlich würde Letzteres zu Stande gekommen sein, wenn nicht Johann, König von Böhmen, ehedem eifrigster Vertheidiger Ludwigs, aus Privatabsichten diesem plötzlich abgeneigt, sich zur päpstlichen Partei geschlagen hätte. Da der König von Frankreich, in Krieg mit England zu sehr verwickelt, an die Erlangung der deutschen Krone nicht mehr dachte, wollte sich der Papst dem König Johann von Böhmen dadurch fester verbinden, daß er seinen Sohn Karl, den Markgrafen von Mähren, für das Reich in Vorschlag brachte. Dieses zu bewirken, ließen sich die damaligen Umstände wohl benutzen: denn der Erzbischof von Trier, als ein naher Verwandter Johanns, war leicht zur Absetzung Ludwigs V. und zur Wahl Karls zu stimmen. Der Erzbischof von Köln und der Herzog von Sachsen gaben ihre Stimmen und beträchtliche Geldsummen her; Johann, als König von Böhmen, hatte seine eigene Wahlstimme, und weil der Erzbischof von Mainz wegen seiner Anhänglichkeit an Ludwig V. in Kirchenbann gethan, abgesetzt und ein neuer vom Papste eingesetzt ward, konnte dessen Beistimmung keinem Zweifel unterliegen. Klemens VI. entschuldigte sich zuerst schriftlich bei dem König von Frankreich mit den erwähnten Ursachen, warum er auf die Beschleunigung der Kaiserwahl dringen müsse; ließ sich sodann in einer Verabredung mit dem Markgrafen Karl zu seinem Vortheile nöthige Zusicherungen geben.

Nun wurde durch die Mehrheit der Kurstimmen der deutsche Thron für erledigt erklärt, und hierauf

Karl, Markgraf von Mähren, zum römischen König erwählt und als solcher dem Volke vorgestellt. Alles dessen ungeachtet behauptete sich Ludwig V., denn die meisten Reichsstände blieben ihm immer treu, und zu Speyer versprachen ihm nicht nur die Abgeordneten der rheinischen Städte, sondern auch der größte Theil der weltlichen Fürsten und Herren, daß sie sich niemals zu dem neuen Gegenkönig schlagen würden. Keine einzige Stadt am Rhein, in Schwaben und Franken wollte von des Papstes Prozessen und der Wahl Karls etwas wissen.

Als dieser sich nach der Wahl zu Aachen krönen lassen wollte, verschlossen ihm die Einwohner die Thore und ließen ihn auch dann nicht hinein, nachdem er, von seinem Vater, dem König von Frankreich, wider die Engländer zu Hülfe gerufen, nach dem Verluste seines Vaters aus dem Feldzuge zurückgekehrt war. Er war daher gezwungen, sich zu Bonn von dem Erzbischofe von Köln krönen zu lassen. Auch verunglückte sein Versuch, Tyrol an sich zu reißen, denn ob er sich gleich schon manche Plätze bestimmt hatte, so nöthigte ihn doch die Ankunft Ludwigs, des Markgrafen von Brandenburg, sich eiligst zurückzuziehen, und überhaupt blieb seine Partei gegen jene Ludwigs V. immer schwach, bis dessen darauf erfolgter Tod Allem ein Ende machte. Es gibt verschiedene Berichte, denen zufolge dieser Kaiser an beigebrachtem Gift gestorben sei; doch ist es wahrscheinlicher, daß er an einem Schlagflusse auf einer Bärenjagd bei dem Kloster Fürstenfeld zwischen Augsburg und München 1347 in den Armen seiner Begleiter verschieden sei.

Nach Ludwigs V. Tode wurde Günther, Graf von Schwarzburg, als tüchtiger Krieger bekannt, zum Kaiser erwählt. Die meisten Fürsten verwarfen öffentlich die Wahl Karls IV. und beschlossen, dessen Ansprüche auf die deutsche Krone zu vernichten und

einen Andern an seine Stelle einzusetzen. Es verdroß sie schon, daß der Papst in die Rechte des Reichs Eingriffe that und Alles darnach einleitete, sowohl Ludwig V. abzusetzen, als Karl IV. zum römischen König vorzuschlagen und dessen Wahl zu veranstalten. Sie zeigten, daß diese neue Wahl ohne dringende Nothwendigkeit, den geringsten Vortheil für das Reich und überdies bei Lebzeiten des Kaisers, der rechtmäßig erwählt und nur unrechtmäßig vom Papste abgesetzt worden war, geschehen wäre. Es war in ihren Augen verabscheuungswürdig, daß Kurfürsten ihre Stimme verkauft hatten, und sie nannten eine solche Wahl auch aus dem Grunde ungültig, weil von den Fünfen, die Karl IV. erwählt hatten, zwei kein Recht zur Wahl hatten, nämlich Gerlach, der blos von dem Papste eingesetzte, aber nicht dafür erkannte Erzbischof von Mainz, wie auch Rudolph von Sachsen, der sich das Wahlrecht seines Neffen Erich, eines Sohnes seines ältern Bruders, widerrechtlich angemaßt hatte. Endlich verwarfen sie die Wahl Karls IV. auch darum, weil die vorgeschriebene Feierlichkeit dabei nicht beobachtet und die Wahl weder zu Frankfurt, noch auch die Krönung vorgenommen worden war.

Heinrich, der Erzbischof von Mainz, der zwar vom Papste als ein Anhänger Ludwigs V. abgesetzt, dessenungeachtet aber nicht nur in seinem stets ruhigen Besitz war, sondern überdies den größten Theil des Adels und der Städte auf seiner Seite hatte, zog den Pfalzgrafen Ruprecht den Aeltern, Ludwig, Markgrafen von Brandenburg, wie auch Erich, Herzog von Sachsen-Lauenburg, an sich und berathschlagte sich hierauf in einer Zusammenkunft zu Oppenheim über die neue Wahl eines Königs. Wegen der sonderbaren Vorzüge und des Einflusses auf Deutschland verfiel man zuerst auf Eduard III., König von England, der den 7. Januar 1348 zu Oberlahnstein einstimmig erwählt wurde, obgleich die Erzbischöfe

von Köln und Trier, wie auch Rudolph von Sachsen-Wittenberg, dabei nicht erschienen. Allein weil Eduard III. sich diesen Antrag verbat, fiel das Loos auf Friedrich den Ernsthaften, Markgrafen von Meißen, der auf die von Karl IV. ihm angebotenen 10,000 Mark Silbers ebenfalls einen solchen Antrag von sich ablehnte.

Endlich richtete man sein Augenmerk auf Günther, Grafen von Schwarzburg, einen reichen, verständigen und sehr unternehmenden Mann, der sich zwar schon durch Tapferkeit und Erfahrung in Kriegssachen berühmt gemacht, noch mehr aber durch seine echt deutsche Redlichkeit allgemeinen Ruhm erworben hatte. Dieser wollte diese Würde nicht anders annehmen, als wenn er von dem größern Theile der Kurfürsten, und zwar ohne Bestechung, erwählt würde; auch müßte zuvor in einer Fürstenversammlung zu Frankfurt erwiesen werden, daß das Reich wirklich erledigt sei, und daß diejenigen, die ihn erwählen wollten, das Kurrecht wirklich besitzen. Alles dieses geschah, und auf solche Art ward Günther den 30. Januar im Jahr 1349 zu Frankfurt zum römischen König erwählt. Dem Gebrauche nach wollten die Frankfurter den neugewählten König, bevor er seinen Gegner nicht sechs Wochen und drei Tage vor der Stadt abgewartet hatte, nicht in die Stadt einlassen; sie gaben aber auf die ernstlichen Vorstellungen der Kurfürsten bald nach, und so wurde Günther in der Bartholomäusnacht zu Frankfurt auf den Altar gehoben und dem Volke vorgestellt. Ihn zu vertreiben, hieß Karl IV. seine Anhänger den 22. Februar zu Kassel, Mainz gegenüber, sich versammeln; doch Günther lud dahin auf den nämlichen Tag seine Ritter zu einem Turnier ein und machte ihn dadurch im ganzen Reiche lächerlich.

Indessen schadete ihm Karl IV. auf eine andere Art, als er den Pfalzgrafen Rudolph durch Ehe-

lichung seiner Tochter, und Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg, wider den er bisher den After-Waldemar, einen vorgeblichen Markgrafen von Brandenburg, geschützt hatte, durch völlige Abtretung der Grafschaft Tyrol auf seine Seite zog, welcher, weil er auch bei Günther viel vermochte, die Sache dahin vermittelte, daß dieser gegen 20,000 Mark Silber und gegen Abtretung zweier Reichsstädte in Thüringen den 26. Mai des Jahres 1349 der deutschen Krone entsagte, wozu ihn auch seine Gesundheitsumstände bewogen, da ihn die Wirkung eines ihm zu Frankfurt beigebrachten Giftes zur Behauptung seiner Rechte unfähig machte. Dieser Vergleich, demzufolge er versprach, Karl IV. für einen rechtmäßigen König zu erkennen und die Reichinsignien ihm auszuliefern, kam zu Eltville zu Stande, nach welchem der todtkranke Günther nach Frankfurt zurückgebracht wurde, und daselbst den 14. des Brachmonats im nämlichen Jahre, seines Alters im 45., sein Leben endigte. Sein Leichnam wurde in der Bartholomäuskirche beigesetzt, und Karl IV. selbst kam von Mainz, das Leichenbegängniß mit seiner Gegenwart zu verherrlichen. Das Gift soll ihm durch den Arzt Gerlachs von Nassau beigebracht worden sein, der zu dem Besitze des Erzbisthums Mainz nicht gelangen konnte, weil selbst Karl IV. den dortigen Erzbischof Heinrich, der päpstlichen Absetzung ungeachtet, darin bestätigt hatte.

Karl IV., König von Böhmen, ein Sohn Johanns von Luxemburg, der auf dem nämlichen Throne saß, und der Elisabeth, einer Schwester des letzten Königs von Böhmen aus dem primislavschen Stamme Wenzels III., wurde zu Prag den 14. Mai 1316 geboren. Er bekam zwar in der heiligen Taufe den Namen Wenzel, weil er sich aber in seiner Jugend am Hofe des Königs von Frankreich befand und dort ganz französirt wurde, änderte man auch seinen Namen und nannte ihn nach jenem des

dortigen Königs Karl. Er verlegte sich in seiner Jugend auf verschiedene Wissenschaften, Sprachen und geschickte Leibesübungen, worin er sich so auszeichnete, daß Manche ihn gar im Verdacht der Schwarzkünstelei hatten. Die deutsche, böhmische, lateinische, französische und italienische Sprache redete er vollkommen. Er reiste mit seinem Vater durch verschiedene Länder, wohnte mehreren seiner Feldzüge bei und bekam von demselben nach seiner Zurückkunft im Jahre 1332 die Markgrafschaft Mähren, um ihn aus Böhmen zu entfernen, weil er dort durch seine Geschicklichkeit und schöne Gaben die Herzen der Unterthanen zu sehr an sich gezogen hatte. Wie er zum römischen König noch bei Lebzeiten Ludwigs V. erwählt, seine Wahl aber darnach verworfen und Günther an seine Stelle eingesetzt worden war, wissen wir. Auch nach freiwilliger Abtretung Günthers erkannte er selbst seine Erhebung für ungültig und ließ sich daher, ob er schon von allen Fürsten und Ständen als alleiniger und rechtmäßiger römischer König erkannt war, zu Aachen den 29. des Heumonats in eben diesem Jahre durch den Erzbischof von Köln neuerdings krönen. Sein ruhiger Besitz, den er nun genoß, kostete ihm freilich erstaunliche Geldsummen; er machte sich aber bei den Böhmen dergestalt beliebt, daß er noch heutzutage in gesegnetem Andenken steht, und als ein Vater des Vaterlandes von ihnen allen böhmischen Königen vorgezogen wird. Er vereinigte Schlesien und die Lausitz für ewig mit seiner Krone, stiftete zu Prag eine Universität, deren Gebäude von ihm noch immer den Namen Carolinum führt, und bewirkte, daß der bischöfliche Sitz zu Prag zu einem Erzbisthume erhoben wurde. Er brachte die Stadt Prag und Breslau in Aufnahme, suchte besonders die erstere zu einer der größten Städte in Europa zu machen, und führte daselbst viele Handelsleute, vorzüglich aus Italien, ein. Er beförderte die Böhmen zu den vornehm-

sten Würden und Aemtern und bediente sich seiner kaiserlichen Macht, um seinem Königreiche herrliche Vorzüge zu verschaffen. Er wußte die seinem Königreich entrissenen Herrschaften wieder an dasselbe zu bringen und auch seinem Sohn Sigmund die Markgrafschaft Brandenburg durch einen vortheilhaften Kauf zu verschaffen. Seinen Verbindungen schrieb man es zu, daß er das bayersche Haus in allen Stücken zu drücken, dem pfälzischen aber aufzuhelfen gesucht habe. Die Grafen von Würtemberg, gegen welche die schwäbischen und andere benachbarte Stände sich sehr beklagten, brachte er mit Gewalt zum Gehorsam und dahin, daß sie alle ihnen von den vorigen Kaisern versetzten Städte herausgeben und die Zölle aufheben mußten. Da von dem französischen Hofe kein Hinderniß zu besorgen war, versprach man sich von seiner Thätigkeit und Staatsklugheit, daß er zur Herstellung der Ruhe und Ordnung in Deutschland Manches wirken würde; aber er zeigte sich in dieser Hinsicht sehr fahrlässig und eigennützig, und es schien, als ob er die deutsche Kaiserwürde nur als ein Mittel, sein Erbkönigreich Böhmen zu erweitern und zu verschönern, betrachtet habe. Wenigstens ließ er diesen Zweck nie aus den Augen, und vielleicht hat nie ein deutscher Kaiser, selbst sein listiger und eigennütziger Vater Johann nicht, so viel Geschicklichkeit besessen, als er, aus allen Gelegenheiten und Umständen, vorzüglich aus der Sorglosigkeit und aus dem Geldmangel verschiedener Fürsten, zur Vergrößerung seines Hauses Vortheile zu ziehen.

Um mit desto größerem Ansehen in Deutschland herrschen zu können, unternahm er einen Römerzug und empfing zu Rom den 5. April im Jahre 1355 durch den päpstlichen Gesandten und Kardinalbischof, Peter von Bertrand, die kaiserliche Krönung, mußte aber harte Bedingungen dabei eingehen, weshalb er sich nach einem sehr kurzen Aufenthalte heim=

lich davon machte und auf seiner Rückreise von mehreren Städten verächtlich behandelt wurde. Er ließ sich sogar von den Mailändern vorschreiben, ohne ein Heer in ihr Gebiet zu kommen, auf welche Art er die eiserne Krone des lombardisch-venetianischen Königreichs empfing, und bei ihnen eingelassen wurde. Er empfing von vielen italienischen, besonders aber toscanischen Städten die unter den vorigen Kaisern verweigerte Huldigung, wußte aber gleichwohl die damaligen Streitigkeiten der italienischen Fürsten und Stände gut zu seinem Vortheile zu benutzen und sehr große Geldsummen daraus zu ziehen. Eben so wenig vergab er auch das arelatensische Königreich an den König von Frankreich, denn er setzte blos den französischen Dauphin zum Reichsverweser daselbst ein, belohnte ihn mit der Dauphiné, setzte dort den Erzbischof von Trier zum Erzkanzler ein, ließ sich selbst die französische Krone wieder aufsetzen und behielt die Oberherrschaft hiervon immer dem Reiche vor. Weil Deutschland bisher kein allgemeines geschriebenes Grundgesetz zur Grenzbestimmung der kaiserlichen und ständischen Rechte hatte, Alles nur auf dem Herkommen, und bei vorkommenden Streitigkeiten auf dem Rechte des Stärkeren beruhte, und selbst die Rechte der Königswahl und die Vorrechte der Erzbeamten ohne gesetzliche Bestimmtheit und Festigkeit waren: so machte sich Karl IV. um Deutschland dadurch vorzüglich verdient, daß er für die Ehre und Wohlfahrt des Reiches ein öffentliches und redendes Denkmal seines Patriotismus gab, als er in einer der zahlreichsten Fürstenversammlungen zu Nürnberg und darauf zu Metz ein wichtiges Reichsgrundgesetz verfassen ließ, und solches 1356 verkündigte, dem er eine goldene Bulle oder ein goldenes Majestätssiegel anhängen ließ, von welchem es nachher vorzugsweise den Namen der goldenen Bulle erhielt. Darin ward den sieben Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und

Brandenburg das ausschließende Wahlrecht eingeräumt. Zur Verhütung aller künftigen Streitigkeiten soll die Kurwürde auf dem wirklichen Besitze des Kurlandes haften, dieses aber ewig untheilbar sein und in den weltlichen Kurhäusern allemal nach dem Rechte der Erstgeburt, jedoch mit Ausschließung der Geistlichen, fortgeerbt, im Falle der Minderjährigkeit aber von dem nächsten weltlichen Agnaten als Vormund verwaltet werden. Zugleich wurden die Gerechtsame der Kurfürsten überhaupt, sowohl unter einander selbst, als auch ihre Vorrechte vor andern, besonders aber die eigenen Vorzüge der Krone Böhmen und der Kurpfalz genau bestimmt, und ihre bisher gehabten Vorrechte noch ansehnlich vermehrt. Bei einer Zwischenregierung sollte das Reichsvikariat zwischen Kurpfalz und Kursachsen getheilt sein. Die Königswahl sollte zu Frankfurt, die Krönung aber von Kurköln zu Aachen geschehen. Auch wurden alle dabei zu beobachtenden Formalitäten und die feierlichsten Handlungen der Erzbeamten umständlich vorgeschrieben. Zur Aufrechterhaltung des Landfriedens wurden zwar verschiedene bisher eingerissene gefährliche Mißbräuche verboten; da aber auf solche Art die Befehdungen unter gewissen Bedingungen noch immer erlaubt blieben, so dauerte das Unheil der Selbsthülfe und des Faustrechts mit allen seinen vorigen Greueln noch immer fort. Endlich wurden die Kurfürsten noch angewiesen, ihre Kurprinzen in der lateinischen und wendischen Sprache vom siebenten Jahre an bis in das vierzehnte unterrichten zu lassen. Uebrigens zeigte sich Karls IV. eigennützige Politik auch in der Abfassung der goldenen Bulle, die bei weitem mehr die Vergrößerung seines Hauses und seiner Freunde, als die allgemeine Wohlfahrt des Reichs zur Absicht hatte. Er begünstigte die Kurfürsten und vermehrte ihre Vorrechte auf alle Weise, denn dadurch erhöhte er zugleich seine eigenen, weil er, als König von Böhmen, selbst zu den Kurfürsten ge-

hörte. Am allermeisten aber war er bedacht, die Vorrechte der Krone Böhmens festzusetzen und zu erweitern. Karl IV. entwarf unter Anderm einen Reformationsplan der Geistlichen, um bei diesen vorzüglich die Ueppigkeit und Kleiderpracht einzustellen, und um sie dazu zu zwingen, ließ er ihre Einkünfte einziehen. Beleidigt über diesen Schritt, ermahnte ihn Papst Innocenz VI., die abgenommenen oder sequestrirten Güter zurückzustellen, und schrieb den Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Bremen und Salzburg, die Sittenverbesserung der Geistlichen vorzunehmen; Karl IV. hingegen, der des Papstes Mißfallen bemerkte, ward aufmerksam und schüchtern, gab den ganzen Reformationsplan auf, und um sich mit der Geistlichkeit wieder auszusöhnen, ließ er ein neues Gesetz bekannt machen, wodurch er die Personen und Güter der Geistlichen gegen alle Unternehmungen der Weltlichen sicher stellte. War gleich Karls IV. erster Zug nach Italien unrühmlich, so ließ er sich doch nach einer zu Avignon mit dem Papste Urban V. gehaltenen Unterredung zur Demüthigung der übermächtigen Visconti im Jahre 1365 zu einem zweiten bewegen, den ihm aber die einheimischen Angelegenheiten erst nach zwei Jahren gestatteten, während welcher Zeit der Papst nach Rom zurückgekommen war. Allein er that auch dieses Mal nichts, griff nur unglücklich verschiedene Städte an, ließ sich von den Bürgern zu Siena seine zu Florenz versetzte goldene Kaiserkrone einlösen und dazu noch eine andere Geldsumme vorschießen, und kam nach Viterbo, wo ihn der Papst erwartete. Darauf ging er nach Rom voraus, empfing den Papst am Stadtthore bei der Engelsburg zu Fuß, nahm den Zügel seines Pferdes in die Hand und führte ihn so bis zur Peterskirche. Er besprach sich zwar mit dem Papste über die italienischen Angelegenheiten, ließ seine Gemahlin krönen, kam wieder nach Siena, ließ sich dort während eines Aufstandes in seinem Pa-

laste belagern und sich endlich den dadurch angethanen Schimpf mit Geldsummen bezahlen. Da also der Kaiser nichts auszurichten vermochte, so ward zwischen beiden Parteien nach gepflogenen Unterhandlungen ein Frieden geschlossen; Karl IV. aber erpreßte noch von den Florentinern, Pisanern und von der Stadt Lucca beträchtliche Geldsummen und zog damit über Bologna, Ferrara und Venedig im Heumonate des Jahres 1369 nach Deutschland zurück. Nicht zufrieden mit der glücklichen Ausführung seiner so mannichfaltigen Erweiterungsprojekte in Deutschland, lag ihm nun das Meiste daran, noch bei seinen Lebzeiten seinen Sohn Wenzel zum römischen König erwählt zu sehen; denn er wußte wohl, daß, wenn das von ihm dem böhmisch-luxemburgischen Hause verschaffte mächtige Ansehen erhalten werden sollte, nach seinem Tode kein Anderer als einer seiner Söhne den deutschen Thron besteigen dürfte. Der um das Reich so sehr verdiente Rudolph von Habsburg hatte dieses nicht erhalten können, und seine Nachfolger durften nicht einmal daran denken, ja die Kurfürsten hatten es sich zur Grundregel gemacht, keinen Sohn dem Vater, wenigstens unmittelbar, folgen zu lassen; dessenungeachtet aber leitete es Karl IV. dahin ein, daß der Papst, so sehr er sich einem Schritte widersetzte, der einen Schein der Erblichkeit in Ansehung des deutschen Reiches haben konnte, für dieses Mal gleichwohl seine Einwilligung dazu gab, ohne jedoch dadurch für's künftige ein Recht dazu einzuräumen, oder den alten Rechten nachtheilig zu sein. Mag demnach Karl IV. den Kurfürsten in seiner goldenen Bulle auch noch so sehr eingeschärft haben, ihre Stimmen unentgeltlich zur Ehre Gottes und zum Besten des Reichs zu geben, und schrieb er ihnen gleich bei jeder Wahl darüber einen strengen Eid vor, so versichern doch die damaligen Geschichtschreiber durchgehends, daß er die Stimmen der Kurfürsten nicht nur um baares Geld, wobei

30*

sie die Summe bestimmten, gekauft, sondern ihnen auch Zölle, Steuern und Reichsgüter, deren er ehedem schon viele verschleudert hatte, verpfändet, oder vielmehr auf immer überlassen habe, wodurch der ohnehin geschwächte Reichsfiskus so sehr entkräftet wurde, daß er sich nicht leicht wieder erholen konnte. Diesen Handel betrieb Karl IV. in einer Versammlung der Kurfürsten zu Biberach, und nachdem er zu Rense in Richtigkeit gebracht war, wurde neun Tage darauf der feierliche Wahltag zu Frankfurt eröffnet und auf solche Art sein ältester Sohn Wenzel, der erst 15 Jahre alt war, den 10. des Brachmonats im Jahre 1376 mit den gewöhnlichen Gebräuchen zum römischen König gewählt. Die Krönung geschah vier Wochen darnach zu Aachen durch den Erzbischof von Köln, und zu Nürnberg hielt dieser neue römische König, nach Vorschrift der goldenen Bulle, seinen ersten feierlichen Reichshof. Man machte sich von dem jungen König Wenzel große Hoffnung, fand sich aber in ihm sehr getäuscht.

Zu den letzteren Thaten Karls IV. gehörte die Ernennung des französischen Dauphins zum Reichsverweser in dem arelatensischen Königreiche, wovon bereits oben die Rede war, und weßhalb er mit seinem Sohne Wenzel eine Reise nach Frankreich gemacht hatte. Allein er war kaum nach Prag zurückgekommen, so verfiel er in ein Fieber, das bei seiner so starken Natur und bei seinem Alter so gefährlich wurde, daß er sich seinem Ende nahe sah. Er machte sich demnach zum Tode bereit und verlangte die heiligen Sakramente der Sterbenden noch bei gesunder Vernunft zu empfangen. Er befahl zugleich, die Thüren zu seinem Zimmer zu öffnen, damit ihn das Volk in den Armen des Todes sehen könnte. Er verfertigte hierauf seinen letzten Willen und erklärte seinen ältesten Sohn, den römischen König Wenzel, zum König von Böhmen; Sigmund gab er das Markgrafthum Brandenburg

und seinem jüngsten Sohne Johann die Herzogthümer Schweidnitz und Görlitz nebst der Lausitz.

Der Kaiser starb 62 Jahre alt 1378, und sein Leichnam wurde in der königlichen Gruft zu Prag beigesetzt.

Karl V. von Frankreich; Peter von Castilien; Ende Eduards III.

Als Karl V. den französischen Thron bestiegen hatte, suchte er möglichst den Mißbräuchen der früheren Regierung abzuhelfen. Bei einer schwachen Gesundheit trug er alle Bürden der Regierung; und ohne sich selbst an der Spitze der Heere zu zeigen, war er immer siegreich. Der berühmte du Guesclin, ein Ritter aus Bretagne und das Muster der Helden seiner Zeit, führte den Krieg mit einem Erfolge, der Staunen erregte.

Er schlug die Truppen des Königs von Navarra, der so oft mit dem König von Frankreich durch Verträge verbunden, aber auch eben so oft meineidig ward.

Der seit dem Jahre 1341 in Bretagne ausgebrochene Krieg, an dem die Engländer und Franzosen Antheil nahmen, und in welchem die Kriegsthaten des Ritters vor Allem glanzend wären und die Gräfinnen von Blois und Montfort sich durch persönliche Tapferkeit eben so sehr als ihre Gemahle auszeichneten, endigte sich durch den Tod des Grafen von Blois, der in einem Treffen erschlagen ward. Der König zog die allgemeine Wohlfahrt seiner Privatrache vor. Er nahm von Montfort, nunmehrigem Herzoge von Bretagne, den er sich nicht zum Feinde machen wollte, die Huldigung an. Der König von Navarra erhielt den Frieden nur durch Entsagung ungegründeter Ansprüche, deren er sich zum Vorwande bei seinen Empörungen bedient hatte.

Aber Frankreich ward noch von anderen Feinden

verheert. Eine Menge Abenteurer, größtentheils Engländer oder Gaskogner, unter denen sich sogar Männer von vornehmer Geburt befanden, waren nach dem Frieden zu Bretigni noch immer unter den Waffen geblieben. Als gierige und grausame Straßenräuber machten sie bei vollem Frieden die Drangsale und Widerwärtigkeiten des Krieges immer fortdauernd, und die Provinzen dienten nach einander ihrer wilden Raubsucht zur Beute, worüber man sich indeß nicht wundern darf, da die Soldaten überhaupt weder Gesetz, noch Kriegszucht kannten, und der berühmte englische General Tilbot sagte selbst: „Wenn der liebe Gott ein Reiter wäre, so würde er das Plündern nicht lassen können.“ Diese Banditen, die unter dem Namen der Kameradschaften oder Malandrinen bekannt sind, hatten sogar einen Prinzen von Geblüt, Jakob von Bourbon, geschlagen, der von dem vorigen Könige gegen sie ausgeschickt worden war. Es kam mehr darauf an, dieses Gesindel aus dem Lande zu entfernen, als es zu bekriegen. Die Gelegenheit zeigte sich und ward ergriffen.

Peter I., mit dem Beinamen der Grausame, seit dem Jahre 1350 König von Castilien, ein eben so wollüstiger als blutdürstiger und treuloser Tyrann, hatte die ersten Schritte seiner Regierung mit der Ermordung der Beischläferin seines Vaters, Alphons XI., bezeichnet. Heinrich, Graf von Transtamare, natürlicher Sohn des letztern Königs, stellte sich voll Rachlust und Herrschbegierde an die Spitze einer Verbindung von Mißvergnügten. Seine ersten Bemühungen waren vergeblich; er flüchtete sich darauf nach Frankreich. Daselbst war man wider Peter aufgebracht, weil derselbe seine Gemahlin, Blanca von Bourbon, bald nach der Vermählung verstoßen hatte, und sie als eine Gefangene hielt. Einige Zeit nachher ließ er sie gar hinrichten; wenigstens glaubte man solches, und sein übriges grausames Betragen

machte das Verbrechen mehr als wahrscheinlich. Er trat mit dem Könige von England in Verbindung, damit es ihm nicht an Beistand fehlen möchte; machte sich aber zugleich den König von Arragonien, Peter IV., durch einen Einfall in dessen Staaten, zum Feinde. Die Bannsprüche zweier Legaten konnten ihm zwar wenig Schrecken einjagen, entflammten aber doch ohne Zweifel den Haß der Völker gegen ihn.

Unter diesen Umständen erbot sich Heinrich von Transtamare, die Kameradschaften, die Frankreich plünderten, in seinen Sold zu nehmen. Man willigte mit Freuden ein, und du Guesclin übernahm die Anführung derselben. Er suchte ihre Oberhäupter auf, und ermunterte dieselben zu dieser Unternehmung durch Beweggründe der Religion, er stellte ihnen die Hölle vor, deren sie sich schuldig gemacht hätten, und das Paradies, das sie zu gewinnen suchen müßten; er gab diesen Gründen das größte Gewicht durch Hoffnung der Beute, und machte sich anheischig, ihnen sogar von dem Papste zu Avignon eine ansehnliche Geldsumme zu verschaffen. Die Straßenräuber waren mit Bannflüchen belegt; Innocenz VI. hatte einen Kreuzzug gegen sie ausgeschrieben, sie wünschten eben so sehr Absolution zu erhalten, als Geld zu erpressen und überließen sich daher der Anführung des du Guesclin. Dieser Feldherr hielt ihnen sein Wort. Bei einem Durchzuge durch das Gebiet Urbans V., der nach Innocenz auf dem heiligen Stuhle saß, verlangte er von diesem Papste 100,000 Franken und Absolution für die Kameradschaften.

Indem man noch unterhandelte, verwüsteten sie die Felder und bedroheten die Stadt. Der Papst sah sich genöthigt, ihnen das Geld zu zahlen und die Absolution zu ertheilen. Da man das Geld von den Einwohnern erhob, so verlangte du Guesclin, daß der päpstliche Hof und die Geistlichkeit ihnen den Vorschuß wieder abtragen sollten; und auch darin mußte

der Papst gehorchen. Dieser Zug schildert besser als ein anderer die Sitten der damaligen Krieger, die, um Absolution zu erzwingen, Alles für erlaubt hielten.

Da Peter der Grausame, der König von Arragonien, den Grafen von Transtamare, der bereits zum Könige von Castilien ausgerufen war, die Fremden und fast alle seine Unterthanen gegen sich in den Waffen sah, so flüchtete er sich zu dem berühmten Prinzen von Wales, dem Eduard III. das Fürstenthum Guienne verliehen hatte. Der Held erklärte sich für seinen Beschützer, ging über die pyrenäischen Gebirge, gewann über Heinrich die Schlacht bei Navarette, machte du Guesclin, dessen Rath man nicht befolgt hatte, zum Gefangenen, und setzte endlich den König wieder auf den Thron. Er selbst erfuhr bald die Treulosigkeit dieses Tyrannen, der ihm versprochen hatte, seine Truppen zu bezahlen und ihn wieder in Besitz von Biscaya zu setzen. Beides blieb unerfüllt, aber der Tyrann ward bald dafür bestraft. Transtamare, der nach Frankreich geflüchtet war, kam mit neuer Hülfe zurück. Du Guesclin, der Gefangenschaft entlassen, führte ihm Hülfe zu. Peter ward im Jahre 1369 überwunden. Man nahm ihn gefangen und führte ihn zu seinem Bruder, der ihn blos als den Mörder seiner Familie betrachtete, und so viele schreckliche Auftritte mit einem Brudermorde endigte.

Obschon Heinrich nur ein natürlicher Sohn war, so behauptete er sich doch auf dem Throne, und brachte denselben auf seine Abkömmlinge. Der König von Portugal und der Herzog von Lancaster, Sohn Eduards III., machten, doch ohne etwas ausrichten zu können, darauf Ansprüche, der Erste wegen seiner Großmutter, und der Andere wegen seiner Gemahlin. Transtamare blieb unter dem Namen Heinrich II. König von Castilien.

Während dieses spanischen Krieges erntete das ruhige Frankreich die Früchte einer weisen Regierung ein. Die Münzen hatten wieder ihren rechten Gehalt, der Ackerbau blühte und verbreitete Ueberfluß, die Auflagen waren vermindert, der Handel ermuntert, und je glücklicher sich die Nation fühlte, desto mächtiger war der König, der auf die Wiedereroberung der unter der vorigen Regierung eingebüßten Provinzen dachte. Verschiedene Beeinträchtigungen des Friedens zu Bretigni konnten diese Unternehmungen rechtfertigen. Die wechselseitigen Verzichte, worüber man einig geworden war, waren noch nicht in Ausführung gebracht, obschon Johann dem Könige Eduard deswegen sehr angelegen hatte. Eduard würde aller Wahrscheinlichkeit nach bei günstigen Zeiten seine Ansprüche auf die Krone wieder erneuert haben; Karl fand eine günstige Gelegenheit, seine alten Lehensherrschaftsrechte geltend zu machen, und er wußte diese Gelegenheit geschickt zu benutzen.

Der Prinz von Wales, von einem schleichenden Fieber angegriffen, und an Gelde erschöpft durch den castilianischen Krieg und durch die Pracht seines Hofes, schrieb in seinen Provinzen eine Steuer von 20 Sous auf jede Feuerstätte aus. Darüber murrte der Adel und beklagte sich deswegen bei dem französischen Hofe. Der Adel war noch außerdem mit dem König von England mißvergnügt, weil derselbe in der Trunkenheit seines Glückes und seiner Lustbarkeiten weder darauf dachte, ihre Herzen zu gewinnen, noch auf die Zukunft zu sehen. Karl V. nahm die Appellation an, und lud als Lehensherr den Prinzen von Wales vor den Hof der Pairs. Dieser antwortete, er würde sich einstellen, aber an der Spitze von 60,000 Mann. Alsbald brach der Krieg aus, in welchem die französischen Truppen allenthalben siegreich waren. Man erklärte darauf die Länder, welche Eduard III. und sein Sohn im Königreiche besaßen, für eingezogen. Dies

würde eine Thorheit gewesen sein, wenn man sich nicht fähig gehalten hätte, dieses Endurtheil mit den Waffen zur Ausführung zu bringen.

Bei dem heißen Verlangen der Unterthanen, wieder unter die Herrschaft des Königs von Frankreich zu kommen, fand man um so viel weniger Widerstand, da der Hof zu London keine Angriffe vermuthet hatte. Eduard erwachte aus seinem Schlummer, und schickte Truppen ab, die wirklich bis in das Herz von Frankreich drangen. Aber du Guesclin, der ohne Ränke zum Konnetable erhoben war, schlug und zerstreuete sie allenthalben. Zu gleicher Zeit that die castilianische Flotte Karl V. nützliche Dienste. Der arglistigen Verleitungen des treulosen Königs von Navarra ungeachtet, blieb Heinrich II. (Transtamare) einer Krone ergeben, der er so viel zu danken hatte. Eduard hatte bereits im Jahre 1373 alle eroberten Provinzen bis auf Calais eingebüßt. Er verlor seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, einen berühmten Helden, der selbst von seinen Feinden hochgeschätzt ward. Er selbst starb bald nachher im Jahre 1377, als der Sklave einer Beischläferin, die den Ruhm seiner 50jährigen Regierung verdunkelt hatte.

Bei den größten Fähigkeiten des Herzens und des Verstandes bewirkte Eduard III. durch seine grenzenlose Ehrsucht viel Böses, viel vergebliches Blutvergießen und viel anderes Elend und Jammer, welches von der Kriegslust unzertrennlich ist. Das Parlament erhielt große Gewalt, weil er dessen Unterstützung bedurfte. Es beklagte sich oft über den Mißbrauch der königlichen Macht, und um das Murren zu stillen, bestätigte der König den großen Freiheitsbrief zwanzigmal. Unter seiner Regierung ward der Gebrauch der französischen Sprache in öffentlichen Urkunden abgeschafft. Der Drohungen Innocenz VI. ungeachtet, hörte man auf, dem Papste den sonst gewöhnlichen Tribut zu zahlen. Das Parlament erklärte, König

Johann habe sich ohne Einwilligung der Nation nicht lehenspflichtig und zinsbar machen können, und England erhob laute Klagen gegen den römischen Hof, dessen Auflagen, wie man sagt, fünfmal mehr betrugen, als die Subsidien, die dem König ausgezahlt wurden. Diese Gährung mußte freilich einstens eine schreckliche Bewegung verursachen.

Richard II., Sohn des Prinzen von Wales, bestieg den Thron; weil er aber noch minderjährig war, so war die königliche Gewalt in den Händen seiner Oheime, der Herzoge von Lancaster, von York und von Glocester. Diese stürmische Regierung trug die Keime zu einer Staats-Revolution.

Wir nahen uns jetzt dem Ende Karls V. und sehen ihn — so wankend und unbeständig ist die menschliche Weisheit — einen großen Fehler begehen. Nachdem der Herzog von Bretagne (Montfort) mit den Engländern in Verbindung getreten war, und ihnen Brest, so wie der König von Navarra Cherbourg überlassen hatte, ward er bald seiner Staaten beraubt und die Flucht zu nehmen genöthigt. Der König von Navarra hatte einen sehr arglistigen Entwurf zur Vergiftung des Königs Karl V. gemacht. Weil aber dieses abscheuliche Vorhaben entdeckt ward, so suchte er in der Verlegenheit, in welche er sich gebracht hatte, Hülfe bei den Engländern, und diese drangen darauf, daß er ihnen die Stadt Cherbourg, die stärkste, fast einzige Festung, die er in der Normandie besaß, abtreten mußte. Der König von Frankreich hegte die Hoffnung, Bretagne durch einen Machtspruch wieder mit der Krone vereinigen zu können. Er lud den Herzog vor den Hof der Pairs, und ließ, ohne ihm die Vorladung einhändigen zu lassen und einen Geleitsbrief auszufertigen, sein Herzogthum einziehen. Die Bretagner, vorher aufgebracht gegen ihren Herzog, den sie haßten, erklärten sich nunmehr für ihn, riefen ihn zurück und vertheidigten ihn. Der

Verdruß, falsche Maßregeln ergriffen zu haben, machte den König geneigt, einer Verleumdung Gehör zu geben. Hintergangen von einem Hofmanne, kam er auf den Argwohn, daß du Guesclin mit Montfort ein heimliches Einverständniß habe; aber die Prinzen und Herren selbst zerstreueten diese Wolken. Der Konnetable kam wieder an den Hof, wo er nicht mehr erscheinen wollte. Ihm ward die Führung eines Heeres wider die Engländer anvertraut, und er starb im Jahre 1380 an einer Krankheit.

Du Guesclin belagerte Chateauneuf de Randan, als er von einer tödtlichen Krankheit befallen ward, und mit der ganzen Würde eines Helden starb. Die Ehre, die ihm im Tode selbst von den Feinden erwiesen ward, verdient insbesondere bemerkt zu werden. Die belagerten Engländer hatten versprochen, sich dem Konnetable zu ergeben, wenn sie in einer bestimmten Zeit keinen Ersatz erlangen würden. Ob er nun schon unterdessen starb, so begab sich gleichwohl der englische Befehlshaber mit seinen Leuten in das Zelt des Verstorbenen, kniete vor dem Sarge desselben nieder, und legte die Schlüssel der Festung auf den Sarg.

Karl der Weise überlebte ihn nur wenige Monate. Dieser Fürst zeigte sich als eines der größten Muster in der Regierungskunst. Durch seine Klugheit, Oekonomie und Staatseinsichten stellte er Alles wieder her; er brachte, und zwar dadurch, daß er dem Volke Erleichterung verschaffte, einen Schatz zusammen; er hatte eine ansehnliche Flotte und gegen fünf Heere auf den Beinen, da er doch beim Antritte seiner Regierung Mühe hatte, 1200 Mann zusammen zu bringen; er that der Zügellosigkeit der Truppen Einhalt, die oft in Friedenszeiten mehr Gefahr drohten, als im Kriege Nutzen verschafften; er ehrte und belohnte jede Art von Verdienst, selbst die Künste und Wissenschaften, die nur eben hervorzukeimen begannen;

er war voll Eifer für die guten Sitten, und ermunterte dazu durch das Beispiel seiner Tugenden. Mit einem Worte, sein Grundsatz war: „das Glück der Könige bestehe in der Macht, Gutes zu thun;" und er befolgte diesen vortrefflichen Grundsatz.

Spanien war während dieser Epoche eben so wie früher von Unruhen, Kriegen und Aberglauben heimgesucht. Ein König von Portugal, Dionysius I., ward mit dem Banne belegt, weil er einige Geistliche, die als Mitverschworne an der Empörung seines Sohnes Antheil gehabt hatten, in's Gefängniß hatte legen lassen. Die christlichen Könige traten manchesmal wider die Mauren mit einander in Verbindung; aber weit öfter überließen sie sich gegen einander der Wuth der Zwietracht. Die Castilianer nahmen Gibraltar ein, und wurden wieder daraus vertrieben. Alphons XI., König von Castilien, regierte rühmlich; dagegen war sein Thronfolger, Peter der Grausame, ein Ungeheuer, das Alles um sich her erwürgen wollte. Karl der Böse, König von Navarra, bewies mehr in Frankreich als im eignen Reich, daß er diesen Beinamen verdiente.

Peter IV., König von Arragonien zu derselben Zeit, war ein Tyrann seines Volkes. Während allenthalben Blut und Thränen flossen, kramten die Fürsten ihre Pracht in den Turnieren und in unnützen Geprängen aus. Diese Prachtliebe war lange Zeit für Spanien von schädlichen Folgen.

Die Stadt Algeziras ward im Jahre 1342 von den Castilianern belagert, und vertheidigte sich bis 1344. Das kam daher, weil die Mauren sich bereits der Donnerbüchsen bedient haben sollen, deren Gebrauch den Christen noch eine unbekannte Sache war. Wahrscheinlich war diese Erfindung ein Werk der Mauren, weil die Geschichte zuerst hier derselben gedenkt. Man behauptet, daß die Engländer sich derselben im Jahre 1346 in der Schlacht bei Creci bedient

haben. Doch ist Beides ungewiß. Roger Bacon hatte vielleicht ungefähr ein Jahrhundert zuvor das Schießpulver erfunden; aber daraus erfolgt nicht, daß er auch das schwere Geschütz erfunden habe. Denn die Chinesen machten schon seit verschiedenen Jahrhunderten Schießpulver, ohne gleichwohl von Feuerröhren den geringsten Begriff zu haben. Barthold Schwarz, ein deutscher Franziskanermönch, soll gleichfalls im Anfange der Regierung Karls IV. das Schießpulver erfunden haben. Seltsam genug, daß man den Erfinder eines Geheimnisses, das der Kriegskunst eine ganz andere Gestalt gegeben hatte, nicht mit Gewißheit zu nennen weiß.

Das Papstthum im vierzehnten Jahrhundert; vierzehnjährige Kirchenspaltung durch zwei Päpste; Begebenheiten in Frankreich und England.

Sieben französische Päpste, Klemens V., Johann XXII., Benedikt XII., Klemens VI., Innocenz VI., Urban V. und Gregor XI., regierten zu Avignon, wohin im Jahre 1309 der heilige Stuhl verlegt ward.

Dies mußte die Römer auf's höchste schmerzen und empören. So sehr sie sich auch vor Unterwürfigkeit scheueten, so wollten sie doch den Papst bei sich haben, entweder weil durch seine Gegenwart viel Geld herbeigezogen wurde, oder weil sie mit ihren eigennützigen Absichten auch religiöse Beweggründe verbanden.

Der römische Hof hatte durch seine unüberlegte Habsucht und durch seine offenbare Tyrannei die Geistlichkeit fast in allen Ländern zum Hasse wider sich gereizt; daher standen denn eine Menge Lehrer gerüstet, um sich bei der ersten Gelegenheit gegen denselben zu erklären.

Die große occidentalische Trennung vermehrte die Unordnungen, und beschleunigte folglich die Revolution in der Kirche, der man allein durch eine tief forschende und standhafte Weisheit hätte vorbeugen können. Urban V. begab sich den Römern zu Gefallen 1367 nach Rom.

Bald nach seiner Ankunft daselbst ward er des dortigen Aufenthaltes müde; er kam im Jahre 1370 nach Avignon zurück, wo er im folgenden Jahre darauf starb. Sein Nachfolger, Gregor XI., ward durch sonderbare Umstände zu dem Entschlusse gebracht, nach Italien zu reisen. Die Florentiner hatten wider die Statthalter, die der Papst nach Florenz schickte, ein Bündniß errichtet.

Sie wurden durch Bannsprüche und demnach durch ein Heer, das ihrem Handel vielen Schaden brachte, für jenen Schritt bestraft. Sie bequemten sich zu Friedensvorschlägen und ließen dieselben durch die heilige Katharina von Siena, eine Nonne, die sich der Offenbarung rühmte, dem Papste vorlegen.

Man glaubt, daß dieses Weib auch den Papst dahin vermocht habe, seine Residenz auf immer in Rom zu nehmen. Gregor kam im Jahre 1377 dahin, nachdem die Römer versprochen hatten, ihn in die Rechte der völligen Oberherrschaft dieser Stadt zu setzen und ihm den Huldigungseid zu schwören. Er lernte bald aus der Erfahrung, daß weder die Römer, noch die Florentiner sich zur Unterwürfigkeit verstehen wollten. Voll Verdruß entschloß er sich Italien zu verlassen, starb aber daselbst, und machte sich selbst Vorwürfe, daß er den Rath gewisser Personen befolgt hatte, die, wie er sagte, unter dem Vorwande der Religion ihre Träumereien und Hirngespinnste mittheilten. Die heilige Brigitte von Schweden, eine Nonne in Rom, hatte gleichfalls wirksam daran gearbeitet, den Papst von Avignon nach Rom zu ziehen.

Elf Tage nach dem Ableben Gregors XI. geschah die unglückliche Wahl, die eine vierzehnjährige Trennung veranlaßte. Die Römer hielten das Conclave belagert, verlangten im vollen Tumulte einen Papst von ihrer Nation, und bedroheten die Kardinäle mit Gewaltthätigkeiten, wenn sie nicht eilten, ihren Wünschen ein Genüge zu leisten. Man erwählte den Erzbischof von Bari, der unter dem Namen Urban VI. berühmt ist, und machte jene Erwählung als ein Werk des heiligen Geistes öffentlich bekannt. Man gehorchte ihm drei Monate lang als rechtmäßigem Papste. Sechs zu Avignon zurückgebliebene Kardinäle erkannten ihn eben so wohl, als die Andern. Aber sein stolzer Geist, seine Härte, seine unbesonnene, übel angebrachte Strenge machten ihn bald so verhaßt, daß die Kardinäle nach Anagni entwichen, die Wahl für erzwungen und nichtig erklärten, zu Fondi im Königreiche Neapel eine neue Wahl anstellten, und Robert, Sohn des Grafen zu Genf, einen Anverwandten und Bundesgenossen der größten Fürsten, zum Papste erwählten, der den Namen Klemens VII. annahm. Die drei einzigen Italiener, die in dem heiligen Kollegium waren, hatte man betrügerischerweise dadurch in das Conclave gelockt, daß man jedem derselben insbesondere die päpstliche Würde versprochen hatte.

Wer von beiden Päpsten der wahre und rechte sei, das war jetzt eine schwer zu entscheidende Frage. Karl V. in Frankreich stellte erst eine lange Untersuchung an, ehe er sich für Klemens erklärte. England, das römische Reich und die übrigen Staaten waren für Urban. Eine solche Spaltung wäre, wenn es auch an andern Ursachen zum Zwiespalte gefehlt hätte, schon allein hinreichend gewesen, die Gemüther gegen einander zu erbittern.

Diese beiden Päpste ließen es nicht an Flüchen und Bannsprüchen fehlen, sie bekriegten einander wüthend, sie beunruhigten alle Gewissen und alle Staaten, und

ein Jeder zählte in seiner Partei Heilige, deren Offenbarungen und Wunder man als Beweise der guten Sache rühmte. Katharina von Siena schrieb allenthalben hin zum Besten Urbans. In einem Briefe an den König von Frankreich nannte sie die Kardinäle, die es mit Klemens hielten, eingefleischte Teufel. Ein so großes Ansehen erheischte ein Gegengewicht, und man setzte ihm andere Gründe von gleicher Stärke entgegen. Aber das größte Wunder wäre gewesen, wenn man in dieser Sache kaltblütig verfahren wäre.

Die päpstlichen Heere kämpften in Italien mit verschiedenem Erfolge. Klemens, der Rom eingenommen hatte, ward von dem Römern verjagt, und nahm seinen Sitz zu Avignon, um Frankreich zu verderben. Urban bediente sich seines Sieges als ein Tyrann. Die Königin von Neapel, Johanna I., die sich gegen Urban erklärt hatte, erfuhr bald seine Rache. Er erklärte dieselbe für ketzerisch und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, setzte sie ab und verschenkte das Königreich an Karl von Durazzo, einen Vetter dieser Königin. Auch verkaufte er die Kammergüter der Kirche und die heiligen Gefäße, um diesem Prinzen die Eroberung des Königreichs zu erleichtern, nachdem derselbe versprochen hatte, Capua an Franz Prignano, einen Neffen Urbans VI., abzutreten. Der stolze Papst ließ sich mehr das Glück seines Neffen, als jede andere Sache angelegen sein.

Johanna hatte, ob sie gleich jetzt zum vierten Male vermählt war, keine Kinder. Sie wünschte sich einen Erben, der sich vertheidigen könnte, und nahm daher Ludwig, Herzog von Anjou, Bruder Karls V., an Kindesstatt an. Aber der Tod des Königs von Frankreich, der noch in demselben Jahre, nämlich 1380, erfolgte, verursachte, daß sich die erwartete Hülfe verzog. Durazzo kam mit einem Heere an. Urban hatte ihm dadurch, daß er ihn zu Rom krönte

und in Neapel Zwiespalt hervorrief, den Weg gebahnt. Otto von Braunschweig, Gemahl der Königin, ward geschlagen und gefangen genommen. Sie ward genöthigt, sich zu ergeben. Der Sieger fragte den König von Ungarn, Ludwig, um Rath, was nun mit dieser unglücklichen Königin weiter anzufangen sei. Die Antwort hieß, sie müsse desselben Todes sterben, dessen ihr erster Gemahl, Andreas von Ungarn, gestorben wäre. Johanna ward also im Jahre 1382 erstickt oder erdrosselt.

Inzwischen hatte sich der Herzog von Anjou des von Karl dem Weisen gesammelten Schatzes bemächtigt. Er beherrschte einige Monate lang, unter dem Namen eines Regenten, das Königreich, und beschwerte das Volk zum Behufe seines Feldzuges nach Italien mit Auflagen. Nachdem er von dem Papste zu Avignon mit Neapel war belehnt worden, zweifelte er keineswegs, daß seine großen Zurüstungen ihn des Thrones versichern würden. Er fand aber an dessen Statt sein Grab in Apulien. Sein Heer ward daselbst von Mangel, von Krankheit und von dem Schwerte der Feinde fast gänzlich aufgerieben. Die Rechte dieses zweiten Hauses Anjou auf Neapel brachten noch in der Folge viel Unglück über Frankreich. Man suchte sie aus Ehrsucht zu behaupten, und verfehlte aus Mangel an Klugheit jedesmal seinen Zweck.

Nachdem Durazzo seine königliche Macht in Neapel befestigt sah, war er weit davon entfernt, sein zum Besten des Prignano gegebenes Versprechen in Erfüllung zu bringen. Urban drang in ihn, und drohte ihm sogar. Eben so unvorsichtig als gebieterisch legte er selbst einen persönlichen Besuch bei Karl von Durazzo ab, um mit ihm in Unterhandlung zu treten, oder ihm vielmehr zu gebieten. Dieser hielt zwar, wie es gebräuchlich war, den Zaum des Pferdes, nahm aber gleich darauf den Papst in Verhaft. Auf eine scheinbare Aussöhnung erfolgte ein gänzlicher

Bruch. Urban, der in der Stadt Nocera belagert ward, zeigte sich täglich dreimal am Fenster, und sprach, mit einer Wachsfackel in der Hand, unter dem Geläute der Glocken den Bann über den König und seine Truppen aus. Er ließ seine Wuth an fünf oder sechs Kardinälen aus, die er im Verdacht einer Verrätherei hielt, weil sie ihn zum Frieden ermahnt hatten. Er ließ sie auf's grausamste foltern. Bei der peinlichen Frage des Kardinaldechants war er selbst zugegen, und verrichtete das Amt der Inquisition. Nach so vielen Gewaltthätigkeiten flüchtete er nach Genua, hatte die halb todten Kardinäle in seiner Begleitung und ließ sie ermorden, um ihrer los zu werden. So behauptete ein Wütherich die päpstliche Würde, während ein anderer Papst seiner Raubsucht keine Grenzen setzte.

Karl von Durazzo hielt sich nicht lange auf dem mit Blut befleckten Throne. Ludwig von Ungarn war ohne männliche Leibeserben verstorben, und die Ungarn hatten seine Tochter, unter dem Namen Königin Maria, für seine Thronerbin anerkannt. Dieses damals noch wilde Volk unterwarf sich einer Person weiblichen Geschlechts aus keiner andern Ursache, als aus Achtung gegen das Andenken Ludwigs. Da der weibliche König noch minderjährig war, so herrschte dessen Mutter, oder überließ vielmehr die Regierung einem der Großen. Der Adel, der vom Murren bald zur Empörung überging, bot dem Könige von Neapel, der mit dem regierenden Hause verwandt war, die Krone an.

Dieser nahm, trunken von seinem Glücke, dieses Anerbieten an, ohne auf die klugen Gegenvorstellungen seiner Gemahlin zu achten. Er begab sich unter dem Scheine eines freundschaftlichen Besuches nach Ofen, ward wirklich gekrönt, aber auch wenige Monate hernach im Jahre 1386 ermordet. Die Ungarn, die ihre Empörung bereueten, riefen auf's Neue Maria und deren Gemahl, Sigismund, Sohn

des Kaisers Karl IV., der nachmals selbst Kaiser ward, zum König aus. Der junge Ladislaus, Karls von Durazzo Sohn, folgte diesem seinem Vater auf dem neapolitanischen Throne, und zwar mit Bewilligung Urbans, dem man alle Ländereien versprach, die er für seine Verwandten verlangen würde. Auf der andern Seite belehnte der Papst Klemens Ludwig II., Sohn des Herzogs von Anjou, mit Neapel, was einen neuen Krieg veranlaßte.

England und Frankreich waren damals in einem bejammernswürdigen Zustande. Man sah da nichts als Zwiespalt und Verwirrung. Die Oheime Richards II., die das Regierungsruder in Händen hatten, ließen sich das Wohl des Staates weniger, als ihre eigenen Vortheile angelegen sein. Im Jahre 1381 empörte sich das Landvolk wegen einer neuen Auflage mit großer Wuth. Die Bauern waren vornämlich von einem Franziskaner, einem schwärmerischen Prediger, aufgewiegelt worden.

Die Rebellen begingen in London selbst die schrecklichsten Gewaltthätigkeiten, sie wurden jedoch, so wie die Jacques in Frankreich, bald zum Gehorsam gebracht, weil es ihnen an einem Anführer und an Kriegszucht fehlte.

Die Schwäche des Königs von England, seine unüberlegte Gefälligkeit gegen seine Lieblinge und der ungestüme Eifer, womit er sich von dem Joche seiner Oheime loszumachen suchte, setzte ihn noch größeren Stürmen aus. Man nahm ihm alle königliche Gewalt, verurtheilte seine Minister und ließ sie hinrichten. Nachdem er endlich 22 Jahre alt geworden war, erklärte er sich für mündig, allein man arbeitete bereits an seinem Sturz.

In Frankreich herrschten nach Karls V. Tod Ränke und Kabalen. Die Herzoge von Anjou, von Berry und Burgund, Brüder des verstorbenen Königs

und Oheime des jungen Karl VI., wurden durch ihre unersättliche Raubsucht Unterdrücker des Volks. Der König führte Krieg in Flandern, wo das Volk sich wider seinen Fürsten, den Schwiegervater des Herzogs von Burgund, empört hatte. Nachdem er die Flamländer im Jahre 1382 bei Rosbec geschlagen hatte, wollte er die Pariser auf's ernstlichste bestrafen oder er überließ sie vielmehr der unumschränkten Gewalt seiner Oheime, die ihm selbst Gesetze vorschrieben. Während des verderblichen Feldzugs des Herzogs von Anjou in Italien machte man zwecklose Zurüstungen wider England.

Zu einer Landung in England ließ Karl VI. zu Sluis eine solche Menge Schiffe ausrüsten, daß er mit denselben, wie es hieß, eine Brücke über das Meer von Frankreich bis nach England hätte schlagen können. Da nun viele dieser Schiffe mit Bauholz beladen wurden, um davon an dem feindlichen Ufer Wohnungen für die Soldaten aufzurichten, so ward damals allenthalben von der hölzernen Stadt gesprochen, die man zu Sluis bauete und nach England führen wollte. Die Unternehmung schlug gänzlich fehl, weil der Herzog von Berry — der, wie man glaubte, um die Landung zu hintertreiben, von England ansehnliche Geldsummen erhalten hatte — mit seinen Truppen erst so spät auf dem Sammelplatz ankam, daß die Witterung bereits stürmisch ward, und die Aequinoctial-Winde den größten Theil der Flotte mit allen Magazinen zu Grunde richteten.

Karl der Böse von Navarra wollte die ganze königliche Familie vergiften, aber das abscheuliche Geheimniß ward entdeckt. Dieses Ungeheuer starb durch einen Zufall, den man als eine sichtbare Strafe des Himmels ansehen konnte. Er verbrannte durch die Unvorsichtigkeit eines Kammerdieners in einem mit Branntwein getränkten Tuche, in das er sich hatte einnähen lassen, um seinen entnervten Körper zu

stärken, mehrere Tage brachte er noch unter den schrecklichsten Schmerzen zu, ehe er den Geist aufgab.

Karl VI. übernahm 1388 die Regierung von Frankreich, war aber nicht dazu geschaffen, den Uebeln und Mißbräuchen, die das Land drückten, abzuhelfen.

Die Spaltung der Kirche war nicht die geringste Geißel der Nationen. Urban VI. hatte einen Kreuzzug wider Klemens und die Klementiner ausgeschrieben. Ein englischer Bischof, der als Feldherr den Kreuzzug anführte, war in Flandern eingefallen, obschon Flandern urbanistisch war, und wurde von Karl VI., als Schutzherrn des Grafen, seines Vasallen, daraus vertrieben. Auf der andern Seite gab Klemens zur Unterhaltung seines Hofstaates, der aus 36 Kardinälen bestand, die französischen Kirchen der Plünderung preis.

Ein von ihm bevollmächtigter Mönch trieb die Hälfte der Einkünfte von allen Pfründen ein, und hatte Befehl, einem Jeden, der sich ihm widersetzen würde, seine Pfründe zu nehmen. Die Klagen der Geistlichkeit, insbesondere der Universität, erzwangen ein Edikt wider diese Gewaltthätigkeit. Der König aber schickte den ersten Präsidenten an den Papst und stattete selbst einen persönlichen Besuch zu Avignon bei ihm ab, ohne Zweifel, um entweder seinen Unwillen, oder seinen Schmerz zu besänftigen.

Urban starb 1389. Die italienischen Kardinäle gaben ihm in der Person Bonifacius IX. einen Nachfolger. Die ärgerlichen Auftritte erneuerten sich. Sie dienten wenigstens dazu, Karl VI. von dem unsinnigen Entwurfe eines Kreuzzuges wider die Türken zurückzuhalten, indem man ihm vorstellte, daß es besser sei, wider die Schismatiker die Waffen zu führen. Er faßte also den Entschluß, nach Italien zu gehen, um dasselbe dem französischen Papste unterwürfig zu machen. Dieses Vorhaben, das beinahe eben so unvernünftig als das erstere war, blieb gleichfalls un=

ausgeführt, da Karl VI. wahnsinnig wurde und 30 Jahre, jedoch mit lichten Zwischenräumen, in diesem Zustand blieb, der, wenn seine Vernunft zurückkehrte, ihn das Schreckliche desselben empfinden ließ. Während seines Wahnsinns gerieth der König in Raserei, so oft er seinen Namen nennen hörte. Die Königin konnte er am wenigsten ausstehen. Die Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Orleans, Valentina von Mailand, war die einzige Dame, die er um sich leiden konnte. Er nannte sie seine vielgeliebte Schwester. Daher glaubte man, die Herzogin habe ihn bezaubert.

Die Herzoge von Berry und Burgund übernahmen die Regierung des Reichs; man hatte sie in Verdacht, den Wahnsinn des Königs befördert zu haben.

Der König von England, der sich beständigen Empörungen blosgestellt sah, und die Unglücksfälle Frankreichs zu seinem Vortheile zu nützen unfähig war, wünschte sich mit Karl VI. zu vereinigen. Er verlangte und erhielt dessen Tochter Isabella zur Gemahlin, schloß einen Waffenstillstand auf 28 Jahre, und gab die unter der letzten Regierung an England ausgelieferten Städte Brest und Cherbourg gegen eine Summe Geldes zurück. Die beiden Könige hielten eine persönliche Zusammenkunft, um an der Beendigung der Trennung zu arbeiten. Dieses war der Wunsch der ganzen christlichen Welt. Allein das Unternehmen scheiterte an der Halsstarrigkeit der Päpste.

Klemens, der sich das Ansehen gab, als ob er sich eifrig nach dem Frieden sehnte, war nicht weniger eigensinnig in Behauptung seiner Würde. Er trieb unabläßig die Einkünfte der Kirchen ein. Die Universität zu Paris, die immer mächtiger wurde, die selbst bei seinen Räubereien litt und sich außerdem die öffentliche Bedrängniß zu Herzen gehen ließ, schlug drei Mittel zur Vereinigung vor: beide Päpste sollten

entweder ihre Würde schlechterdings niederlegen, oder sich durch ein Kompromiß dem Urtheile einiger zu Schiedsrichter erwählten Personen unterwerfen, oder endlich Alles auf den Ausspruch einer allgemeinen Kirchenversammlung ankommen lassen. Da der König, oder vielmehr der Herzog von Berry, auf diese Vorstellungen nicht achtete, so schloß die Universität ihre Schulen. Solch ein aufrührerisches Betragen hielt dieselbe für rechtmäßig, wenn sie mißvergnügt war, und die Gewalt der Mißbräuche war so groß, daß ihr solches fast immer gelang. Der Aufsatz, den dieselbe nebst einem sehr derb abgefaßten Briefe an Klemens VII. schickte, verursachte dem Papste eine so tödtliche Kränkung, daß er bald nachher starb.

Die Kardinäle zu Avignon hatten sich im Conclave insgesammt, und jeder insbesondere, eidlich verpflichtet, daß der Neuerwählte der päpstlichen Würde entsagen sollte, wenn solches von den Meisten zur Aufhebung der Trennung für nöthig erachtet würde. Peter Luna oder von Luna, aus Arragonien, wurde unter dem Namen Benedikt XIII. erwählt. Als Legat zu Paris und in Spanien hatte er seine Ehrsucht unter der Maske des Eifers zu verbergen gewußt, die er fallen ließ, nachdem er die dreifache Krone erhalten hatte. Man ließ sich durch seine anfänglichen Aeußerungen hintergehen; man glaubte ihn aufrichtig zum Frieden geneigt, und in dieser Voraussetzung wurde er mit Freuden als Papst anerkannt. Aber vergeblich kamen drei französische Prinzen von Geblüt, in Begleitung von Prälaten und Lehrern, an seinen Hof, um ihn zu dem einzigen Schritte, den man damals für dienlich hielt, zur Niederlegung seiner Würde, zu bewegen; umsonst erklärten die Kardinäle dieses Mittel für das schicklichste. Er sagte in einer Bulle, daß die Abtretung der päpstlichen Würde eine Neuerung wäre, wodurch er sich zu versündigen fürchte. Nie wollten weder er, noch Bonifacius,

der dringenden Vorstellungen der Könige ungeachtet, ihren Stolz dergestalt beugen, daß sie ihre Würde aufopferten, und ihrer Erklärung nach folgten sie blos der Stimme der Religion und ihrer Pflicht.

Hätten die Fürsten Einsicht und Muth gehabt, so wäre nichts leichter gewesen, als diesen gordischen Knoten zu zerhauen. Dies that man in Frankreich 1397 in einer Nationalversammlung, in welcher man sich für neutral erklärte. Die Folgen davon waren: die Ertheilung der Pfründen nach sonst gewohnter Weise, das Verbot, an Benedikt XIII. Geld auszuzahlen und ihm in irgend einem Stücke Gehorsam zu leisten; und der Befehl an alle königlichen Unterthanen, sich von seinem Hofe zu entfernen. Die gallikanische Kirche stand jetzt, wie ehemals, unter ihren eigenen Bischöfen. Aber diese Verfassung, so vernünftig sie auch war, hatte nur eine sehr kurze Dauer. Einige von den Großen und der Geistlichkeit verwarfen dieselbe, vielleicht nur darum, weil sie von den andern gut geheißen war. Die Universität zu Toulouse insonderheit sah das, was die Universität zu Paris für sehr gut hielt, als ein Aergerniß an. Außerdem verblendete der Aberglaube die Welt so sehr, daß, wider das ausdrückliche Verbot des Königs, große Haufen der Franzosen im Anfange des Jahrhunderts nach Rom liefen, um von Bonifacius IX., den doch die Nation nie für einen Papst erkannt hatte, den Jubelablaß zu erhalten.

Benedikt kam nach einer Belagerung zu Avignon einige Zeit in Gefangenschaft, allein die Castilianer und die Franzosen unterwarfen sich wieder seinem Gehorsam, und dieser Triumph machte ihn nur noch unbiegsamer.

Die deutschen Kaiser Wenzeslaus und Ruprecht.

1378—1419.

Nach dem Tode Karls IV. schien dessen Sohn Wenzel sich mit allem Fleiß der Regierung annehmen zu wollen. Sein erstes Geschäft war, bei der damaligen Kirchenspaltung gegen den Papst Klemens VII. Urban VI. zu schützen, was er auf dem Reichstage zu Frankfurt beschloß, wo er zugleich den Landfrieden einführte. Allein er selbst streuete Samen zum Mißtrauen aus, indem er an Leopold, Herzog von Oesterreich, die Landvogtei in Ober- und Niederschwaben verpfändete, gegen welches Verbindungen zwischen den Fürsten und gegen diese wieder andere der Städte unter einander entstanden, von welchen Uneinigkeiten es zu öffentlichen Feldschlachten kam, worin die Städte den Kürzern zogen, und dadurch Gefahr liefen, von den Fürsten verschlungen zu werden. Diesen Uebeln abzuhelfen, ward Wenzel gebeten, in das Reich zu kommen, und den Frieden herzustellen. Allein diesen hatte bereits die anfänglich gezeigte Thätigkeit verlassen und er bekümmerte sich wenig um die Reichsangelegenheiten.

Als ihn daher die Reichsstände schon vor Erneuerung der Heidelberger Einung um seine Gegenwart sehr ehrerbietig ersuchen ließen, hatte er schon damals der Gesandtschaft zur Antwort gegeben: „Sowohl Euch, als allen Andern ist bekannt, daß ich ein gekrönter römischer König bin, und daß ich überdies weiter nichts vonnöthen habe. Ist aber Jemand im Reiche begierig, mich zu sehen, so soll er nach Böhmen kommen, da kann er mich mit aller Freiheit in Augenschein nehmen.“ Da er jedoch aus der Aeußerung der Fürsten wegen seiner Indolenz die Aufstellung eines Gegenkönigs befürchtete, entschloß er sich dennoch, nach Deutschland aufzubrechen, um sowohl sich Stützen

bei den dortigen Städten wider ein solches Unternehmen zu verschaffen, als auch den von so nachtheiligen Folgen eingeführten Landfrieden zu Würzburg aufzuheben. Als er nun abermals gebeten war, in's Reich zu kommen und den Frieden herzustellen, antwortete er: er besorge, es dürfte ihm gehen, wie jenem Wolf, der zwei Hämmel sich stoßen sah und hinging, sie von einander zu scheiden; kam aber dessen ungeachtet nach Eger, wo er die Bündnisse der Fürsten sowohl, als der Städte aufhob und den entworfenen allgemeinen Landfrieden auf sechs Jahre öffentlich bekannt machte. Nachdem er nun darauf in einer Fürstenversammlung zu Nürnberg zur Einführung einerlei Münze nöthige Verfügungen getroffen hatte, schien er damit seiner ganzen Sorgfalt für Deutschland, wenn er je eine dafür hatte, auf einmal ein Ende gemacht zu haben; denn man glaubte, Alles, was wir bisher von ihm vernahmen, sei vielmehr ein bloßes Werk seiner Minister gewesen, von denen ihm sein Vater eine gute Schule hinterlassen hatte. Dieser, von dem es schien, als ob er durch seine vielen Erwerbungen in Deutschland dieses Königreich böhmisch machen wollte, zog viele deutsche Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker und dergleichen nach Böhmen, um sein Erbkönigreich dadurch gleichsam zu einem deutschen machen zu können, und wußte Vortheile daraus zu ziehen, da hingegen Wenzel diesen beiden Nationen nur zu Unruhen Veranlassung gab, indem er bald die einen, bald die andern unterstützte. Ueberdies erlaubte sich Wenzel Grausamkeiten gegen die Böhmen, wenn sie sich nicht nach seinem Willen fügten, so daß er Vielen ohne allen Prozeß den Kopf vor die Füße legen, oder sie ertränken ließ. Dasselbe that er mit einigen angesehenen Bürgern zu Prag und Einigen aus dem Herrenstande. Er schonte dabei nicht einmal die vornehmsten Geistlichen. Auf solche Art ließ er im Jahre 1383 den heiligen Johann von Pomuk, oder

Nepomuk, Domherrn an der Metropolitankirche bei St. Veit zu Prag, königlichen Almosengeber und Beichtvater seiner Gemahlin, Johanna, in einen Sack stecken und so in die Moldau stürzen, weil er weder durch Verheißungen, noch durch Drohungen sich verleiten ließ, ihm die gebeichteten Sünden seiner Gemahlin zu offenbaren. Einen andern Johann von Pomuk, oder Nepomuk, ebenfalls einen Domherrn bei der nämlichen Metropolitankirche zu Prag, und erzbischöflichen Vikar, weil er den Abt zu Kladrau in seiner Würde bestätigt hatte, ließ er auf eine andere Art, nämlich mit rückwärts in Gestalt eines Rades gebundenen Händen und mit einem Spreil im Munde eben so in die Moldau stürzen. Furcht mag die Ursache gewesen sein, warum die damaligen böhmischen Schriftsteller sich nicht getrauten, der Schandthaten und Grausamkeiten Wenzels zu erwähnen.

Auswärtige Geschichtschreiber berichten aber viel von seiner Grausamkeit und seinem ausschweifenden Leben, so wie von seiner viehischen Trunkenheit. Ueberdrüssig dieser Tyrannei und Ausschweifungen Wenzels, wandten sich die Böhmen an seinen Bruder Siegmund, König von Ungarn, der mit Albrecht, Herzog von Oesterreich, mit Jobst, dem Markgrafen von Mähren, und mit Wilhelm, Markgrafen von Meißen, ein Bündniß schloß, worauf Wenzel auf seiner Rückreise von Zebrok zu Beraun von den böhmischen Herren unter Anführung seines Vetters Jobst den 8. März im Jahre 1394 gefangen, still in das Schloß zu Prag gebracht und unter Aufsicht gestellt wurde. Auf die Nachricht, daß, Wenzel zu befreien, sein jüngster Bruder Johann, der Markgraf von der Lausitz, herbeieile, ward dieser gefangene Kaiser in der Nacht von Prag hinweg, und zwar zuerst nach dem Schlosse Przibenitz, dann nach Krummau, endlich aber nach Oesterreich auf das Schloß Wildberg des Herrn von Stahrenberg

geführt; anstatt aber, daß es Johann gelungen wäre, seinen Bruder in Freiheit zu setzen, machte Albrecht von Oesterreich große Beute in Böhmen und richtete daselbst vielen Schaden an.

Auf die Nachricht von der Gefangenschaft Wenzels drohten auch die deshalb zu Frankfurt versammelten Fürsten mit einem Kriege, wofern man ihn nicht entlassen würde, und bestimmten inzwischen Ruprecht, Kurfürsten von der Pfalz, zum Reichsverweser, dessen ernsthafte Maßregeln die Herren von Rosenberg und Stahrenberg bewogen, mit dem Markgrafen Johann sich in Unterhandlungen einzulassen, denen zufolge sie Wenzel nach Budweis den 2. des Sommermonats im Jahre 1394 brachten, wo dieser sich verband, für das Geschehene an ihnen keine Rache zu nehmen. Dafür rächte er sich aber desto größer an dem Bürgermeister und einigen Räthen in der Altstadt zu Prag, die er sogleich enthaupten ließ, weshalb die andern böhmischen Herren, und unter ihnen auch Jobst von Mähren, sich unter den Schutz der Herzoge von Oesterreich begaben, wodurch Wenzel genöthigt ward, zu unterhandeln und nicht nur Jobst das Herzogthum Luxemburg und die Landvogtei im Elsaß abtrat, sondern auch mit vielfacher Beschränkung der königlichen Gewalt den Frieden herstellte, dem zufolge er den böhmischen Herren die meisten ihrer Forderungen zu erfüllen sich verbindlich machte; seinen Bruder Siegmund hingegen ernannte er zum allgemeinen Statthalter in Deutschland, Italien, Arelat und allen damals zum deutschen Reich gehörigen Ländern. Die Unruhen erschöpften Wenzel sehr, und daher ergriff er, der nie nach Italien kam, mit Vergnügen die Gelegenheit, Johann Galeazzo Visconti für 100,000 Goldgulden die Ehre eines Herzogs von Mailand zu ertheilen.

Schon seit mehreren Jahren waren die Kurfürsten über Wenzels Indolenz und Sorglosigkeit in der

Regierung, so wie über seine offenbaren Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten sehr mißvergnügt geworden, und er beleidigte sie noch mehr, da er den von den meisten als rechtmäßig anerkannten Papst Bonifacius IX., aller ihm dagegen gemachten Vorstellungen ungeachtet, zur Niederlegung seines Amtes zu bringen glaubte. Diese Kurfürsten versammelten sich im April des Jahres 1397 in Frankfurt, um sich über den allgemeinen Zustand des Reiches zu berathschlagen, wobei jedoch der dazu eingeladene Wenzel nicht erschien. Ihre Absicht war eigentlich die Wahl eines neuen Königs, worüber sie jedoch noch nicht ganz einig wurden. Das Jahr darauf hielt Wenzel zu Frankfurt einen Reichstag und eben da trugen die Kurfürsten ohne Scheu ihm ihre Beschwerden über die bisherige Regierung vor und verlangten von ihm eine Abhülfe derselben. Allein Wenzel zeigte sich so gleichgültig dabei, daß er von Frankfurt nach Rheims reiste, und mischte sich lieber in die Papsthändel, worauf er wieder nach Böhmen zurückkehrte, ohne sich der Reichsangelegenheiten mehr, als zuvor, anzunehmen; und bezeigte er sich ehedem unthätig, nachlässig und sorglos, so that er nun gar nichts mehr.

Je höher das Mißvergnügen der Kurfürsten darüber stieg, desto fester faßten sie den Entschluß, ihn abzusetzen, nur wandten sie sich deshalb zuerst an den Papst nach Rom, dem sie vorstellten, daß sie sich zu diesem Schritt genöthigt fänden, weil Wenzels Trägheit und Sorglosigkeit nicht nur der Kirche und dem Reich, sondern auch der ganzen Christenheit höchst nachtheilig wäre. Obgleich Bonifacius IX. keine bestimmte Antwort darauf ertheilte, sondern vielmehr für nöthig fand, sich hierüber zuerst mit den Kardinälen zu berathschlagen, so nahmen doch die Kurfürsten dieses für eine stillschweigende Einwilligung an, machten zu Marburg unter einander, unter dem Namen Union, gemeinschaftliche Sache und bestimmten

zu Mainz eine andere Versammlung, wohin auch andere Fürsten geladen wurden. Sobald dieses Wenzel erfuhr, schrieb er einen Reichstag nach Nürnberg aus, um ihr Vorhaben zu hintertreiben, entschuldigte sich, daß es ihm bisher unmöglich gewesen sei, in das Reich zu kommen, und versprach, den Gebrechen des Reichs abzuhelfen. Allein er hatte einmal alles Zutrauen gänzlich verloren, die Fürsten versammelten sich dennoch zu Mainz und machten ein Bündniß zur gegenseitigen bewaffneten Vertheidigung, um einen andern römischen König einzusetzen. Ueber diesen bedenklichen Schritt ganz kleinmüthig, getraute sich Wenzel nicht einmal, in eigner Person zu seinem Reichstage zu kommen, sondern suchte vielmehr an den Städten eine Stütze wider die Fürsten, die zur Vereitlung dieses Planes eben diese Städte zu einer Berathschlagung nach Frankfurt geladen hatten. Die königlichen Bevollmächtigten versuchten Alles, um eine Vermittlung herbeizuführen, allein die Kurfürsten wollten sich nicht mit ihnen einlassen, und scheinen am Ende keine Antwort mehr gegeben zu haben. Auf einem andern Reichstage zu Frankfurt den 1. Hornung im Jahre 1400 erneuerten die Fürsten ihr Bündniß und scheinen sich dort über den neuen Throncandidaten berathschlagt zu haben; da sie aber darüber noch nicht eins wurden, so setzten sie bald darauf einen andern Reichstag am 27. Mai zu Frankfurt an, gegen welchen Wenzel den 2. Mai einen andern nach Nürnberg ausschrieb, bei dem er selbst zu erscheinen versprach. Allein man achtete sein Ausschreiben so wenig mehr, daß der Reichstag nicht zu Stande kam, Wenzel in Böhmen blieb und die Versammlung der Fürsten nur desto zahlreicher ward. Eben dahin kamen auch die Gesandten Wenzels, welche sich zuerst über das Ausschreiben dieses Reichstages, als über einen Eingriff in die kaiserlichen Rechte, beschwerten, seine so lange Abwesenheit von dem Reiche mit den inzwi-

schen gekommenen Kriegen entschuldigten, und im Namen dieses Königs versprachen, über die Zeit und den Ort eins zu werden, wo die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche abgehandelt werden sollten. Auch dadurch ließen sich die Kurfürsten so wenig mehr irre machen, daß sie vielmehr einig und fest auf ihrem Entschlusse, Wenzel abzusetzen, beharrten, aber nur in der Wahl des neuen Königs nicht einstimmig werden konnten, weil einige sich für Friedrich, Herzog von Braunschweig, andere aber für Ruprecht, Kurfürsten von der Pfalz, erklärten. Ihrem Entschlusse zufolge ließen nun die Kurfürsten an Wenzel eine förmliche Vorladung den 4. des Brachmonats ergehen, worin sie ihm die mannigfaltigen in der Kirche und in dem Reiche zunehmenden Gebrechen, um deren Abstellung sie ihn schon so oft vergebens gebeten hätten, nochmals vorstellten und ihn ersuchten, den 10. des Sommermonats zu ihnen nach Oberlahnstein zu kommen und ihren Beschwerden abzuhelfen, weil sie im widrigen Falle auf das Anrufen der Nation, und wegen der Eide, womit sie dem Reiche verbunden wären, sich genöthigt fänden, solche Verfügungen zu treffen, daß das Reich in Zukunft nützlicher und redlicher verwaltet würde, im Gegentheil sie sich von dem ihm geleisteten Eide sonst völlig lossagen wollten. Weil Wenzel zur bestimmten Zeit nicht erschien, glaubten die Kurfürsten berechtigt zu sein, die deutsche Krone ihrem Kollegen Ruprecht, Kurfürst von der Pfalz, um desto sicherer antragen zu können, da Friedrich von Braunschweig umgebracht worden war. Ruprecht nahm diesen Antrag an, mußte sich aber vor der Wahl zuerst verbinden, den Kurfürsten ihre besondern Rechte und Privilegien zu bestätigen, in den Angelegenheiten der Kirche nach ihrem Rath und Willen zu handeln, die Erhebung Johann Galeazzo Visconti's zum Herzog von Mailand zu widerrufen, mit diesem Lande die andern welschen

Lehen dem Reiche zurückzubringen, die Kosten dazu aus diesen Ländern zu nehmen, ein Gleiches in Rücksicht auf das Herzogthum Brabant zu thun, die neuen Rheinzölle aufzuheben und keine neuen mehr anzulegen, die Länder der Unterthanen treulich zu beschützen, und alle diese Punkte sogleich nach seiner Krönung mittelst einer öffentlichen Urkunde zu befestigen.

Hierauf setzten sich die Kurfürsten zu Gericht, und der Erzbischof von Mainz that in seinem und seiner anwesenden Mitkurfürsten Namen vor einer großen Menge des Volkes über Wenzel folgenden Ausspruch: daß er der heiligen Kirche nie zum Frieden geholfen, das Reich schändlich geschmälert und schmälern lassen, indem er Visconti, einen ehemaligen Reichsdiener in der Lombardei, für Geld zu einem Herzog von Mailand gemacht; viele dem Reiche zugehörige und heimfallende Städte und Länder in Deutschland und Italien vergeben; unbeschriebene aber untersiegelte Pergamente, oder sogenannte Blanquets für Geld von sich gegeben habe, worauf sich deren Inhaber selbst nach Gefallen Güter und Privilegien hätten verschreiben können; die schweren und verderblichen Fehden, Unruhen und Verwüstungen in deutschen und andern Reichsländern nie geachtet, so daß jetzt Niemand wüßte, wo er Recht suchen und von Rechtswegen Schutz und Sicherheit erhalten sollte; daß er endlich, was ganz schrecklich zu hören sei, mit eigner Hand, oder durch andere Uebelthäter ehrwürdige, biedere Prälaten, Geistliche und andere ehrbare Leute wider Recht ermordet, ersäuft und mit Fackeln gepeinigt habe. Aus diesen Gründen, und weil er auf die ergangene Vorladung nicht erschien, erklärten die Kurfürsten: daß sie ihn der heiligen Kirche zum Heile, der Christenheit zum Troste und dem Reiche zu Ehren als einen unnützen, trägen, unachtbaren Zerstückler und unwürdigen Handhaber des heiligen Reichs der königlichen Würde entsetzten, und die Unterthanen von allen

Verbindlichkeiten gegen ihn lossprächen. Sobald dieses Absetzungsinstrument den 20. des Sommermonats im besagten Jahre 1400 förmlich ausgefertigt und bekannt gemacht war, ward den Tag darnach, laut der bereits geschehenen Abfindung, der Pfalzgraf Ruprecht zum römischen König erwählt, dessen Erhebung ebenfalls sogleich öffentlich bekannt gemacht und dem heiligen Vater berichtet wurde. Wenzel lebte noch bis in das Jahr 1419, wo er den 16. des Sommermonats auf seinem neuen Schlosse bei Kunradiz ohne Erben sein Leben endigte, nachdem er bis in das 60. Jahr gelebt, den Namen eines römischen Königs 22 Jahre geführt hatte, und 41 Jahre lang König von Böhmen gewesen war. Sein Wahlspruch war: „gelehrte Narren sind über alle Narren." Wie er nebst den Gelehrten auch die Wissenschaften selbst und die hohen Schulen geschätzt habe, beweist schon, daß er bei der Universität zu Prag einstweilen seinen Küchenmeister zum Rector magnificus eingesetzt hatte, bis ein anderer erwählt wurde. An dieser Spaltung der Wahl war Johann Huß Ursache, der diese Würde an sich zu reißen suchte, um seinen Lehren Ansehen zu geben, und, von Wenzel unterstützt, auch wirklich erlangte. Es gehörte also auch zu den Verdiensten dieses Königs, sich für diesen verwendet und ihn in seinen Schutz genommen zu haben. Allein er erfuhr auch die Folgen davon in dem Hussitenkriege, in welchem die verübten Gewaltthätigkeiten schaudervoll waren. Wenzels ganzer Hof gerieth in Bestürzung, als er vernahm, mit welchem Grimme die Hussiten nach verheerten Kirchen und Klöstern auch über die Prager Rathsherren herfielen und dieselben mit Lanzen, Bratspießen und Gabeln mordeten. Indem nun ein Jeder an Wenzels Hofe über die Wuth der Hussiten seine Betrachtungen machte, entfuhren dem Oberschenken die Worte: „Dies habe ich Alles wohl vorher gesehen." Wenzel, der d eses entweder als einen Vorwurf seiner Trägheit und Fahr-

lässigkeit ansah, oder Argwohn gehabt haben mochte, als ob der Oberschenk einer von den Mitverschwornen sei, oder deshalb auf ihn ungehalten war, weil er ihm nicht Nachricht davon ertheilt hatte, ergriff ihn bei den Haaren, warf ihn zur Erde, und würde ihm einen Dolch in den Leib gestoßen haben, wenn die anwesenden Herren den Arm des Königs nicht zurückgehalten hätten. Darüber noch mehr ergrimmt, ward Wenzel von einem Schlagflusse, oder, nach Andern, von der Gicht befallen, woran er starb. Sein Leichnam wurde heimlich in das Schloß nach Prag abgeführt, und daselbst ohne Gepränge in der Kapelle beerdigt.

Ruprecht, Pfalzgraf am Rhein, den man seiner Gerechtigkeit wegen auch Justinianus nannte, war im Jahr 1352 geboren. Sein Vater war Ruprecht, Kurfürst von der Pfalz, und seine Mutter Beatrix, eine Tochter Peters II., Königs von Sicilien. Wie er nach der Absetzung Wenzels den deutschen Thron bestiegen hat, ist bereits gemeldet worden. Wenzel störte ihn in seinem ruhigen Besitze dadurch, daß er mehrere Städte in Deutschland auf seine Seite zog, bis das eingeholte Gutachten der Rechtsgelehrten die gethanen Schritte der Kurfürsten gebilligt hatte. Da man ihn zu Aachen nicht einlassen wollte, so ließ er sich den 6. Januar im Jahr 1401 zu Köln krönen und erklärte das Jahr darnach die Stadt Aachen ihrer Widersetzlichkeit halber in die Acht. Gleich beim Antritte seiner Regierung hob Ruprecht die von Wenzel auferlegten Abgaben auf die Kaufmannsgüter auf, und um auch, seinem Versprechen gemäß, die in Italien verloren gegangenen Reichsrechte wieder herzustellen, und dem übermächtigen Visconti das Herzogthum Mailand zu entreißen, traf er sogleich Anstalten zu dem Römerzuge, wozu ihn die Florentiner, als Feinde des Visconti, nicht nur geladen, sondern auch mit Subsidiengeldern unterstützt hatten;

stellte sich gegen jeden Einfall Wenzels in Deutschland sicher, verband sich mit mehreren Mächten und namentlich mit Leopold IV., Herzog von Oesterreich und Herrn von Tyrol, um durch dessen Land ziehen zu können; ließ seinen ältesten Sohn Ruprecht als Reichsverweser zurück und rückte mit einem auserwählten Kriegsheere über Innsbruck nach Trient vor. Der Herzog von Mailand zog bei seiner Herannäherung ihm ebenfalls mit einem Kriegsheer dicht an den Grenzen entgegen, wo es von kleinen Gefechten endlich zu einem förmlichen Treffen kam, worin Ruprecht den Kürzern zog und sich nach Trient zurückziehen mußte, der Herzog von Oesterreich hingegen gefangen, jedoch nach drei Tagen wieder entlassen wurde. Dieses Schicksal, der Mangel an Geld und die noch nicht erfolgte päpstliche Bestätigung der Wahl, bewog mit diesem Herzog auch Ruprecht, nach Deutschland zurückzukehren. Ob nun gleich im Jahr 1403 die päpstliche Bestätigung wirklich erfolgt war und Ruprecht sich zu Rom hätte krönen lassen können, auch inzwischen die Macht des viscontischen Hauses durch den Tod des Johann Galeazzo getheilt und geschwächt war, so wirkte doch das ergriffene Mittel der Vormünder der viscontischen Prinzen, wodurch sie dem Papste Bologna, Perugia und Assisi freiwillig abtraten, so sehr, daß Ruprecht auch den Gedanken zu einem neuen Römerzuge fahren lassen mußte. Nur ein schwacher Versuch Wenzels war es, womit er Ruprecht durch schriftliche Behauptung seiner alten Rechte in Italien zu schaden glaubte; allein nachdem er mit seinen Brüdern in Zwistigkeiten gerathen war, ward er verhaftet nach Oesterreich gebracht und anderthalb Jahre in Wien festgehalten, bis er eine vortheilhafte Gelegenheit ersah, zu entrinnen und nach Böhmen zurückzukehren. Während seines Aufenthalts in Deutschland beschäftigte sich Ruprecht mit Zerstörung der Raubnester, mit Wiederherstellung

der öffentlichen Ruhe und mit Handhabung der Rechte des Reichs. Als die traurige Spaltung in der Kirche eingerissen war, schickte er zwar seine Gesandten zu dem Kirchenrathe nach Pisa, die jedoch lieber wieder zurückkehrten, bevor sie beide Päpste fahren gelassen und dadurch sich dem Gehorsam Gregors XII. entzogen hätten. Da diese Spaltung einen Krieg in Deutschland nach sich zu ziehen begann, starb inzwischen Ruprecht zu Oppenheim den 10. Mai im Jahre 1410 und wurde zu Heidelberg in der von ihm gestifteten Kirche des heiligen Geistes beerdigt.

XXV.

Begebenheiten im funfzehnten Jahrhundert.

England und Frankreich; Kirchenversammlungen zu Pisa, Kostnitz und Basel; Johannes Huß, Karl VII. von Frankreich, Johanna d'Arc, Johanna II. von Neapel.

Gegen Richard II., König von England, hatte sich dessen Oheim, der Herzog von Glocester, empört, den man ermorden ließ. Allein ein Vetter des Königs, der Herzog von Lancaster, dem Richard sein väterliches Erbtheil vorenthalten hatte, bemächtigte sich der Person des Königs, der durch das Parlament wegen verübten Gewaltstreichen des Thrones verlustig erklärt wurde und eines gewaltsamen Todes sterben mußte.

Lancaster folgte ihm auf dem Throne unter dem Namen Heinrich IV. und zwar zum Nachtheile Edmunds von Mortimer, Grafen von la

Marche, dem legitimen Erben der Krone, der das Recht der Erstgeburt für sich hatte. Mehrere Empörungen dämpfte Heinrich glücklich durch Waffengewalt.

In Frankreich waren der Uebel nicht weniger, als in England. Der fortwährende Wahnsinn Karls VI. hatte für das ganze Land die verderblichsten Folgen.

Die Parteien und Anhänger der Fürsten, welche sich um die Regierung stritten, verwüsteten das Land. Die Königin Isabella von Bayern, eine eben so treulose Gattin, als Rabenmutter, opferte Alles ihren Leidenschaften, indem sie das Recht mit Füßen trat. Nach dem Tode Philipps, Herzogs von Burgund, wurde der Herzog von Orleans, des Königs Bruder und der Geliebte der Königin, Herr des Reichs, in welchem er die empörendsten Erpressungen verübte. Johann ohne Furcht, der nunmehrige Herzog von Burgund, noch gefährlicher durch seinen Charakter, lehnte sich öffentlich gegen ihn auf und brachte das Volk durch seinen Eifer in Feuer. Außer den Staaten, die ihm sein Vater hinterließ, war er noch durch seine Frau Herr von Hennegau, Holland und Seeland. Seine Reichthümer waren so groß, daß sich wenige Fürsten mit ihm messen konnten.

Dieser sehr rachsüchtige Fürst opferte Alles, sogar die Ehre, um seine Rache zu befriedigen, und seinem unversöhnlichen Haß ein Genüge leisten zu können. Verstellterweise söhnte er sich mit dem Herzog von Orleans aus, und nachdem er das Abendmahl mit ihm empfangen und als Zeichen der innigsten Freundschaft in einem Bette mit ihm geschlafen hatte, ließ er ihn bald darauf (1407) in einer Straße von Paris ermorden. Nach dieser Unthat fand er für gut, sich zuerst zu entfernen, um bald darauf wieder, und zwar im Triumph, zu erscheinen.

Ablaßbriefe machten den Herzog von Burgund von allen Sünden frei, nach der Meinung der Pfaffen und

Dümmlinge. Allein nicht so dachte der junge Herzog von Orleans, der vor Begierde brannte, seinen ermordeten Vater zu rächen. Der Graf von Armagnac, dessen Tochter er geheirathet hatte, verband sich mit ihm, und die Armagnac's wie die Burgunder begingen nun die gröbsten Excesse, überschwemmten Paris mit Blut und brachten ganz Frankreich an den Rand des Verderbens.

Das Schisma der Kirche dauerte auch noch fort und war ebenfalls eine Ursache der unheilvollsten Thaten, denn Völker und Regierungen waren dadurch uneins. Papst Bonifacius IX. brauchte Geld, und um sich solches zu verschaffen, verkaufte er einstweilen Aussichten und Hoffnungen auf Anwartschaften und Pfründen an den ersten Besten, der sich dazu meldete. Als er 1404 starb, weigerte sich dennoch Innocenz VII., in den man noch immer deshalb drang, seine Würde niederzulegen; und sein Nachfolger Gregor XII. war, obgleich schon 80jährig, eben so hartnäckig. Diese Päpste und ihr Nebenbuhler, der hochmüthige Benedikt XIII., täuschten ganz Europa mit lügenhaften Versprechungen, das Werk einer endlichen Vereinigung vollbringen zu wollen, und das Ende derselben waren immer neue Bannflüche, die sie sich gegenseitig zuschmetterten.

Als endlich Benedikt aus Avignon geflüchtet war, und Frankreich seine abermalige Neutralität ausgesprochen hatte, riefen die über diesen päpstlichen Unfug aufgebrachten Kardinäle eine allgemeine Kirchenversammlung zu Pisa zusammen, vor welche die päpstlichen Unfehlbarkeiten zu erscheinen geladen wurden, sich aber wohl hüteten, zu kommen. Sie wurden in Contumacium verurtheilt, abgesetzt und man erwählte Alexander V., einen Mann von ganz dunkler Herkunft, der in der Jugend sein Brod erbettelt hatte. Er hatte sich jetzt gegen die andern Kardinäle verpflichtet, das Concilium nicht eher zu beendigen, bis

die Kirche sammt ihrem Oberhaupte und in allen ihren Theilen genügend verbessert sein würde. Dennoch hob er die Kirchenversammlung auf, erklärend, daß sich in diesem Augenblick keine gründliche Reform vornehmen ließe, sondern diese bei einem im Jahre 1412 zu haltenden Concilium stattfinden solle. Alles, was in dem von Pisa bewirkt wurde, war, daß man noch einen dritten Papst geschaffen hatte, und ein leidenschaftlicher Geschichtschreiber nannte es ein Conventikel vom Teufel.

Alexander gehörte zum Orden der Minoriten und bestätigte sogleich durch eine Bulle die zu großen Mißbräuchen führenden Privilegien dieses Ordens, und befahl selbst, daß man alle Diejenigen, welche sie anzugreifen frech genug seien, dem weltlichen Arme überliefern solle. Durch eine andere Bulle erklärte er Ladislaus, den Gregor XII. unterstützte, des Königreichs Sicilien verlustig. Nach Frankreich sandte er einen Legaten, um den Zehnten zu erpressen, allein man war so klug, dessen Erhebung zu verbieten, obschon man den neuerwählten Papst anerkannte.

Gregor fand einen eifrigen Vertheidiger in der Person des Kaisers Ruprecht. Die Deutschen aber waren dieses Papstes längst überdrüssig, entfernten sich auch von dessen Beschützer und bildeten eine furchtbare Verschwörung. Ruprechts Tod, der im Jahre 1410 erfolgte, kam jedoch ihren Absichten zuvor. Wenzel, auf Böhmen beschränkt, machte zwar noch einige Versuche, den kaiserlichen Thron wieder zu erlangen, entsagte jedoch diesem Begehren, wenn nur seine Familie wieder auf denselben gelangte, und der König von Ungarn, Sigismund, ward Kaiser, nachdem sein Mitbewerber, der Markgraf von Mähren, gestorben war.

Der berühmte Balthasar Cossa, ein Neapolitaner, war so eben dem Papst Alexander in dessen Würde unter dem Namen Johann XXIII. ge-

folgt. In der Jugend war er Korsar gewesen, und die Seeräuberei schien seinem Charakter weit besser zuzusagen, als eine Papstwürde. Nachdem er unter Bonifacius IX. zum Legaten in Bologna ernannt worden war, bemächtigte er sich der damals rebellischen Stadt durch die Gewalt der Waffen und hauste daselbst wie ein Tyrann. Unter Alexander V. hatte er Ladislaus' Truppen aus Rom gejagt und die Stadt dem Pontifikat unterworfen. Im Jahr 1410 auf den heiligen Stuhl gelangt, verband er sich mit Ludwig von Anjou, um den Ladislaus zu entthronen. Dieser Krieg, der schon seit dem Tode Johanns dauerte, war so unglücklich, daß Ludwig sich nach einem erfochtenen Siege dennoch ohne Truppen und ohne Geld sah, und das ganze Unternehmen im Stiche ließ.

Vergebens donnerte der Papst in einer Bulle wider den Ladislaus, in welcher er bei Strafe des Bannes allen Bischöfen befahl, ihn alle Festtage für excommunicirt, ketzerisch, meineidig, rückfällig u. s. w. zu erklären; unter der nämlichen Strafe ihm das Begräbniß zu versagen; und einem Jeden, der wider ihn die Waffen ergreifen würde, alle Privilegien der Kreuzfahrer bewilligte. Im folgenden Jahre (1412) erkannte er Ladislaus für einen König von Neapel. Er versprach sogar, wenn er es nicht mehr mit Gregor XII. halten würde, ihn in den Besitz von Sicilien zu setzen. Gregor entwich von Gaëta nach Rimini, wo Karl Malatesta ihn mit Vergnügen aufnahm.

Bald darauf entzweiten sich Johann XXIII. und Ladislaus, weil sich dieser von dem Papste nicht wollte beherrschen lassen. Es kam zum offenbaren Kriege. Ladislaus nahm im Jahre 1413 Rom ein und übte daselbst viele Gewaltthätigkeiten aus. Johann flüchtete nach Bologna und begehrte Hülfe vom Kaiser Sigismund, der diesen Umstand zur Beförderung des Kirchenfriedens nützte. Es kam

darauf an, ein Concilium zu Stande zu bringen, das vermögend wäre, sowohl eine Kirchenverbesserung zu veranstalten, als dem päpstlichen Ehrgeize Einhalt zu thun. Sigismund schlug dazu die Stadt Kostnitz vor, in der er Herr war. Der Papst weigerte sich, eine Versammlung dahin zu berufen, versprach es jedoch endlich aus Zwang, und gab sich darauf viele vergebliche Mühe, sein Versprechen unerfüllt zu lassen. Während einer monatlichen Unterhandlung zu Lodi, bei welcher Johann beständig in päpstlicher Kleidung und Sigismund in der Kleidung eines Diakonus erschien, gelang es diesem Kaiser endlich, die Zusammenberufungsbulle zu erzwingen. Unterdessen starb Ladislaus; ganz Europa war der Kirchenversammlung wegen in Bewegung, und der Papst konnte sich nicht wieder zurückziehen.

Nachdem Alle, die zu der Kirchenversammlung eingeladen waren, sich eingefunden hatten, sah man zu Kostnitz eine erstaunliche Menge von Kardinälen, Prälaten und Lehrern, mehr als 100 regierende Fürsten Deutschlands, und den Kaiser an ihrer Spitze, 27 Botschafter, unzählige Deputirte und viele Landstände fast von allen kleinen Staaten Europa's. Es kann nicht befremdend scheinen, daß in einem Zeitalter, wo die Geistlichkeit selbst kein exemplarisches Leben führte, diese große Menge von Menschen viele Spielleute und Buhlerinnen in ihrer Begleitung hatte. Johann XXIII. eröffnete die Kirchenversammlung zu Ausgang des Jahres 1414, und Martin V. endete dieselbe im Jahre 1418. Folgendes ist ein kurzer Abriß ihrer wichtigsten Gegenstände.

Man traf sogleich die Einrichtung, daß die Stimmen nicht kopfweise, sondern nach den Nationen sollten aufgenommen werden; man zählte aber in dem Concilium fünf Nationen, von Deutschland, England, Frankreich, Italien; und später, als die Spanier ihrem Papste Benedikt entsagten, auch die von Spanien.

Diese Einrichtung war nothwendig, weil die italienischen Bischöfe allein eine größere Zahl ausmachten, als alle übrigen. Vergebens setzte sich der Papst dawider, so wie gegen den Vorschlag, daß die weltlichen Besitzer, unter welchen sich viele einsichtsvolle Männer befanden, das Recht einer berathschlagenden Stimme haben sollten.

Sigismund, der diesen Papst nicht liebte, glaubte, daß derselbe, um der Trennung ein Ende zu machen, nothwendig die päpstliche Würde niederlegen würde. Das Concilium dachte eben so. Johann mußte wirklich eine Abtretungsformel unterschreiben; allein kaum war solches geschehen, als es ihn auch schon gereute. Der Herzog von Oesterreich, dessen Gunst er erkauft hatte, gab ein Turnier, damit Johann unter dem Getümmel entweichen könnte. In der That machte sich der Papst in der Kleidung eines Fuhrknechts davon, und der Herzog nach ihm. Auf der einen Seite bemächtigte sich der Kaiser der Länder des Herzogs von Oesterreich, der genöthigt ward, um Gnade zu bitten; auf der andern machte das Concilium den Proceß wider den Papst anhängig, der vieler abscheulichen Verbrechen beschuldigt ward. Man setzte ihn wegen Simonie und als einen Mann von zügelloser Lebensart, bei dem keine Besserung zu hoffen wäre, ab. Man machte ihm sein Urtheil bekannt, denn er war zu Freiburg im Breisgau ergriffen worden. Er unterwarf sich, und wurde in dasselbe Gefängniß gebracht, in welchem Johann Huß, der bald hernach auf dem Scheiterhaufen starb, gefangen lag. Seit der vierten Sitzung, bald nach der Flucht Johanns XXIII., war die Oberherrschaft des Conciliums über den Papst anerkannt.

Gregor XII. entsagte endlich der päpstlichen Würde. Benedikt XIII., der nach Perpignan geflüchtet war, beharrte bei seinem stolzen Eigensinne. Der Kaiser bemühte sich selbst zu ihm, ihn zum Nach-

geben zu bewegen, richtete aber nichts aus. Er sah sich endlich von den Königen von Arragonien, von Castilien, von Navarra u. s. w. verlassen, und flüchtete in das Schloß Peniscola, von wo aus er die ganze Welt mit Bannflüchen zu belegen fortfuhr. Durch einen Spruch Rechtens ward er indessen abgesetzt.

Da nun alle drei Päpste außer Macht gesetzt und abgeschafft waren, so hätte das Concilium die vorgenommene Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern in das Werk setzen können. Dieses war eben der günstige Zeitpunkt, weil sich kein persönliches Interesse des Papstes der allgemeinen Wohlfahrt, die mit jenem so schwer zu vereinbaren war, entgegensetzte. Aber die Kardinäle scheuten sich vor der Reformation, so sehr sie auch dieselbe zu wünschen schienen. Sie behaupteten, daß ein Papst die Verbesserung veranstalten, und daß man daher sogleich einen Papst erwählen müsse. Dieses ihr Gutachten überwog die Gründe des Kaisers, der Deutschen und der Engländer. Man verordnete blos für dieses Mal, daß 30 Abgeordnete der Kirchenversammlung zugleich mit den Kardinälen an der Wahl Antheil haben sollte. Otto Colonna ward einstimmig erwählt, und nahm den Namen Martin V. an.

Dieser war ein sehr schlauer Mann und dabei von festem Charakter. Er machte der ihm lästigen Versammlung bald ein Ende, indem er zu diesem Zweck eine damals herrschende Seuche benutzte, welche ihm einen trefflichen Vorwand gab. Er zog sodann mit dem größten Pomp und ungeheurer Pracht aus Kostnitz, umgeben von allen sich daselbst befindlichen Großen. Der Kaiser und König Sigismund selbst führten das schneeweiße Roß, auf dem Martin ritt, am Zügel, und vier Reichsfürsten hielten die Zipfel der scharlachfarbenen Schabracke seines Pferdes, während vier Grafen den Thronhimmel trugen, unter

dem der Papst ritt. So zog er im Triumph von dannen.

Die Erfahrung lehrte bald, daß die Deutschen und Engländer nicht Unrecht hatten. Ob man schon vor Erwählung des Papstes viele Punkte festgesetzt hatte, in Ansehung derer eine Verbesserung sollte veranstaltet werden, unter andern die Annaten, den verschiedenen Vorbehalt, Anwartschaftsertheilungen, die Dispensationen, den Ablaß, die Appellation an den römischen Hof, die Fälle, wo der regierende Papst könne bestraft oder abgesetzt werden u. s. w., so ward doch aus der Reformation nichts. Man faßte blos einige wenige unbestimmte Dekrete über minder wichtige Artikel ab, und der Papst kam damit los, daß er ein anderes zu Pavia zu haltendes Concilium ansetzte. Man hatte ausgemacht, daß eine Kirchenversammlung fünf Jahre nach der gegenwärtigen, eine dritte sieben Jahre nach der zweiten, und nachher alle zehn Jahre eine neue sollte gehalten werden. Aber warum sah man es nicht vorher, daß unzählige Hindernisse theils von Seiten der Päpste, theils von Seiten der Könige diese Anordnung entkräften würden?

Wenn es noch zweifelhaft scheinen konnte, ob Vorurtheil und Parteigeist auf die geistlichen Angelegenheiten noch zu vielen Einfluß hatten, um in langer Zeit eine geläuterte Gesetzgebung erwarten zu können, so ist die Art, wie Johann Huß und Hieronymus von Prag in dieser Kirchenversammlung behandelt wurden, ein unwidersprechlicher Beweis davon. Johann Huß, Rector der von Karl IV. zu Prag gestifteten Universität, Beichtvater der Gemahlin des Wenzeslaus, Königin von Böhmen, hatte sich durch eine bloße Verordnung zur Sittenverbesserung den Haß der Deutschen zugezogen. Er war damit durchgedrungen, daß seine Landsleute, die Böhmen, auf der Universität drei Stimmen, und die Deutschen nur eine haben sollten, anstatt daß bisher die

Deutschen drei und die Böhmen eine gehabt hatten. Viele tausend fremde Studenten verließen damals die Universität; denn die Universität zu Prag, wie die zu Paris, hatte einen Zulauf von vielen Tausenden, von denen die meisten zum Studiren weniger geeignet, als eifersüchtig über die akademischen Privilegien waren.

Das große Unglück dieses Theologen war, daß er die Lehre Wikleffs, besonders wider die Hierarchie, gut hieß und behauptete. Johann XXIII. belegte ihn mit dem Banne. Gesichert durch einen kaiserlichen Geleitsbrief, hatte er die Kühnheit, zur Rechtfertigung seines Betragens und seiner Lehre nach Kostnitz zu kommen. Des freien Geleits ungeachtet, legte man ihn in das Gefängniß und machte ihm den Prozeß. Seine Bücher wurden verdammt. Er leugnete einen Theil der Meinungen, die man ihm beilegte, und erbot sich zu einer nähern Erklärung der übrigen. Da man aber nichts von Mäßigung wußte, so verlangte man schlechterdings einen Widerruf, dessen er sich standhaft weigerte. Er ward also, selbst auf Befehl des Kaisers, seines Amtes entsetzt, dem weltlichen Arme überliefert, und litt die grausame Strafe des Feuertodes.

Hieronymus von Prag, sein Schüler, der ihn noch an Verdiensten übertraf, hatte einen Widerruf ausgestellt. Aber durch den Muth seines Lehrers zu gleichem Muthe belebt, nahm er den Widerruf als ein Verbrechen zurück, und lobte Gott, als er in den Flammen starb. Poggio, Sekretair verschiedener Päpste, der ein Augenzeuge seiner Hinrichtung war, vergleicht seinen Tod mit dem Tod des Sokrates.

Gerson, das Orakel der Universität zu Paris, und französischer Gesandter auf dem Concilium, hatte, wie man sagt, vielen Antheil an der Härte, womit man diese beiden Theologen behandelte. Sein Eifer wider den von Johann Petit gelehrten Tyrannen-

Mord war von geringer Wirksamkeit, obschon eine solche Lehre unstreitig die größte Strenge verdiente. Man verdammte sie erst nach vielem Widerspruche, ohne Anzeige des Buches und ohne Benennung des Verfassers. Dieses schonende Verfahren hatte seinen Grund in der Furcht vor dem Herzoge von Burgund.

Die Hinrichtung des Johann Huß und seines Schülers hatte schreckliche Folgen. Ihre Lehre hatte in Böhmen eine Menge Anhänger, und ihr Tod entzündete jenen Fanatismus, der allen Gefahren trotzt und alle Gefühle erstickt. Wenzeslaus, der sich durch das Urtheil des Conciliums beleidigt glaubte, begünstigte die Hussiten, deren Wuth immer heftiger ward. Er starb und sein Bruder Sigismund folgte ihm im Jahre 1419 in der Regierung. Aber bald erklärten die Hussiten Sigismund für einen Feind der Religion und des Staates. Johann von Trosnow, mit dem Zunamen Ziska (der Einäugige), ihr Feldherr, erfocht viele Siege über ihn, und zwang ihn sogar zur Anerbietung schimpflicher Bedingungen. Ziska, der im Jahre 1424 an der Pest starb, hinterließ den Befehl, seine Haut über eine Trommel zu spannen, um noch immer den Soldaten Muth einzuflößen. Dieser Krieg, der alle mögliche Grausamkeiten erzeugte, dauerte fast 20 Jahre. Eine schreckliche, wiewohl unwirksame Warnung vor dem so gewöhnlich gewordenen Verfolgungsgeiste. Man würgte noch lange Zeit hindurch zum Besten der Kirche und machte dadurch der Kirche nur desto mehr Feinde.

Während der Kirchenversammlung hatte Frankreich neue Widerwärtigkeiten zu erdulden, die noch größere nach sich zogen. Der König von England, Heinrich IV., blieb in dem ruhigen Besitze der mit Unrecht an sich gerissenen Krone, konnte aber seine vorgehabten Unternehmungen nicht zur Ausführung bringen. Eine heftige Krankheit endigte seine Tage im Jahre 1413.

Seinen Sohn Heinrich V., der sich bisher dem Laster und den Ausschweifungen überlassen hatte, sah man auf dem Throne plötzlich in einen weisen, tugendhaften und für die Regierungsgeschäfte äußerst besorgten Fürsten umgeschaffen. Der Müßiggang hatte ihn verdorben; und die Größe, die oft eine Ursache des Verderbnisses zu sein pflegt, diente zu seiner Besserung, weil sie ihm Geschäfte darbot, die seiner würdiger waren. Ohne jene unbegrenzte Ehrsucht, die Frankreich so unglücklich machte, ohne daß England wahren Nutzen davon hatte, würde er das Muster der Könige gewesen sein; und diese Ehrsucht, wer sollte es denken? ward ihm von einem Prälaten eingeflößt.

Die Gemeinen, welche die Lolharde verfolgten, nahmen gleichwohl einen Theil ihres Lehrsystems an. Sie baten den König, sich der Kirchengüter zu bemächtigen; und in der That zwang man die Geistlichkeit, verschiedene Pfründen der Krone abzutreten. Dies war die Ursache, warum der Erzbischof von Canterbury einen Krieg wünschte, um dadurch die unruhigen Gemüther auf einen andern Gegenstand zu leiten. Er ermunterte daher Heinrich V. zu einem Angriffe wider Frankreich, wo die Herzoge von Orleans und von Burgund wechselweise das Regierungsruder an sich rissen, und ihn dadurch eine gewisse Eroberung anzubieten schienen. Sie hatten sich zwar zum Scheine ausgesöhnt, aber ihre Herzen waren unversöhnlich.

Des 28jährigen Waffenstillstandes ungeachtet, der im Jahre 1394 geschlossen worden war, hatten viele Feindseligkeiten dem gegenseitigen Nationalhasse beständige Nahrung gegeben, als Heinrich in der Normandie landete und Harfleur einnahm, nachdem er bei der Belagerung dieser Stadt einen großen Theil seiner Truppen eingebüßt hatte. Außer Stand, etwas weiter zu unternehmen, ging er über die Somme, und zog sich unter Verfolgung einer viermal zahlreichern Armee, als die seinige war, nach Calais zurück. Wären die

Franzosen durch das Unglück bei Creci und Poitiers gewitzigt worden, so hätten sie ganz sicher ihn und seine kleine Armee gänzlich in den Staub treten oder zur Unterwürfigkeit zwingen können. Aber sie stürzten sich blindlings in den Feind, und erneuerten dadurch die ehemaligen Fehler und zugleich das ehemalige Unglück. Der Connetable von Albret griff, da er hätte zögern und eine bessere Gelegenheit abwarten sollen, Heinrich V. in einer vortheilhaften, engen und schlüpfrigen Stellung an, wo die Franzosen sich weder ausbreiten, noch in Schlachtordnung stellen konnten, und wo die englischen Bogenschützen schnell den Sieg entschieden. Diese berühmte Schlacht bei Azincourt kostete dem Feinde angeblich blos 40 Mann; Frankreich hingegen verlor in derselben sieben Prinzen, den Connetable und ungefähr 8000 Erschlagene von Adel. Die Herzoge von Orleans und Bourbon geriethen nebst vielen Großen in Gefangenschaft.

Heinrich zog sich gleichwohl zurück, und schloß einen Waffenstillstand, weil es ihm an Geld und an Mannschaft fehlte. Man wußte damals noch nichts von vorsichtiger Klugheit, von Ersparung der Gelder und anderer zur ununterbrochenen Fortsetzung des Krieges nöthigen Mittel. Die Subsidien reichten nicht zu, man hatte wenig regulirte Truppen, und brachte gewöhnlich in der Eile ein Heer zusammen, das, wenn es an Nahrungsmitteln gebrach, oder wenn kein Sold bezahlt wurde, bald wieder auseinander lief, was natürlich nur Straßenräubereien zur Folge hatte.

Nach der verlornen Schlacht bei Azincourt wurden die Faktionen in Frankreich, statt dadurch gedämpft zu werden, nur noch wüthender als jemals. Der Graf von Armagnac, der zum Connetable erhoben war, und mit dem Dauphin (Karl VII.) in Verbindung stand, bemächtigte sich der Regierung, vermehrte die Auflagen, verbannte die Anhänger Johanns des Unerschrockenen, und setzte sich in Besitz eines Schatzes

der Königin Isabella von Bayern, die der König ihrer öffentlichen Ausschweifungen wegen nach Tours hatte verweisen müssen. Diese Königin, die bisher eine Feindin des Herzogs von Burgund gewesen war, verband sich jetzt mit demselben wider den Staat. Er befreite sie aus dem Verhaft und machte sich zum Herrn von Paris.

Der Connetable, der Kanzler, viele andere angesehene Personen und eine Menge von Bürgern wurden in der Hauptstadt erschlagen. Der Dauphin entwich, und verlegte das Parlament nach Poitiers, während die Königin ein Parlament zu Troyes hielt, und sich den Titel einer Regentin anmaßte. Der bürgerliche Krieg verbreitete seine Gräuel nun in die Provinzen. Der König von England kam wieder über das Meer, und eroberte fast die ganze Normandie, bis auf Rouen, das sich noch hielt. Der Dauphin versöhnte sich mit dem Herzoge von Burgund. Dies war noch das einzige Rettungsmittel, aber diese Aussöhnung selbst zog die äußersten Unglücksfälle herbei. Bei einer Zusammenkunft der beiden Prinzen auf der Brücke bei Montereau wurde der Herzog Johann meuchelmörderisch getödtet; ein eben so scheußliches Verbrechen, als jenes, dessen er sich durch die Ermordung des Herzogs von Orleans schuldig gemacht hatte. Die Mörder waren in dem Gefolge des Dauphins. Man hielt ihn, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, wiewohl ohne hinreichenden Beweis, für mitschuldig. Die Königin und der junge Herzog von Burgund, Philipp der Gute, aufgebracht von blinder Rachgier, verbündeten sich wider ihn mit dem Feinde des Königreichs.

Heinrich V., der schon Rouen und Pontoise eingenommen hatte, kam zu ihnen nach Troyes. Man schloß daselbst im Jahre 1420 den schimpflichen Traktat, kraft dessen die königliche Tochter Katharina von Frankreich dem Könige Heinrich zur Gemahlin gegeben wurde, der unterdessen als Regent das Reich

beherrschen und nach Ableben Karls VI. die Krone erben, Karl, sogenannter Dauphin, aber als ein erklärter Feind des Reichs verfolgt werden sollte. Diese Vernichtung der Reichsgrundgesetze wurde durch einen Schluß des Parlaments zu Paris, von dem jedoch die treuesten Mitglieder sich zu dem Dauphin begeben hatten, feierlich bestätigt. Der König von England hielt mit dem schwachen Karl VI. seinen Einzug in die Residenz; der Erstere als Monarch und der Zweite als ein verachtetes Automat. Niemals sah man mehr die schwankenden Gesinnungen sich nach den Umständen bestimmen, als zu jener Zeit.

Vermuthlich würde eine mehr oder minder wichtige Staatsrevolution erfolgt sein, wenn nicht Heinrich in einem Alter von 33 Jahren an einem Fistelschaden gestorben wäre. Er hatte seinen ältesten Bruder, den Herzog von Bedford, und seinen andern Bruder, den Herzog von Glocester, während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Heinrichs VI., der damals noch in der Wiege lag, zu Regenten, Jenen von Frankreich, und Diesen von England, ernannt.

Karl VI. überlebte Heinrich um zwei Monate. Bei seinem Leichenbegängnisse sah man nicht einen einzigen Prinzen von Geblüt, allein viel Volk. Der rechtmäßige Thronerbe, Karl VII., war weichlich, nachlässig, ganz den Lustbarkeiten ergeben, jung, ohne Erfahrung, nur mit Liebeshändeln beschäftigt, unbekümmert um die Staatsangelegenheiten, zu einer Zeit, wo man ihm die Krone entriß; Bedford hingegen, der mit Thätigkeit Muth und Klugheit verband, um die Eroberung zu vollenden und zu befestigen, eine unnatürliche Königin, ein rachgieriger und grausamer Prinz von Geblüt, und treulose obrigkeitliche Personen waren bemüht, die Absichten der Engländer zu begünstigen; in einer so äußerst gefährlichen Lage konnte der Staat nicht anders als durch außerordentliche Mittel gerettet werden. Die berühmte Agnes Sorel, Mai-

tresse Karls, trug dazu durch ihre großen Talente Vieles bei. Sie brachte den König, den sie gefesselt hielt, zurück zu seiner Pflicht und zu den Kämpfen.

Nach der Rückkunft von einer Reise nach England unternahm der Herzog von Bedford, der sich in den Stand gesetzt hatte, den Krieg mit neuem Eifer fortzusetzen, die Belagerung der Stadt Orleans, um sich in die südlichen Provinzen den Eingang zu eröffnen. Schon war die Stadt in großer Bedrängniß, und der König dachte auf einen schimpflichen Rückzug, als die Königin Maria von Anjou, und besonders Agnes Sorel, ihn zu edleren Entschließungen vermochten.

Damals trat eine junge Bäuerin aus Dom Remi in dem Kirchsprengel Toul, Namens Johanna d'Arc, auf, die sich für begeistert ausgab, und die Aufhebung der Belagerung und sogar die Krönung des Königs zu Rheims zu bewirken versprach. Man stellte eine Prüfung mit ihr an, und glaubte ihr; die am wenigsten leichtgläubig waren, wurden von dem Enthusiasmus mit fortgezogen, oder stellten sich doch so, um denselben für den Staat vortheilhaft zu machen. Das Mädchen von Orleans, so nannte man die Heldin, das vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt einherging, und so vor dem Heer ritt, und eine geweihte Fahne in der Hand hatte, ward von Jedermann als ein Schutzengel angesehen. Das Zuversichtliche in dem Betragen dieses Mädchens, seine Tapferkeit und Tugend begeisterten die Truppen. Man zweifelte nicht an dem Wunder, und folglich nicht an dem Siege. Dieses wunderbare Mädchen, das Alles belebte, aber in ihren Unternehmungen von Dunois auf's geschickteste gelenkt ward, drang in die belagerte Stadt, verbreitete unter den Engländern einen panischen Schrecken, und zwang dieselben, nach einer siebenmonatlichen hartnäckigen Belagerung, zum Abzuge.

Die Krönung des Königs zu Rheims 1429 war vielleicht ein noch erstaunlicheres Wunder. Man hatte

mit 12,000 Mann, fast ohne alles Geld und ohne Lebensmittel, einen Weg von ungefähr 80 Meilen durch Länder zu machen, die in der Gewalt der Feinde waren. Auf das Wort des Mädchens wagte man ein so kühnes Abenteuer, das wider alle Wahrscheinlichkeit gelang. Die vorgefaßte Meinung bewirkte mehr als Schwert und Bogen, und die Klugheit erforderte, sich einer Gefahr auszusetzen, um von der angenommenen Meinung Vortheil zu ziehen. Diese Meinung erschütterte beide Parteien, wiewohl auf verschiedene Weise. Die Eine glaubte von dem Himmel selbst beschützt und die Andere von der Macht der Hölle angegriffen zu werden.

Nach vollendeter Krönung des Königs bat das Mädchen um Erlaubniß, nach ihrer Heimath zurückzukehren, weil nun die Absicht ihrer Sendung erreicht wäre. Man behielt sie aber gleichwohl bei dem Heer und das Glück verschwand. Compiegne ward von dem Herzoge von Burgund belagert. Johanna wollte die Stadt entsetzen, ward bei einem Ausfalle verwundet und von den Burgundern gefangen genommen. Der Herzog, eigentlich der Connetable von Burgund, Johann von Luxemburg, Graf von Ligni, hielt sie als seine Gefangene, obgleich ein burgundischer Edelmann, Lionel von Vendome, sie dazu gemacht hatte, und lieferte sie den Engländern aus. Bedford, entweder um das ganze Blendwerk des Wunders zu vernichten, oder um die Rachgier seiner Truppen zu befriedigen, oder verleitet von einem aufbrausenden Zorne, der nicht entschuldigt werden kann, Bedford ließ, statt den Muth dieser Heldin zu ehren, oder ihr wenigstens als einer Kriegsgefangenen zu begegnen, dieselbe vor einem geistlichen Gerichte, das man zu der schändlichsten Ungerechtigkeit erkauft hatte, als eine Ketzerin und Zauberin verurtheilen. Sie ward im Jahre 1431 zu Rouen verbrannt. Der Prozeß, die peinlichen Fragen, das Urtheil, die Hinrich-

tung erregten Grauen und Unwillen. Die Universität zu Paris hatte daran vielen Antheil, was als einen Beweis jener schwärmerischen Denkart gilt, die damals auf den Schulen tiefe Wurzel gefaßt und auf die Staatsangelegenheiten nur zu großen Einfluß hatte.

Diese abscheuliche Scene machte das englische Joch den Franzosen noch verhaßter, die jetzt unter dem Scepter Karls VII. vereinigt zu sein wünschten. Philipp der Gute, Herzog von Burgund, gereizt durch den Stolz des Herzogs von Bedford, hörte auf, wider das Interesse seines Hauses und um die Herrschsucht eines fremden Prinzen zu sättigen, einen König, der sein Blutsverwandter war, zu verfolgen.

Er veranlaßte nun einen Friedenskongreß zu Arras, dem Gesandten von allen Fürsten beiwohnten. Man bot dem Londoner Hofe die Normandie und Guienne an. Als die Engländer solches ausschlugen, schloß der Herzog 1435 einen besonderen Frieden. In demselben schrieb er Bedingungen vor, die zwar sehr erniedrigend waren, bei deren Annahme sich aber der König gleichwohl glücklich zu preisen hatte.

In demselben Jahre starb Isabella von Bayern und der Herzog von Bedford. Sein Bruder, der Herzog von Glocester, erregte in England Unruhen, die Frankreich sehr vortheilhaft wurden.

Der Connetable Richemont entriß im Jahre 1436 den Engländern Paris. Sie verloren fast täglich einen Theil ihres Gebietes. Karl VII. eroberte theils selbst, theils durch seine Feldherren und Minister seine eingebüßten Provinzen, und stellte Ruhe und Ordnung in dem Königreiche wieder her. Im Jahre 1451 waren die Normandie und Guienne bereits wieder mit der Krone vereinigt, den Feinden blieb nichts als die Stadt Calais übrig, die sie noch über hundert Jahre behielten.

Die bürgerlichen Unruhen in England hätten endlich allein schon Frankreich von der Unterdrückung

befreien können. Der Herzog von Glocester, Oheim des schwachen Heinrichs VI., setzte durch seine Kabale Alles in Bewegung. Man nahm ihn in Verhaft; er starb wenige Tage darauf, vermuthlich ermordet. Aber die grausamen Faktionen der rothen und weißen Rose, die gar bald ihre ganze Wuth ausließen, machten England zu einem Schauplatze des Blutvergießens.

Der Name dieser Faktionen in England gründete sich darauf, daß der König eine rothe, sein Mitbewerber um die Krone, Richard, Herzog von York, hingegen eine weiße Rose im Wappen führte.

In Neapel war wirklich durch die Schwachheiten der Königin Johanna II., Schwester und Erbin Ladislaus', eine Staatsrevolution erfolgt. Diese lasterhafte Frau, die sich anfangs einem Günstlinge überließ, erregte ein allgemeines Murren und Mißvergnügen. Jakob von Bourbon vermählte sich mit ihr im Jahre 1415, und ward als König anerkannt. Er ließ den Liebling hinrichten und die Königin einsperren.

Nun machte man Verschwörungen gegen ihn. Johanna erhielt wieder die königliche Gewalt, um dieselbe auf's Neue zu mißbrauchen. Jakob ward in Verhaft genommen; die Franzosen wurden verjagt, und ein neuer Liebling ward Gebieter der Königin und des Staates. Martin V., den das Concilium zu Kostnitz so eben erwählt hatte, bewirkte die Freiheit des Königs, wie er die Rückgabe der von Ladislaus eroberten Plätze an den heiligen Stuhl bewirkt hatte. Aber Jakob wollte lieber nach Frankreich zurückgehen, als ein armseliger Zuschauer der ärgerlichen Lebensart seiner Gemahlin und ohne Macht in Neapel bleiben. Er starb als Mönch zu Besançon.

Jakob Sforza, ein großer Feldherr, der, wie Einige berichten, von einem Edelmanne, und nach dem Vorgeben Anderer, von einem Bauer abstammte,

war Connetable von Neapel und Beschützer der römischen Kirche geworden. Voll Unwillens über die Gunst, worin Sergiani Carraciolo als Liebhaber und Minister der Königin bei derselben stand, ermunterte Sforza Ludwig III. von Anjou, sich eines Königreichs zu bemächtigen, von dem sein Vater und Großvater blos den Titel geführt hatten. Johanna nahm, um einen Beschützer zu erhalten, Alphons V., König von Arragonien und Sicilien, an Kindesstatt an. Beide Mitbewerber um die Krone kamen an und bekriegten sich. Da der König von Arragonien einsah, daß die Königin ihm nicht mehr so geneigt war, so ließ er den Liebling einziehen, und machte sich bei Johanna verhaßt. Sforza ergriff diese Gelegenheit, um Alphons anzugreifen. Nachdem er denselben überwunden, und sich mit Carraciolo ausgesöhnt hatte, vermochte er die Königin, Ludwig von Anjou zu adoptiren. Alphons zog sich für dieses Mal zurück, kam aber später wieder, und gelangte zur Regierung. Renatus von Anjou, den die Königin nach dem Tod Ludwigs, seines Bruders, adoptirte, führte in Frankreich viele glänzende, aber leere Titel. Johanna II. regierte seit 1414, und starb im Jahre 1435. In ihrer Person starb das erste Haus von Anjou aus. Sie hatte, nach dem Beispiele ihres Bruders Ladislaus, den Titel einer Königin von Rom angenommen. Ein ehrgeiziger und kluger König von Neapel hätte die große Trennung benützen können, um aus einem Lehensmann ein Souverain zu werden.

Nach dem Tode der Königin Johanna befanden sich beide Kronprätendenten zu gleicher Zeit in Verhaft. Renatus war ein Gefangener des Herzogs von Burgund, und Alphons des Herzogs von Mailand, Philipp Galeazzo-Visconti, dessen Flotte ihn bei Gaeta geschlagen hatte. Beide fingen, nachdem sie ihre Freiheit erhalten hatten, sich auf's Neue zu

bekriegen an; und dieser Krieg endigte sich im Jahre 1442 durch die Eroberung der Stadt Neapel, welche der König von Arragonien mit stürmender Hand einnahm. Renatus ging nach Frankreich zurück.

Man nannte ihn König von Neapel, Sicilien, Jerusalem, Arragonien, Valencia und Majorca, Herzog von Lothringen und Bar, und von Allen diesen war er nichts. Diese Vervielfältigung unnützer Titel, die sich auf Ansprüche gründeten, welche selten gewährt wurden, verursachte viele Verwirrungen in der neuern Geschichte; denn die Geschichte von Europa ist eine unermeßlich große Registratur von streitig gemachten Ehe-Kontrakten, Genealogien und Titeln, die nicht selten die wichtigsten Gegenstände, große Begebenheiten und Kenntnisse der Gesetze und Sitten, verdunkelten.

Nach der Kirchenversammlung zu Kostnitz behauptete der starrsinnige Benedikt XIII. noch das Schattenbild seiner unfehlbaren päpstlichen Würde bis zu seinem Tod 1442. Zwei seiner Kardinäle, denen er befohlen hatte, einen Nachfolger für ihn zu wählen, ernannten nun einen Gegenpapst unter dem Namen Klemens VIII., den Alphons V. von Arragonien, der mit dem Papst Martin einverstanden war, anerkannte. Dieser hatte die nach Pavia angeordnete Kirchenversammlung nach Siena verlegt, von da aber nach Basel, wo sie erst nach sieben Jahren gehalten werden sollte, was bewies, daß er sie gänzlich zu umgehen hoffte. Unterdessen versöhnte er sich mit Alphons, und sein Gegner unterwarf sich. Martin V. starb gerade in dem Jahre, in welchem die Kirchenversammlung ihren Anfang nehmen sollte.

Sein Nachfolger, Eugen IV., sandte einen Legaten zum Concilium nach Basel, der die Instruktion erhielt, dasselbe aufzuheben, sobald es etwas gegen ihn unternehmen würde, da man viel von Reformation sprach. Schon in den ersten Sitzungen entzweite sich die Kirchenversammlung mit Sr. Heiligkeit, indem

dieselbe die Dekrete des Kostnitzer Conciliums, welche die Oberherrschaft desselben wollten, erneuerte. Man lud Eugen und seine Kardinäle vor, persönlich bei der Versammlung zu erscheinen, was der Papst aber zu weigern für gut fand, und man war nahe daran, ihn deshalb zu verurtheilen. Da erschienen vier Kardinäle in seinem Namen, mit hinlänglicher Vollmacht versehen, um den Dekreten beizupflichten. Eine Empörung zu Rom zwang unterdessen Eugen, flüchtig zu werden. Es gelang ihm jedoch wieder, die Obergewalt zu erlangen. Paläologus VII., Kaiser zu Konstantinopel, von den Türken in die Enge getrieben, hoffte Hülfe von den Lateinern zu erhalten, und brachte deshalb die Wiedervereinigung der beiden Kirchen in Vorschlag.

Der Kaiser sollte mit dem griechischen Prälaten in Person eintreffen, und die Kirchenversammlung schickte ihm Schiffe, die ihn abholen sollten. Der Papst sandte zu gleicher Zeit seine Galeeren zu diesem Zwecke an ihn ab, welche zuerst ankamen und von den Griechen vorgezogen wurden. Das Concilium sollte in Italien gehalten und daselbst die große Vereinigung zu Stande gebracht werden. Der Papst hob deshalb die Kirchenversammlung zu Basel durch eine Bulle auf und lud eine neue nach Ferrara. Die Versammlung in Basel erklärte ihn jedoch für ungehorsam und widerspenstig und suspendirte ihn von aller weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit; der suspendirte Papst aber that alle diejenigen in den Bann, die bei dem Concilium in Basel bleiben würden, woran die Griechen viel Aergerniß nahmen.

Eugen IV. verlegte nun sein Concilium von Ferrara nach Florenz und brachte es dahin, daß die Griechen nach vielen Debatten den Ausgang des heiligen Geistes und das Primat des Papstes annahmen, und man umarmte sich als Zeichen dieser Vereinigung. Dies wäre Alles sehr gut gewesen, wenn das grie=

chische Volk eben so wie sein Kaiser und die Prälaten zu überreden gewesen wäre.

Ein besonderer Gegenstand des Streites war auch das Fegfeuer, von dem die römischen Christen behaupteten, es sei nur ein Ort der Reinigung für die Seelen; die Griechen aber sagten, es sei ein finsterer, sehr trauriger Aufenthalt. Endlich kam man darin überein, daß die Seelen im Fegfeuer gereinigt würden, übrigens nichts daran gelegen sei, ob dies mittelst des Feuers, der Finsterniß oder im Gewitter u. s. w. geschehe, wenn sie nur gereinigt würden. Das Volk der Griechen beharrte aber bei seinem Glauben.

Bald brach jedoch der wüthendste Haß gegen Eugen aus. Dieser Papst, der sich die Wiedervereinigung der beiden streitigen Kirchen angelegen sein ließ, ward in der vierunddreißigsten Sitzung abgesetzt und der Simonie für schuldig, für meineidig, schismatisch, ketzerisch und aller Ehren und Würden unwürdig erklärt. Amadeus, Herzog von Savoyen, damaliger Einsiedler zu Ripaille, ward unter dem Namen Felix V. zum Papst erwählt. Es regnete nun wieder gegenseitige Bannflüche, und Schimpfworte der gemeinsten Gattung. Eugens Schreiber nannte die Versammlung zu Basel dumme, rasende Leute, wilde Bestien, und den Gegenpapst einen Höllenhund, ein goldenes Kalb, einen Mahomed, einen Antichrist. Felix legte nach Erwählung Nikolaus V., Eugens Nachfolger auf dem heiligen Stuhle, seine Würde nieder.

Die Wiederherstellung der kanonischen Wahlen, die Erklärung der Annaten für Simonie, die Verwerfung des Vorbehaltes, der Anwartschaftsvertheilungen und anderer Usurpationen des römischen Hofes; die Anweisung des dritten Theiles der Pfründen für Diejenigen, die einen Gradum angenommen haben; das Verbot, mit Vorbeigehung des ordentlichen Tribunals, an den

Papst zu appelliren, und in dem Falle einer Appellation die dem Papste auferlegte Verpflichtung, an Ort und Stelle Richter zu ernennen; die ausdrücklich anerkannte oberrichterliche Gewalt der allgemeinen Kirchenversammlung, die Zahl der Kardinäle auf achtzig festgesetzt; dies sind die bemerkenswerthesten Dekrete, die zu Basel ausgefertigt und der pragmatischen Sanktion, die Karl VII. im Jahre 1438 zu Bourges errichtete, beigesetzt wurden.

Auch die Rächer des Huß fanden sich in Basel ein. Es erschien der Feldherr Procopius, des Ziska Nacheiferer und Nachfolger, mit einem zahlreichen Gefolge. Man disputirte über die streitige Frage lange und ohne Nutzen. Procopius spottete aller Beweisgründe. Seiner Behauptung nach war z. B. das Mönchsleben eine Erfindung des Teufels, weil Christus dasselbe nicht angeordnet habe.

Die Unterhandlungen mit den Hussiten wurden jedoch in Böhmen fortgesetzt. Die Katholiken bedienten sich des Streites zu ihrem Vortheile, erfochten im Jahre 1434 einen wichtigen Sieg, erschlugen den Procopius, machten alles Fußvolk zu Gefangenen und verbrannten sie unmenschlich in Scheunen. Die Hussiten suchten alle Grausamkeiten zu vergelten, und der Scheiterhaufen ihrer Apostel schien ihre Wuth und ihre Schwärmerei nur stärker zu entzünden. Endlich trat Sigismund mit ihnen in Unterhandlung. Die Böhmen unterwarfen sich und erhielten dagegen eine allgemeine Amnestie, die Bestätigung ihrer Privilegien und das von dem Concilium zu Basel ihnen zugestandene Recht, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu genießen. Eine solche Unterwerfung war eine Art von Triumph.

Sigismund starb im Jahre 1437. Sein ganzer Nachlaß kam auf seinen Eidam, Albrecht II., Herzog von Oesterreich, der zwei Jahre später starb.

Nach Albrecht wurde Friedrich III. von Oesterreich zum Kaiser erwählt. Das Haus Oesterreich hat sich seitdem in der kaiserlichen Würde behauptet.

XXVI.

Die nordischen Reiche

Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Preußen.

Ungefähr vom 13. bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts.

König Waldemar regierte über 20 Jahre in Dänemark mit viel Ruhm und wußte die Eroberungen seines Bruders Knut, zu denen er selbst viel beigetragen hatte, zu behaupten. Er war auch König der Wenden und Herr der Nord-Albingier; unterwarf sich Preußen, Pomerellen und einen Theil Esthlands und herrschte mit großer Weisheit, aber auch mit so vielem Glücke, daß er der Eifersucht seiner Nachbarn und anderer Fürsten und Herren ausgesetzt war. Einer der schwächsten unter diesen, Graf Heinrich von Schwerin, des Königs Lehensmann, gereizt durch Rachgier und persönliche Feindseligkeit, entführte (1223) den König und seinen schon gekrönten Prinzen, als sie auf der kleinen Insel Lyöe bei Fünen, von der Jagd ermüdet, unter Zelten schliefen, und hielt Beide in dreijähriger Gefangenschaft. Diesen Unfall benutzten alle heimlichen Feinde des bisher unbezwinglichen Siegers zu seinem Nachtheile. Adolph IV., Graf von Holstein und Schauenburg, ein Sohn des Grafen Adolphs III., bemächtigte sich seines väterlichen Landes, und alle eroberten Länder, Esthland und Rügen

ausgenommen, setzten sich in Freiheit. Umsonst bot der König, nachdem er auf harte Bedingungen frei geworden war, seinen Muth und seine Heereskraft zur Wiedereroberung auf. Er verlor im Jahre 1227 das Treffen bei Bornhevede und mit demselben die Hoffnung der Herstellung seines vorigen Glückes. Er widmete seine Thatkraft von nun an dem innern Wohle seines Landes und schuf das jütländische Lovbuch, ein berühmtes Gesetz. Er starb 1241. Ihm folgte sein zweiter Sohn Erich, der älteste war schon vor dem Vater gestorben, mit dem Beinamen Plogpenning, den er wegen einer nach der Pflugzahl aufgelegten Schatzung erhielt. Ein unglücklicher Zwist dieses Königs mit seinen Brüdern gereichte ihm zum Verderben.

Sein Bruder Abel, damals Herzog zu Schleswig, ließ ihn 1250 durch Meuchelmord tödten und fand Mittel, den Thron zu besteigen, den er mit dem Blute seines Bruders befleckt hatte. Allein er genoß sein Glück nicht lange, indem er im Streite mit den Nordfriesen im Schleswig'schen erschlagen wurde.

Abels Nachfolger war sein Bruder Christoph I., dessen Regierung durch einen Streit mit dem übermüthigen Bischof von Lunden, Jakob Erlandson, sehr beunruhigt wurde. Auch endigte er sein Leben 1259 durch Meuchelmord, man glaubt durch eine vergiftete Hostie. Nicht glücklicher als er war sein Sohn Erich Glipping. In einem ewigen Streite mit den Herzogen von Schleswig und den Grafen von Holstein, mit den Päpsten und der Geistlichkeit, floß seine traurige Regierungszeit dahin, bis endlich ein Königsmord 1286 seine Tage endigte. Talentvoll und auch geneigt, das Reich blühend und glücklich zu machen, würde sein Sohn und Nachfolger, Erich Mendved, den besten Erfolg seiner Bemühungen gehabt haben, wenn er nicht mit dem Papste und der Klerisei und selbst mit Norwegen, wo man den Mördern seines Vaters Schutz

gab, beständig zu kämpfen gehabt hätte. Er starb ohne Leibeserben, 1319, und bahnte dadurch ungern seinem Bruder, Christoph II., den Weg zum Throne. Dieser bösartige Prinz machte sich und seine Unterthanen unglücklich, drückte das Reich durch Auflagen und lebte in einem Zwiste mit dem Herzoge von Schleswig, Waldemar V. (aus dem Stamme des Königs Abel), und mit dem Grafen zu Holstein, welcher endlich sein Verderben vollendete. Eine Anzahl der dänischen Edlen rief Gerhard den Großen, Grafen zu Holstein, zu Hülfe, entthronte 1326 Christoph II., ernannte den jungen, minderjährigen schleswig'schen Herzog Waldemar zum König und den Grafen Gerhard zum Reichsverweser. Die neue Regierung fing bald an, der Nation zu mißfallen! Waldemar mußte abdanken, und Christoph II. kam 1330 wieder zur Krone. Doch sein Glück war klein und von geringer Dauer. Neben fortwährenden Streitigkeiten mit dem Grafen Gerhard hatte er die Kränkung, den größten Theil seiner Staaten in den Händen der Grafen von Holstein zu sehen und der Kühnheit verrätherischer Unterthanen ausgesetzt zu sein. Zwei verwegene Edelleute bemächtigten sich seiner Person, in der Hoffnung, von dem Grafen Gerhard dafür belohnt zu werden. Er ward zwar wieder in Freiheit gesetzt, starb aber bald darauf (1333), wahrscheinlich aus Gram. In einem siebenjährigen Zwischenreiche drückte Graf Gerhard das Land und die Familie des Königs und wagte noch einen Versuch, seinen Neffen, Herzog Waldemar von Schleswig, abermals auf den Thron zu setzen. Durch eine ansehnliche Kriegsmacht verstärkt, würde er vielleicht seinen Vorsatz ausgeführt haben, wenn nicht Niels Ebbeson, Herr auf Nörreriers, ein angesehener Edelmann, ihn bei einem nächtlichen Ueberfall 1340 in seiner Schlafkammer zu Randers erschlagen hätte. Von den überlebenden Söhnen Christophs II. war der älteste Prinz,

Otto, ein Gefangener der Grafen von Holstein. Der jüngere, Waldemar, hatte sich am Hofe und in Kriegsdiensten des Kaisers Ludwig des Bayern sehr hervorgethan. Ihn riefen jetzt die Stände auf den Thron. Er ward der neue Stifter seines Staates, brachte das zerstückelte Reich wieder zusammen, erhob es über alle Gewalt seiner Gegner, stellte den erloschenen Glanz seiner Krone wieder her und brach die neue Bahn eines Ruhmes, die mehr als einer seiner Nachfolger kühn und edel betreten hat. Seine Regierung war jedoch so wenig frei von Unruhen, als er von Fehlern. Aber jene erhöhten seine Größe, indem sie seinen Eifer nicht hemmen konnten; und diese waren Folgen jener Schwächen, über die sich selbst der erhabenste Sterbliche nicht immer empor schwingen kann. Sein 1375 erfolgter Tod würde für Dänemark ein noch weit größerer Verlust gewesen sein, wenn nicht seine Tochter, die berühmte Königin Margaretha, auf der Bahn des Verdienstes und der Ehre, gleich ihrem großen Vater, und mit männlichem Muthe fortgeschritten wäre. Sie war eine Gemahlin Hakons, Königs von Norwegen, und durch ihn Mutter des Prinzen Olof, den, ob er gleich noch minderjährig war, die dänischen Stände für ihren König erklärten. Zuerst führte sie für ihn die vormundschaftliche Regierung und belehnte die Grafen von Holstein mit dem Herzogthume Schleswig, damit sie dem König von Schweden, mit welchem Margaretha nicht in gutem Vernehmen stand, keinen Beistand leisten möchten. Nach ihres Sohnes Tode beherrschte Margaretha Dänemark in ihrem eigenen Namen, eben so wohl als Norwegen, das erst nach dem Tode ihres Gemahles (1380) ihrem Sohne Olof und demnächst nach dessen Absterben ihr zugefallen war. Durch den Krieg mit dem König Albrecht von Schweden, der ihr Gefangener ward, glückte es ihr, auch die schwedische Krone zu erwerben. Auf diese Weise war sie

fähig, ihr berühmtes Werk, die Vereinigung der drei nordischen Reiche, 1397 zu Stande zu bringen, die unter dem Namen der Calmar'schen Union so bekannt und so merkwürdig ist.

In Norwegen folgte dem berühmten König Sverre 1202 sein Sohn Hagen oder Hakon III., und diesem nach einer kurzen und friedlichen Regierung Guttorm (1204), Sverre's Enkel, von seinem Sohne Sigurd. Guttorms Regierung dauerte nur ein Jahr. Sein Nachfolger war Ingo, ein Sohn Baards und Cäciliens, die eine Tochter des Königs Sigurd, Sverre's Vater, war. Auf ihn folgte (1217) Hakon IV., oder der Alte, Hakons dritter Sohn, daher auch Hagen Hagenson genannt, ein sehr ruhmwürdiger Fürst. Er stellte die innere Ruhe in Norwegen wieder her, die durch allerlei Faktionen zerrüttet war, brachte die meisten Isländer durch Klugheit zur Unterwerfung und erhöhte die Wohlfahrt Norwegens ungemein. Sein Sohn, Magnus Lagabodter, oder der Gesetzverbesserer, folgte ihm 1263; er erhielt diesen Ehrennamen, weil er wirklich Norwegens und Islands Gesetze verbesserte, wie er denn auch das vortreffliche Hirdskraa oder Hofrecht gegeben hat. Sein Sohn und Nachfolger (1280), König Erich, erhielt den Beinamen Priesterfeind, weil er die Geistlichkeit einschränkte, die sein Vater begünstigt hatte. Er starb 1299 nach einer 19jährigen Regierung. Er und sein Bruder, König Hagen, sind auch durch Seezüge berühmt. Der letztere beschloß den alten königlichen norwegischen Mannsstamm. Sein Tochtersohn, Magnus, mit dem Beinamen Smek, ein Sohn des schwedischen Herzogs Erich, war schon 1319 König von Schweden, und vereinigte jetzt Norwegen und Schweden. Sein Sohn und selbst schon bei seinem Leben (1343) Mitregent, König Hagen oder Hakon, war der Gemahl der berühmten dänischen Prinzessin Margaretha. Die Freundschaft

mit der Krone Dänemark zog Beiden den Verlust der schwedischen Krone zu; denn auch in Schweden war Hakon zum Mitkönig ernannt. Aber in Norwegen behauptete sich Hakon, nachdem sein Vater Magnus 1374 in Schweden erst gefangen genommen und nach erhaltener Freiheit umgekommen war. Nach seinem Tode folgte ihm 1380 sein Sohn Olof, und diesem, als er starb, seine ruhmgekrönte Mutter, die Königin Margaretha, die Urheberin der Calmar'schen Union.

Sverker II., Karlson, Knut Erichsons Nachfolger in Schweden, hatte 1199 den unmenschlichen Vorsatz, des Letztern ganzes Haus auszurotten. Wirklich tödtete er einige dieser Prinzen. Aber der älteste, Erich Knutson, entkam, flüchtete sich nach Norwegen, verjagte Sverkern, der umsonst mit dänischer Hülfe seine Angelegenheiten herzustellen suchte und in einem Treffen umkam. Erich X., Knutson, herrschte seit 1210 nun in Ruhe, ein Freund der Gerechtigkeit und des Friedens. Er starb nach siebenjähriger Regierung. Sein Nachfolger war Johann I., Sverkers zweiter Sohn, der Letzte aus dem Sverker'schen Hause, der den Thron bestieg, und der einzige von Sverkers I. Nachkommen, welcher 1222 auf dem Bette starb, nachdem er einen Feldzug gegen die Heiden unternommen hatte. Erich hin Läspe (der Lispelnde) ward nach ihm, noch als Kind, König und regierte 28 unruhige Jahre. Das Geschlecht der Folkunger, das sich sehr empor geschwungen hatte, suchte den Thron zu gewinnen. Knut Johannsen Länge schlug und vertrieb Erich, ward aber nachmals von demselben überwunden und erschlagen. Gleichwohl dauerten die innerlichen Unruhen fort, bis 1234 Knuts Sohn, Holmgeir, gefangen und enthauptet wurde. Unter ihm war die Priesterehe verboten, und die Macht der Geistlichen gewann sehr. Sein Tod war 1250 das Ende des königlichen Erich'schen Geschlechtes.

Aus verschiedenen Kronprätendenten ward jetzt Waldemar erwählt, ein Sohn Birger Jarls und der Prinzessin Ingeburg, Erichs des Lispelnden Schwester. Birger Jarl führte nicht nur während der Minderjährigkeit des Königs, sondern auch, so lange er lebte, das Ruder der Regierung mit Ruhm und zur Wohlfahrt des Staates. Als aber nach seinem Tode (1266) Waldemar selbst regierte, änderte sich Alles zum äußersten Nachtheile. Am meisten schadete ihm der Ehrgeiz seines Bruders Magnus. Die Folgen davon, so wie von Waldemars Weichlichkeit und Wollust, waren ein bürgerlicher Krieg und des Königs Verderben. Er verlor 1293 Krone und Freiheit und endigte sein Leben im Gefängnisse. Magnus Ladulås war schon 1276 zu Upsala gekrönt. Er führte erst einen auswärtigen Krieg mit Dänemark wegen des Beistandes, den diese Krone Waldemar leistete, und dann einen einheimischen mit den Folkungern. Beide endigte er glücklich. Seine übrige Regierung war friedlich und merkwürdig in Betreff nützlicher Gesetze. Ueberhaupt war er ein rühmlicher König und würde es noch mehr gewesen sein, wenn er nicht durch Aufruhr zum Throne gelangt wäre. Er starb 1296 in der Blüthe seiner Jahre. Zum Unglück für das Reich hatte er seine jüngern Söhne Erich und Waldemar zu Herzogen, Jenen von Südermannland, Diesen von Finnland, ernannt, während der älteste, Birger, die Krone bekam. Die Zwietracht zwischen dem König und seinen Brüdern war dem Reiche verderblich. Zuerst ward er ein Gefangener seiner Brüder. Er erhielt zwar seine Freiheit und einen Theil seines Reiches wieder, aber nur unter der Bedingung, daß das Uebrige seinen Brüdern, den Herzogen, und zwar jedem sein Antheil, unabhängig bleiben sollte. Unter der dreifachen Regierung seufzte das unglückliche gedrückte Volk.

Birgers Rachgier erkor sich endlich seine Brüder

34*

zum Opfer, indem er sie unter dem Scheine der Freundschaft nach Nyköping lockte und daselbst im Gefängnisse 1317 unmenschlich verhungern ließ. Diese Grausamkeit brachte das Volk so sehr gegen ihn auf, daß er das Reich meiden mußte. Man enthauptete seinen unschuldigen Sohn Magnus und setzte einen andern Magnus, mit dem Beinamen Smek, des verhungerten Erichs Sohn, auf den Thron. Birger beschloß sein schimpfliches und qualvolles Leben im Jahre 1321 außerhalb seines Landes in Dänemark. Magnus Smek, der durch Erbschaft auch die norwegische Krone bekam, regierte unter sehr traurigen Umständen. Das Reich war erschöpft; gleichwohl fürchteten die Großen sich vor der Macht des Königs. Sie zu schwächen, ernannte man die königlichen Prinzen, da sie noch Kinder waren, zu Königen; den einen, Erich, von Schweden, und den andern, Hakon, von Norwegen. Da Magnus mit dem berühmten König Waldemar von Dänemark in gutem Vernehmen stand, so fürchtete man, daß Schonen und andere damals den Schweden zuständige Länder verloren gehen möchten. Der junge König Erich hinderte dies, welches aber nach seinem Tode 1359 erfolgte. Jetzt berief der Rath den König Hakon aus Norwegen, welcher aber den Schweden mißfiel, als er die Prinzessin Margaretha zur Gemahlin nahm. Man erwählte des Königs Magnus Schwestersohn, Albrecht von Mecklenburg (1363), zum König. In einem darauf erfolgten innerlichen Kriege verlor König Magnus seine Freiheit, die er zwar nachmals durch Hakons Vermittlung, aber ohne den Thron, wieder erhielt. Er kam endlich 1374 im Wasser um. König Albrecht machte die Schweden bald mißvergnügt, die nun Hakons Wittwe, Margaretha, Königin von Dänemark und Norwegen, 1389 zu Hülfe riefen. Der Krieg hatte für ihn einen sehr unglücklichen Ausgang. Geschlagen und gefangen genommen, kam er

endlich auf harte Bedingungen (1412) wieder los, mußte Schweden meiden und beschloß sein Leben in Mecklenburg. Durch Margarethens Vermittlung ward Schweden mit Dänemark und Norwegen durch die Calmar'sche Union vereinigt.

Vermöge dieser Vereinigung sollte jedes der vereinigten Reiche seine Gerechtsamen, Regierungsform und Gesetze behalten, und nur der König allen drei Reichen durch ihre Wahl gemeinschaftlich sein. Die Königin Margaretha bewirkte es, daß Erich aus Pommern, ein Enkel ihrer ältern Schwester Ingeburg, zum König der vereinten Reiche ernannt wurde. Allein noch bei ihrem Leben zeigte sein Betragen, daß sie sich in ihrer Wahl geirrt, und nach ihrem Tode ergriff er die nachtheiligsten Maßregeln. Das Herzogthum Schleswig durch Güte wieder an die Krone zu bringen, war lange Margarethens Plan gewesen: Erich aber wollte es den jungen schleswig'schen Prinzen mit Gewalt entreißen, und mußte endlich doch unrühmlich nachgeben. Härte und eigenmächtiges Verfahren machten ihn seinen Unterthanen bald verhaßt und zuerst vorzüglich den Schweden. Es brach 1435 eine Empörung aus, als die Dalekarlen und andere Schweden unter Engelbrecht Engelbrechtsons Anführung die Beamten des Königs verjagten, die meistens Auswärtige waren und das Volk sehr drückten. Wenn gleich Erich die Unruhen durch Güte und Gewalt zu stillen suchte, so nahmen doch die Beschwerden zu. Die Stände erklärten Karl Knutson zum Reichsverweser und Erich der Krone verlustig, deren er sich so unwürdig bezeigt hatte. Auch in Dänemark endigte sich die öffentliche Unzufriedenheit mit seiner Entthronung. Er lebte nachher noch 20 Jahre, die ersten zehn zu Gothland als ein Seeräuber, die letzten in Pommern, und starb 1459 zu Rügenwalde in Armuth und Verachtung.

In Rußland folgte auf Dmitrij Wsewolod

Juriewitsch dessen Sohn Konstantin Wsewolodowitsch, der nur kurze Zeit und unter beständigen Unruhen regierte. Sein Bruder Jurie folgte ihm 1218. Unter ihm fiel der Enkel des großen Dschingis-Khan, Batu, mit 600,000 Mann in Rußland ein, verheerte und unterjochte das Land. Der Großfürst Jurie blieb im Treffen, und ein großer Theil Rußlands mußte tartarische Oberherrschaft anerkennen. Um diese Zeit herrschte, von den Tartaren nicht beunruhigt, zu Nowogrod Jaroslaw Wsewolodowitsch mit seinem Sohne Alexander. Der Letztere, ein berühmter, tapferer und frommer Prinz, erfocht an der Newa 1241 einen glorreichen Sieg über die Schwertbrüder und über die Schweden, wodurch er den Beinamen Newskoi erhielt. Nach seines Vaters Tode (1245) herrschte er immer noch mit Ruhm, selbst von den Tartaren geehrt, von welchen er das Großfürstenthum Wladimir als Lehen erhielt. Nach Einigen soll er sich kurz vor seinem Tode dem geistlichen Stande gewidmet haben. Ihm folgte 1263 sein Bruder Jaroslaw, berühmt durch glückliche Feldzüge gegen die Liefländer und gegen die deutschen Ritter. Die Regierung des dritten Bruders, Wasilei Jaroslawitsch I., und der beiden ältern Söhne des Alexanders Newskoi, Dmitrij Alexandrowitsch und Andrej Alexandrowitsch, sind nur durch innern Zwiespalt bezeichnet, welcher Rußland immer unvermögender machte, das Joch der Tartaren abzuwerfen. Der Letztere ging endlich in ein Kloster. Der jüngste unter den Söhnen Alexanders Newskoi, Danilo Alexandrowitsch, nahm 1296 zuerst den Titel „Großfürst von Moskwa" an, baute die Stadt dieses Namens sehr an und machte sie geeignet, in Zukunft des Vorzugs der Hauptstadt theilhaftig zu werden. Zuletzt trat er in den geistlichen Stand und starb darin. Die folgenden Großfürsten sind: Michailo Jaroslawitsch, Jurie Danilowitsch,

mit dem Beinamen der Moskovische; Alexander Michailowitsch Jaroslawitscha, der Tweerische genannt; Iwan Danilowitsch Kalita; Semen Iwanowitsch der Stolze; sein Bruder Iwan Iwanowitsch; Dmitrij Konstantinowitsch von Rusdal; Dmitrij Iwanowitsch der Donische; Wasilei Dmitrowitsch und Wasilei Wasiliewitsch der Dunkle oder Blinde. Unglücksfälle, Ränke und blutige Unruhen bezeichnen den Charakter ihrer Regierungen. Da Rußlands Fürsten sich unter einander aufrieben, so war es den Tartaren leicht, sie von 1304 bis 1462 unter dem Joche zu halten. Es darf also nicht befremden, daß oft der Khan den Großfürsten zum Tode verurtheilte und hinrichten ließ; daß die Tartaren ungestraft das Gebiet der russischen Fürsten nach Willkür plünderten und verheerten, und daß jeder Widerstand gegen solche Gewaltthätigkeiten mit dem Tode bestraft wurde. Vergebens versuchte Dmitrij Iwanowitsch das Joch der Tartaren abzuwerfen. Seine Siege am Don von 1362 bis 1389 erwarben ihm den Beinamen des Donischen. Er behauptete sich muthig gegen die tartarische Gewalt und brachte verschiedene Fürstenthümer an Moskau, wodurch der Grund zu der folgenden Stärke des Staates gelegt wurde. Dennoch konnte so wenig er, als einer seiner Nachfolger Rußland frei und unabhängig machen oder auch nur den Verheerungen der Tartaren Einhalt thun.

Auch in Tamerlans Kriegen litt Rußland. Die Ehre, das Reich von feindlicher Botmäßigkeit frei zu machen, war dem berühmten Großfürsten Iwan Wasiliewitsch I. oder dem Großen aufbehalten, dessen glorreiche Regierung die Geschichte des folgenden Zeitraums darstellen wird.

Der älteste bekannte Stamm der Beherrscher Polens ist der, welcher von Piast entsprossen ist. Dieser soll ein Ackersmann in dem Flecken Kruswick gewesen und

seiner Frömmigkeit und selbst ihm zum Vortheil geschehener Wunderwerke wegen auf den Thron gerufen worden sein. Der letzte seiner männlichen Nachkommen, der über Polen herrschte, war Kasimir III. oder der Große. Er hat diesen Namen nicht sowohl durch Thaten des Eroberers, als vielmehr durch die Weisheit seiner Gesetzgebung erhalten. Ihm folgte, als er starb, 1370 sein Schwestersohn Ludwig, König von Ungarn, aus französischem capetingischen Stamme. Dieser König, der als ein ausländischer Fürst dem Volke nicht sonderlich angenehm war, ist der erste, der von der königlichen Gewalt, die bis auf ihn uneingeschränkt war, etwas nachgelassen hat. Nach seinem Tode kam die Krone, durch Vermählung seiner Tochter Hedwig (1386), an Wladislaw II. Jagello, Herzog von Litthauen, der die Taufe und das Christenthum annahm und den ersten Grund zu der unter seinen Nachfolgern vollendeten Vereinigung Polens und Litthauens legte.

Sein Sohn Wladislaw III., der auch noch die Krone von Ungarn erhielt, blieb in einer Schlacht bei Varna gegen die Türken. Sein Bruder Kasimir IV. folgte ihm 1444 in der Regierung; unter ihm wurde festgesetzt, daß ohne die Stände kein Gesetz gegeben werden durfte. Seine drei auf ihn nach einander folgenden Söhne, Johann Albert, Alexander und Sigismund I., haben diese Verfassung dadurch bestätigt, daß sie bei den Gesetzen, die sie gaben, erklärten, es seien diese Gesetze, vermöge erfolgter Einwilligung der Stände, festgesetzt und ihnen mit ihren Nachfolgern untersagt, ohne Einwilligung der Senatoren und Landboten irgend eine Verordnung zu machen. Die ununterbrochene Gewohnheit der folgenden Jahrhunderte ließ diese Einrichtung immer tiefere Wurzeln schlagen.

Polen war dadurch ein Freistaat und hatte eine aus monarchischen und aristokratischen Prinzipien unter-

mischte Regierungsform. Daß in derselben die Aristokratie zu großes Uebergewicht erhielt und, wie gewöhnlich, gewaltsamer und verderblicher Mittel, sich zu behaupten, bedurfte; daß man eben in dieser Absicht jedem Edelmann erlaubte, durch sein Veto den Reichstag zu zerreißen, ist eine der Ursachen, welche diesem unglücklichen Staate oft durch Unthätigkeit und oft durch bürgerlichen Zwist und Kriege nachtheilig geworden sind.

In Preußen hatten die deutschen Ordensritter um den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts durch Eroberungen, Ankauf u. s. w. schon ein Küstengebiet gewonnen, welches an 150 Meilen an der Ostseeküste enthielt, und das eigentliche Preußen, das Herzogthum Pomerellen, nebst der Hauptstadt Danzig, die Neumark, Kur- und Liefland umfaßte. Der Hochmeister waltete in der prachtvollen, am Ufer der Nogat erbauten Marienburg als frei erwähltes, aber mit bedeutender Gewalt ausgerüstetes Oberhaupt.

Der Orden war besonders unter der weisen Verwaltung des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1351 bis 1382) empor gekommen. Unter Ulrich von Jungingen aber, der 1407 Hochmeister wurde, der sehr streitsüchtig war, erlitt er eine furchtbare Niederlage gegen den König Ladislaus Jagello von Polen; es fielen der Hochmeister, die meisten Komthuren, an 600 Ritter und 40,000 Gemeine; die Ueberlebenden wurden gefangen oder versprengt. Ein Tag hatte dergestalt die Früchte mehrerer Menschenalter zerstört.

Diese Niederlage (1410 bei Tannenberg) stürzte auch die Herrschaft der deutschen Herren in Preußen, indem fortan bürgerliche Wirren zu den äußern Feinden traten und vollendeten, was diese begonnen hatten.

Der Orden verlor immer mehr an Macht und Einfluß, er mußte 1416 in die Errichtung eines Landrathes willigen, welcher aus den klügsten und angesehensten Ritterbrüdern, zehn Abgeordneten des Adels und eben

so vielen Rathsherren der fünf Hauptstädte gebildet werden, in Marienburg seinen Sitz haben und mit dem Hochmeister über Steuern, so wie über allgemeine Landesangelegenheiten entscheiden sollte. Die Ritter verloren immer mehr in dem öffentlichen Urtheile des Volkes, weil die stolzen Süddeutschen aus Schwaben, Franken, Bayern und Oesterreich zu dem Besitze der wichtigsten Aemter gelangten und gegen die Städte, wie gegen den untern, eingesessenen Adel ein hochmüthiges Betragen annahmen.

Uneinigkeit, Herrschsucht und Unfriede untergruben nach und nach die besten Fundamente des Ordens, und endlich brachte die Zuchtlosigkeit und Habgier der deutschen Söldnerbanden, besonders aus Franken, Schwaben und Bayern, den Orden in die äußerste Noth; er mußte den unbändigen Rotten, welche nur für Geld dienten und keinen Funken christlicher Milde oder ritterlichen Ehrgefühls hatten, die Marienburg, alle Schlösser, Städte und Länder in Preußen, wie in der Neumark verpfänden und zum beliebigen Gebrauche überlassen, wenn die gesetzte Frist abgelaufen wäre.

Als nun diese erschien und keine vollständige Zahlung geschah, da rückten die Söldner in Marienburg ein, nöthigten den weinenden Hochmeister mit seinen Gebietigern zum Abzug, mißhandelten die zurückgebliebenen Priester und Ritterbrüder, brachen Gemächer und Kapellen auf, raubten Kelche und Meßgewänder, zerschlugen Kreuze und Heiligenbilder, zogen Pfaffen und Altardiener, wenn sie Nachts die Messe lesen wollten, bis auf das Hemde aus und trieben sie, wie gehetztes Wild, durch die Gänge, übergaben dann, verhärtet gegen Bitten und Thränen, das älteste ehrwürdigste Haus, die Marienburg, nebst allen übrigen verpfändeten Schlössern dem König von Polen für 436,000 ungarische Gulden, und kehrten hierauf schaarenweise in die Heimath zurück (1456).

Allein noch dreizehn Jahre dauerte der Krieg mit Polen unter Raub, Brand und Mord mit wechselndem Glück fort, wobei die östlichen Gebiete dem Hochmeister, der in Königsberg wohnte, die westlichen dem Bunde und Polen anhingen. Endlich wurde in Thorn unter Vermittlung des heiligen Stuhls dahin der Friede abgeschlossen, daß die Landschaften Michelau, Kulm und Pomerellen (Vorderpreußen), nebst den Städten Danzig, Thorn, Elbing, Marienburg, Stum und Christburg, den Bisthümern Kulm und Ermeland an Polen fallen, die übrigen Besitzungen aber, Pomesanien und Samland (Hinterpreußen), dem Hochmeister als Lehenfürsten und beständigem Rath der polnischen Krone bleiben sollten (19. Weinmonat 1466). Hart war der Verlust beider Theile; man zählte auf Seiten des Ordens und seiner Feinde während der dreizehnjährigen Fehde wenigstens 300,000 Todte, Edle, Bürger, Bauern und Soldknechte. Von 18,368 preußischen Dörfern entgingen kaum 3020 der Zerstörung; an 1019 Kirchen lagen in Trümmern; ganze Strecken glichen einer Wüste. Wo einst Flecken, Dörfer, Höfe und Saatfelder prangten, sah man Brandstätten, Wälder und Haiden.

Das Haus Hohenzollern.

Wir müssen hier auf den Ursprung des berühmten Hauses Hohenzollern, das jetzt mit so viel Glanz und Macht herrscht, zurückgehen.

Das preußische Regentenhaus gründete eine Linie des uralten Hauses Hohenzollern, welches sein Stammschloß, eine sehr feste Burg, vor uralten Zeiten in Schwaben, unfern Tübingen, hatte. Die Besitzer dieses Schlosses waren Burggrafen, welche Würde und Landeshoheit vom Jahr 1180 an, wo K o n r a d, der jüngere Sohn des zollerischen Grafen R u d o l p h, als erster Burggraf hervorgehoben wurde, erblich in der

Stammlinie sich fortpflanzte. Die Bestätigung dieser Erblichkeit ging von den damaligen Kaisern aus, die vermöge ihrer Macht und ihres Ansehens großen Einfluß ausübten. So erhielt Friedrich V., das sechste Glied in absteigender Linie des oben erwähnten Konrads, vom Kaiser Karl IV. im Jahr 1363 nicht nur eine solche Bestätigung als Burggraf, sondern auch dazu noch die Würde eines Reichsfürsten. Sein fürstliches Besitzthum dehnte sich in ein zweifaches Gebiet aus; in das Burggrafenthum oberhalb des Fichtelgebirges oder in den Baireuther Kreis, und in das Burggrafenthum unterhalb jenes Gebirges oder in den Anspacher Kreis. Als er aber im Jahr 1398 verstorben war, theilten sich seine beiden Söhne, Johann III. und Friedrich VI., in das burggräfliche Erbe. Johann erhielt Baireuth, Friedrich aber nahm Anspach als Eigenthum in Besitz. Indeß fiel dem Letztern im Jahr 1420, da Johann kinderlos starb, auch das Baireuther Gebiet zu. Burggraf Friedrichs VI. Existenz, Charakter und Wirken erscheinen uns vorzüglich deshalb höchst wichtig, weil er später zum Besitze der Mark Brandenburg gelangte und der Erste war, der die Regentenreihe des preußischen Königshauses eröffnete.

Burggraf Friedrich VI., 1372 zu Nürnberg geboren, folgte als zweiter Sohn im gräflichen Besitzthume seinem Vater Friedrich V., dessen Gemahlin Elisabeth, Markgräfin von Meißen, war. Er war sowohl durch seine wissenschaftlich ausgebildeten Geisteskräfte, als auch durch seine Talente, Klugheit und Tapferkeit als Feldherr ausgezeichnet, berühmt und allgemein verehrt. Einen besonders wohlwollenden Freund und Gönner hatte er an Sigismund, dem König von Ungarn, der freilich große Vortheile durch ihn genoß, indem Friedrich ihm behülflich war, daß er 1411 die Würde als deutscher Kaiser erlangte und ihn auch öfters mit Geldvorschüssen unterstützte; welche

freundschaftliche Gesinnung jedoch Sigismund ihm nicht unbelohnt ließ. Dieser war nämlich der zweite Sohn des Kaisers Karl IV., der mit Gewalt und vermöge seiner gefürchteten Uebermacht die Mark Brandenburg sich zugeeignet und daselbst von 1373 bis 1378 regiert hatte. Als dieser nun 1378 gestorben war, fiel Sigismund die Mark Brandenburg als Erbtheil zu. Nun war er zwar Geldmangels wegen veranlaßt, dieses märkische Besitzthum im Jahr 1388 an seinen Vetter Jobst, König von Mähren, gegen ein empfangenes Darlehen zu verpfänden; doch erlangte er es im Jahre 1411, wo Jobst starb, als ein neu ererbtes Eigenthum wieder.

Indeß konnte er als Kaiser und König seinen aufmerksamen Regentenblick nicht von seinen eigenen großen Staaten ablenken und ihn, wie es in der That eigentlich erforderlich war, sorgfältig auf die Mark Brandenburg richten; sondern mußte die Verwaltung und Statthalterschaft Andern überlassen und anvertrauen. Zu einem solchen Statthalter nun ward der Nürnberger Burggraf Friedrich VI. von Hohenzollern ernannt, und zwar wahrscheinlich aus der Rücksicht, weil Sigismund ein großer Schuldner des Letztern geworden und ihm in demselben Jahre noch, wo Jobst gestorben war, die Mark verpfändet hatte. Je länger aber Friedrich die Verwaltung der Statthalterschaft über die Mark führte, desto öfter ward sein reich gefüllter Schatz von Sigismund in Anspruch genommen und desto größer und bedeutender ward seine Forderung an den Letztern, die dergestalt anwuchs, daß Sigismund, der es wohl erwogen haben mochte, daß eine Rückzahlung der von Friedrich geliehenen Gelder fast unmöglich erschien, es für nützlich und zweckmäßig erachtete, ihm dafür die Mark Brandenburg mit der Kurwürde abzutreten.

Diese Aufnahme in die Kurfürstenversammlung und die Abtretung dieser Würde geschah am 30. April 1415,

wo Sigismund allen märkischen Vasallen auf's angelegentlichste befahl, Friedrichen, als dem neuen Kurfürsten von Brandenburg, die Huldigung zu leisten. Und so bestieg Burggraf Friedrich VI. den Brandenburger Kurfürstenthron, von welcher Zeit an er in der Geschichte Friedrich I. heißt. Mit dem Antritte der kurfürstlichen Regierung mußte Friedrich zugleich große Lasten übernehmen, denn im Lande hatte unbeschreibliche Unordnung geherrscht, die zu beseitigen ihm ernstlich oblag. Auch hatte er gegen viele Widerwärtigkeiten zu kämpfen, die ihm von Seiten anderer Landesfürsten, die feindlich wider ihn dachten und handelten, verursacht wurden. Doch überwand er alle Schwierigkeiten mit Muth, Gewandtheit und Geistesgegenwart, und vermöge seiner Klugheit, friedlichen Gesinnungen und Herzensgüte vermochte er es, die Staatsverhältnisse besser und beruhigender zu gestalten, so wie er durch Großmuth seine Neider und undankbaren Freunde, zu welchen letzteren auch Sigismund zu rechnen war, zur Anerkennung seiner richtigern Ansicht zu gewinnen verstand. Einen Beweis seiner Anspruchlosigkeit legte er besonders dadurch an den Tag, daß er das ehrenvolle Anerbieten zur Annahme der Kaiserwürde, zu welcher er nach Sigismunds Ableben (1437) von allen fürstlichen Höfen einstimmig gewählt wurde, bescheiden abwies. — Seine Regierungsperiode fällt in die traurige Zeit des Hussitenkrieges, der schreckliche Verheerungen in der Mark zur Folge hatte und Friedrich zu vielen Anstrengungen zwang. Seine Körperkräfte mußten, wiewohl er von der Natur mit ausgezeichneter Stärke begabt war, endlich den Beschwerden, die seine mühevollen Kriegszüge herbeigeführt hatten, unterliegen, und erschöpft und entkräftet ging er am 21. September 1440 in ein besseres Leben über. Seiner hinterlassenen Söhne waren vier: Johann, mit dem Beinamen des Stillen, der das Burggrafthum oberhalb des Fichtelgebirges

(Baireuth) erhielt; Friedrich, dem die Kur- oder Mittel- und die Ukermark als Erbtheil zufiel; Albrecht, der in den Besitz des Burggrafthums unterhalb des Fichtelgebirges (Anspach) kam, und Friedrich der Fette, der die Altmark und die Priegnitz erbte.

Schon in den drei letzten Lebensjahren seines ruhmwürdigen Vaters, der größtentheils, von Brandenburg entfernt, in seinem fränkischen Burggrafthum verweilte, hatte Friedrich II. die Statthalterschaft in Kurmark übernommen. Er verwaltete sein Amt mit Ordnung, Treue, Sorgfalt und rechtlichen Grundsätzen und hatte sich bald in die Bedürfnisse und Verhältnisse des Landes eingeweiht und die Erfordernisse der Staatsverwaltung genau kennen gelernt. Daher sein Vater es dem Zwecke angemessen fand, ihn in der einstigen Regierungs-Uebernahme der Mark Brandenburg dem ältesten Sohne Johann vorzuziehen. Friedrich war zu Tangermünde am 19. November 1413 geboren, erhielt jedoch seit seinem neunten Jahre seine Erziehung in Polen, wodurch er auch eine Verlobung mit der Prinzessin Hedwig, Tochter des polnischen Königs Wladislav Jagello, bewirkte, welche Verlobung indeß keine eheliche Verbindung zur Folge hatte, indem Hedwig als Braut (1431) starb.

Friedrich, deshalb der Eiserne genannt, weil er sich in allen seinen Unternehmungen tapfer und standhaft zeigte und in Ausübung rechtlicher Grundsätze die unerschütterlichste Beharrlichkeit an den Tag legte, bekundete durch seine Regierungsweise die bewunderungswürdigste Klugheit, Umsicht, Gelassenheit und Liebe zum Frieden, weshalb er mit andern Fürsten in bester Eintracht lebte. Seinen kurfürstlichen Staat vergrößerte er zuerst durch die Neumark, die er im Jahre 1455 für 100,000 rheinische Gulden von dem preußischen Orden, der sie damals eigenthümlich besaß, an

sich brachte, und alsdann durch die Altmark und Priegnitz, die ihm 1463 als Erbtheil von seinem Bruder Friedrich dem Fetten, der ohne Erben starb, nach der Bestimmung des väterlichen Testaments zugefallen waren. Er starb zwar erst 1471 am 10. Februar, hatte aber die Regierung schon bei seinen Lebenszeiten (1470) seinem jüngern Bruder Albrecht abgetreten und übergeben, da er kinderlos starb, indem seine beiden Söhne Johann und Erasmus ihm bereits in die Ewigkeit vorangegangen waren. Seine letzten Lebenstage verlebte er zu Plassenburg, wo er auch ruhig und sanft verschied. Kurfürst Albrecht, zweiter Sohn Friedrichs I., ward zu Tangermünde am 24. November 1414 geboren und beherrschte ein dreifaches Gebiet: das Fürstenthum Anspach, als väterliches Erbe; das Fürstenthum Baireuth, vom ältern Bruder Johann, der 1464 starb, ererbt, und die Mark, von Friedrich II. freiwillig abgetreten. Die Statthalterschaft der Mark aber übertrug er gleich anfangs seinem ältesten Sohne Johann, dem er auch später (1476) die völlige Regierung derselben übergab, während er selbst in seinen fränkischen Staaten lebte.

Albrecht stand sowohl bei allen deutschen, als auch ausländischen Höfen in großem Ansehen, weil er sich in jeder Hinsicht würdig und charaktervoll ausgezeichnet hatte. Von Natur ein reizendes Bild körperlicher Schönheit und hohen Anstandes, war er vielseitig gebildet, besaß musterhafte Staatsklugheit und kriegerischen Heldenmuth ohne Gleichen. Soldat im strengsten Sinne des Wortes, ward er seinen Feinden furchtbar, die schon sein bloßes Ansehen verscheuchte. Von allen Fürsten geehrt, konnte bei den Wahlen anderer Monarchen seine Stimme sich am geltendsten machen. Besonders war er ein Liebling und Günstling des Kaisers Friedrich III., der auch seinem Besitzthume noch das pommer'sche Gebiet einverleibte.

Seine beispiellose Tapferkeit im Kriege erwarb ihm den Beinamen Achilles, und seiner bewunderungswürdigen Klugheit und Beredsamkeit wegen nannte man ihn Ulysses.

Albrecht war in jeder Hinsicht groß und einsichtsvoll. Er stellte das Erbfolgegesetz auf, nach welchem immer derjenige Erbprinz, der zur Regierung der Kurmark gelangen würde, auch zugleich sämmtliche Marken beherrschen sollte. Als 72jähriger Greis starb er plötzlich am 11. März 1486 und ward in Heilbronn im fürstlichen Erbbegräbnisse bestattet. Von den drei Söhnen, die Albrecht hinterließ, erhielt Johann, als der älteste, die Mark Brandenburg und die Kurwürde; Friedrich aber Anspach, und Sigismund Baireuth. Johann war am 2. August 1455 geboren. Seine Erziehung und Bildung, die ihm trefflich zu statten kamen, genoß er im Hause und unter persönlicher Mitwirkung seines Oheims, Friedrichs II. Gleichwohl stand er, in Hinsicht rascher Thätigkeit, kräftiger Anstrengung, schneller Ueberlegung und Umsicht seinem Vater bedeutend nach; indeß ersetzte er diesen Mangel hinlänglich durch guten Willen und den rühmenswerthen Vorsatz, bei steter Erhaltung eines heilbringenden Friedens das Glück seiner Unterthanen auf alle mögliche Weise zu befördern. Besonders erkannte er den unschätzbaren Werth und Einfluß der wissenschaftlichen Bildung und den Nutzen der Gelehrsamkeit, und mit rastloser Thätigkeit leitete er die Errichtung einer Universität zu Frankfurt an der Oder ein, zu welcher er den Plan begründete, dessen Ausführung er aber seinem Sohne und Nachfolger Joachim überließ und auf's nachdrücklichste anempfahl. Den herrlichsten Ruf hinterlassend, starb er in der schönsten Blüthe des Lebens, nachdem er kaum das 34ste Jahr (am 9. Januar 1499) zurückgelegt hatte. Seiner großen Kenntnisse in der lateinischen Sprache wegen, und vorzüglich um seiner

merkwürdigen Beredsamkeit willen, nannte ihn sein Zeitalter den Redner Cicero.

Ungarn und Böhmen.

Schon im neunten Jahrhundert hatten die Urväter der Ungarn, von den Kalmucken abstammend, das Land der Karpathen besetzt, und wollten Attila's Reich wieder herstellen. Oft beunruhigten und verwüsteten sie Deutschland, bis sie 955 eine große Niederlage erlitten. Deutsche Missionaire verbreiteten 20 Jahre später das Christenthum unter ihnen. Stephan, aus dem alten einheimischen arpadischen Stamm, ward (1000) durch Begünstigung seines Schwagers, des deutschen Kaisers Otto's III., ihr erster König. Er regierte zu Stuhlweißenburg und eroberte Siebenbürgen. Die Verfassung ward allmälig ausgebildet, und das Land, nach deutschem Muster, in 72 Komitate und 10 Bisthümer, untergeordnet dem Erzbischofe von Gran, eingetheilt.

Von 1045 bis 1060 war Ungarn ein deutsches Lehen, da Kaiser Heinrich III. den vertriebenen König Peter in Ungarn hergestellt hatte. Doch unter Heinrichs IV. Minderjährigkeit hörte bereits Ungarns Lehensverbindung mit Deutschland auf. Kroatien (1095) und Dalmatien (1105) wurden mit Ungarn vereinigt. Im Jahre 1155 kamen viele Tausende aus Niederdeutschland und Flandern als Kolonisten in Ungarn und Siebenbürgen an, denen Geisa II. die Niederlassung mit Beibehaltung ihrer deutschen Verfassung bewilligte.

Im Jahre 1222 mußte Andreas II. der Nation über ihre Freiheit und ihre Vorrechte eine schriftliche Urkunde ausstellen, die 1234 erneuert und dahin erweitert ward, daß Andreas für sich und seine Nachfolger versprach, mit den königlichen Domainen zufrieden zu sein, ohne je von der Nation Steuern zu fordern.

Unter seinem Sohne Béla IV. verwüsteten die vordringenden mongolischen Horden das schöne Land, das nur Oktai's Tod wieder von diesen lästigen Fremdlingen befreite.

Im Jahre 1301 erlosch mit Andreas III. der arpadische Mannsstamm auf dem ungarischen Throne. Seit dieser Zeit kam das Reich unter Könige aus verschiedenen Häusern. Unter mehreren böhmischen und bayerischen Kronbewerbern siegte endlich, durch Unterstützung des Papstes, Karl Robert (1308), aus dem Hause Anjou-Neapel, der in weiblicher Linie von dem arpadischen Hause abstammte. Ihm folgte sein Sohn, Ludwig der Große (1342—1382), einer der kräftigsten Regenten dieses Zeitalters, der dreimal Venedig bekriegte und zu einem Tribut von 7000 Dukaten nöthigte; die Sachsen in Siebenbürgen und die Wallachen wieder zur Unterwerfung brachte; die Moldau zum Tribut und das Königreich Bosnien zur Anerkennung der ungarischen Oberhoheit zwang.

Erbschaft und Wahl führten ihn, nach dem Tode seines Oheims, des Königs Kasimir (1370), auf den Thron von Polen. Ludwig hinterließ (1382) zwei Töchter, Maria und Hedwig. Die jüngere erhielt Polen und vermählte sich mit dem zum Christenthume übergegangenen Herzog Jagello von Litthauen. Die ältere, Maria, welche in Ungarn folgte, vermählte sich (1385) mit dem luxemburgischen Prinzen Sigismund, dem damaligen Markgrafen von Brandenburg und nachmaligen Kaiser.

Der König Karl von Neapel machte Ansprüche auf Ungarn, kam dahin, und schwang sich auf den Thron, ward aber nach einem Monat ermordet. Sigismund bestieg nun durch die Wahl der Nation 1387 den Thron, allein man war bald mit ihm unzufrieden und die Ungarn riefen den Sohn des ermordeten Karl, den Ladislav von Neapel, zum König aus, welcher aber keine Neigung, nach Ungarn

zu gehen, fühlte. Doch ward Sigismund fast ein halbes Jahr (1399) von den unzufriedenen Ungarn eingesperrt, und nur ihre Uneinigkeit über die Wahl seines Nachfolgers verschaffte ihm die Freiheit wieder. In diesen Zeiten der Unordnung kam von Ungarn Roth=Rußland, Podolien und die Wallachei an Polen; die Venetianer brachten Dalmatien wieder an sich; auch mußte Sigismund dreizehn Städte von dem Zipser Komitate an Polen verpfänden.

Auf Sigismund folgte 1437 seine Tochter Elisabeth, die mit dem Herzoge Albrecht von Oesterreich (nachmaligen Kaiser Albrecht II.) vermählt war, und ihren Gemahl zum Mitregenten annahm, der jedoch schon 1439 starb. Sie vermählte sich schon 1440 mit dem König von Polen, Wladislav, um den Türken, die das Reich beunruhigten, desto kräftigern Widerstand leisten zu können. Sie starb jedoch zwei Jahre darauf und ihr Gemahl blieb 1444 gegen die Türken. Sie hatte von Albrecht einen Sohn Ladislav hinterlassen, während dessen Minderjährigkeit der Statthalter von Siebenbürgen, Johann Hunyad, ein natürlicher Sohn Sigismunds, Verweser des Reichs ward, der die Türken die Kraft der Ungarn mit Nachdruck empfinden ließ. Selbst als Ladislav (1453) die Regierung übernahm, stand ihm Hunyad bis an seinen Tod (1456) zur Seite.

Nun aber überließ sich der launenhafte und grausame Ladislav dem Einflusse der elendesten Rathgeber, die ihn bewogen, Hunyads Familie zu vertilgen. Er ließ Hunyads ältesten Sohn, Ladislav, enthaupten, und den jüngern, Matthias, zu Prag in's Gefängniß werfen, starb aber selbst zur rechten Zeit als Jüngling und ohne Erben. Aus dem Gefängnisse anfangs nur zur Würde eines Reichsverwesers gerufen, bestieg der muthvolle 16jährige Matthias Corvinus 1458 nach dem Willen des Volkes den Thron.

Matthias war Held; er liebte die Wissenschaften und sein Volk; er vergrößerte das Reich und hielt seine gefährlichen Nachbarn, die Türken, den deutschen Kaiser, Polen und Böhmen in Furcht vor seiner Ueberlegenheit, die durch ein stehendes Heer gesichert ward. In der Fehde mit dem Kaiser Friedrich III. besetzte er Steiermark, Krain, Kärnthen, und bemächtigte sich selbst der Stadt Wien. Er gewann auch Bosnien von den Türken und Schlesien und Mähren auf Lebzeiten. Er stiftete eine Hochschule, legte eine bedeutende Büchersammlung an, und rief Gelehrte, Künstler aus Italien, um sein Volk zur höhern Kultur zu führen. Nur bilden einzelne Züge von Härte und Grausamkeit, sein Hang zur Willkür und seine Eroberungskriege die Schattenseite in dem hellen Gemälde seiner Regierung. Zu früh für Ungarn starb Matthias 1490 ohne rechtmäßige Erben; denn sein natürlicher Sohn, Johann Corvinus, ward von der Nation übergangen.

Unter drückenden Bedingungen, die ihm von den Ungarn vorgelegt wurden, deren Steuern er herabsetzen mußte und ohne deren Willen er keinen Krieg anfangen und keinen Frieden schließen sollte, ward Wladislav von Böhmen (1490—1516) König von Ungarn. Oesterreich setzte sich (1491) wieder in den Besitz von Wien und der von Matthias eroberten Besitzungen in Steiermark, Krain und Kärnthen.

Selbst Oesterreichs Aussichten auf die Thronfolge in Ungarn wurden von der Nation begünstigt, und der schwache Wladislav schwieg dazu, so wie er bei der höhersteigenden Macht der geistlichen und weltlichen Großen in Ungarn unthätig blieb. Mähren und die Lausitz trennten sich in diesen Zeiten der Gährung vom ungarischen Reiche; Venedig brachte mehrere dalmatische Städte an sich: die Moldau kam unter polnischen Schutz. Ihm folgte (1516) sein Sohn Ludwig II., nach welchem das Haus Oesterreich zur Regierung gelangte. —

Böhmen war zuerst von den Bojern bewohnt, die von den einwandernden Markomannen nach Bayern verdrängt wurden. Nach der Besiegung der Markomannen von den Longobarden gehörte seit 426 Böhmen auf kurze Zeit zu dem schnell sich vergrößernden thüringischen Reiche. Nach dem Sturze dieses Reiches, der Vormauer gegen die Slaven, wanderten die Sorben in Meißen (534), die Czechen in Böhmen ein. Durch sie erhielt Böhmen slavische Sitte und Verfassung. Mit dem Hauptstamme der Czechen vermischten sich bald andere Slaven aus Polen, Schlesien, Mähren, Meißen und der Lausitz. Doch kamen auch Deutsche und Juden nach Böhmen. Ein bestimmtes Erbrecht der Regenten und eine feste Gestaltung des Ganzen war in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters in Böhmen eben so wenig anzutreffen, wie gleichzeitig in Polen, Rußland, Schlesien und in den übrigen Slavenstaaten. Rohe Sitten, sinnlicher Götzendienst, drückende Verhältnisse der niedern Stände und der im Kriege gemachten Gefangenen, beständige Fehden mit den Nachbarn und wilde Gewaltstreiche der Herzoge gegen die großen Vasallen, von denen oft mehrere hinterlistig bei angestellten Gastmählern hingerichtet wurden, bezeichnen die ältere böhmische Geschichte, bis die Einführung des Christenthums und die Unterwerfung unter deutsche Oberhoheit seit den Zeiten des Kaisers Otto I. (950) den Anfang eines bessern Zustandes für Böhmen herbeiführte.

Im Jahr 967 ward unter dem Herzog Boleslav II. zu Prag das erste böhmische Bisthum gestiftet; deutsche Bischöfe, Aebte und Priester wirkten seit dieser Zeit thätig für die weitere Verbreitung des Christenthums. Die Herzoge von Böhmen waren von den deutschen Königen abhängig und behaupteten nur während den Zeiten der Unordnung und Zerrüttung in Deutschland einen Schein von Unabhängigkeit. Obgleich mehrere derselben den königlichen Titel annah-

men, so erhielt doch erst Ottokar I. (1198), wegen seiner Anhänglichkeit an den deutschen König Philipp von Schwaben, von diesem für sich und seine Nachfolger die königliche Würde, welche ihm Kaiser Friedrich II. (1212) feierlich bestätigte. Ihm folgte (1230) sein ältester Sohn, Wenzel I., in Böhmen, und sein zweiter Sohn Przemislav, als Markgraf in Mähren; denn Mähren war, seit der Zertrümmerung des großmährischen Staates, von Böhmen abhängig. Durch das Heer, das Wenzel bei Glatz gegen die bei Liegnitz siegreichen Mongolen aufgestellt hatte, ward diese asiatische Horde bestimmt, statt in Böhmen einzufallen, durch Mähren nach Ungarn zu gehen. Wenzel I. starb im Jahr 1253, nachdem er eine Empörung seines Sohnes und Nachfolgers, Ottokars II. gegen ihn vereitelt und demselben verziehen hatte. Durch Vermählung mit der 47jährigen Margaretha, Wittwe des römischen Königs Heinrichs VII. (Sohnes Friedrichs II.), brachte Ottokar II., nach dem Erlöschen des bambergischen Mannsstammes mit dem Herzog Friedrich dem Streitbaren, dem Bruder der Margaretha, das Herzogthum Oesterreich und Steiermark an Böhmen. Bald darauf aber trennte er sich von der alternden Margarethe und vermählte sich mit Kunigunde, Tochter des Herzogs von Halitsch, damit sein Geschlecht nicht aussterben sollte. Der Papst bestätigte diese Trennung und der deutsche König Richard von Cornwallis belehnte Ottokar mit Oesterreich. Allein da er den neuen Kaiser Deutschlands, Rudolph von Habsburg, nicht für seinen Lehensherrn anerkennen wollte, ward er von diesem auf dem Marsfelde besiegt (1278) und verlor das Leben. Oesterreich kam an Rudolphs Sohn, Albrecht von Habsburg. In Böhmen folgte aber Wenzel II. seinem Vater Ottokar. Er regierte so glücklich, daß er zugleich von den Polen zu ihrem König gewählt und seinem Sohne Wenzel

von den Ungarn die ungarische Krone bestimmt ward, die dieser aber gegen den vom Papst empfohlenen Karl von Anjou nicht behaupten konnte. Wenzel II. starb 1305.

Sein Nachfolger, der 70jährige Wenzel III., ward schon im Jahr 1306 zu Olmütz ermordet, als er eben nach Polen ziehen und dieses Reich, sowie sein Vater, behaupten wollte. Mit ihm erlosch der Mannsstamm des wendisch-böhmischen Königshauses. — Ihm folgte Rudolph von Oesterreich auf dem böhmischen Throne, der Sohn des deutschen Königs Albrecht I., der sich mit Wenzels III. Stiefmutter, der verwittweten Königin, vermählte. Er starb 1307, nachdem er kein volles Jahr in Böhmen regiert hatte. Zu seinem Nachfolger wählten die Böhmen den Gemahl der ältesten Schwester Wenzels III., der Prinzessin Anna, den Herzog Heinrich von Kärnthen, der sich aber durch Bedrückungen so verhaßt machte, daß er im Jahr 1310 abgesetzt und an seiner Stelle Johann von Luxemburg, der Sohn des neuen Kaisers Heinrich VII., gewählt ward, welcher sich mit Wenzels III. jüngster Schwester, Elisabeth, vermählt hatte. So gelangte das Haus Luxemburg zur Regierung über Böhmen. Vier Könige aus diesem Hause folgten nach einander auf dem böhmischen Throne: Johann, dann sein Sohn Karl, als deutscher Kaiser Karl IV., und diesem seine Söhne Wenzel und Sigismund.

Johann hatte anfangs mit den Anhängern des Herzogs von Kärnthen und in der Folge mit mächtigen Vasallen zu kämpfen, bevor er zum ruhigen Besitze von Böhmen gelangte. Während des Kriegs zwischen den beiden Gegenkönigen in Deutschland, Friedrichs von Oesterreich und Ludwigs von Bayern, stand er auf der Seite des Letztern. Durch Kauf und Abtretung erwarb er mehrere schlesische Fürstenthümer; die Oberlausitz unterwarf er sich nach dem

Erlöschen des askanischen Mannsstammes in Brandenburg. Nachdem Johann an den auswärtigen Kämpfen jener Zeit lebhaften Antheil genommen hatte, fiel er, als Bundesgenosse des Königs Philipp von Frankreich gegen die Engländer (26. August 1436), in der Schlacht bei Creci. Die Thaten seines Sohnes Karl und seiner Enkel, Wenzel und Sigismund, greifen tief in die Geschichte Deutschlands ein und sind, weil diese Fürsten neben der böhmischen die deutsche Krone trugen, in der deutschen Geschichte bereits erwähnt worden. Karl verleibte den böhmischen Staate Schlesien, die Lausitzen und die Mark Brandenburg ein, welch letztere er von dem wittelsbachischen Hause erwarb; doch mußte sein zweiter Sohn, Sigismund, Brandenburg aus Geldmangel im Hussitenkriege an Friedrich von Zollern (1417) verkaufen; auch sah er sich, nach einem 20jährigen Kampfe mit den der Lehre Hussens ergebenen Böhmen (1436) zu einem Vergleiche mit denselben genöthigt, welcher den Böhmen große Vorrechte zusicherte. Mit ihm erlosch (1437) der Mannsstamm des luxemburgischen Hauses.

Sein edler Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, regierte über Böhmen nur kurze Zeit. Er starb (1439) zu früh für seine wohlthätigen Plane zur Beruhigung Deutschlands, Ungarn und Böhmens. Sein Sohn und Erbe, Ladislav, ward erst nach des Vaters Tode geboren (1440). Doch würden ihn die Böhmen übergangen haben, wenn nicht der Herzog Albrecht von Bayern und der Kaiser Friedrich III. die ihnen angebotene böhmische Krone ausgeschlagen hätten. Auf den Rath und Vorschlag des Letztern, der als Vormund der jungen Ladislav erziehen ließ, ward während dessen Minderjährigkeit das Reich durch Statthalter verwaltet, unter welchen Georg von Podiebrad, ein Utraquist, sich so auszeichnete, daß er seit 1444 die Regierung allein führte und nach

Ladislavs frühzeitigem Tode (1457) selbst von den Böhmen gewählt ward. Nur Mähren, Schlesien und die Lausitzen mußte er vermittelst der Waffen sich unterwerfen. Durch Georgs Regierung gewann Böhmen an Haltung und Kraft. Den jungen König von Ungarn, Matthias Corvinus I., der sich mit Georgs Tochter Katharina (starb 1464) vermählte, knüpften Familienbande an das böhmische Interesse; dem Kaiser Friedrich III., den die Wiener Bürgerschaft in seinem Schlosse belagerte, verschaffte Georg Befreiung (1452); nur von dem Papste Pius II. ward er mit dem Banne belegt, weil er gegen die kirchlichen Meinungen der verschiedenen Sekten in Böhmen keine gewaltsamen Maßregeln ergreifen wollte.

Der Nachfolger Pius II., Paul II., ging noch weiter. Er forderte den König vor sein Gericht, erklärte alle Anhänger desselben für Ketzer und ließ einen Kreuzzug gegen denselben predigen. Der Einfluß der päpstlichen Legaten auf die katholischen Böhmen erregte einen innern Kampf, obgleich Georg bei den benachbarten Königen und bei den Fürsten des deutschen Reiches in so hoher Achtung stand, daß sie seinetwegen an den Papst sich wandten. Keiner der benachbarten Fürsten ließ sich bewegen, die ihnen vom Papste angebotene böhmische Krone anzunehmen, bis sich der kriegslustige Matthias von Ungarn dazu entschloß, der den Kampf mit seinem bisherigen Freunde und ehemaligen Schwiegervater mehrere Jahre hindurch, doch im Ganzen ohne bedeutenden Erfolg, fortsetzte. Um Böhmen im Innern zu beruhigen, dachte Georg edel genug, im Jahr 1469 den Prinzen Wladislav von Polen, Sohn des Königs Kasimir, einen Nachkömmling Karls IV. in weiblicher Linie, mit Uebergehung seiner eignen tapfern Söhne, Viktorin und Heinrich, zum Nachfolger vorzuschlagen. Die Böhmen willigten in diese Wahl. Georg ward dadurch

mit Polen ausgesöhnt, und auch mit Matthias von Ungarn (1470) der Friede hergestellt. Georg starb (22. März 1471), nachdem er Böhmen vierzehn Jahre als Statthalter und vierzehn Jahre als König beherrscht hatte. Ob nun gleich ein Theil der Böhmen den Herzog Albrecht von Sachsen, der mit Georgs Tochter Zedena vermählt war, zum Könige wünschte, so verließ doch dieser Prag sogleich, als er wahrnahm, daß sich die Mehrheit der Stände entschieden für den polnischen Prinzen Wladislav II. erklärte. Dagegen bekriegte Matthias von Ungarn, der ebenfalls als Kronbewerber aufgetreten war, seinen polnischen Gegner, dem es an Kraft und Regierungstalenten fehlte. Nach einem mehrjährigen Kampfe ward (1479) zu Olmütz zwischen ihnen ein Vertrag geschlossen, nach welchem beide Könige den Titel König von Böhmen führen sollten. Wladislav behielt Böhmen, die Lausitzen und die schlesischen Herzogthümer Schweidnitz und Jauer; Matthias erhielt Mähren und das übrige Schlesien. Würde Matthias ohne Erben versterben, so sollten die beiden letzten Länder an Wladislav zurückfallen. Das Glück wollte, daß der schwache Wladislav den Matthias überlebte, und (1490) demselben sogar durch die Wahl der Ungarn auf dem ungarischen Throne, doch mit großen Einschränkungen der königlichen Gewalt, nachfolgte. Er vererbte beide Kronen auf seinen Sohn Ludwig.

XXVII.

Das Ende des griechischen Kaiserthums; die Osmanen; Eroberung von Konstantinopel.

Seitdem Michael Paläologus die Lateiner im Jahre 1261 aus Konstantinopel vertrieben hatte, führte dieses Reich, schon vor den Kreuzzügen so sehr geschwächt, auf gleiche Weise zerrissen von Christen, von Türken, von seinen eigenen Gliedern, nur noch den schönen Namen eines Kaiserthums am Rande seines Unterganges. Der Mönchsgeist schien daselbst jeden Strahl der gesunden Vernunft auszulöschen; abergläubige Armseligkeiten dienten zu Regeln der Staatsverwaltung und hielten den Strom der Verbrechen nicht auf. Andronicus, Sohn Michaels Paläogus, ließ sich überreden, daß, da das griechische Kaiserthum unter dem besondern Schutze Gottes stehe, es schlechterdings keiner Seemacht bedürfe; man gab daher dieses vortheilhafteste, nothwendigste Hülfsmittel auf, und die Folge davon war, daß das Land sogleich von Seeräubern verwüstet und später von den Türken überschwemmt wurde.

Ganze Schaaren von Türken waren nach den Gebirgen geflüchtet, um nicht von den Tartaren unterjocht zu werden. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kamen sie wieder zum Vorschein unter Anführung Othmans, Stifter des ottomanischen Reiches, dessen Nachkommenschaft noch jetzt herrscht. Othmans schnelle Eroberungen bahnten seinen Nachfolgern in der Regierung den Weg. Sein Sohn Orchan, der schon Herr von einem großen Theile von Kleinasien war, hatte sich über Thracien gestürzt, als Kanta-

kuzenus, Reichsgehülfe des Kaisers Johann Paläologus, ihm, um den Fortgang seiner Waffen aufzuhalten, seine Tochter zur Gemahlin gab. Kantakuzenus, der sich des Thrones unrechtmäßiger Weise und mit Gewalt bemächtigt hatte, endigte seine Laufbahn nach einer fünfzehnjährigen Regierung und ward ein Mönch. Johann Paläologus, der in Italien vergeblich um Beistand gebettelt und sich dem Papst Urban V. unterworfen hatte, sah sich im Jahr 1370 genöthigt, mit Amurath, Orchans Sohne, einen schimpflichen Frieden zu schließen und ihm einen Tribut zu zahlen. Der Sultan war über die Meerenge gegangen, hatte Adrinopel erobert und verbreitete allenthalben Furcht und Schrecken. Er errichtete das Janitscharenkorps, das bis auf unsere Zeiten bestand. Ein christlicher Ueberläufer tödtete ihn durch Meuchelmord. Sein Sohn Bajazeth, mit dem Zunamen Ilderim (der Donner), machte sich noch furchtbarer.

Das ganze griechische Kaiserthum ward beinahe auf den Umkreis von Konstantinopel beschränkt. Dennoch herrschte die Zwietracht daselbst immer fort. Johanns VI. Paläologus ältester Sohn, Andronicus, empörte sich wider seinen Vater, der ihn zum Verluste seiner Augen verurtheilt hatte. Die Genueser, die sich durch die Seemacht in den Besitz des Handels und selbst eines Theils der Stadt gesetzt hatten, unterhielten die dortigen Streitigkeiten. Der Kaiser blieb zwei Jahre im Gefängnisse, kam aber wieder auf den Thron und unternahm es, Konstantinopel zu befestigen. Bajazeth sandte ihm jedoch den Befehl zu, die Festungswerke zu schleifen, und sie wurden wirklich geschleift. Welch ein Vorbote des unvermeidlichen und nahen Sturzes!

Inzwischen setzten die Eroberungen der Türken Europa in Unruhe und bewogen die christlichen Fürsten zum Kriege. Die Bessern des französischen Adels

eilten unter Anführung Johanns des Unerschrockenen, damaligen Grafen von Nevers, herbei. Sigismund, König von Ungarn und nachmaliger Kaiser, befehligte das Heer. Er belagerte Nicopolis an der Donau. Bajazeth kam, untersuchte, fand, daß es seinen Feinden nicht an Muth, aber an Klugheit fehlte, lockte sie in einen Hinterhalt und erfocht im Jahr 1396 einen großen Sieg. Man tadelte ihn, daß er fast alle Gefangenen niederhauen ließ, aber die Franzosen hatten ihm vor der Schlacht das Beispiel gegeben. Dies geschah zu jener Zeit, als Frankreich unter Karl VI. der Wuth der Faktionen zum Raube diente; menschliche Empfindungen waren daselbst eben so unbekannt, als bei den Türken.

Schon war Konstantinopel belagert. Manuel II. Paläologus, Johanns Sohn und Nachfolger in der Regierung, erkaufte sich dadurch einen scheinbaren Frieden, daß er sich einem jährlichen Tribut von 10,000 Goldstücken unterwarf und sich anheischig machte, eine Moschee erbauen zu lassen, und einen Khadi, als beständigen Richter der in der Stadt wohnenden Türken, anzunehmen. Da er später ein neues Ungewitter gegen sich aufsteigen sah, reiste er weg, ließ seine Schwäche in Italien, Frankreich und England öffentlich kund werden, bat alle Welt um Hülfe und fand Niemand im Stande, ihm zu helfen, obschon sich die Lust nach Kreuzzügen, nebst so vielen andern Thorheiten, noch in Kraft erhielt. Ein tartarischer Eroberer ward sein Retter.

Timur oder Tamerlan, der Sage nach von weiblicher Seite ein Abkömmling des Ghengis-Khan, zu Sogdiana (in der Gegend des heutigen Usbeck) im Privatstande geboren, aber begabt mit Verstandeskräften, Talenten und mit einer Herzhaftigkeit, die zum Entwurfe und zur Ausführung großer Thaten dienen, hatte sich Persien, Indien und Syrien unterwürfig gemacht. Bajazeths Feinde, sowohl Muselmänner,

als auch Christen, luden ihn, als einen Helden, der sie zu befreien tüchtig wäre, nach Kleinasien ein. Er schickte Gesandte an den Sultan und ließ ihn mit Krieg bedrohen, wofern er nicht den Muselmännern und Christen Alles, was er ihnen entrissen hätte, wieder geben würde. Bajazeth zog ihm entgegen, stieß bei Ancyra in Phrygien auf sein Heer und verlor im Jahr 1402 eine berühmte Schlacht, in welcher mehr als 340,000 Menschen ihren Tod gefunden haben sollen. Der Sultan wurde gefangen genommen. Den orientalischen Geschichtschreibern zufolge ward er von dem Sieger großmüthig behandelt und nicht, wie die gewöhnliche Sage lautet, in einen eisernen Käfig gesteckt und mit Füßen getreten.

Die Türken verloren durch die Niederlage nichts als Menschen, entweder weil Tamerlan in ihrer Tapferkeit hinlänglichen Widerstand fand, oder weil andere Ursachen ihn weiter von Kleinasien abzogen. Manuel glaubte jetzt vor aller Gefahr gesichert zu sein. Er ließ die Moscheen zu Konstantinopel niederreißen und eroberte einige Plätze wieder. Die bürgerlichen Kriege, die sich unter den Söhnen Bajazeths entzündeten, befestigten seine Hoffnung. Nach Muhameds I. Ableben, der seinen Bruder Moses oder Musa vom Throne gestürzt und hingerichtet hatte, ward Konstantinopel bald von Amurath II., einem Sohne dieses Muhamed, belagert. Er hob jedoch die Belagerung wieder auf, um eine Empörung seines Bruders Mustapha zu dämpfen. Indessen bemächtigte er sich nachmals Thessalonichs, welches kurz vorher unter venetianische Botmäßigkeit gekommen war, und Konstantinopel sah sich mehr als jemals bedroht.

Manuel war im Mönchskleide gestorben. Johann Paläologus II. (sonst VII.), sein Nachfolger, warf sich den Lateinern in die Arme. Er glaubte sich durch die Vereinigung mit ihrer Kirche ihren Beistand zu erkaufen, und gewann damit nichts weiter,

als den Haß seiner Unterthanen. Bei seiner Zurückkunft im Jahre 1440 fand er das Volk empört durch die Mönche, welche wegen dessen, was sich zu Florenz zugetragen hatte, wüthend waren. Die Bischöfe von seinem Gefolge, die, weil sie die Vereinigungsakte unterschreiben hatten, als Ungläubige verabscheut wurden, wiederriefen größtentheils, und er selbst ließ sehr von seinem Eifer nach, da er einsah, daß ihm nicht geholfen sei. Bei einigem Nachdenken über den sophistischen und abergläubigen Charakter der Griechen, über das Ansehen, das die Mönche unter ihnen behaupteten, über die besondern Umstände, worüber sie die Päpste zu hassen Ursache hatten, über die Aufführung der alten Kreuzfahrer zu Konstantinopel, begreift man leicht, warum die Trennung immer fortdauerte. Inzwischen bekriegte Amurath Ungarn, wo damals der König von Polen, Wladislaus VI., herrschte, den die Ungarn zum Nachtheile des jungen Wladislaus, Sohnes des Kaisers Albrecht, der nach des Vaters Tode geboren war, gekrönt hatten. Der berühmte Johann Hunyades setzte sich an der Spitze des ungarischen Heeres diesem schrecklichen Eroberer entgegen, zwang ihn, die Belagerung von Belgrad aufzugeben, schlug ihn bei verschiedenen Gelegenheiten und nöthigte ihn, um Frieden zu bitten. Wladislaus und Amurath beschworen im Jahre 1444 einen zehnjährigen Waffenstillstand. Der Letztere, der seines Glückes überdrüssig ward, gab das Scepter in die Hände seines Sohnes Muhamed II.; aber eine schändliche Treulosigkeit der Christen entzog ihn zu ihrem Unglück seiner Ruhe und Einsamkeit. Die Türken, die sich auf den Waffenstillstand verließen, den sie selbst getreulich hielten, ließen ihre Kriegsmacht nach Asien hinüber gehen. Den Christen war dies erwünscht und sie beschlossen, die Türken anzugreifen, weil sie glaubten, sie leicht überwinden und Europa von ihnen befreien zu können. Der Kardinal Julianus Cesarini,

Legat Eugens IV., ein heftiger, kriegerischer Mann, der sich in dem Kreuzzuge wider die Hussiten berühmt gemacht hatte, überredete sie, daß der Vergleich mit den Türken nicht verpflichtend, daß er nichtig und gottlos sei, weil er ohne Bewilligung des Papstes geschlossen wäre, und daß man ihn nicht nur brechen könne, sondern sogar brechen müsse. Eugen bestätigte diesen Ausspruch, befahl, den Waffenstillstand zu brechen, und entband Wladislaus, nach der seit Jahrhunderten zu Rom eingeführten Gewohnheit, seines Eides. Durch welch eine unglaubliche Verblendung konnte doch die lächerliche Maxime: daß man Ketzern und Ungläubigen keinen Glauben halten dürfe, die ersten Grundsätze der Vernunft und des natürlichen Gefühls von Recht und Unrecht umstoßen? Warum sah man doch nicht ein, daß die Lehre vom Meineide, wenn sie auch nur in der Anwendung bei irgend einer bald vorüberrauschenden Gelegenheit glücken sollte, nothwendig die traurigsten Folgen haben müsse; daß sie die Feinde berechtigte, gleichfalls mit Eiden zu spielen; daß sie alle öffentliche Treue und Glauben aufhebe; die Bande der menschlichen Gesellschaft zerreiße und Raub und Wuth an die Stelle des Völkerrechtes setze? Die Christen hatten nur zu sehr Ursache, ihren Betrug zu bereuen. Entbrannt von gerechtem Zorne und nur Rache athmend, baten die Türken ihren Amurath, daß er sich, weil sein Sohn Muhamed noch zu jung war, an ihre Spitze stellen möchte. Er zog den Feinden entgegen, schlug sie bei Varna in Bulgarien, und Wladislaus und der Kardinal Julianus fanden ihren Tod. Mehr zu bewundern ist es, daß der siegreiche Amurath zum zweiten Male der Regierung entsagte. Nachmals entrissen ihn seiner Einsamkeit die Heldenthaten Georg Castrioca's mit dem Zunamen Scanderbeg (Herr Alexander), der ein Sohn eines Fürsten von Albanien, ehemals Epirus, war. Dieser junge Held, der nach der Eroberung seines

Vaterlandes als Geißel fortgeführt und an dem Hofe Amuraths erzogen worden war, hatte sich bei diesem Letzteren durch seine ausgezeichneten Talente und seinen großen Muth in Gunst gesetzt. Bei der Nachricht von dem Ableben seines Vaters entschloß er sich, den Türken die Stadt Croja, die Hauptstadt in Albanien, zu entreißen, obgleich er nur wenig Truppen hatte. Einen Hofsekretair führte sein Weg nahe bei dem Lager vorbei. Scanderbeg zwang denselben zur Unterzeichnung eines Befehls an den Kommandanten von Croja, ihm die Stadt auszuliefern. Dieser unterschobene Befehl that seine Wirkung. Scanderbeg hieb die Besatzung nieder und zog die Landesbewohner unter seine Fahnen. Er benutzte den Vortheil, den ihm die Gebirge gaben, so gut, daß Amurath nie einen Sieg über ihn gewinnen konnte. Der Sultan starb im Jahre 1451. Sein Sohn und Nachfolger, Muhamed II., war das Schrecken der Christen. Er soll nicht ohne Kenntniß gewesen sein, mehrere Sprachen verstanden und Geschichten großer Helden und Staatsmänner, unter Anderm Plutarchs Lebensbeschreibungen, gelesen haben. Er war kriegerisch aus Neigung, despotisch im Gefühle der Uebermacht, wirthschaftlich, um zur Befriedigung der Herrschsucht desto mehr Mittel zu haben, und heuchelte eine äußere Religiosität aus gleicher Absicht. 22 Jahre alt, sonst auch heftigen Gemüths, und seinem bisher vielgeltenden Divan bald furchtbar, betrieb er, was er vornahm, selbst, und belebte dadurch die ohnedies schon große Thätigkeit der Seinigen doppelt. Sein erster und einziger Gedanke war die Eroberung von Konstantinopel, und die Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums. Der damalige Kaiser Konstantin XI. suchte zwar mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben, gab aber bald selbst durch seinen Eigennutz Gelegenheit zu einem Bruche.

Muhamed gab einem Nachkommen Bajazeths I.,

Namens Orchan, der in Konstantinopel lebte, einen Jahrgehalt, weil er dessen Ansprüche vielleicht fürchtete. Des Kaisers Räthe waren unpolitisch genug, die Verdoppelung dieses Gehaltes zu fordern, und diese Forderung zugleich mit der Drohung zu begleiten, den Orchan frei zu lassen, wenn sie nicht erfüllt würde; diese Drohung brachte den Muhamed auf's höchste gegen die Christen auf. Es kam nun bald zu offenbaren Feindseligkeiten (1452), und Schrecken verbreitete sich bald in Konstantinopel. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Muhamed selber machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosporus machten, ihn allein noch abhielt, die Belagerung anzufangen. Er vollendete dieselben noch im Herbste dieses Jahres, und ein Tribut, den er von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Natur und Kunst hatten sich vereinigt, um Konstantinopel zu einer Festung und zur Hauptstadt eines Reiches zu bilden. Gegen Norden umgab sie der Hellespont und das schwarze Meer, gegen Süden war der Archipelagus nicht fern. In ihrer dreieckigen Gestalt hatte sie den Umfang von vier deutschen Meilen, und auch jetzt noch eine Bevölkerung von 150,000 Einwohnern, ohne die Vorstädte zu rechnen, die von Ausländern, vornehmlich Genuesern, bewohnt wurden. Doppelte Mauern umgaben sie von der Seeseite; den übrigen Theil befestigten zwei Mauern mit 80 Thürmen und ein breiter tiefer Graben. Die Mündung des Hafens wurde durch eine ungeheure Kette gesperrt. Aber die Anzahl der Vertheidiger war zu klein für den ungeheuren Umfang der Stadt, und gegen die zahllosen Haufen der Belagerer. Ungefähr 8000 Mann regulirter Truppen und ein unordentlicher Haufen von 4000 Laien und Mönchen standen auf den Mauern unter den Befehlen eines Genuesers Justiniani, und in

dem Hafen, der zur Beherrscherin des Meeres bestimmt schien, lagen blos einige genuesische und venetianische Galeeren, denen das Auslaufen verwehrt war. Der Staat war blutarm, und die Privatleute, welche ja baares Vermögen besaßen, lagen auf ihren Geldsäcken in dumpfer Erwartung, die Mutter Gottes werde sie dafür beschützen, daß sie die reine Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes und vom ungesäuerten Brod im heiligen Abendmahl eben so hartnäckig vertheidigten, als sie die lateinischen Christen und den Papst sammt deren Gebräuchen und Lehrsätzen verabscheuten.

Den mit der Kette geschlossenen Hafen einzunehmen war nicht möglich. Da Muhamed darauf verzichten mußte, auf dem gewöhnlichen Wege in den Hafen zu gelangen, so beschloß er sich einen andern zu bahnen, und da er seine Schiffe nicht zu Wasser hinbringen konnte, so machte er Anstalten, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Brettern belegt; diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto besser rollten. So ward der Plan zu einem Unternehmen gemacht, das nicht weniger unglaublich scheint, als das Felsensprengen mit Essig, das Hannibal einst versuchte, wenn er nicht durch die eben angeführten Umstände wahrscheinlich und durch das einstimmige Zeugniß aller Schriftsteller bestätigt würde.

Sobald die vorläufigen Anstalten gemacht waren, wurden 80 leichte Fahrzeuge, von 30 bis 50 Rudern, an die Küste des Bosporus gebracht. Man setzte sie auf Rollen und zog sie durch Winden vorwärts. „So kletterte," wie ein berühmter Schriftsteller sagt, „diese türkische Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit axfgespannten Segeln über die Ebene und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen, an einer Stelle, die zu seicht war, als das die ungleich größeren Schiffe der Christen sich ihr hätten widersetzen können.

Diese Unternehmung verbreitete um so größeren Schrecken in der Stadt, je außerordentlicher und wunderbarer sie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der im Stande war, auch das Aeußerste zu wagen, und desto furchtbarer erschien, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte. Unter diesen Umständen bat der Kaiser Konstantin um Frieden, und erbot sich zur Bezahlung eines jährlichen Tributs. Aber Muhameds Gegenforderung, daß er ihm Konstantinopel für einen Theil von Macedonien und Thessalien überlassen und sich Thessalonich zur Residenz wählen sollte, das Mißtrauen in Muhameds Redlichkeit, die Thränen seiner Minister, die ihm noch immer mit Hoffnung auf fremde Hülfe schmeichelten, alle diese Umstände erweckten Konstantins schlummerndes Ehrgefühl und den Entschluß, sich lieber unter den Trümmern seiner Vaterstadt zu begraben, als sich dem grausamen Muhamed auf's Ungewisse zu übergeben. Sein Entschluß erhielt eine neue Stärke, als auf einmal das Gerücht erscholl, eine christliche Flotte sei von der einen und ein ungarisches Heer von der andern Seite zur Rettung Konstantinopels im Anzuge.

Ein panischer Schrecken überfiel die Belagerer bei dieser Nachricht und Muhamed stand auf dem Punkt, die Belagerung aufzuheben. Als er aber von der Falschheit des Gerüchtes sich überzeugt hatte, versäumte er nicht, die erste Bestürzung der Christen zu benutzen. Sobald er den obern Theil des Hafens mit seiner Flotte und seinen Truppen eingenommen hatte, baute er daselbst einen Damm oder vielmehr eine schwimmende Batterie. Diese besetzte er mit seiner schwersten Artillerie und beschoß damit unabläßig die Hafenseite. Zwar versuchten es die Christen, die Batterie in Brand zu stecken, allein der Versuch kam ihnen theuer zu stehen; sie verloren mehrere von ihren besten Schiffen und einen Theil ihrer erlesensten Mannschaft.

So von beiden Seiten geängstigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, sah Konstantinopel sein unvermeidliches Schicksal sich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landseite her hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt. Die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maße, als die Gefahr zunahm. Gebete, Versprechungen und eigenes Beispiel war Alles, wodurch Konstantin den Muth der Seinen beleben konnte; — zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind.

Muhamed glaubte, nunmehr sei der Zeitpunkt gekommen, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmungen mit Sieg krönen würde. Seine Anerbietungen, er forderte jetzt Tribut und Uebergang zu seiner Religion, waren verworfen worden; daher erklärte er, daß er entweder den Thron von Konstantinopel besteigen, oder sein Grab vor den Mauern der Stadt finden wolle. Die Veranstaltung zum Sturm wurde gemacht, und der Tag, den er dazu wählte, wurde nach astrologischen Deutungen bestimmt. Es war der 29. Mai des 1453sten Jahres, der 53ste Tag der Belagerung und der dritte Pfingsttag für die Christen.

Der Sturm begang mit fürchterlicher Wuth. Die unglücklichen Einwohner der Stadt sahen ihr Schicksal vor Augen. Ihr Kaiser bereitete sich zum Ehrentode eines Helden, und nahm sammt denen, welchen er ähnliche Empfindungen mittheilte, rührenden Abschied von Allem, was ihn an diese Welt fesseln konnte. Das Leben und die Stadt dem Feinde theuer zu verkaufen, gebot die Verzweiflung.

Muhamed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhmes sein sollte. Seine Truppen mußten daher die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeschrei schon den Belagerten die Schrecken des kom-

menden Tages verkündigten. „Gott ist Gott und Muhamed sein Prophet!“ ertönte es von allen Seiten her, während der Schein der türkischen Nachtfeuer den Horizont in Flammen zu setzen schien. Kaum aber begann der Tag anzubrechen, so änderte sich das Schauspiel. Ein fürchterliches Feuer von allen Batterien eröffnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, naheten sich die Schiffe und die Truppen den Mauern.

Die Christen hielten diesen ersten Angriff standhaft aus. Keines ihrer Geschosse flog vergebens; bei den dicken Haufen der vordringenden Feinde war es fast unmöglich, zu fehlen. Aber die Körper der Getödteten selber wurden ihnen nachtheilig, weil sie nur dazu dienten, den Nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den sie hinabgestürzt wurden.

Muhamed ließ immer neue Schaaren vorrücken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern der Truppen hinreichend gebahnt sei.

Der entscheidende Zeitpunkt war nun gekommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Corps der Janitscharen, bisher ruhig, um mit frischen Kräften fechten zu können, brach jetzt auf. Muhamed selbst, zu Pferde an der Spitze eines andern Corps von 10,000 Mann, unterstützte und ermunterte sie. Der Donner der Batterien ward von allen Seiten verdoppelt, und während ihre Dampfwolken die ganze blutige Scene verhüllten, drang dieser furchtbare Haufe gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Erschlagenen und die Ruinen der Mauern bahnten ihnen den Weg durch den Graben. Sie erreichten die zweite Mauer, und da jeder der Erste sein wollte, um den versprochenen Preis zu erhalten, so klimmten sie wie die Ameisen daran hinauf.

Hassan, ein Janitschar von riesenmäßiger Größe, soll der Erste gewesen sein, der die Mauer bestieg. Von 30 seiner Gefährten, die das Abenteuer zugleich mit ihm wagten, fielen 18, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wieder zurückgestoßen ward, so

folgten ihm dennoch Haufen von Andern, denen sein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs mit jedem Augenblicke, und das Siegesgeschrei der Türken war das Sterbelied des morgenländischen Reichs. Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Justiniani, der Genueser, war der Erste, den eine Wunde zwang, das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung, fand sie aber nur auf einige Tage, denn bald nachher starb er an seinen Wunden. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechts gewesen, sein Rückzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger.

Auf allen Seiten durch und über die Mauer drangen jetzt die Türken vor und erhoben ein wildes Geschrei: „Konstantinopel ist unser!" Auch jetzt noch bemühte sich der Kaiser, einem Strome Einhalt zu thun, der allenthalben seinen Damm durchbrach; aber vergebens waren alle seine Anstrengungen. Dennoch wollte er der Letzte sein, der weggerissen ward! Umgeben von seinen auserlesensten Kriegern, die reihenweise zu seinen Füßen fielen, kämpfte er so lange, bis die Wagschale gänzlich sank. Die letzte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war entschlossen, sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf er den Purpur von sich, der ihn auszeichnete, mischte sich auf's Neue in's Gefecht und verlor sich im Getümmel der Schlacht. Die Geschichte hat sein Ende nicht aufgezeichnet; er fiel von unbekannter Hand; aber begraben unter den Ruinen seiner Herrschaft, errichteten ihm diese zu gleicher Zeit sein Grab und sein glorreiches Monument.

Der Fall des Kaisers vollendete die Eroberung der Stadt. Während an der Landseite die Mauern erstiegen wurden, öffneten sich die Türken auch an der Hafenseite einen Eingang in die Stadt. Was noch

von Vertheidigern übrig war, ergriff schleunig die Flucht und suchte sich zu retten. Da ihnen die Wälle ihren Schutz versagt hatten, so suchten sie ihn bei den Altären. Tausende versammelten sich um eine konstantinische Säule, die der Aberglaube für ein Asyl hielt, es erschien aber kein Engel, der sie dem Schwerte der wüthenden Muselmänner entrissen hätte. Das Schrecken und das Getümmel verbreitete sich auch bald in die entfernten Gassen der Stadt. Weiber, Kinder und Alte suchten eben da Schutz, wo die Soldaten ihn suchten; die Meisten flüchteten sich in die Sophienkirche.

Am Abend des denkwürdigen Tages, der die Türken zu Herren der Stadt gemacht hatte, hielt Muhamed seinen triumphirenden Einzug in dieselbe. Er war zu Pferde, umgeben von seinen Wessiren und Bassen und von seiner Leibwache, und zog durch die Hauptstraße St. Romanus nach der Sophienkirche. Vor ihren Thoren stieg er von seinem Pferde. Sklaverei war das Loos der Unglücklichen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Die Kirche selbst wurde schleunig in eine Moschee verwandelt, denn schon am folgenden Tag konnte der moslemische Gottesdienst darin gehalten werden. Von dem Palaste des Kaisers nahm Muhamed Besitz.

Ganz Europa erschrak über des oströmischen Kaiserthums gänzliche Vernichtung, so unfehlbar sie auch voraus zu sehen gewesen war. Die Päpste forderten die gesammte Christenheit zur Vertreibung der Ungläubigen aus Europa auf; sie ließen Kreuzzüge predigen, und zogen selbst die Turkomanen, der Osmanen Stammbrüder, in eine große Koalition. Aber alle Anstrengungen waren vergebens; vielmehr griff Muhamed reißend um sich. Er bauete die Dardanellen, welche allen europäischen Schiffen den Eingang in den Hellespont wehren konnten, und vergrößerte beständig seine Seemacht, so daß er gegen Venedig

300 Segel mit 70,000 Mann auslaufen zu lassen vermochte. Mehrere Inseln im Archipelagus, Morea, Negroponte, Servien, bis auf die Festungen Sabacz und Belgrad, Epirus und Albanien mußten sich unterwerfen; die Genueser wurden aus der Krimm vertrieben, und das schwarze Meer ward gesperrt. Kurz, das Reich Konstantins des Großen hatte sein Ende erreicht, nachdem es seit seiner Stiftung 1121 Jahre gedauert hatte.

Johann Hunyades hatte den Ruhm, Belgrad, das von dem Sultane belagert ward, zu entsetzen. Die Rhodiser-, später Maltheserritter, widersetzten sich ihm auf ihrer Insel mit gleichem Erfolge. Aber nach Scanderbegs Tode eroberte er Albanien wieder; er bemächtigte sich Trapezunts, woselbst noch der Name eines griechischen Kaiserthumes übrig war, und seine Waffen drangen bis Triest. Er bedrohte Venedig, und sagte in Hinsicht auf die Vermählungsceremonie des Dogen mit dem adriatischen Meere: „daß er ihn seine Vermählung im Abgrunde des Meeres wolle vollziehen lassen." Seine Feldherren nahmen Otranto ein, und drangen in Calabrien vor. Italien, ganz Europa zitterte, wie zu den Zeiten der Araber.

Dieser furchtbare Eroberer starb in einem Alter, in welchem er noch die größten Unternehmungen hätte ausführen können; denn er war erst 51 Jahre alt.

Keine einzige europäische Macht ergriff die Waffen zur Rettung Konstantinopels, wozu man ohne Zweifel mehr Ursache gehabt hätte, als zur Eroberung Jerusalems. Aber die Schwäche der Staaten war Ursache, warum den ottomanischen Waffen so wenig Hindernisse entgegen traten.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Populäre Weltgeschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis zur Gegenwart

Bd.: 4

Leipzig [ca. 1846]

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.1,292(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094057-1